

FRITZ M. REBHANN

---

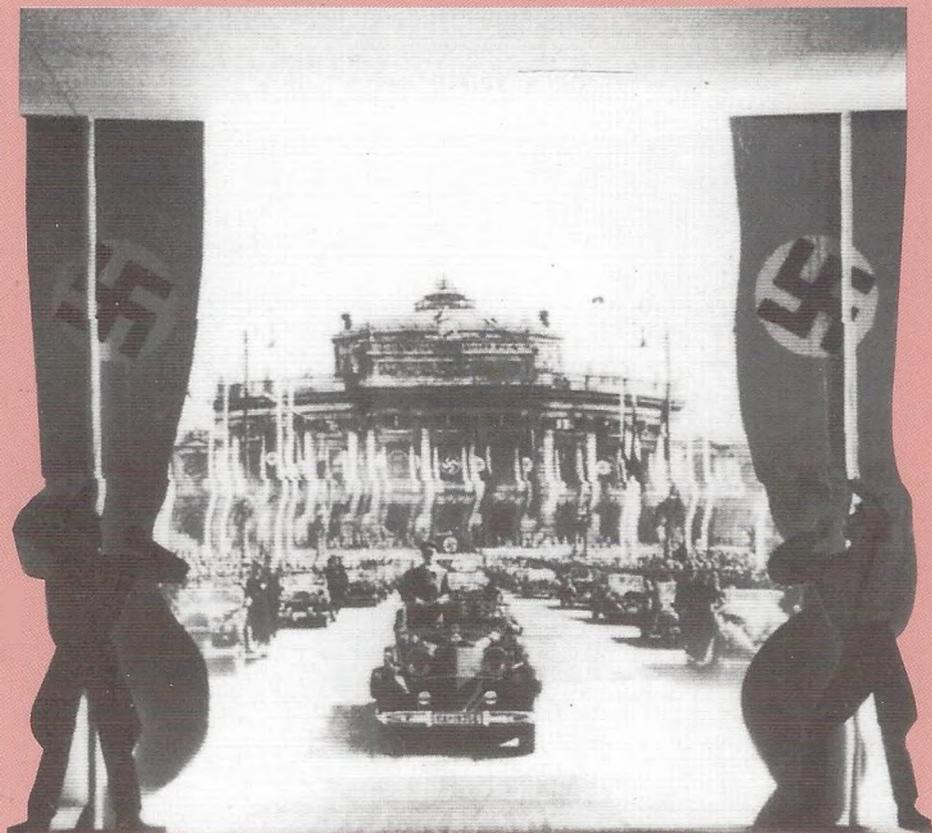
---

DIE BRAUNEN JAHRE

---

---

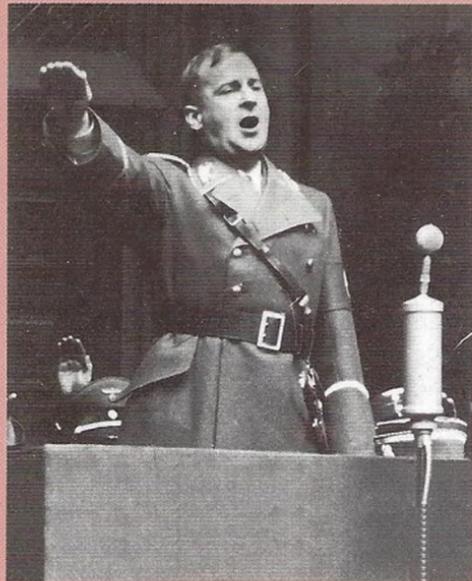
WIEN 1938 – 1945



---

---

EDITION ATELIER



HANS NEUBACHER



HANNS BLASCHKE



BALDUR von SCHIRACH



ARTHUR SEYSS-INQUART

Die braunen Jahre, das ist die Zeit zwischen 1938 und 1945 in Wien. Vom Anschluß bis zum bitteren Ende im April und Mai 1945 wird in einem breit aufgefächerten, mit vielen signifikanten Details bereicherten Bild die Ära des Nationalsozialismus in Wien dargestellt. Rebhann zeigt die unlösbare Verquickung „kultureller Glanzleistungen“ mit der Propagandamaschinerie und den Perversitäten eines Gesellschafts-systems, das den Todeskeim von Beginn an in sich trägt, ja tragen muß. Er schildert die großen Zusammenhänge des Zweiten Weltkrieges und deren Einfluß auf die Entwicklung Wiens in jenen Jahren. Wir erfahren vom dynamischen Schwung der frühen Kriegsjahre, von den ersten Zeichen der großen Wende auf den Schlachtfeldern und der Unfähigkeit der braunen Machthaber, darauf anders als mit brutaler Grausamkeit und banaler Rhetorik zu reagieren. Vor allem aber wird vom alltäglichen Leben und Sterben in der Gaustadt Wien berichtet. Reichsstatthalter Baldur von Schirach dilettiert als Außenpolitiker und Schutzherr der Mission Wiens im Südosten Europas, ohne dabei Anerkennung und Erfolg zu ernten, die braunen Kämpfer der Stadt können sich am Triumph Adolf Hitlers nur halben Herzens erfreuen. Grillparzer, Raimund und Mozart müssen den Machthabern dienlich sein. Bürgermeister Hanns Blaschke bewegen noch in den letzten Wochen des Dritten Reiches die Erinnerungen an Schönereger, Lueger und das glanzvolle Anschlußjahr zu kühnen Plänen. Das Kultur-

leben treibt seltsame Blüten, gleichzeitig wüten die Blutgerichte unter den Gegnern des Regimes. Im Frühjahr 1944 bombardieren die Amerikaner erstmals den Raum Wien. Das Attentat auf Hitler und das Gedenken an den Dollfuß-Mord im Jahre 1934 erschrecken Anhänger und Widersacher. Die braune „Kultur“ stirbt, doch immer noch stemmen sich Machtwahn, Judenhaß und Führerglaube gegen die Entwicklung des Krieges. Der Winter 1944/45 begräbt die letzten Hoffnungen. Schirach flüchtet und überläßt die Stadt ihrem tragischen Schicksal.

Fritz M. Rebhann arbeitet seit mehr als drei Jahrzehnten als Zeithistoriker und Publizist. Er leitete viele Jahre lang eine österreichische Fachzeitschrift, hielt Vorträge und veröffentlichte zahlreiche Aufsätze und Bücher. Seinen Bemühungen als Naturschutzreferent Wiens verdankt die Stadt viel.

© 1995 by Edition Atelier im  
Wiener Journal Zeitschriftenverlag G.m.b.H.  
Alle Rechte vorbehalten.  
Herstellung: Berger, Horn

ISBN 3-8530-8013-8

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

## INHALT

Der Auftakt.....	5
Die Kulturämter kommen.....	19
Geistespause und DAF-Theater.....	31
Die Verwaltungsgruppe VIII.....	40
Hauptstadt der Musik .....	49
Die neue Blüte.....	56
Verwandlung .....	65
Revision der Positionen.....	72
Stille und Scham.....	83
Ohne falsches Pathos.....	88
Der Blutorden.....	93
Feuchter Frühling .....	98
Reichsbedeutung im Südosten.....	104
Eine Jahresbilanz.....	111
Der Balkankrieg .....	124
Die Grillparzer-Woche .....	134
Das schlechtere Papier.....	140
Die Fähnlein auf den Lanzen.....	147
Der Idealzustand.....	158
Stadt in Leibesübungen .....	165
Das Mozart-Fest .....	172
Neues Ringen .....	177
Die Stunde der Offiziere.....	185
Ein Jugendkongress.....	194
Beruhigung im letzten Saal .....	204
Der Marsch, den Horst Wessel begonnen .....	213
Ein Mittag im August.....	221
Die alten Kämpfer kommen .....	224
Die grosse Erinnerung.....	227
Am Hof der unabsetzbaren Königin.....	231
Die nordische Gesellschaft.....	235
Preise, Charme und letzte Kräfte.....	240
Bomben aus Amerika .....	243
Die ersten Raids .....	247
Ein Sommer voll Blut.....	250
Werbung um jeden Preis .....	254
Der Schatten des Dr. Dollfuss .....	258
Kehraus im Ratsherrensaal .....	263
Reichsgau im Herbst .....	266
Das Theater stirbt .....	270

Ein vergeblicher Husarenstreich	273
Wien – offene Stadt .....	275
Neujahr der Moslems .....	280
Kopf im Sand .....	283
Oper und Burg .....	290
Auf der Flucht und im Versteck	299
Musik für Mährisch-Budwitz...	303
Ein Ende mit Schrecken.....	307
Finale in Wien.....	312
Nachwort.....	317
Personenregister.....	319

## DER AUFTAKT

Am Donnerstag, dem 10. März 1938, fand abends im grossen Festsaal des Wiener Rathauses ein Singen mehrerer Chöre von Gemeindebediensteten statt, wobei man den Bürgermeister durch Vorträge geistlichen Inhalts zu erfreuen hoffte. Schmitz kam von politischen Besprechungen sehr verspätet zu dieser Veranstaltung und fiel durch sein gedrücktes Wesen auf. Am darauffolgenden Tag stand er als Nachfolger Dr. Schuschniggs und Urheber von Widerstandsplänen in Diskussion. Auch sein telephonischer Versuch, in Paris stärkere Unterstützung der österreichischen Sache zu finden, wurde der engeren Umgebung bekannt. Schmitz, dessen Bezirkskundgebungen seit Anfang März bereits von braunen Schlägertrupps gestört wurden, war auch während der ultimativen Vorsprache des deutschen Militärattachés Muff beim Bundespräsidenten anwesend und hatte mit Erstgenanntem einen erregten Wortwechsel.

Rund um das Rathaus fanden am 11. März, als die deutsche Wehrmacht an die Grenzübergänge vorrückte, mehrere Demonstrationen statt. In den späten Nachmittagsstunden erschien Vizebürgermeister Fritz Lahr mit einigen Nationalsozialisten vor den fürsorglich geschlossenen Gittertoren des Gebäudes und beehrte Einlass wie Aussprache mit Richard Schmitz, der nur noch von wenigen Beamten und dem Kommandanten der Rathauswache umgeben war. Lahr gab sich dem aufs Höchste befremdeten Bürgermeister als Vertreter des kommenden Regimes zu erkennen und erklärte, Schmitz solle froh sein, dass kein extremer Verfechter des Nationalsozialismus vor ihm stehe. Lahr forderte die Hissung einer Hakenkreuzfahne am Rathaus und machte sich erbötig, diese zu besorgen. Nach diesem Zwischenspiel ging Richard Schmitz in seine Räumlichkeiten, erschien gegen 23 Uhr abermals, um die letzten noch wartenden Mitarbeiter kurz zu verabschieden. Richard Schmitz hatte bereits die meisten Beamten des Präsidialbüros, die den Nachmittag über Akte und Aufzeichnungen in altertümlichen Zusatzöfen neben der Zentralheizung verbrannten, gegen 19 Uhr nach Hause entlassen. Nun zog er sich zu seiner Familie in die Dienstwohnung im ersten Stock des Rathauses zurück, vor deren Türen alsbald bewaffnete Zivilisten Aufstellung nahmen. Familie Schmitz war mit Ausnahme des ältesten Sohnes, der sich auf Hochzeitsreise in Italien befand, noch der darauffolgende Tag zum Abschiednehmen vergönnt. Die beiden jüngsten Töchter wurden von der Mutter an den etwas erstaunten Wächtern vorbei ins Freie gebracht und in ein Mädchenpensionat abgeliefert. Vielleicht hätte sogar der Vater noch die Wohnung verlassen und über den Keller des Rathauses flüchten können. Beim Durchschreiten des Portals wäre er ja zweifellos von den immer zahlreicher aufkreuzenden SS-Leuten angehalten worden. Aber Schmitz lehnte es ab, sich auf diese Weise zu entfernen, ja er glaubte, durch sein Ausharren den Angehörigen und den Gesinnungsgenossen das künftige Schicksal zu erleichtern.

Am Vormittag des 13. März 1938, als bereits immer häufiger in der Dienstwohnung von der SS Nachschau gehalten und verschiedene Dinge gesucht worden waren, kam das Verhaftungskommando und holte Richard Schmitz ab. Die übrige Familie musste so rasch wie möglich die Dienstwohnung räumen, ihre Mietwohnung in der Hinterbrühl blieb ihr verschlossen. Auch ihr persönliches Mobiliar galt zunächst als beschlagnahmt, es wurde erneut durchsucht und sichergestellt. Allerdings fand sich nichts Bedeutungsvolles mehr, auch unter dem frischgelegten Fussboden in der Hinterbrühler Wohnung waren weder Maschinengewehre noch Banknoten versteckt, wie Gerüchtemacher im März 1938 überall erzählten. Die Verhaftung des Richard Schmitz erfolgte erst, als der Anschluss Österreichs formell war. In

seinem Fall hatte man damit so lange gewartet und ihn während der Stunden vorher nur de facto unter Hausarrest gestellt, d.h. vor jedem der vier Eingänge zur Bürgermeisterwohnung waren Bewaffnete postiert, die auf seine Anwesenheit achtgaben. Bei der Festnahme brach die Gattin des Bürgermeisters bewusstlos zusammen; Schmitz wandte sich ihr zu, wurde jedoch von den Häschern fortgezogen.

In der Nacht zum 12. März 1938 hatte eine SS-Standarte das Rathaus besetzt, und Fritz Lahr begann als kommissarischer Bürgermeister zu amtieren. Die Umbenennung des Rathausplatzes in Adolf-Hitler-Platz geht auf seinen Telegrammwechsel mit dem Führer zurück, woran auch ein neuer Vizebürgermeister, der Druckereibesitzer Gratzenberger, beteiligt war. Beide Herren eilten hernach zur Begrüssung der deutschen Truppentransporte, die am Matzleinsdorfer Frachtenbahnhof eintrafen. Diese Sonderzüge kamen selbstverständlich später als jenes eindrucksvolle Geschwader, das am Vormittag des 12. März im Tiefflug über Wien hinwegdonnerte und Zettel mit einer Grussbotschaft Deutschlands abwarf.

Der Jubel, der Adolf Hitler am 12. abends in Linz empfing, überraschte und veranlasste ihn, seine Bedenken bezüglich einer totalen Angliederung Österreichs an Deutschland und der völligen Auslöschung der Eigenstaatlichkeit des Landes geringer als noch vor Stunden zu bewerten. Die Strassen in Wien und in den Landeshauptstädten schienen plötzlich verwandelt. Jeder stand stramm und riss den rechten Arm in die Höhe, versilberte Hakenkreuze zierte die Revers und Blusen, weisse Hemden belebten das Bild. Im Radio rezitierten pathetisch Sprecher zwischen den neuartigen, preussischen Liedern von der Märkischen Heide, die des Märkers Freude sei, den harmlosen Ottokar Kernstock, von dem bekanntlich auch die alte Bundeshymne stammte: «... Deutsch sein und zusammenhalten, alles andere möge Gott walten!» Findige verkauften Partezettel, worauf unter weihevollen Kreuzen gedruckt stand, wie dieses Österreich soeben basiliskenhaft kriept sei. Als Unterschrift standen die «tiefsitzenden Hinterbliebenen», d.h. die Repräsentanten der Systemzeit, obwohl das mit dem Einsitzen im Gefängnis bei mehreren nicht stimmte. Aber wer nahm das schon so genau! Und wenn dann der eine oder andere nach Stunden oder Tagen zu überlegen anfang und zu merken begann, welche Flut Unbekannter mit deutschem Akzent die Geschäfte überschwemmte und alles mit einem für die Reichsmark sehr günstigen Umwechslungskurs leerkauft oder wie dürftig manches war, das da über den Inn hereingebracht wurde, dann waren gleich diverse Lehrer zur Stelle, die ihm die Situation erklärten und achtgaben, dass er nicht weiter darüber nachdachte. Barocker Überschwang mischte sich mit Furchtsamkeit, nachdem offenbar geworden war, dass die neuen Machthaber der in Etappen zurückkehrenden österreichischen Legion und den im Lande gebliebenen Illegalen wohl keine «Nacht der langen Messer» gestattet bzw. nach den ersten Mordtaten in Wien und Linz Einhalt geboten, dass aber betont vaterländisches Verhalten Folgen hatte, dass es KZs und gerichtliche Anklagen gab. Als Novum galt, dass man für Taten, die zur Zeit ihrer Durchführung oft mehr als gesetzlich waren, die Freiheit und sogar das Leben verlor. Die Zahlenangaben bezüglich der Verhafteten während der ersten sechs Wochen schwanken zwischen 50.000 und 76.000, wovon der grössere Teil sicherlich nur kurzfristig inhaftiert war. Die vaterländische Prominenz, die Monarchistenführer, die Revolutionären Sozialisten und Kommunisten sowie die Führer der Judenschaft wurden einer schnellen Entlassung hingegen nicht teilhaftig.

Noch ein Wort zur Jugendbetreuung, die sich vor und nach dem 12. März 1938 wie Tag und Nacht unterschied. Das Generationsproblem war in den letzten Jahren trotz diverser katholischer Vereinstätigkeit und den Versuchen des «Österreichischen Jungvolks» mit seinen nicht sehr populären Hilfsaktionen, Lagern und Freizeitstunden immer drückender geworden. Daran änderte auch ein heute mitunter schwer vorstellbarer Hochstand persönlicher Moral unter dem klösterlich beeinflussten Teil weiblicher Jugend nichts, im Gegenteil, am

12. März und später brachen die Dämme auch in dieser Hinsicht. Auf einmal war jung sein, an den Führer glauben und über die Alten lächeln das grosse Erfordernis der Zukunft. Ein pseudopatriarchalischer Gesellschaftsbau löste sich vor dem festen Tritt junger Burschen und Mädchen ins Nichts auf, Lehrer und Väter schwiegen dazu oder suchten linkisch mitzutun. Diese offizielle Sturm-und-Drang-Periode ebte erst während der Kriegsgefahr im Herbst 1938 etwas ab, zumal die Postenrauferei in Partei und Staat meist zugunsten der Jugend entschieden und damit eine neue arrivierte Schicht gebildet wurde, die jetzt etwas mehr Ruhe benötigte. Bis dahin hüpfen die Teenager zu Hunderten über Freudenfeuer und schockierten lautstark mit Sprüchlein, wie «Juden, Russen, Tschechen, Polen, alle soll der Teufel holen», oder «Henkt die Juden, stellt die Pfaffen an die Wand!» Die anderen, die ratlos abseits standen, fielen nicht weiter auf. Der Eintritt in die nunmehr legale Hitler-Jugend bzw. in den Bund Deutscher Mädel wurde mit allen psychischen Mitteln forciert. Denn die Jugendorganisation sperrte sich nicht, wie etwa die Partei, gegen die sogenannten Märzveigerln, gegen Überläufer oder bislang Unpolitische.

In den Nachmittagsstunden des 13. März erging an einige Rathausfunktionäre der Auftrag, den von Dr. Seyss-Inquart ernannten Bürgermeister Wiens, Neubacher, von dessen Villa in Gersthof abzuholen und in die Stadtverwaltung einzupflanzen.

Der Abend und die Nacht von Freitag auf Samstag, also vom 11. auf 12. März 1938, waren voll von Begeisterung, Entschlüssen, unbegründetem Vertrauen, Todesverlangen oder nicht wiedergutzumachender Passivität. Kajetan Mühlmann, der nicht nur Hitler und Ribbentrop auf dem Obersalzberg mit Ratschlägen gedient hatte, sondern auch mit dem Architekten Clemens Holzmeister, dem Schriftsteller Karl Heinrich Waggerl sowie dem VF-Minister und Lyriker Guido Zernatto befreundet war, entliess Letztgenannten durch eine in diesen Stunden stark frequentierte und wenig kontrollierte Seitenpforte des Bundeskanzleramtes. Zernatto trat unter Zurücklassung von Hut und Mantel den Weg nach dem österreichischen Konsulat in Pressburg an. Im Haus auf der Hohen Warte, in dem Frau Alma Mahler-Werfel oft die Spitzen des Wiener Kulturlebens empfangen und den Bundeskanzler bewirtet hatte, wurde der Aufbruch nach Prag bzw. nach Italien vorbereitet. Die Tage, da sich Alban Berg von Almas Intervention Hoffnung für ein Debüt Erich Kleibers als progressiven Staatsoperndirektor versprochen hatte, waren noch nah und doch unwiederbringlich vorbei. Auf der Bundesstrasse nach Pressburg fuhr der Kunstfreund und Europapolitiker Coudenhove-Kalergi. Dort wird er erfahren, dass die Räumlichkeiten seines Zentralbüros in der Hofburg von Dr. Seyss-Inquart übernommen, seine Archive und Bücherlager der Vernichtung anheimgegeben sind. Die Familie Dollfuss und Bundesminister Stockinger überschritten die Grenze ebenfalls bei Pressburg, wahrscheinlich mit italienischer Hilfe. Nur besonders rekommandierten Personen gelang in dieser Nacht der Grenzübergang, da die Anrainer des österreichischen Territoriums sofort alle Einreisebedingungen verschärfen und restriktive Massnahmen deutscherseits auf dem Fusse folgten.

Die Einteilung des Anschlussstundenplans, wonach Josef Bürckel bereits am 11. März, der Reichsführer SS Himmler, SS-Gruppenführer Heydrich und Polizeigeneral Dalugege zumindest schon am 12. März um 5 Uhr früh in Wien zu agieren begannen, während die nationalsozialistische, 72-stündige Bundesregierung am Abend des gleichen Tages noch «unter sich» durch einen Fackelzug feiern durfte und deutsche Spitzenpanzer erst später den Stadtrand überrollten, schien lückenlos. Der Völkerrechtler und Universitätslehrer Verdross wird allerdings später in seinen Schriften diesen Vorgang als eine «kriegsmässige Okkupation» bezeichnen, da das von Berlin geforderte Telegramm zwecks Bitte um Truppenentsendung seitens der neugebildeten Bundesregierung unterblieben war und das Anschlussgesetz mit eben dieser Regierung nicht diskutiert, sondern ihr lediglich zur Veröffentlichung übergeben

wurde. Übrigens ist auch dieses letzte österreichische Kabinett vom Bundespräsidenten, der am Nachmittag des 11. März von Bürgermeister Schmitz beraten wurde, nach vergeblicher Intervention Feys deshalb ernannt worden, um den angedrohten Einmarsch unnötig zu machen bzw. die anrückende SA zu beruhigen.

Adolf Hitler hatte in seiner militärischen Berliner Besprechung am 10. November 1937 die zwangsweise Emigration von einer Million Menschen aus Österreich in Erwägung gezogen. Damit war aber nicht gesagt, dass die individuelle Auswanderung in Länder nach eigener Wahl und zu beliebigem Zeitpunkt erwünscht sei. Als markante Beispiele im kulturellen Bereich mögen der Dichter Carl Zuckmayer sowie der Josefstadtdirektor Dr. Ernst Lothar gelten, der einige Nächte vorher dem Bundeskanzler im Belvedere die Bestellung Bruno Walters zum Staatsoperndirektor vorgeschlagen hatte und dem man wenige Tage nach dem 12. März erhebliche Schwierigkeiten bei der Fahrt von Wien in die Schweiz bereitete. Zuckmayer gelang nur unter Vorspiegelung falscher Tatsachen der Grenzübergang bei Feldkirch, nachdem er hierzulande mit Lernet-Holenia trübe Gedanken und Abschiedsworte ausgetauscht hatte. Baron Rothschild liess man in seinem Palais noch zu Ende soupieren, bevor man ihn arretierte und später, nach Regelung der finanziellen Seite, ins Ausland abschoob. Staatssekretär Zehner wurde bei der Verhaftung erschossen, der Bundeskommissär für Heimatdienst, Adam, starb an den Qualen der KZ-Behandlung ebendort. Der sozialdemokratische Finanzstadtrat Danneberg versuchte den Grenzübergang in die Tschechoslowakei, wurde abgewiesen und kehrte entmutigt nach Wien zurück, wo sein Schicksal als Jude besiegelt war. Prinzessin Bonaparte vermittelte später mit Mühe die Übersiedlung des alten Wissenschaftlers Sigmund Freud nach London; der Wiener Kabarettist Hermann Leopoldi musste bereits aus einem Konzentrationslager ins Schlafwagenabteil des Ausreisezuges verfrachtet werden. Der Schriftsteller Raoul Auernheimer, für dessen Entlassung aus dem KZ und Amerikafahrt Emil Ludwig intervenierte, hatte noch einige Wochen vor dem Anschluss in seinem neuesten Werk philosophiert: «Ist der Wiener ein Deutscher? Schwer zu beantworten; er ist doch kein Deutscher. Er ist doch ein Deutscher. Und alle diese Bedingtheiten und Einschränkungen hat er mit dem Österreicher, hat Wien mit Österreich gemein ... Denn Wien ist Österreich – wenngleich Österreich nicht immer Wien ist. Tatsächlich, die Flucht war für alle gleich schwierig, ob sie nun aus der ehemaligen Bundeshauptstadt oder aus den ehemaligen Bundesländern kamen.

Auch kleine Leute, etwa Amtswalter oder VF-Zettelverteiler und Jugendführer, wurden zumindest einige Zeit inhaftiert und nachher unter Polizei- oder SA-Aufsicht dazu verhalten, durch besondere Fleissaufgaben den Weg ins Dritte Reich zu beschreiten. Vizekanzler a. D. Emil Fey lebte noch einige Tage relativ ungeschoren, bis ihm hinterbracht wurde, dass er bei der offiziellen Wiederaufröhlung der Vorgänge im Juli 1934 eine besonders tragische Rolle spielen sollte. Er beging daraufhin samt seiner Familie Selbstmord, doch sind die näheren Umstände dieser Tragödie bis heute nicht völlig erhellt worden. Die Körper wurden nachher sofort in hülsenartigen Metallsärgen von der Polizei abtransportiert. Fey hatte sich übrigens am Nachmittag des 12. März mit anderen ehemaligen Heimwehrführern Am Hof getroffen und nachher von Miklas die Betrauung als Bundeskanzler verlangt. Der Präsident lehnte damals ab.

Im Rathaus schienen mit dem Umbruch alle Zweifel über deutsch und österreichisch endgültig beseitigt zu sein. Seit 12. März war Obersenatsrat Dr. Rudolf Horneck Magistratsdirektor. Die Beamtschaft wurde, wie dies auch bei anderen öffentlichen Dienststellen geschah, am 15. März 1938 geschlossen zur Annexions-Feier vor der Hofburg geleitet. Die Entfernung missliebiger Elemente, deren Versetzung, Enthebung oder Verfolgung, wurde je nach der Sachlage intensiviert. Das Rot-Weiss-Rot-Buch der österreichischen Bundesregierung aus dem Jahre 1946 enthält hierüber folgenden Passus: «Beim Magistrat Wien erfolg-

ten 1091 Entlassungen und Massregelungen, darunter nicht weniger als 396 leitende Funktionäre ... (54 Hingerichtete, lebenslänglich Verurteilte, ins KZ Verschickte usw. werden für den Bereich der Städtischen Feuerwehr angegeben, 17 Hingerichtete bei den Städtischen Gaswerken. Auf der Erinnerungstafel der Städtischen Strassenbahnen im Bahnhof Speising sind 4 Hingerichtete verzeichnet.)» Drei Dutzend Getötete (1934-1945) stehen auf der Ehrentafel der Strassenbahndirektion Favoritenstrasse.

Freilich, die Trennung Wiens von seiner österreichischen Mission und das Abschälen des von Juden mitbestimmten Kulturgutes war keine leichte Aufgabe. Adolf Hitler selbst gibt 1925 in «Mein Kampf» an, dass er sich zwischen 1908 und 1912 hier darüber den Kopf zerbrochen habe. Die Stadt, die in ihm «auch heute nur trübe Gedanken erwecken kann», war ihm als «Rassenkonglomerat» widerwärtig: «Die christlich-soziale Bewegung besass eine unklare Vorstellung über das Ziel der deutschen Wiedergeburt, begriff die Bedeutung der sozialen Frage, irrte in ihrem Kampf gegen das Judentum und besass keine Ahnung von der Macht des nationalen Gedankens ... Je länger ich in dieser Stadt weilte, umso mehr stieg mein Hass gegen das fremde Völkergemisch, das diese alte deutsche Kulturstätte zu zerfressen begann... Ausser meiner Baukunst, dem seltenen, vom Munde abgesparten Besuch der Oper hatte ich als einzige Freude nur mehr Bücher.»

Von Adolf Hitlers Anhänger Hanns Blaschke, den wir sehr bald eingehend kennenlernen werden, trennt Hitler eine sprachliche Grundeinstellung. Der Führer gab seiner Abneigung gegen den Wiener Dialekt wiederholt Ausdruck, während sich besagter Blaschke mit Vorliebe dieses Idioms bediente. Was trägt nun Hanns Blaschke, selbstverständlich in Hochdeutsch, da es sich ja um eine amtliche Auslassung handelt, zu Hitlers Erklärung der Wiener Zustände vor dem Ersten Weltkrieg bei? Zunächst bringt er sie auf die Jahre bis 1938 sinngemäss zur Anwendung: «Der aus dem Liberalismus und dem ‚Laisser-faire‘ hervorkommende Individualismus, über den das Chaos des Jahres 1918, die marxistischen Experimente der Folgejahre und schliesslich das geistige Mittelalter hinweggebraust waren, war kein geeigneter Nährboden für ein kulturelles Gemeinschaftsleben. Vom Judentum geistig und rassistisch zersetzt, stand unser Volk in seinen breiten Massen ohne starke Gesinnung, ohne Glauben, ohne Weltanschauung in einer Zeit innerer hoffnungsloser Erbärmlichkeit. Die Künstler und Kunstverbände standen einsam und voneinander isoliert diesem Treiben hilflos gegenüber, das erloschene Mäzenatentum einer geistigen und gesellschaftlichen Aristokratie, die Öde einer versiegenden Kulturperiode zwang sie, dem Schieber und Börsenjobber dienstbar zu sein oder zufällig aufgestöberter Gelegenheitsarbeit im Wirtschaftskampf des Lebens nachzujagen. Die Verwaltung begnügte sich mit unorganischen Flickmassnahmen, die sich mehr oder weniger zwangsläufig im Rahmen ihrer immer bescheidener werdenden Erhaltungstätigkeit ergaben.»

Herr Blaschke meint weiters in der gleichen Publikation: «Als in den Märztagen des Jahres 1938 das Glockengeläute und der unbeschreibliche Jubel, der Strassen und Plätze auch dieser Stadt erfüllte, abgeklungen war, fanden sich auf den einzelnen Fachgebieten Aufgaben von kaum zu bewältigender Grösse und Fülle vor. In dem unbeschreiblichen Gestaltungsdrang der neuen Zeit mussten die notwendigen Reformen auf den einzelnen Fachgebieten nach ihrer Dringlichkeit und Lebensnotwendigkeit vollzogen werden. Der in den langen und harten Kampffahren der Ostmark gestaute Idealismus wollte sich ausleben und suchte allenthalben nach Grundlagen. Gerade auf dem Gebiet der Kunstpflege jedoch war verwaltungsmässig so gut wie nichts vorhanden ...»

Ab 13. März war dem von Blaschke erwähnten Gestaltungsdrang freie Bahn gegeben. Mit Bürgermeister Dipl.-Ing. Neubacher kamen auch zwei neue Vizebürgermeister ins Rathaus, und zwar der Rudolfsheimer Lederarbeiter Franz Richter und der Bankbeamte Thomas Ko-

zich. Beide waren «alte Kämpfer», der Erstgenannte hatte einmal als Gauleiter fungiert. Kozich kletterte in der SA zum Brigadeführer empor und fühlte sich der Jugendpflege und sportlichen Angelegenheiten zugetan. «Gleich nach der Machtübernahme wurde in engster Zusammenarbeit mit der Hitler-Jugend das Amt für Jugendpflege geschaffen, das dazu berufen ist, für Erziehung und Pflege der deutschen Jugend in unserer Stadt zu sorgen», stellte Kozich etwas später in dem Sammelwerk «Wien, Geschichte, Kunst – Leben», das Dr. A. Haasbauer zusammentrug, fest. Und weiter: «Vor allem galt es, der Jugend entsprechende Heime zu schaffen. Die Stadtverwaltung wusste, dass hier ein Bedürfnis vorlag, das dem Wohnungsbedürfnis gleichgestellt werden musste... Die Volkstumsarbeit der Jugend, das Lichtbild- und Rundfunkwesen, das Jugendschrifttum, die Bekämpfung von Schmutz und Schund, das alles sind Aufgaben unseres Amtes für Jugendpflege. Der Wiener Sport gilt im Ausland nicht weniger als die Wiener Kultur, die Wiener Musik. Wiens Fussballer, Wiens Eisläufer, die starken Männer unserer Donaustadt, aber auch unsere Wintersportler haben in der ganzen Welt schönste Erfolge errungen... Wiens Faustkämpfer sind hohe Klasse.»

Am Tage der Ernennung der drei Wiener Bürgermeister, also am 13. März, wurde der Gauleiter der Saarpfalz, Josef Bürckel, vom Führer mit der kommissarischen Leitung der hiesigen NSDAP und der Vorbereitung einer Volksabstimmung betraut. Auch der Reichsjugendführer Baldur von Schirach war bereits da und bildete das Hitler-Jugend-Obergebiet Österreich. Am 15. März wurde die österreichische Bundesregierung des Dr. Seyss-Inquart durch einen Führererlass zur Landesregierung abgewertet. Mit gleichem Datum ernannte Bürgermeister Neubacher einen weiteren Vizebürgermeister, nämlich den eben zitierten SS-Führer Dipl.-Ing. Hanns Blaschke, während sich innerhalb des Künstlerhauspräsidiums über Auftrag des Parteichefs und Kabinettsmitgliedes Major a. D. Klausner ein provisorisches nationalsozialistisches Kulturamt entfaltete. Die Leitung übernahm der Schriftsteller Hermann Stuppäck, der sich mit seinen «Blauen Hügeln» in Weinhebernähe gewagt hatte. Seine Dienststelle setzte unverweilt in Wiener Theatern, Akademien, Vereinigungen usw. kommissarische Leiter ein. Schon waren die Direktionen der Volksoper, des Theaters in der Josefstadt, des Scalatheaters und der Komödie zurückgetreten, die Zellenleiter regierten allorts, und ins Burgtheater zog Dr. Mirko Jelusich ein. 48 Stunden später übernahm Rudolf Haybach die kommissarische Leitung der österreichischen Kunststelle. Die Urania stellte sich kommissarisch unter das Motto «Volksaufklärung». Am 18. März wurde Dr. Georg Gruber Kommissar der Wiener Sängerknaben und tags darauf erhielt die Universität ihre kommissarische Leitung. Im Rundfunk räumten der kommissarische Leiter Dr. Franz Pesendorfer und der für die künstlerische Gestaltung verantwortliche SS-Hauptsturmführer Dr. E. Geutebrück auf. Wo früher die Stimme Josef Schmids, der bald in einem Schweizer Flüchtlingslager sterben sollte, die RAVAG-Hörer verzaubert hatte, erklang jetzt öfter das in der Verbots-Zeit der österreichischen Nationalsozialisten entstandene Jungarbeiterlied: «Es pfeift von allen Dächern für heut' die Arbeit aus.»

Am 17. März fanden die Vereidigung der städtischen Bediensteten auf den Führer und die erste Fidelio-Übertragung aus der Staatsoper über alle deutschen Sender statt. Major a. D. Klausner, der noch am 13. März zum Minister für politische Willensbildung ernannt worden war, bestellte am 14. März den Chef des politischen Amtes in der Bundesleitung Österreich der NSDAP, Dr. Friedrich Rainer, zum Führer der Deutsch-österreichischen Hirn- und Sportfront. Dieses Datum gilt auch für die offizielle Ernennung Dr. Seyss-Inquarts, nunmehr SS-Gruppenführer, zum Reichsstatthalter von Österreich. Am nächsten Morgen fand in der Akademie der Bildenden Künste eine Kundgebung für den «Schirmherrn» Adolf Hitler statt, wobei der Generalbeauftragte des Landeskulturamtes der NSDAP für Bildende Kunst, der akademische Maler Professor Leopold Blauensteiner, keinen Zweifel über seine Entschlossenheit liess, bei allen einschlägigen Dingen fürderhin mitzureden.

Blauensteiner wandte sich kurz darauf in der Presse gegen Demolierungen und Kitsch im Wiener Stadtbild. In den folgenden Tagen wurde die Anschlussfeier der Wiener Secession unter Architekt Professor Dr. Alexander Popp durchgeführt, wobei man der seinerzeitigen, mit einer Hakenkreuzfahne drapierten Olympiaausstellung des Hauses gedachte. Die Secession nahm am 28. März 1938 die Exposition «Die Strassen Adolf Hitlers», eine Reichsautobahnschau, auf, und Popp meldete sich bei Stadtplanungsfragen öfter zu Wort.

Aus den Veranstaltungen des Wiener Männergesangvereines und des Schubertbundes tönten Anschluss-Weisen. Der Zellenleiter der Volksoper erliess einen Aufruf, dass dieses Haus nun wieder deutsch sei und jedermann durch seinen Besuch zur Konsolidierung des Unternehmens beitragen müsse. Der Schauspieler Robert Valberg, der u.a. die kommissarische Leitung des Ringes der Wiener Bühnenkünstler übernommen hatte, vereinigte sich mit dem bereits genannten Kunststellen-Haybach in einer ähnlichen Proklamation, in der es hiess, dem deutschen Volke Wiens gebühre die kartenverbilligte deutsche Bühne. Dr. Jelu-sich versprach in Interviews, sobald als möglich den Burgtheaterspielplan mit Möllers «Struensee» und Kolbenheyers «Gregor und Heinrich» zu bereichern.

Tatsächlich hatte sich die kommerzielle Situation der Wiener Bühnen durch die plötzlichen Veränderungen sowie durch währungspolitische Massnahmen keineswegs zum Besseren gewendet, und mit wachsender Sehnsucht wurden deutsche Finanzhilfen erwartet. Dr. Goebbels überwies noch in der Anschlusswoche einen ersten kleineren Betrag, weitere Subventionen folgten von Stadt und Land, und Reichsdramaturg Schlösser sowie andere deutsche Emissäre sahen nach dem Rechten. Trotzdem kann von einem kontinuierlichen Bühnenbetrieb in Wien vor Herbst 1938 nicht gesprochen werden. Am 20. März übernahm der Befehlshaber der aus deutschen Invasionstruppen und Teilen des österreichischen Bundesheeres gebildeten 8. Armee, Generaloberst Ritter von Bock, im Rahmen einer Sondervorführung die Spanische Hofreitschule in die Obhut der Deutschen Wehrmacht. Keiner der anwesenden Offiziere und SA-Führer wurde von Ahnungen über das kommende Schicksal dieser Armee geplagt; niemand kam angesichts der weissen Pferde auf die Idee, dass fast genau sieben Jahre später Lieutenant General George S. Patton jr. durch eine ähnliche Schau-stellung veranlasst werden sollte, die Spanische Hofreitschule neuerlich in Obhut zu nehmen.

Die damaligen Zeitläufte sind 1943 von dem Journalisten und Schriftsteller Aurel Wolfram in seinem Buch «Glaube an Wien» ziemlich freimütig aufgezeigt worden. Wolfram erlaubte sich solches angesichts seiner stadtbekannteren Treue zum Grossdeutschtum und damit zu einem gewissen Teil des NS-Gedankengutes öfter, er hatte auch mächtige Freunde. Der Stadtpolitiker und Radikalist Hans Berner nahm ihn aber mit dem dort angeführten Zitat persönlich aufs Korn, andere gingen gegen Wolfram, der auch im Kulturamt tätig war, mit Untersuchungen und Beruferschwernissen vor. Was sagt also Wolfram zum Frühling 1938?

«Der Anschluss hat Wien zweifellos vor ganz neue Aufgaben und Probleme gestellt. Über Nacht jedes zentralen Charakters entkleidet, sah die Stadt andererseits die Möglichkeiten noch nicht ab, die sich infolge der geänderten Situation bieten mochten. So entstand auf verschiedenen Gebieten ein gewisses Vakuum. Wien geriet in eine Krise nervöser Unsicherheit, die sich namentlich in kulturellen Dingen bemerkbar machte, weil man hier vielleicht gegen jede Schwankung am empfindlichsten war. Die Eingliederung einer Weltstadt wie Wien in das Reich ist eben mehr als ein blosser Staatsakt oder eine Korrektur der Landkarte. Lebendiges kann nur langsam zusammenwachsen, ehe sich eine wirklich organische Bindung ergibt. Der Prozess der Anpassung setzt beiderseits Takt, Rücksichtnahme, seelische Vornehmheit voraus. Vorurteile müssen beseitigt werden. Eines aber bleibt unerlässlich: man muss sich klar sein über die eigenen Mittel und Fähigkeiten. Denn nur indem man ein-

deutig seine Position bezieht, ergibt sich gegenseitige Achtung als solideste Basis der Verständigung ... Ein ehrliches Bemühen, sich in Wesens- und Sinnesart der anderen hineinzuversetzen, erscheint demnach als wichtigste Voraussetzung, einander näherzukommen. Wir Wiener haben es daran wohl nie fehlen lassen. Von Natur aus die geborenen Psychologen, waren wir stets bereit, was an anderen gut und lobenswert schien, rückhaltlos anzuerkennen. Ja wir haben darüber hinaus manches, das sich unserer Wesenswelt harmonisch einfügte, gerne als Bereicherung hingenommen. Wer aber so veranlagt ist, läuft leicht Gefahr, sich seelisch zu verausgaben, ohne immer die entsprechende Gegenliebe zu finden. Darum ist es angezeigt, sich hin und wieder unserer Vorzüge zu erinnern. Nicht, weil wir es nötig hätten, diese ständig unter Beweis zu stellen, sondern um an uns selbst nicht irre zu werden.»

Damit ist die Problematik des Zusammenwirkens zwischen altreichsdeutschen Lehrmeistern, Aufsehern und In-Besitznehmern einerseits sowie den österreichischen Nationalsozialisten und Grossdeutschen andererseits erhellt. Aus einem Stimmungsbericht des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS, SD-Leitabschnitt Wien, sei noch folgendes zitiert:

«... Dabei ist bemerkenswert, dass sich anscheinend alle Gegnergruppen in einer Parole einig sind und dabei sogar bis in Parteikreise hinein eine nicht unerhebliche Zustimmung finden, nämlich in der Vertiefung des Gegensatzes zwischen Ostmärkern und Altreichsdeutschen.

Der Parteiapparat scheint in dieser Beziehung durchaus nicht einsatzfähig, da die Parteigenossenschaft, und zwar auch weiteste Kreise politischer Leiter bis in höchste Stellen hinauf, eine Wut gegen alles Altreichsdeutsche in sich tragen und daher allen ähnlichen Argumenten von Gegenseite zugänglich sind ... Dabei kann allerdings von einem Defaitismus nicht gesprochen werden, soweit er nicht von ausgesprochener Gegenseite ausgeht. Der gefühlsmässigen Herkunft nach geht auch die Opposition gegen alles Altreichsdeutsche nicht auf Anschluss-Gegnerschaft zurück und richtet sich auch nicht direkt etwa gegen den vollzogenen Anschluss. Von Gegenseite sind natürlich Motive hier zu suchen ... Anlässlich des Fussballspiels XY gab es ausgesprochene Skandalszenen. Es waren genug gegnerische Elemente unter dem Publikum, denen es gelang, mit der Parole ‚gegen die Altreichsdeutschen‘ auch selbst Gutwillige und Parteigenossen mitzureissen... Hiebei gab es mehrfach Schlägereien, bei denen mit unflätigsten Schimpfworten ein blinder Hass zum Vorschein kam ... Keine Sportveranstaltung zwischen ostmärkischen und altreichsdeutschen Mannschaften oder auch nur mit einem Schiedsrichter aus dem Altreich geht vorüber, ohne dass es zu Reibereien und unliebsamen Auftritten kommt.»

Vizebürgermeister Kozich, der bei der Auflösung des Österreichischen Fussballbundes am 6. Juni 1938 geholfen hatte, war mit diesen sportlichen Begleitumständen auf längere Dauer hinaus beschäftigt und wurde schliesslich seine Sorgen durch strengere Regie und kriegsbedingte Ermattung aller Beteiligten los. Seine Position als Sportgauführer im Reichsbund für Leibesübungen kam ihm dabei sehr zustatten.

Einige erklärende Worte seien hier der katholischen Kirche Wiens gewidmet, wenngleich Berührungspunkte mit der städtischen Kulturarbeit meist nur durch einzelne Schulhausübernahmen, die Friedhofsverwaltung und die Religionsfonds- oder die Patronatskirchenbetreuung gegeben sind. Der Wiener Kardinal sah sich 1938 zunächst nicht in der Lage, den aufmunternden Worten seines Pariser Amtsbruders zum Widerstand gegen die Nationalsozialisten Folge zu leisten. Innitzer lieb sein Ohr hingegen einigen Beratern, deren Absicht heute nicht weiter ergründet werden kann. So kam es zu seinem Besuch beim Führer im Hotel Imperial noch während der Anschlusswoche. Das Arrangement dieser Zusammenkunft war der krönende Abschluss jener Aktivität, die Botschafter von Papen jahrelang in Wien entwi-

ckelt hatte. Dessen Hoffnung auf die Reichsstatthalterschaft blieb jedoch unerfüllt, Papen musste sich mit dem Goldenen Ehrenzeichen der NSDAP begnügen. Am 18. März beteuerten Dr. Innitzer und andere Bischöfe Österreichs gegenüber Gauleiter Bürckel schriftlich ihre Loyalität und setzten derartige Äusserungen einige Wochen hindurch fort. Im Vatikan sparte man inoffiziell nicht mit Unmutszeichen über solche Agitation.

Die Kirchenmänner Österreichs wollten zunächst nicht wahrhaben, dass die nunmehrige politische Führung ihrer Mitarbeit überhaupt entraten konnte und auch nicht gewillt war, das Wohlverhalten des Klerus höher als selbstverständlich zu werten. Zum Christkönigsfest des Herbstes 1938, da sich die Hoffnungen, die ursprünglich auf Reichsseite der Kirche gemacht worden waren, als trügerisch erwiesen, akzeptierte der Wiener Kardinal eine Demonstration seiner Diözesanjugend vor dem Erzbischöflichen Palais und erschien segnend am Fenster. Im Palais gelangte man übrigens zur Annahme, dass sich bei dieser Kundgebung Agenten unter die Jugendlichen gemischt hätten, um Zwischenfälle und radikalere Sprechchöre zu provozieren. Am nächsten Tag erstürmte Wiener Hitler-Jugend das Erzbischöfliche Palais und andere kirchliche Ubikationen, verletzte mehrere Priester und verwüstete, wo immer es ging. Der Kardinal, der auch in den Folgejahren mehrmals durch braune Pfuirufer erschreckt werden sollte, entkam damals mit Mühe den Verfolgern. Parallel damit begannen öffentliche Drohhreden und geheime Festnahmen. Dies hätte wahrscheinlich bald zu einer «totalen Bereinigung» aller offenen Fragen geführt, wäre nicht angesichts der politischen Entwicklung in Europa vermehrte Rücksichtnahme auf Ressentiments diesseits und jenseits der Grenzen anbefohlen worden. Mittlerweile zeitigte das deutsche Recht auf Ehescheidung viele langentbehrte Wohltaten, wenngleich, fast unbemerkt, neue Übelstände die alten zu ersetzen begannen. Wohl war die blossе «Trennung von Tisch und Bett» überwunden, aber «Unerwünschte» konnte man allzuleicht loswerden. 1938 blieb es übrigens nicht bei den Prügelszenen und Verfolgungsjagden quer durchs Erzbischöfliche Palais, wobei wertvolle Bilder, Devotionalien und Möbel fürchterlich zugerichtet wurden. Innitzer selbst konnte in ein Versteck geleitet, Kapläne mussten später ins Spital gebracht, Scherben zuhauf gekehrt werden. Ein junger Kleriker wurde durchs Fenster gestürzt, den Fenstersturz eines höheren Würdenträgers verhinderten einige Besonnene so lange, bis schliesslich die Polizei eintraf und auf Räumung des Hauses bestand.

An diesem Abend, sowie während der folgenden Tage, sammelten sich Gruppen der Hitler-Jugend vor mehreren Pfarrkirchen Wiens und beschimpften Geistliche und Gläubige. Vorbeikommende Altreichsdeutsche mokierten sich über solche Strassenszenen und erklärten, dass bei ihnen daheim mehr Würde als hier in der Ostmark an den Tag gelegt werde. Damit war aber nur der «spontane» Teil der Aktion abgetan, ähnlich wie dies etwas später bei der antijüdischen Kristallnacht noch viel schärfer praktiziert werden sollte. Zunächst wurde die offizielle Propagandamaschine gegen den «politisierenden Klerus» auf Volldampf gedreht, wiewohl doch Priester seit dem 13. März in keiner Weise sicht- und hörbar geworden waren. Plakate zeigten die allgemeine Gottbezogenheit der neuen Machthaber auf, man affichierte sogar ein Foto, auf dem Braunhemden bei einer kirchlichen Prozession mitmarschierten. Dies dürfte einmal vor längerer Zeit im ländlichen Bayern aufgenommen worden sein, sofern es sich nicht um eine gestellte Szene gehandelt hat. Bald rief Bürckel zu einer abendlichen Grosskundgebung am Heldenplatz gegen den «politisierenden Klerus» auf, wo sich das gesamte Führerkorps der Wiener NSDAP mit ihren Gliederungen sammelte. Es liess sich wie eine Generalabrechnung aller Freisinnigen mit dem katholischen Geist von 1934 bis 1938 an, wenngleich der Reichskommissar in seiner Rede mehr den Enttäuschten und Gekränkten hervorkehrte und äusserste Konsequenzen vermied. Die Sprechchöre waren viel

radikaler, wobei der Slogan «Innitzer-Unnützer» noch durchaus zu den gelindesten zählte.

Doch kehren wir noch kurz zu den Märztagen des Anschlussgeschehens zurück, als Göring unmissverständlich den Weg wies, der die katholische Kirche in die Abgeschiedenheit führen sollte. Am 26. März 1938 sprach der Feldmarschall in der Nordwestbahn-Halle und stellte hiebei fest: «... Wenn ein Priester verhaftet wurde, geschah das nicht, weil er seinen priesterlichen Aufgaben nachging, sondern weil er dazu zu weltlich geworden ist. .. Wir Nationalsozialisten können nicht direkt als konfessionell gebunden bezeichnet werden ..., aber wir haben das Volk wieder gläubig gemacht... Die Kirche darf sich nicht in Dinge einmischen, die sie nichts angehen, denn hier gibt es keine Kompromisse!»

In den Zeitungen erschienen die ersten politischen Gedichte von Stüber und Stebich. Hermann Göring nahm im Rathaus Geschenke für seine Sammlungen entgegen und besuchte den nahezu obligat gewordenen Fidelity in der Staatsoper. Die Herren Neubacher, Kozich und Blaschke hatten sich der internationalen Öffentlichkeit bereits in ihrer ersten Rathaus-Presskonferenz am 17. März 1938 präsentiert. Neubacher war damals SA-Brigadeführer, 45 Jahre alt und von einnehmendem Äusseren. Sein Lebenslauf begann in einem der «Ahngau des Führers», nämlich in Oberösterreich; er war eine Zeitlang Generaldirektor der Gesiba, einem Siedlungsunternehmen der Gemeinde Wien, gründete den Deutschösterreichischen Volksbund, wurde von Richard Schmitz pensioniert und verbrachte einige Monate in Haft. Dann ging's zu den Berliner IG-Farben. Neubacher und die Seinen waren nicht unbemittelt. Sie bevorzugten einen eher grosszügigen Lebensstil, was zu diverser Kritik inner- und ausserhalb des Rathauses Anlass gab. Zunächst aber bot ihm Wien, in dem er das «Hamburg des Deutschen Ostens» erblickte, Gelegenheit zu weiträumigen Wirtschaftsgedanken und Plänen. Sein zur Schau gestelltes Kulturbewusstsein war ihm eine gern geübte Repräsentationsgeste. Mit der «lamettageschmückten» SA-Uniform legte er oft die Bürgermeisterkette an, und seine Vizebürgermeister taten dies auch.

Am 29. März kam der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Josef Goebbels, ins Rathaus auf Besuch. Goebbels, dem Neubacher das Waldmüllerbild «Dem Leben wiedergegeben» verehrte, wandte sich bei einer Nordwestbahnhallenkundgebung dem Judenproblem in Wien zu und versicherte, es gäbe hier nicht mehr Selbstmorde als früher, nur dass sich bisher lediglich Deutsche erschossen hätten und jetzt auch Juden. Sein und seiner Anhänger Christentum stehe im Herzen und nicht in den Kirchenbüchern. Seine Selbstmord-Schätzung war richtig und unrichtig zugleich, da von beiden Seiten Rekordziffern erreicht wurden. So machten die jüdischen Wiener Literaten Egon Friedell sowie Alfred Grünwald, Dr. H.E. Enk u.a. gewaltsam ihrem Leben ein Ende. Friedell, der den damals oft gewählten Fenstersturz vollzog, bat angeblich knapp zuvor einen Passanten, aus Sicherheitsgründen beiseite zu treten. Wie R. Kalmar in seiner «Zeit ohne Gnade» schildert, rollten in den Märzabenden 1938 die vergitterten Polizeigefangenenautos vollgepfert mit intellektueller Menschenfracht ins Polizeigefangenenhaus am Volksgarten und dem festlich erleuchteten Burgtheater vorüber.

Inmitten all dieser Tätigkeiten nahte der «Tag des Grossdeutschen Reiches», der 9. April, und damit Adolf Hitler in eigener Person. Im Festsaal des Rathauses warteten die Spitzen der Wiener Kunst und Wissenschaft auf seinen Anblick. Der Braunauer wurde mit dem Meistersingerchor begrüsst, laut dem Bericht von Ohrenzeugen ein unerhört starker Eindruck. Die steinerne Galerie am Turm war ob seiner Erscheinung halbmond förmig ausgebaut worden und ist dies heute noch. Neubacher rief ihm zu: «Wie ein einfacher Soldat vor seinem Feldherrn steht, wenn dieser eine eroberte Bastion betritt, so stehe ich vor Ihnen. Hier, mein Führer, hatten sich Ihre Feinde verschanzt... Umso herrlicher ist Ihr Sieg... Nehmen Sie diese Stadt unter Ihre schirmende Hand! Seien Sie ihr grosser Baumeister!

Erfüllen Sie uns mit Ihrer gewaltigen Baugesinnung ...! Allmächtiger, wir danken Dir! Führer, führe uns! Deutschland, nimm uns an dein heiliges Herz!»

Kurz, aber inhaltsreich, erwiderte der Apostrophierte, dass diese Stadt in seinen Augen eine Perle sei, der er die nötige Fassung verleihen werde. Auch diese Stadt werde eine neue Blüte erleben. – Das mit der Fassung war wörtlich zu nehmen, denn Hitler beabsichtigte, in grossen Bau- und Kulturfragen Wiens persönlich zu entscheiden, ein Vorrecht, das unter der Bezeichnung «Führervorbehalt» bis 1944 immer wieder in Akten auftaucht. – Dr. Goebbels befahl, nachdem sein Meister noch einige Worte über die unmittelbar bevorstehende Abstimmung verloren hatte, per Lautsprecher vom Balkon des Rathauses herab eine ausgedehnte Flaggenhissung.

Vizebürgermeister Hanns Blaschke, der im Festsaal gleich hinter dem obersten Herrn des Dritten Reiches auf Posten stand, liess sich noch nicht eigens vernehmen. Seine Stunde im Dienste der Stadt harnte erst ihrer endgültigen Reife. 1896 hatte Blaschke in Wien das Licht der Welt erblickt und hier später seine Studienzeit verbracht. Hier wurde er ein eifriger Anhänger Schönerrers und Bewunderer Dr. Luegers, entwickelte sich zum Antisemiten und Burtheaterstatisten. Aus dem Ersten Weltkrieg kam er als Oberleutnant nach Hause, liess sich später als Patentanwalt in der Weihburggasse nieder und stiess zu den Nationalsozialisten. Im Juli 1934 war Blaschke SS-Putschist, d.h. er kümmerte sich um die Transportmittel der Verschwörer von der Turnhalle in der Siebensterngasse bis ins Bundeskanzleramt am Ballhausplatz. Ausserdem sollte er die Regierungserklärung des Kabinetts Rintelen im eroberten Radio Wien vortragen. Blaschke ist wohl mit Hudel, Wächter und Glass zu den Drahtziehern dieses grausigen Abenteuers zu zählen. Er entrann ebenso wie jene dem Henker, und seine lebenslängliche Kerkerstrafe wurde alsbald durch eine Amnestie beendet. Seither vergassen ihn die SS-Gewaltigen in Deutschland nicht, er wurde Standartenführer, Blutordensträger, Oberführer, Brigadeführer, Vizebürgermeister, Beigeordneter, Stadtrat und schliesslich Bürgermeister. Freilich, diese Bürgermeisterei liess sich in ihren Rechten und Pflichten keineswegs mit den Funktionen der Wiener Stadtoberhäupter vor 1938 und nach 1945 vergleichen, ja selbst gegenüber den Kompetenzen Neubachers und Jungs ergaben sich bedeutende Unterschiede. Andererseits hatte Blaschke innerhalb der SS-Hausmacht eine bedeutend bessere Position als seine braunen Amtsvorgänger inne, war gegen Kriegsende besser orientiert als er zugab, und lediglich durch Mangel an Entschlusskraft und Risikofreudigkeit bei seiner Annäherung an die österreichische Widerstandsbewegung erfolglos.

Ehemalige Untergebene erinnern sich an Blaschke als einen musikalisch begabten, umgänglichen und leidlich gebildeten Vorgesetzten, der von der allgemeinen Entwicklung eher enttäuscht wirkte. Hinzu kommt eine gewisse politische Toleranz Blaschkes, die sich speziell bei der Behandlung einzelner Nichtarier ausgewirkt haben dürfte. So war die Sekretärin seines obersten Magistratsbeamten Dr. Sterl mit einem Juden verheiratet gewesen und hatte daher halbjüdische Nachkommen. Blaschke und Sterl widerstanden allen deswegen vorgebrachten Aufforderungen zwecks Entfernung der betreffenden Person. Auch schriftliche Befürwortungen zugunsten jüdischer Kulturschaffender sind von Blaschkes Hand unterfertigt worden. Desgleichen werden ihm Interventionen für die Sozialdemokraten Oskar Helmer und Bürgermeister K. Seitz zugeschrieben. Der Generalkulturreferent Walter Thomas hingegen ist in seiner vielleicht von einer gewissen Rivalität diktierten Charakterisierung Blaschkes bedeutend negativer. Für ihn scheint der ehemalige Patentanwalt «weit gefährlicher als alle übrigen» zu sein. Thomas sieht ihm hinter die «biedermännische» Maske, entdeckt «ein raubvogelartiges Gesicht über der eleganten SS-Uniform, wässrige Augen, vom eigenen Gefühlsbibber leicht zu Tränen gerührt, und eine Baritonstimme, besonders geeignet für Volksreden und Gesang.» Blaschke ist für ihn der «Austria-Nazi», der sein Österreicher-

tum durch Sprache und Habitus unterstreicht, sich als Säule gegen die Berliner «Überfremdung von Kunst und Wissenschaft» anpreist, weinhebermässig «unter Tränen lächelt» und sich nach genossenem Gumpoldskirchner ans Klavier setzt, um Wiener G'stanzln vorzutragen. Blaschke gebärdet sich demnach stets «als Urwiener und Nationalsozialist», er fordert den Aufsichtspersonen aus dem Altreich ein «Wien den Wienern» ab. Nach Thomas ist es mit Blaschkes Bildung nicht weit her, da diese zu gegebenem Anlass mit Lexikonweisheiten aufgeputzt werden muss.

Blaschke stand in diesen Frühlingstagen noch hinter der glänzenden Erscheinung Neubachers. Er fehlte beim Empfang, den der Bürgermeister für die Mitglieder des Berliner Schiller-Theaters am 23. April 1938 im kleinen Festsaal des Rathauses gab und wo neben dem Bühnenstar Heinrich George der bärtige Professor Menghin als Unterrichtsminister Seyss-Inquarts zu sehen war.

Am 27. April fand eine Schuldirektorenbesprechung statt, bei der die Absonderung der jüdischen Mittelschüler und deren Unterbringung in eigenen Anstalten angeordnet wurde. Schon Wochen früher hatten Neubacher, Blaschke und der neue Stadtschulratspräsident, Dr. Fritz, bei einer ähnlichen Zusammenkunft die Enthebung aller jüdischen Lehrkräfte und die Sammlung der jüdischen Kinder in 18 Volks- und 9 Hauptschulen vorbereitet. Nunmehr bemerkte das Amtsblatt der Stadt Wien, dass es doppelt so viel jüdische Mittelschüler als wünschenswert gebe. Also installierte man zunächst acht jüdische Mittelschulen, für das Schuljahr 1938/39 wird jedoch nur noch eine vorgesehen. Von 6000 jüdischen Mittelschülern dürfen für diese Lehranstalt nur noch 500 zugelassen werden. Die Schliessung sämtlicher Privatschulen, darunter der katholischen Lehrinstitute und Internate, steht ebenfalls bevor. Dies bedeutet für die Gemeinde zusätzliche Schulraumbeschaffung, Durchführung verstärkter Renovierungsarbeiten und Heranziehung neuer Lehrkräfte. Nicht zu vergessen die NS-Ausrichtung eben dieser Lehrpersonen, die auf Neubachers Anordnung nicht mehr als Hilfslehrer, sondern als provisorische Dienstnehmer eingestellt werden sollen. Am 24. Mai müssen sie vor Reichsminister Rust und Neubacher den Eid ablegen. Der NS-Lehrerbund nimmt sich ihrer an, ab 21. Juni werden sie in die Ausstellung «NS Schrifttum und Schule» des Pädagogischen Institutes in der Albertgasse gebracht, und Schulungslager tun sich für sie auf. Der Schuljugend Wiens sind das «Landjahr», Vertrauenslehrer der Hitler-Jugend, Aufmärsche, Exerzierübungen und Kindererholungsaufenthalte im Altreich zugedacht. Neubacher äussert sich bei gegebenem Anlass befriedigt über die rasche Entfernung von unzuverlässigen Schulleitern und Lehrkräften und verspricht, die in manchen Schulhäusern noch bestehende Gasbeleuchtung ebenso rasch zu beseitigen. Die neuen Lehrer aber hatten an ihre Eidesformel zu denken: «Ich schwöre, ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein, die Gesetze achten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.» Den Mitgliedern des Lehrer-A-capella Chors, der am 13. und 14. Mai seine 25-Jahr-Feier festlich absolviert hatte, blieb ausserdem noch das Reich der Töne. Die Enthüllung der bald darauf beobachteten Geheimhaltung aller Massnahmen und das weitere Absinken der jüdischen Schülerzahlen sowie die Schliessung der betroffenen Anstalten blieben der Zukunft vorbehalten.

An der Spitze der Wiener Schulverwaltung, die mit Ausnahme der Heeresfachschulen, der nationalsozialistischen politischen Erziehungsanstalten und der Hochschulen alle Schularten der Gaustadt betreute, agierte Dr. Maximilian Fritz, der in der Verbotszeit Landesleiter des nationalsozialistischen Lehrerbundes von Österreich gewesen war. Fritz wird als unbeugsamer Gefolgsmann seines Führers geschildert. Er soll verbittert auch dann Idealvorstellungen nachgegangen sein, als mit dem Krieg der Tod in seiner Familie zu wüten begann. Die kleinen Wiener Arier wurden im Schuljahr 1938/39 von 5'358 ebensolchen Pflichtschul-

Lehrkräften, die abgesonderten Judenkinder von 135 jüdischen Lehrern unterrichtet. Der Turnunterricht war von drei auf fünf Stunden erhöht worden.

Vor dem Umbruch hatte es drei staatliche und fünf konfessionell-katholische Lehrerbildungsanstalten gegeben, im Herbst 1938 existierten ausschliesslich sechs staatliche Institute dieser Art. Am 27. November wurde die Frauenakademie im 3. Bezirk der Stadt Wien übergeben, und das Kulturamt nahm sich dieses Unternehmens an. Die tschechische Minderheit Wiens durfte noch zwei Mittelschulen unterhalten. Die Wiener Tschechen, deren Gemeinderäte nach dem Ersten Weltkrieg stolz in der Heimatsprache die Gelöbnisformel dem damaligen Bürgermeister aufgesagt hatten, klammerten sich nun an Neubacher-Interpretationen von national-sozialistischer Volkstumsachtung und besuchten daher ostentativ den Bürgermeister.

Das Pädagogische Institut der Stadt Wien, wo im Winterhalbjahr 1938/39 über 3'000 Hörer inskribierten, stellte die «einzige Lehrerfortbildungsakademie der Ostmark» dar. Dort wurde 1938 die Abteilung für Leibeserziehung ausgestaltet, die Kindergarten- und Horterziehung nationalsozialistisch ausgerichtet und die Vortragsreihe über die Grundlagen des nationalsozialistischen Staates vor Herbeibefohlenen abgewickelt.

Die pädagogische Zentralbücherei wurde von «österreichisch-separatistischer, dynastisch-monarchistischer, politisch oder erbaulich katholischer Literatur und den Schriften der Prominenten und der Parasiten des vaterländischen Systems» befreit, eine gründliche Nachsäuberung zog sich wie bei den übrigen Büchereien noch längere Zeit hin. Eingang fanden das «nationalsozialistische, allgemein weltanschauliche, jugendbildnerische Schrifttum» sowie jene wissenschaftlichen Bücher, die ihre Prüfung auf fachliche Eignung und «auf ihre weltanschauliche Klarheit und Anständigkeit» bestanden hatten (nach dem Verwaltungsbericht der Stadt Wien).

Der 1. Mai 1938 wurde zu einer Art Verbrüderungsfest zwischen den «Arbeitern der Stirne und den Arbeitern der Faust», versinnbildlichte aber gleichzeitig auch die Liebesbande zwischen der Ostmark und dem Altreich. Aus Salzburg wurde ein Maibaum nach Berlin geschickt, Garmisch-Partenkirchen spendete eine Riesenfichte für den Wiener Heldenplatz. Grossräumig und stilvoll schienen alle diese Veranstaltungen, Aufmärsche und Kundgebungen zu sein, die Blaschke in seinen Rechenschaftsberichten zu bitterer Feststellung über den Unwert früherer Gestaltungskraft anregten: «In kläglichen Versuchen verschiedener, zum Teil bei den Haaren herbeigezogener Fremdenverkehrsmassnahmen wurde auch im Rahmen des Veranstaltungswesens versucht, die vorhandenen Kräfte in das geistige Profil der Stadt einzubauen. Echo fanden diese Dinge weder bei den Wienern noch bei den umworbenen Fremden. Verglichen mit dem Stand des Erbes früherer Generationen war es materiell, geistig und seelisch wahrhaft ein Trümmerfeld, das wir als Fundament unserer Arbeit am Beginn unserer Tätigkeit vorfanden.» Kein Zweifel, Blaschke sah den Geist der Bewegung, der sich auf den Strassen und Plätzen der Stadt so dynamisch manifestierte, als Fruchtbarkeitsbringer den Bereichen des kulturellen Lebens zugeneigt: «Umso schöner und herrlicher war die Aufgabe ..., mit dem Fanatismus der jungen Weltanschauung des Nationalen Sozialismus, mit den Hoffnungswerten in der breiten Masse unseres Volkes, mit den Fähigkeiten, Begabungen und den Glaubenswerten unserer geistigen Führungsschichte... nach Hinwegräumung des Schuttes jene Ziele aufzuzeigen und jene Wege zu bereiten, die mit dem 11. März 1938 und dem Einzug des Führers in unsere Stadt ihr für unsere Heimat weithin sichtbares Fanal gefunden hatten.» Die Kulturlage schrie geradezu nach einem weiteren Konzentrationspunkt bzw. einem Organisator. Blaschke fühlte sich hiezu berufen und wurde auch bald von massgeblicher Seite ausersehen: «Als damaliger Vizebürgermeister wurde ich von Bürgermeister Hermann Neubacher neben anderen Arbeitsbereichen mit diesem grossen und

schönen Aufgabengebiet betraut und von Gauleiter Globocnik (Globocnik selbst trat sein Amt am 22. Mai 1938 an) als Hauptstellenleiter Kultur im Gaupropagandaamt eingesetzt... Ehrfurcht vor den Leistungen der Vergangenheit, Fanatismus für die Werkschöpfung, glühende Liebe zur Heimat und kompromisslose nationalsozialistische Gesinnung standen damit Pate an der Wiege der neuen Zeit.»

So weit Herr Blaschke in der Rückschau auf 1938. Die Folgezeit hatte jedoch noch andere Facetten. Zumal mit dem Beginn des Russlandfeldzuges änderte sich das Bild: Nun gab es plötzlich überall Kommunisten, ganz gleich, ob sie Österreich als Sowjetstaat wieder errichten wollten oder nicht. Die Antwort war das Fallbeil in einem bisher nicht für möglich gehaltenem Ausmass, worüber dann sehr lückenhaft, aber immerhin durch Anschlagzettel öffentlich berichtet wurde. Weiterhin existierten im Amtsgebrauch keine österreichischen Patrioten, erst viel später gab man Hinrichtungen von "Separatisten" zu. In später aufgefundenen Schriften der Justiz steht zu lesen, dass der Gauleiter von Niederdonau vorsichtig gegen die harte Linie der Volksgerichtshöfe opponiere, da hierzulande die sozialen Errungenschaften des 3. Reiches noch nicht voll zum Tragen gekommen wären. Also auch hier keine Rede von einer weltanschaulichen Ablehnung des grossdeutsch-braunen Regimes durch seine Gegner, sondern nur die Einordnung in kriminelle Delikte aus persönlichen Notständen. Vom beseitigten Österreich, das man später die 1. Republik nannte, war, der Absicht der Staatslenkung zufolge, nichts zu hören oder zu spüren, allerdings auch nichts mehr von jenem vereinigten neuen Europa, das um 1940 nach den Siegen über Frankreich und später am Balkan von den Hitleranhängern heftig propagiert worden war.

## DIE KULTURÄMTER KOMMEN

Während sich der am 7. Mai 1938 von Gauleiter Bürckel zum Beauftragten für kulturelle Fragen ernannte Dr. Anton Haasbauer überlegte, wie er das Erziehungswesen ausrichten und entscheidenden Einfluss auf Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gewinnen könnte, fand am 10. Mai bereits eine erste «Familienfeier in engerer Runde» statt, wie sich Blaschke bei dieser Gelegenheit ausdrückte. Die Initiative lag ihm sichtlich am eigenbrötlerischen Herzen.

Konnte er doch im Kleinen Festsaal des Rathauses den Ehrenring der Stadt Wien dem «Ostmärker» Josef Reiter überreichen, wobei die Herren Stuppäck und Kozich sowie Frau Neubacher zusahen. Der Männergesangsverein trug Kompositionen des Geehrten vor. Josef Reiter war ein Emigrant im umgekehrten Sinn, d.h. er ging 1933, wegen seiner nationalsozialistischen Haltung von den Österreichern als Künstler missachtet, nach Deutschland, widmete dem Führer einige Werke und kehrte 1938 nach Wien zurück. Am 10. Mai nannte Blaschke den alten Mann «einen unserer Besten» und meinte, dass in den letzten Wochen nur «Gäste aus dem Altreich willkommenen Anlass zur Begrüssung» usw. geboten hätten. Darüber sollten aber die heimischen Werte nicht vergessen werden. Reiter bekam zunächst eine Gedenktafel ans Wohnhaus, starb jedoch bereits am 2. Juni 1939 und erhielt ein Ehrengrab sowie die übliche Kranzspende. Die Ehrenringverteilung an Reiter leitete Blaschkes Rednertum im kulturellen Bereich ein.

Aber nicht nur Blaschke spricht bei bedeutungsvollen Ereignissen, auch Neubacher zieht derlei Angelegenheiten immer wieder an sich und redet. Wiederholt kündigt der Bürgermeister die bevorstehende Errichtung einer Strandpromenade von Nussdorf bis zum Kahlenbergdorf, ein umgestaltetes Messegelände im Prater – wofür das Ergebnis des seinerzeit von Richard Schmitz ausgeschriebenen Wettbewerbes nicht mehr ausreichte – sowie eine Wiener Stadthalle und repräsentative Parteigebäude an. Prof. Alexander Popp sekundiert ihm dabei. Neubacher genehmigt persönlich die Anlage eines Volksparkes auf dem Laaerberg, der viermal so gross wie der Türkenschanzpark werden soll. Auch mit Tieren beschäftigt sich der Bürgermeister, lässt am 20. Mai internationale Kynologen auf dem Kahlenberg bewirten und stiftet eine Augartenplastik als Ehrenpreis für deren Hundausstellung in Wien.

Am 1. Juni kommt Reichsinnenminister Frick mit seiner Suite ins Rathaus, begrüsst Neubacher, Kozich und Blaschke und lässt sich von den Magistratsdirektoren sowie Gruppenleitern Bericht erstatten. Frick erklärt u.a. etwas verlegen, «dass sich der Führer selbst um die kulturelle Bedeutung dieser Hauptstadt besonders annehmen werde». In jenen Tagen bringt Bürgermeister Krebs aus Frankfurt eine Goethebüste und erhält dafür von Neubacher die Plastik «Kämpfende Pferde» sowie diverse Radierungen für die Stadtherren am Main. Am 8. Juni führt Neubacher vor Teilnehmern eines kontinentalen Reklamekongresses aus, dass die «Reklame des vergangenen Systems irreführend» gewesen sei. Wien hätte zwei Gesichter, ein fröhlich-unbeschwertes und ein kämpferisches. In der Pfingstfolge des «Völkischen Beobachters» (Wiener Ausgabe) verlangt er die Erschiessung des Wienerwaldes, wobei sich laut Mitteilung im gleichen Blatt die Hausberge der Wiener zu den Doppelfeiertagen erstmals judenrein dem enormen Ausflüglerstrom präsentieren. Zehn Tage später wird die untere Lobau zum Naturschutzpark aufgewertet, da noch niemand die kommenden Ölhafenprojekte ahnt, und die ersten jungen «Hitler-Eichen» grünen zart in Wiener Bezirken. Der «VB» macht sich um diese Pfingsten über Dr. Scherchen und sein rassistisch-anrürliches Musica-viva-Orchester lustig, lobt das Neue Wiener Tonkünstlerorchester wegen seines illegalen Kämp-

fertums, beglückwünscht die Secession zu ihrer ersten Ausstellung im Münchner Kunstverein und erhofft sich vom Platz «Am Hof» ein ideales Aufmarschgelände. In dem dort auf Hausnummer 4 untergebrachten Gaupropagandaamt (Gauleitung) ringt Blaschke bereits um die Eindämmung «nationalen Kitsches». Auch ein Vier-Personen-Kulturamt im Rathaus regt sich bereits unter seiner Führung. Hiezu teilt der Vizebürgermeister in «Fünf Jahre Kulturamt der Stadt Wien» mit: «In meinem auf diesem Gebiet altbewährten Pg. Oskar Jöllli, der seit dem Umbruch im Reichssender Wien als Abteilungsleiter für Kunst tätig war, gewann ich meinen ersten Mitarbeiter auf diesem besonderen Aufgabengebiet, mit dem die wichtigsten Punkte der Sofortmassnahmen und der künstlerischen Planungen besprochen wurden ... Auf dem sozialen Sektor mussten die noch bestehenden Einrichtungen wie Privat Bühnen, Orchester und Künstlervereinigungen gereinigt und subventioniert und musste eine Notstandsaktion für verarmte Künstler in die Wege geleitet werden. Zu gross waren Not und Hilfsbedürftigkeit auf der einen, Gestaltungsdrang und Planungsfülle auf der anderen Seite, als dass an einen systematischen Aufbau zu denken war. Es galt zunächst, nur da und dort auftretende Löcher zu stopfen und Hand in Hand damit dieses oder jenes vorgeplante Samenkorn seinem Nährboden zu übergeben ... Im Künstlerhaus wurden die ersten Ankäufe von Kunstwerken zur Erfüllung einer Mäzenatenpflicht der Stadt getätigt, gemeinsam mit Staatssekretär Mühlmann von der österreichischen Landesregierung wurde eine Ausstellung ‚Berge und Menschen der Ostmark‘ für die Reichshauptstadt zusammengestellt, mit der neugegründeten Organisation Kraft durch Freude für den Sommer 1938 ein grosses Künstlerfest als Notstandsaktion vorbereitet.»

Der von Blaschke genannte Oskar Jöllli tritt am 16. Mai als ein «Kulturreferent der Stadt Wien» in Erscheinung. Er begrüsst Gefolgschaftsmitglieder der Städtischen Strassenbahnen, die zum Genuss eines bäuerlichen Lustspiels der Exl-Bühne wohl mit leisem Druck dirigiert worden sind. Jöllli sagt den nächsten «Gemeinschaftsbesuch» an und preist das Kernreich-Kartensystem für diese Zwecke. Im Kernreich bzw. Altreich, womit Deutschland in den Grenzen von 1937 gemeint ist, wurden verbilligte Theaterkarten bei Gefolgschaftsausflügen preiseinheitlich abgegeben und die Sitzkategorie durch Verlosung bestimmt – ein Vorgang, der auch bei der Jugenderziehung angewendet wurde und die Volksgemeinschaft ohne Individualvorteil demonstrieren sollte. Jöllli dankte übrigens den Strassenbahnern, dass sie als erster Betrieb in den Dienst der Wiener Bühnenhilfe getreten waren.

Schon im April 1938 hatte die Gemeindeverwaltung aus einer Exposition des Dürerbundes, der damals meist in der Zedlitzhalle domizilierte, zwei zeitgenössische Malereien, und zwar eine Winterlandschaft (wahrscheinlich am Tulbingerkogel) von Filkuka und eine rastende Schnitterfamilie des städtisch preisgekrönten Sandig angekauft. Man bemühte sich um die weltanschauliche Verlässlichkeit der Spitzen solcher Vereinigungen, zumal auch die bildende Künstlerschaft Wiens als Ganzes in Unruhe befangen und von der Abwanderung ihrer bedeutendsten Kräfte irritiert war. Oskar Kokoschka, der Anfang der dreissiger Jahre im Gemeindeauftrag «Wien vom Wilhelminenberg aus» angefertigt hatte, sowie Siegfried Charoux und der mit Wien verwandte Grazer Meister Wilhelm Thöny waren schon vor einiger Zeit ans Ausland verlorengegangen, Georg Merkl hatte sich Westeuropa zugewandt. Die Wiener Künstlervereinigung «Hagenbund», deren Mittelpunkt Merkl lange Zeit gewesen war und der auch A. Faistauer angehörte, wurde nach dem Umbruch aufgelöst. Ein Maler namens Janisch erschien mit Peitsche und Schaftstiefeln im Vereinslokal, um die Auflösung drastisch durchzuführen. Georg Ehrlich, eine weitere Malerpersönlichkeit von besonderer Bedeutung, hatte sich nach England zurückgezogen, und der Anschluss zwang auch Gerhard Frankl ins Exil. Jehudo Epstein wanderte bis Südafrika, Fritz Wotruba und Carry Hauser

wollten in die Schweiz, der architektonische Neuerer Clemens Holzmeister widmete sich der türkischen Hauptstadt Ankara. Die Architekten waren überhaupt von plötzlicher Reiselust befallen: Nach den USA, wo der Wiener Dr. Richard Neutra seit Jahren wirkte, eilte nun auch Victor Gruen; Professor K.H. Brunner liess sich in Kolumbien nieder, Josef Frank ging nach Schweden, sein Wiener Atelierkollege Ernst Plischke nahm die Arbeit zuerst in New York und später in Neuseeland auf. Überall hinterliessen die Wiener bleibende Zeichen ihrer architektonischen Auffassung, ob es sich nun um Einzelvillen, Bankhäuser, Hotels, Einkaufszentren, Innenraumgestaltung oder um ganze Städte handelte.

Albert Paris Gütersloh wurde bei öffentlichen Ankäufen oder Aufträgen benachteiligt. Innerhalb der Wiener Jugend entstanden Talente, die in Bewunderung auswärtiger Vorbilder und in Ablehnung der Mal- und Modellierregeln des 3. Reiches auf eine künstlerischpolitische Wende warteten. Hundertwasser, Ernst Fuchs und Kurt Ohnsorg gehörten hierher, wahrscheinlich auch mancher, der auf den Schlachtfeldern blieb. Trotzdem fehlte es dem Wiener Kulturleben nach dem März 1938 keineswegs an befähigten Malern, wenn ihnen auch die geforderte Einordnung in den neudeutschen Stil nicht immer ganz gelang. Karl Ginhart zählte zu der älteren Generation die Landschaftsspezialisten Max Suppanttschisch, Carl Moll, Anton Novak, Alois Hänisch, Hans Ranzoni, Josef Jungwirth, Ferdinand Brunner, die Figurenmaler und Portraitisten Rudolf Bacher, Joseph Engelhart, Rudolf Jettmar, Ferdinand Andri, Oskar Laske, Fritz Rojka, Leopold Blauensteiner, Wilhelm Dachauer, Viktor Hammer, Karl Sterrer, Ferdinand Kitt, Rudolf Böttger, die Tiermaler Karl Fahringer, Oswald Roux und Ludwig Jungnickel.

Die Bildhauer waren nicht so üppig gesät. Nach des bedeutenden Anton Hanaks Heimgang anno 1934 war man schon in der Systemzeit auf das Wirken von Professor Wilhelm Frass, Professor Heinrich Scholz, Bildhauer Fiala und einige andere angewiesen. An der Höhenstrasse hatte Professor Alexander Popp damals den heiligen Engelbert von Rudolf Schmidt einzementiert.

Immerhin trauten die städtischen Förderer dem Wiener Boden kräftigen Nachwuchs in allen Bereichen der bildenden Kunst zu und bereiteten dessen richtungweisende Pflege vor. Was sagt darüber Vizebürgermeister Blaschke in seiner Rückschau 1943, als jener Professor Frass, der vor 1938 das Wiener Heldendenkmal mit einem braunen Geheimzeichen im Verborgenen geziert hatte, bereits seit längerem im städtischen Kulturamt tätig war:

«Auf dem Gebiet der Bildhauerei, dem der Schöpfer des Wiener Heldendenkmales und feinsinnige Künstler Prof. Frass vorsteht, war zunächst die bereits angedeutete soziale Hilfe durch Ankäufe von Plastiken und Vergebung des Schmuckes kahler Wohnhausbauten sowie die Ausschreibung von Wettbewerben für Denkmäler aller Art zu tätigen.»

In den Aufbahnhallen der Friedhöfe, die Blaschke sicherlich im Sinn einer mehr teutonischen Himmelfahrt geschmückt sehen wollte, war nicht sehr viel Platz. Dort hatte sich das vergangene System, das diese Räumlichkeiten noch durch das weniger schöne Wort «Leichenhalle» bezeichnete, mit Vorliebe verewigt. Sogar der geheimnisvolle Figurenspiegelschöpfer Professor R. Teschner war zu Schmitz' Zeiten in der Leichenhalle 111 am Zentralfriedhof mit einer lebenswürdigen Auferstehung am Werk gewesen. Nun stürzte sich Architekt Professor Alexander Popp in die Neugestaltung des Akademietheaters, Dr. Pfann und Dr. Weisse vom Künstlerhaus wandelten Verschiedenes im Musikvereinsgebäude um. Den 1. Preis im Wettbewerb für die Hauptanstalt der Zentralsparkasse der Gemeinde Wien errang Dr. F. Klimscha. Sechszwanzig Jahre sollten vergehen, bis besagte Hauptanstalt in anderer Form Wirklichkeit wurde.

Die kommissarische Leitung der Akademie der Bildenden Künste fiel Popp mit den Pro-

fessoren Andri und Dachauer zu, während Professor Leopold Blauensteiner als Präsident des Künstlerhauses fungierte.

Am Zentralfriedhof errichtete Josef Müllner das Ehrengrab für Professor Wagner-Jauregg, und die Architekten Dr. Iltz und Dr. Pfann erhielten in Lüttich den Grand prix für das Projekt einer Ausgestaltung der Donauinsel bei Lang-Çnzersdorf zu einer Sportanlage. Ein erster Preis war auch Oskar Thiede für die Medaille der «V. Winter-Olympiade 1940, Garmisch-Partenkirchen» beschieden. Für die Ausgestaltung des Wiener Rathauses wurden von Künstlerhausmitgliedern Gobelins und Glasfenster entworfen, Pläne für den Volksoptervorhang eingereicht und mit minderm Erfolg um die Ausführung des Walther von der Vogelweide-Denkmal auf dem Leopoldsberg gestritten. Remigius Gailing arrangierte den Karnevalszug der Stadt Wien, und die Gemeindeverwaltung liess das Gebäude am Karlsplatz renovieren.

Am 18. Dezember 1939 wird über Anordnung des Kulturamtes der Stadt Wien der Zusammenschluss der Vereinigung bildender Künstler Wiens – SeceSSION mit dem Künstlerhaus vollzogen; die Gesamtkörperschaft führt die neue Bezeichnung «Gesellschaft bildender Künstler Wiens, Künstlerhaus». In einer Festversammlung wird der vollzogene Zusammenschluss formell besiegelt. Damit verbunden ist die Überlassung des Gebäudes der SeceSSION als zweites Ausstellungshaus der Gesellschaft. Die Öffentlichkeit nahm kaum Notiz davon, wenigstens so lange nicht, bis dort die Kunstaustellungen der Kriegsjahre einzogen. Aber dies gehört schon in die Spätzeit der Naziherrschaft.

Kehren wir zu den Ereignissen des Frühjahrs 1938 zurück, wo wir am 19. Mai auf die Belegschaften von E- und Gaswerk treffen, die erstmals militärischen Werkskonzerten lauschen. Es waren Abschiedsklänge, denn vier Tage später rückten Teile der deutschen Invasionsarmee ins Altreich ab. Bei dieser Gelegenheit überreichte Blaschke im Arsenal den Kommandeuren Erinnerungsgemälde. Bis in den Herbst hinein stehen Wien jetzt kulturelle und sportliche Höhepunkte bevor, zu denen auch Fremde aus Westeuropa kommen, um von Neubacher, Kozich und Blaschke begrüsst zu werden. Die fremden Gäste geben ihrer Bewunderung für das Neue und seine Urheber in höflichen Trinksprüchen Ausdruck und versprechen, daheim über alles Geschehene zu berichten. Neubacher lädt die Delegierten ins Kahlenbergrestaurant, in die Festsäle des Rathauses und in seine Wohnung ein. Er scheut nicht vor Empfängen mit 800 und mehr Personen bzw. deren Kosten zurück. Selbstverständlich fehlen die irgendwie schon «zum Haus gehörenden» Parteifreunde aus Italien nicht unter den Gästen. Unter dem kommissarischen Leiter der Staatsakademie, Professor Dr. Orel, gibt es einen internationalen Wettbewerb für Gesang, Klavier und Holzblasinstrumente. Weiters finden Kongresse von Werbungsexperten und Schwerathleten, Künstlerwochen, die Weltmeisterschaft im Stemmen, die Europameisterschaft der Leichtathleten, Turniere, Tagungen und Wettkämpfe und nicht zuletzt die Reichstheaterfestwoche vom 12. bis 19. Juni 1938 statt. Goebbels fordert bei dieser Grossveranstaltung, die er von Stuttgart nach Wien verlegen liess, vor den aus ganz Deutschland versammelten Spielleitern bezüglich der Stückauswahl mehr Wagemut und weniger Klassik. Er erscheint am 12. Juni zum zweiten Mal im grossen Festsaal des Rathauses, wo sich Neubacher, Kozich und Blaschke, Seyss, Mühlmann, Stuppäck, Jelusich, Blauensteiner und all die anderen um ihn scharen. Als Erinnerungsgabe des Bürgermeisters wird aus diesem Anlass das «Bekennnisbuch österreichischer Dichter», das vom Bund deutscher Schriftsteller Österreichs herausgegeben worden war, verteilt. Am 15. Juni bewillkommt Blaschke 500 mittätige Festteilnehmer auf dem Kahlenberg und spricht vom Zauber des Geschauten, von materiellen Ostmarkkünstlersorgen und von den vorgefundenen Verhältnissen, die angeblich jeder Beschreibung spotten. Neben verbrecherischen Dilettanten waren nach Blaschke auch völlig amüsische Menschen am Werk

gewesen. Er verweist auf den Gründungsversuch der Deutschen Bühne zugunsten eines «deutschen Theaterinstitutes» in Wien im Jänner 1938. Damals hatte der Unterrichtsminister Pernter die Aufführung von Wilhelm Teil und Don Carlos untersagt. Im Rot-Weiss-Rot-Buch 1946 findet sich ein ähnliches Verbot für beide Schillerdramen mit Datum vom 21. August 1941. Blaschke weiss an jenem 15. Juli davon natürlich nichts und erinnert an die «Verluderung der Kultur», die nun «wie ein Phönix aus Wust und Sumpf» emporsteigt: «Niemand kann ermessen, was für uns der 13. März bedeutet hat. ...» Ähnliches schreibt er auch am 17. Juni im Amtsblatt, wobei er auf die ins 12. Jahrhundert zurückgehende Wiener Theatertradition pocht, weiters auf Ahnenschöpfung, Reinigung, Kluftüberbrückung und Hinführung zu sittlich-völkischen Werten hinweist. Den Rahmen der Reichstheaterfestwoche bilden ein exklusives Theaterfest in Schönbrunn mit bäuerlichen Tanzvorführungen und das Volksfest auf der Jesuitenwiese am 19. nachmittag. Für die Ausstattung solcher Massenveranstaltungen war Geld in Hülle und Fülle vorhanden, eine früher nicht gekannte Grosszügigkeit obwaltete und liess den Nürnberger Parteitagsstil allerorts durchschimmern. Dazwischen gab es exklusive Schlossabende für die Prominenz, deren Verlauf weitaus hallender und zackiger vor sich ging, als seinerzeit bei Reinhardts in Leopoldskron.

Das Frühjahr 1938 war eine kulturschöpferische Zeit. Max von Millenkovich-Morold hat 1943 ein Verzeichnis der damals freiwillig oder auch zwangsweise angetretenen Poeten angelegt. Er schreibt: «Josef Weinheber ... hat auch der heiteren wienerischen Art einen neuen, klassischen Ausdruck verliehen. Neben ihm sind der feinsinnige Erzähler Franz Karl Ginzkey, dann Franz Schlögel, Hermann Stuppäck und Friedrich Sacher als beachtenswerte Lyriker zu nennen. Wladimir von Hartlieb hat das neue Reich in Versen und Prosa flammend begrüsst. Die zu Wienern gewordenen Sudetendeutschen Karl Hans Strobl, Robert Hohlbaum und Bruno Brehm haben den Kampf an der deutschen Ost- und Südgrenze und die tiefgreifenden Umschichtungen und Umwälzungen, die den Weltkrieg bewirkten und weiterhin durch ihn hervorgerufen wurden, höchst packend gestaltet. Mirko Jelusich verherrlicht in seinen vielgelesenen Romanen den Führergedanken, den er an bedeutsamen geschichtlichen Beispielen veranschaulicht.»

Auf der Wiener Bühne haben der kraftvolle, zuweilen kantige Tiroler Karl Schönherr und sein weicherer Landsmann Josef Wenter Triumphe gefeiert; hier wirken aber auch die Dramatiker Hermann Graedener, dem am 29. April von Hitler zum 60. Geburtstag die Goethe-Medaille verliehen wurde, und Max Mell, jener ins Monumentale strebend, dieser aus alten Legenden neuen Sinn formend. Millenkovich-Morold nennt weiters die Erzähler Eduard Paul Danszky, Erwin Rainalter, Kurt Ziesel, Ernst Scheibelreiter, Hans Stiftegger, Erich Landgrebe, Siegfried Freiberg, Erich Kernmayr, Maria Grengg, die Theaterdichter Otto Emerich Groh, Hermann Heinz Ortner und die Gestalter von Sage und Geschichte im Roman: Ludwig Huna, Franz Spunda und Ernst Kratzmann. «Sie und andere haben sich von der selbstgefälligen Lustigkeit wie von der rührsamen Weichlichkeit vergangener Tage ebenso weit entfernt, wie der heutige Sinn der ganzen Ostmark zielbewusst auf die schweren, aber grossen Aufgaben des neuen deutschen Volksstaates gerichtet ist. In der Wiener Dichtung hat sich die segensreiche Wandlung der Stadt mit beglückender Deutlichkeit vollzogen.»

Allerdings, die hier zitierte «selbstgefällige Lustigkeit» war für die österreichisch-wienerische Geisteshaltung keineswegs so signifikant wie jenes satirisch-hintergründige, dessen Gestalter vor den nationalsozialistischen Kulturförderern auf keinen Fall Anerkennung finden konnten.

Für Herbst 1938 ist der schon öfter genannte Literat Hermann Stuppäck als Sachberater für Schrifttum im Rathauskulturamt zu erwarten. Blaschke nennt ihn «einen alten Illegalen», der später «die Geschäfte des Generalreferates leiten und damit für den innigen Kontakt, in

dem die beiden Kulturlenkungsstellen seit jeher standen, ein persönlicher Garant» sein wird. Mit Kulturlenkungsstellen bezeichnet Blaschke also die zwei einschlägigen Büros im Rathaus und in der Reichsstatthaltereier.

Der Juli 1938 beschert dem Wiener Stadtbild ein paar Gedenktafeln an die Putschisten gegen Dr. Dollfuss, und diese Art von Fassadenschmuck wird auch im Juli des nächsten Jahres fortgesetzt. Österreichische Patrioten beschmierern dann die Tafeln und erleiden darob sehr schwere Bestrafung. An die Rathausadresse werden Ehrengrabwünsche für die 1934 gehängten Attentäter gerichtet, die feierliche Benennung einer Wohnhausanlage der Gemeinde Wien in Otto-Planetta-Hof soll das Schicksal jenes Pistolenschützen den breiten Volksmassen stets gegenwärtig machen. Planetta hatte in diesem Bau mehrere Jahre gewohnt. Ähnliche Zwecke verfolgt die Umbenennung einiger Verkehrsflächen nach Putschisten und die «Strasse der Julikämpfer» an Stelle der Siebensterngasse, wobei diese Bezeichnungen die bereits nach Mitgliedern der Reichsregierung heissenden Strassen und Plätze ergänzen. Das Amtsblatt würdigt ausserdem die Umbenennung des Kardinal-Piffel-Studentenheimes in Horst-Wessel-Studentenheim. Nach und nach kommen weitere verewigte Parteigenossen zu Verkehrsflächenehren.

Die Magistratsabteilungen 23 und 38 sowie die Direktion der städtischen Sammlungen standen freilich schon bald fassungslos dem Wirrwarr an Doppelbenennungen, Bezirksangabenveränderungen oder Namenlosigkeiten bei Verkehrsflächen im Raum von Gross Wien gegenüber. «Die Wiener Strassenverwaltung hat sich aus diesem Grunde entschlossen, zunächst nur die allerdringendsten Namensänderungen vorzunehmen. Dazu gehören vor allem die im Altraum von Wien vorkommenden Strassennamen jüdischen Ursprungs.» So steht es im Amtsblatt, das ausserdem mitteilt: «Gegenwärtig ist die Abänderung von ungefähr 80 in Wien festgestellten jüdischen Strassennamen in vollem Gange.» Bei dieser grossen Verkehrsflächenbenennung, zu der sich Neubacher bereits am 9. Dezember 1938 entschlossen hatte, die aber erst am 17. Februar 1939 publiziert wurde, handelte es sich um nicht weniger als 97 Umbenennungen. Alle Wiener Bezirke waren davon betroffen, Hietzing stand mit 13 Namensänderungen an der Spitze. Nebst vielen Juden, folgten nun Suttner und Este den schon früher aus dem Strassenverzeichnis Verbannten nach, und bei der Starhembergasse spezifizierte man genau, welches Familienmitglied gemeint war. Bei den «Bewegungsoffern» werden auch Minderjährige verewigt, von Schönerer bis General Kraus wird jeder Wegbereiter des Nationalsozialismus unter die Hausnummern geschrieben. Clausewitz, der Rembrandtdeutsche Langbehn und Admiral Scheer sind dabei, auch Conrad von Hötzingdorf darf mitmarschieren, obwohl dieser «Preusse Österreichs» auf seine Art von der österreichischen Mission durchaus überzeugt war. Aber warum sollte es ihm besser ergehen als dem Prinzen von Savoyen? Harmlos unterschwellig mischen sich auch die Namen von Altreichsstädten ins Wiener Strassenverzeichnis. Und als im Herbst 1939 die ministerielle Anordnung erging, Strassenumbenennungen während der Kriegszeit einzustellen, konnte das Kulturamt aufatmend feststellen, dass es bisher im Einvernehmen mit der NSDAP nicht weniger als 103 Umbenennungen unter Dach und Fach gebracht hatte. Dabei ging es freilich nicht immer ohne Panne ab. So berichtet Hanns Jäger-Sunstenau in seiner Publikation «Johann Strauss, der Walzerkönig und seine Dynastie» hiezu folgendes: «Der Name Schlesinger war ... bei den österreichischen Juden des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts ein weitverbreiteter. Daher gehörte es 1938 zu den eiligen Vorkehrungen im Wiener Rathaus, den Schlesingerplatz im achten Wiener Gemeindebezirk in Conrad-von-Hötzingdorf-Platz umzubenenen, und erst später kam man darauf, dass der Platz nach dem Professor der Hochschule für Bodenkultur, Josef Schlesinger, geboren am 30. Dezember 1831 in Mährisch-Schönberg als

Sohn eines Webermeisters und einer Bauerntochter, benannt war, unter dessen Vorfahren sich keine Juden befanden ...»

Die Rathausverwaltung stellte laufend neue Mitarbeiter ein. Im Mai 1938 war eine Rekordhöhe von 1288 neuen Dienstnehmern, darunter 27 Juristen und 46 Ingenieure, verzeichnet worden. Wenige Tage später wurde gemeldet, dass sich unter den Aufgenommenen 50 «Wiener Fussball-Liebliche» befinden.

Mitunter sprang der Sportförderer Vizebürgermeister Kozich auch bei Kulturereignissen ein, hatte er doch bereits am 11. Juni im Kursalon der Stadt Wien die Preisrichter des Internationalen Musikwettbewerbes mit Professor Orel an der Spitze empfangen. Vertreter aus Paris und Bologna huldigten bei dieser Gelegenheit dem neuen Geist. Sie taten gut daran, denn der ehemalige Kriegsfreiwillige Kozich gab sich als extremer Nationalsozialist. Schon in der Muttertagszeit 1938 waren die weiblichen Angehörigen der illegalen Kämpfer von ihm empfangen worden, er hatte sie in Gegenwart der Damen Seyss und Neubacher als «Märtyrerfrauen» titulierte, die «niemanden vom Weg in den Kerker oder sogar auf das Hochgericht abgehalten haben...» Ausserdem «einen Adolf Hitler erhält die Welt nur einmal», sagte ihnen SA-Brigadeführer Kozich damals. Nun kümmerte er sich um einige US-amerikanische Leichtathleten, die ihn Ende August besuchten und auf Vermehrung der Kontakte zwischen hier und dort erpicht waren. Am 4. Juli kamen Gaufrauenschaftsführerinnen zu ihm ins Kahlenbergrestaurant. Mit Frauen hatte Kozich weiterhin politisch zu tun: Seiner Initiative wird später die Verhaftung der Gattin eines bekannten Künstlers zugeschrieben, die der Vizebürgermeister im Rathauskeller bei einer unstatthaften Äusserung belauschte. Zirkusreklameumzüge mit Wagen voller Badeanzugschönen erinnerten dessen ungeachtet an Wien vor 34.

Sport und Schaustellung mischten sich zu grossem Revueersatz von ehemals. Im nächtlichen Stadion erschien weibliche Hitler-Jugend hoch zu Ross, der Reichssportführer nahte mit glanzvoller Suite, todernst marschierten spärlichst bekleidete Rettungsschwimmer durch den 2. Bezirk, um sich in die Donau zu stürzen.

Übrigens wurde im Frühsommer 1938 ein magistratisches Amt für Leibesübungen unter dem SS-Hauptsturmführer Bruno Weihs ins Leben gerufen, auf das wir noch zurückkommen werden. Am 16. September erhielt die Führerin der siegreichen Frauenriege der 400-m-Staffette bei der Europameisterschaft der Leichtathletinnen den Preis der Stadt Wien bei einem Monsterempfang im Kahlenbergrestaurant.

Der Wiener Ausstellungssommer 1938 wies, vielleicht mit Ausnahme einer Theaterschau in der Nationalbibliothek anlässlich der Festwoche und einer historischen Exposition im Staatsarchiv, keine Besonderheiten auf. Es sei denn, man rechnet die am 2. August eröffnete Sensationsausstellung «Der ewige Jude» in der Nordwestbahnhalle hinzu, um die sich Gauleiter Odilo Globocnik und sein Stab besonders verdient gemacht hatten. Der ewige Jude stierte von allen Plakatwänden herab, machte sich auf Sonderbroschüren breit und zeigte sich in der ehemaligen Bahnhofshalle als Schächter, Schänder, Erotiker und Schwerstverdiener. Die damals modernsten Interpretationsmittel bei Graphik, Photo, Film, Musik usw. waren für ihn gerade gut genug. In der Nordwestbahnhalle wurde ausserdem Hermann Leopoldi fälschlich als Verfasser des Dollfuss-Liedes gebrandmarkt.

Währenddessen drängten sich im Rathaus die Paare zur Vermählung, am 30. Juli gab es einen Trauungsrekord von 120 Heiratslustigen. In speziellen Fällen verbanden die Vizebürgermeister Kozich und Richter selbst die Liebenden. Blaschke und Dr. Haasbauer instruierten im Horst-Wessel-Haus bei Purkersdorf die kleinen Kulturstellenleiter in den Bannern der Hitler-Jugend und in den Untergauen des Bundes Deutscher Mädel über die Musikstadt Wien. Allerorts gab es Neues zu sehen und zu hören: Der jüdischen Familie, der das Stadttheater gehört hatte, aber auch intellektuellen Juden und Rabbis wurden jetzt grossaufgemachte Prozesse wegen Betrug, Unterschlagung, Rauschgifthandel usw. angehängt. In der

Leopoldstadt entwickelte sich infolge der Zwangsübersiedlungen ein richtiges Ghetto und Auswandererleben. Bei den Wiener Künstlerwochen aber gastierte gleichzeitig der Essener Schubertbund und brachte ein Werk von Josef Butz zur Aufführung, über das in den «Wiener Neuesten Nachrichten» am 10. August zu lesen ist: «Es waltet wahrhaft eine stählerne Romantik im Sinne Alfred Rosenbergs.»

Mitte September besuchten die Teilnehmer einer Wiener Tagung des Deutschen Modeinstitutes den Bürgermeister im Rathaus. Eine Chronik berichtet, dass Neubacher den Gästen Tee einschenken liess, weiss aber nicht, ob dabei die neuartigen Kostümierungen im Strassenbild der Wiener Innenstadt erwähnt wurden. Man traf auf den Trottoirs, in eleganten Lokalen, ja sogar in den Theatern und Konzertsälen kurzbehoste Männer in weissen oder – wenn schon vorhanden – braunen Hemden, Herren in ländlichen Jacken und Knickerbocker sowie Frauen in keineswegs stilechter Dirndlgewandung. In späterer Zeit – wohl durch die Berührung mit Osteuropa und durch Vermischung von Wehrmachts- und Parteigewohnheiten – drängten sich sogar die schwarzen Breeches-Hosen mit allerlei Röhrenstiefeln zum Zivilrock in exquisite Räumlichkeiten.

Neubacher kann sich mit solchen Äusserlichkeiten natürlich nicht aufhalten, er selbst ist, ob in Uniform, im Frack oder im schlichten Anzug, so elegant wie gewohnt, hat soeben den Maler Franz Wacik auf Gemeindekosten begraben lassen und öffentlich festgestellt, dass seit März für die Wiener Schulerneuerung über 3½ Millionen Reichsmark ausgegeben worden sind. «Die Zahl der jüdischen Mitschüler und Mitschülerinnen wurde auf 2% der gesamten Schülerzahl zurückgeführt», deutet Neubacher an und freut sich über die «Entgiftung der Schulbüchereien». Er glaubt, dass «das Volksbildungswesen von der Organisation Kraft durch Freude übernommen worden ist», rühmt die Reichstheaterwoche, die Künstlerwochen und die Gründung von Musikschulen, auf die wir noch zu sprechen kommen.

Vizebürgermeister Blaschke ist mittlerweile zum Ehrenmitglied des Wiener Männergesangsvereines (1. Juli) und vom Reichsführer SS zum SS-Standartenführer (12. August) befördert worden. Die Rangerhöhung des Vizebürgermeisters traf diesen inmitten konzentrierter Arbeit. Noch in seiner Eigenschaft als SS-Sturmabteilungsführer hatte er am 4. Juli hundert durchmaschierende SS-Studenten aus dem Altreich empfangen und über die Wiener Verhältnisse in bekannter Weise belehren müssen.

Auch hier darf ein erklärendes Wort, das diesmal zur akademischen Situation des Jahres 1938 in Wien passt, zwecks besseren Verständnisses für das kulturelle Gesamtgeschehen eingeflochten werden. Vom Beginn einer kommissarischen Leitung der Wiener Universität am 19. März 1938 haben wir schon gehört. Am selben Tag erfolgte der Rücktritt des Präsidenten der Akademie der Wissenschaft, Universitätsprofessor Dr. Oswald Redlich, und Professor Heinrich Ritter von Srbik wurde auf seinen Stuhl gesetzt. Aus der stattlichen Anzahl von Wiener Wissenschaftlern, die nach dem Umbruch das Land verlassen haben oder, durch die politischen Ereignisse im Ausland überrascht, nicht mehr zurückgekehrt sind, mögen als markante Beispiele die Namen Meisner, Heine-Geldern, Schrödinger, Hoff, Frankl, Kelsen, Neumann und Benesch herausgegriffen werden.

An der Wiener Universität kamen einige bis dato noch wenig oder gar nicht bekannte Persönlichkeiten zum Zug. So trat innerhalb der Philosophischen Fakultät der Germanist Josef Nadler hervor, ein Institut für Theaterwissenschaft unter Professor Kindermann wurde gegründet sowie Vorlesungen von südosteuropäischen und skandinavischen Dozenten ausgeschrieben. Nadler zog durch seinen faszinierenden Vortrag aussergewöhnlich viele Hörer an, seine Werke und Erklärungen gehörten zur Standardbildung, wenngleich er selbst weltanschaulich oft nicht aus noch ein wusste. Im Herbst 1938 veranstaltete Bürgermeister Neubacher eine spektakuläre Wiedereinsetzung von vier Primärärzten, nämlich der Professoren Kroiss, Mayer, Kowarschik und Reitter im Krankenhaus der Stadt Wien in Lainz, von wo

sie seinerzeit wegen nationalsozialistischer Gesinnung entfernt worden waren. Auf der juristischen Seite brachte 1938 die Expositurtätigkeit einer «Akademie für Deutsches Recht», in die Dr. Seyss-Inquart feierlich aufgenommen wurde, erstaunliche Neuigkeiten. Später wurden dort sogar Gelehrte, die dem System kühl gegenüberstanden, mit der deutschen Preisengerichtsbarkeit verquickt, wie überhaupt viele Professoren mit halbem Herzen reichsdienstliche Aktivität entfalteten. Die Rechtslehrer Verdross und Knoll, die Söhne des Nationalökonom Spann u.a. werden sich dem Widerstand anschliessen. Selbstverständlich avancierte Srbik, der auch dem Berliner Reichstag angehörte, zu einer Art Chefhistoriker an der Alma Mater Rudolphina. Auch von ihm sind objektive Momente innerhalb seiner umfassenden publizistischen und belehrenden Tätigkeit hinsichtlich der historischen Wertung Österreichs überliefert, desgleichen ist von seinem Eintreten für den politisch manchmal umstrittenen Dichter Max Mell zu hören.

Am 24. April wurde der Numerus clausus für jüdische Studenten an allen österreichischen Hochschulen eingeführt, das heisst, ihre Anzahl auf 2% der Gesamthörer herabgedrückt. Dies bedeutete lediglich letzte Prüfungsmöglichkeiten für Abgehende, ansonsten war die Judenreinheit ausnahmsloses Nahziel. Am 9. Juni 1938 erfolgte die Auflösung der katholischen Studentenverbände und des CV. Katholischgläubige Studenten aus allen Wiener Hochschulen sammelten sich um einen Studentenseelsorger, der natürlich nicht auf akademischem Boden erscheinen durfte, sondern sich mit seinen Freunden in St. Peter oder St. Ruprecht traf. Dort entstand, durch Mundpropaganda eingeholt, ein akademischer Personenkreis, der auch bei rein religiöser oder kameradschaftlicher Betätigung den Abstand zum Nationalsozialismus erkennen liess.

Die führenden Exponenten des Cartell-Verbandes bzw. die Mitglieder ehemaliger Sondervereinigungen dieser Richtung wurden auch ausserhalb des Hochschulbereiches überprüft, aus ihren beruflichen Positionen entfernt und Verfolgungen ausgesetzt. Dass linksorientierte Studentengruppen vor und nach dem März 1938 keine Betätigungserlaubnis fanden, war von vornherein klar. Aber auch deutschnationale Verbindungen durften ihr Eigenleben nicht weiter fortsetzen, die Burschenschaften mussten ihre Farben feierlich ablegen. Freilich, die Gesinnung mancher schlagender Verbindungen blieb dessen ungeachtet so nationalsozialistisch, dass sie sich schworen, in den Tod zu gehen, wenn die Sache Deutschlands einmal Schiffbruch erleiden sollte. Viele, darunter der Wiener Naturschutzapostel Schlesinger und einige seiner Freunde, werden dies 1945 wirklich vollziehen. Doch Daseinsberechtigung hatte 1938 ausschliesslich der reichseinheitliche Studentenbund, der in Wien dem Pg. Dr. Freysleben unterstand und die für alle Studierenden obligatorisch tätige Gaustudentenführung in der Kolingasse beeinflusste.

Die akademischen Behörden blieben bei aller Zusammenarbeit im Rahmen ihrer Kompetenzen, wobei selbst dies bei der Aberkennung des einmal erlangten akademischen Grades infolge politischer Vergehen oder aus rassistischen Gründen unter der Kollegenschaft zumindest Bestürzung hervorrief. Die Anschlagtafeln der Wiener Hochschulen waren Jahre hindurch mit langen Namenslisten der davon Betroffenen geziert.

Die Wiener Gaustudentenführung mit ihren Ämtern, Referaten, ärztlichen Tauglichkeitsprüfern, politischen Erziehern und Einsatzstellen entschied auf ihre Art über die Zulassung zum Studium, befreite von den immer mehr geforderten manuellen Arbeitspflichten oder stellte Hörer hierfür zur Verfügung. Viele Studentinnen kamen von dort zum Schaffner-Einsatz bei der Gemeinde Wien. Die offiziell eingeführte akademische Dienstpflicht brachte der Gemeinde in strenger Kriegswinterzeit Schneeschauflerassistenzen und Aushilfen in lebenswichtigen Betrieben.

Auch exzeptionelle Bildungswege wurden auf Wiener akademischem Boden hochgezogen, so z.B. mit dem Langemark-Studium für NS-Protektionskinder, für das sich Bürckel

einsetzte. Bereits am 16. Juli 1938 fand die erstmalige Verleihung des Prinz-Eugen-Preises der Wiener Universität statt. Damit schaltete sich die Alma Mater in jenen sonderbaren Prinz-Eugen-Kult ein, auf den wir besonders in den ersten Jahren der NS-Verwaltung Wiens immer wieder stossen. 1941 verhiess Reichsleiter Baldur von Schirach sogar eine Erneuerung der Prinzengruft in St. Stephan und nannte Eugen den ersten kühnen Politiker und Soldaten der grossdeutschen Idee. Deshalb solle er, Schirach zufolge, eine Aufbahrung finden, die diese Stätte zu einem Wallfahrtsort des neuerwachten grossdeutschen Volkes machen werde. Damit wäre auch der Dom seiner christ-katholischen Zweckbestimmung entfremdet und einer deutschen Weihestätte nähergebracht worden.

Kehren wir nach diesem Exkurs wieder zum Ausgangspunkt unserer Darstellung, nämlich zum Umbruchsjahr in der Stadtverwaltung zurück. Hinsichtlich seiner weiteren Sommerarbeit 1938 erklärte Blaschke in einem Rechenschaftsbericht: «Im Juli des gleichen Jahres wird der drohende Zerfall des Orchesters der Wiener Symphoniker offenbar und damit die Notwendigkeit, auch diese Künstlervereinigung als städtisches Orchester aus einer unhaltbaren finanziellen Notlage zu einer gesicherten Existenz zu führen. Generalmusikdirektor Weisbach aus Leipzig wird als Orchestererzieher gewonnen.»

Schon am 1. Mai 1938 hatte Otmar Wetschy in der Sonntagsbeilage der «Wiener Zeitung» über «die Zukunft der Wiener Konzertorchester» geschrieben und gemeint, dass «eindeutig wohl die Zukunft der Wiener Philharmoniker festgelegt sei, die vor wenigen Tagen wieder triumphale Erfolge in Berlin erzielen konnten. Das Orchester der Wiener Sinfoniker war ein Sorgenkind: Vor mehreren Jahren ist es gelungen, durch einen günstigen Vertrag mit dem österreichischen Rundfunk seine Existenz zu sichern.»

Der «Völkische Beobachter» rühmte im Juni 1938 die angebliche Zwei-Drittel-Illegalität dieses Klangkörpers. Wetschy war viel zurückhaltender, erwähnte andererseits aber, dass «das NS Wiener Tonkünstlerorchester in der Verbotszeit manche Wandlung, wenn auch nur in seinem Namen, durchgemacht hat». Es soll nun «Österreichisches Landesorchester» heissen und das NS-Kammerorchester angegliedert erhalten. Einige Tage später musste die «Wiener Zeitung» Herrn Wetschy hinsichtlich seiner «Sinfoniker» ergänzen, denn dort wollte man sich nicht auf den Rundfunk verlassen, sondern kämpfte um finanzielle Sicherung durch die Stadt Wien.

Bald nach den Märztagen 1938 war die Gründung der «Musikschule der Stadt Wien mit den Musikschulen für Jugend und Volk» vorgenommen worden. Am Programm standen sämtliche Gesang-, Instrumental- und Theoriefächer, eine Abteilung für künstlerischen Tanz und rhythmische Gymnastik sowie die Gausingschule Wien als Kindersingschule und Chorschule für Erwachsene. Die Institutionen wurden zunächst in drei Gruppen gegliedert, nämlich in die Musikschule der Stadt Wien im Range eines Konservatoriums, ferner in die Jugendmusikschulen oder Hitler-Jugend-Schulen, die u.a. auch Singleiter- und Musikzugführer für Formationen heranbilden sollten. Im Oktober 1938 begannen vier Anstalten dieser Art tätig zu werden. Schliesslich die Musikschulen des Deutschen Volkswbildungswerkes im Rahmen der NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude (K.d.F.-Schulen). In diesen sollten die «schaffenden Volksgenossen» zur musikalischen Freizeit- und Fei ergestaltung befähigt werden. Neubacher bestätigte die Organisation mit Entschliessung vom 22. September 1938, womit die «Errichtung einer Musikschule der Stadt Wien» offiziell verfügt wurde. Die Direktion des Instituts nahm sich der «Abteilung für Tanz und deutsche Gymnastik» an und teilte sie in eine Ausbildungsklasse für Bühnern und Solotanz zwecks Vorbereitung auf den «Reifeschein der Reichstheaterkammer», in HJ- und B.d.M.-Klassen unter Verbindung mit einem Instrumentalfach und in K.d.F.-Klassen zwecks Ausgleichbewegung nach des Tages Mühlen. Der frischgebackene Direktor Steinbauer verpflichtete den Ballettmeister und Tanzpädagogen Walter Junk als Lehrer.

Blaschke berichtet über die unmittelbare Folgeentwicklung in «Fünf Jahre Kulturamt», also rückschauend, im Jahre 1943: «Der Vielgestalt, aber auch dem Dilettantismus auf dem Gebiet der Musikerziehung, die namentlich in den Elendsjahren der Systemzeit ein beliebtes Exerzierfeld für arbeitslos gewordene Existenzen darstellte, musste durch die Schaffung einer mit neuer weltanschaulicher Grundlage erfüllten ‚Musikschule‘ gesteuert werden. Bereits in den ersten Tagen des November 1938 konnte die Musikschule der Stadt Wien unter der Leitung des von kämpferischem Feuereifer getragenen Direktors, Othmar Steinbauer, seines Stellvertreters, Dr. Hölger, und der grossen Zahl seiner begeisterten, meist jungen Mitarbeiter in den Räumen der ehemaligen ‚RAVAG‘ in der Johannesgasse eröffnet werden. Nach der geplanten Umgestaltung des ganzen Gebäudes, die leider wegen des Kriegsausbruches nur zur Hälfte ausgeführt werden konnte, stand der Wiener Bevölkerung eine äusserlich und innerlich saubere nationalsozialistische Musikerziehungsstätte zur Verfügung.»

Am 24. August 1938 widmete sich Blaschke dem «Neuaufbau der Wiener Fremdenverkehrswerbung». Ein Staatsminister namens Esser hatte ihn zum Leiter des Landesfremdenverkehrsverbandes für Wien ernannt, nachdem er schon am 27. April gemeinsam mit Neubacher um auf Studienreise befindliche Schweizer Reisebürodirektoren besonders bemüht gewesen war. Nun legte er den «Vertretern der Wiener Zünfte, des Gross- und Kleinhandels von Wien und weiteren am Fremdenverkehr interessierten Industrie- und Handelsverbänden den Plan zur Errichtung eines Wiener Verkehrsvereines vor» (Amtsblatt). Blaschke erklärte begründend: «Wien wird eine ganz besondere Mission haben, die in innigem Zusammenhang mit der Fremdenverkehrswerbung steht.» Er verlangte nach den üblichen Ausfällen gegen die Systemzeit eine «Wiedererweckung, eine Betreuung, eine Pflege der Kulturgüter dieser Stadt, woraus unschwer der wirtschaftliche Nutzen eintreten wird».

Blaschke vertrat also auch in Grenzgebieten den Primat der Kultur, er hat dies sogar bei publizistischer Interpretation der Wiener Messe getan. Später erklärte Blaschke in seinem Rechenschaftsbericht allerdings, dass der «Wiener Verkehrsverein keine kulturschöpfende Stätte, aber eine Hilfseinrichtung sei...», lobte den «Geschäftsführer Pg. Rudolf Hieke und seine Gefolgschaft» wegen engster Zusammenarbeit mit dem Kulturamt und sagte weiters, «dass es im Frieden (also vom Herbst 1938 bis Sommer 1939) Aufgabe dieser Dienststelle war, die vielfältigen Schönheiten dieser Stadt in Wort und Bild zu veranschaulichen, bei der Entschandlungsaktion des Stadtbildes mitzuwirken, das Fremdenführerwesen neu zu gestalten und die Unterbringung der Fremden in jene Atmosphäre wienerischer Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit zu kleiden ... «

Am 24. August 1938 will Blaschke jedoch «die Sendung der Kultur- und Wirtschaftsvertragung nach dem Südosten einerseits und die Rückbringung der Güter und wohl auch der kulturellen Leistungen aus dem Südosten andererseits in das Reich» in Wien von den Fremdenverkehrsdienststellen ausgefüllt wissen. Der Landesfremdenverkehrsverband Wien ist für ihn ein Monopol, das in wirtschaftlicher Hinsicht nach Altreichsvorbild von einem Verein zu tragen wäre, der naturgemäss auch den notwendigen Kontakt zwischen den Interessenten des Fremdenverkehrs mit der Zentralorganisation herstellt. Der Verband soll aus Vereinsmitteln «eine Zentrale aufrichten, die die von Seiten aller Bevölkerungsschichten gewünschten Werbeaktionen sowie die notwendige Werbeintensität in die Wirklichkeit umsetzt». Ein Aufruf der NSDAP und der Stadt Wien zum Beitritt «aller Volksgenossen Wiens, die an der Förderung des Fremdenverkehrs interessiert sind», in den Verkehrsverein folgt kurz darauf.

Vom 27. bis 29. September wird damit in Zusammenhang der erste Grossdeutsche Gaststättentag in Wien abgewickelt, und neben diversen Rathausempfängen hält Blaschke

im Konzerthausaal einen «Amtsträgerappell der Wirtschaftsgruppe Gaststätten und Beherbergungsgewerbe».

Sonst gab es in diesem Sommer 1938 einige kulturhistorisch interessante Bestattungen auf Gemeindegeldkosten oder mit Gemeindegeldbeteiligung. Am 25. Mai lässt Neubacher die Schwester des Dr. Karl Lueger, Frau Hildegard Lueger, auf Gemeindegeldkosten in der Krypta der Gedächtniskirche am Zentralfriedhof bestatten und an ihrem Sarg einen Kranz mit folgender, dem Buch Hitlers nachempfundener Schleifenbeschriftung niederlegen: «Die Stadt Wien – der Schwester des gewaltigsten Bürgermeister aller Zeiten.»

Am 29. August 1938 verlautbarte die Pressestelle der Stadt Wien eine längere Erklärung hinsichtlich des Stadtwappens, das den politischen Veränderungen gemäss umgestaltet wurde, jedoch auffallenderweise keine direkten NS-Zeithinweise erhalten hatte. Im Gegenteil, man bemühte sich, an die Symbolik aus der kurzen Zeit Wiens als reichsunmittelbare Stadt anzuknüpfen. «Alle Behörden werden gebeten, diese Aufklärung weiterzugeben, um dem Wappen der Stadt Wien in jener Form, die es durch 500 Jahre besass, wieder jene Geltung zu verschaffen, die ihm als ehrwürdiges Symbol und als Panier einer altehrwürdigen Kulturstadt zukommt.» Heraldiker konnten den Feststellungen der Pressestelle nicht vollinhaltlich beipflichten, aber immerhin präsentierte sich das Zeichen als doppelköpfiger Reichsadler, der durch eine deutsche Kaiserkrone behütet wurde und als Brustschild ein historisches Wappen der Stadt Wien trug. Also wenigstens keine totale Neuschöpfung mit dem Hakenkreuz!

Andernorts war man mit dem Symbol des Sonnenrades nicht so sparsam. Bad Godesberg, wo Hitler den britischen Ministerpräsidenten traf, ertrank fast in der Neuzusammenstellung der Farben Schwarz-Weiss-Rot, also der Hakenkreuzflagge. Unter den Fahnenführern feilschte der englische Premier mit dem Braunauer um das Schicksal der Tschechoslowakei und der Sudetendeutschen, was später in München seine Fortsetzung und seinen Abschluss fand.

## GEISTESPAUSE UND DAF-THEATER

In einer Mainnummer 1938 des Amtsblattes der Stadt Wien werden die Monatshefte «Die Pause» ausführlich begrüßt. Man erfährt, dass es sich um eine seit drei Jahren bestehende repräsentative Wiener Zeitschrift handelt, die eigentlich immer schon irgendwie «über den Pulsschlag des kulturellen Lebens der Ostmarkdeutschen» berichtet hat. Nadler hatte dort anno 1936 bei aller Beachtung der Literatur deutscher Stämme über die «Urzelle Österreichs – den Nibelungengau» geschrieben. Tatsächlich verbeugt sich «Die Pause» dann im Jänner und Feber 1938 einige Male vor dem Dritten Reich, wobei diese Höflichkeitsauslassungen auf den nächsten Seiten durch «Dollfuss-Führerschulen»-Aufsätze und ähnliches wettgemacht werden. Noch lautet das Impressum: Herausgeber: Der Volksbildungsreferent für die Stadt Wien, Bundeskulturrat Professor Dr. Karl Lugmayer. Hauptschriftleiter und verantw. Redakteur Dr. Karl Pawek, beide Wien VIII, Schmidgasse 18 (Volksbildungsamt); literarische Leitung und Bildredaktion: Annie Seifert.

Im Heft 5/1938 gibt es plötzlich einen kommissarischen Leiter in Person des beim «Interessanten Blatt» und anderswo tätigen Redakteurs und NS-Vertrauensjournalisten E. Kott, der auch verantwortlich zeichnet und schon in Heft 8 als Hauptschriftleiter fungieren wird. Dr. Lugmayer ist natürlich als Herausgeber verschwunden und der Vizebürgermeister Hanns Blaschke an seine Stelle getreten.

Welchen Weg «Die Pause» aus dem Ständestaat Österreich in das Deutschland Adolf Hitlers auch immer gesucht hat, er erschien ihren Lobrednern «weltaufgeschlossen und vornehm», wobei unter Weltaufgeschlossenheit selbstverständlich nur die Beziehung in der einen, weltanschaulich geschlossenen Hemisphäre zu verstehen ist. Im Heft 5/1938 stellt sich Blaschke mittels eines längeren Vorwortes «an die Spitze» der Zeitschrift. Es meldet sich der Kunstexperte und Sammlungsdirektor Bruno Grimschitz zu Wort, der zwar eifrig «Kunst ins Volk» hineintragen hilft, andererseits aber die ihm unterstellte «Neue Galerie» im Belvedere gleich nach der Machtübernahme zusperrt. Durch diese Aktion hat Grimschitz, der Meinung namhafter Fachleute zufolge, die Galerie vor ihrer Auflösung durch visitierende Entartungssucher bewahrt.

In einer «Pause» des Spätfrühlings 1938 bringt Grimschitz Österreichs Kunstentwicklung wohl in innigsten Zusammenhang mit deutschen Kräften, hält das hiesige Produkt jedoch für «unproblematischer und geschmeidiger als die Kunst der benachbarten deutschen Stämme». Blauensteiner und Popp sind da etwas strenger, reden den Künstlerkollegen ins NS-Gewissen, verlangen Selbstprüfung und bekunden unbegrenztes Vertrauen in den Führer.

Im Juliheft der «Pause» sprechen die Gauleiter der Ostmark über ihre Gaue. «Diese Worte vereinigen sich zu einem einzigen Preisgesang auf die engere Heimat des Führers.» (Amtsblatt der Stadt Wien) Das Heft wendet sich jedoch nicht nur an «die anderen Volksgenossen, um sie zu einer Fahrt in die sommerliche Ostmark zu begeistern; es wirbt auch ganz heimlich unter uns Ostmarkdeutschen um noch mehr Liebe zu unserer engeren Heimat und um noch mehr Verständnis für seine kulturellen Werte und seine Aufgabe im grossdeutschen Reich». Zweifellos eine sehr spitzfindige Interpretation des Amtsblattes, die der «Pause»-Schriftleitung nicht überall Freunde gewinnt! Aber in derselben «Pause»-Nummer wagt sich «K. P.» an neue Stilformen, spricht im Rückblick vom «leeren Machtdünkel der Bonzen und der aasfaulen Beutegesellschaft» und anerkennt die «edle Demokratie des Deutsches Volkes im Bild der neuen deutschen nationalsozialistischen Gesellschaft».

Für den musikalischen Bereich meldet sich sehr bald Walter Tschoeppe mit Neugestal-

tungsgedanken und mit der periodischen Musik-Rundschau zu Wort. Bei ihm liest man Lobendes über die damaligen Wiener Hausdirigenten Knappertsbusch, Reichwein, Moralt, Kabasta und Kolisko, zu denen sich der grosse Furtwängler und Dr. Böhm gesellen. Richard Wagner, Hans Pfitzner, einigen jüngeren Nacheiferern sowie Franz Schmidt gehört sein Interesse. Tschoeppe verherrlicht den Gemeinschaftsbesang und freut sich, dass die «Faustarbeiter» dem Einfluss «jüdischer oder negerhafter Schlagermusik» entzogen werden. Dies gilt auch für den «Reichssender Wien», aus dem «reiner Jazz» verbannt worden ist, wie Geutebrück in einem «Tagblatt»-Interview feststellte. 1939 schlich sich dessen ungeachtet Peter Kreuders kommerzieller Jazz ins Deutsche Volkstheater ein. Diese Art wurde auf kleineren Bühnen und natürlich in Nachtlokalen nicht weiter vermieden, auch das Konzerthaus gab ihr wiederholt Heimstatt.

Zum zeitgenössischen Beitrag deutsch-österreichischer Dichtung auf der 9. Berliner Dichterwoche bemerkt «Die Pause» in Heft Nr. 6: «Es lasen Hans Klopfer, Sepp Keller, Franz Turnier, Ines Widmann, Karl Hans Strobl, Franz Nabi. Damit waren wohl nicht die politisch markanten Gestalten des deutsch-österreichischen Schrifttums angetreten. Die 9. Berliner Dichterwoche stellte vielmehr in der Mehrheit unpolitische Kräfte heraus... Der Eindruck der österreichischen Dichter in Berlin war ein inniger und tiefer.» Man sieht, es wurde zwischen gelindem und entflamtem politischem Eifer unterschieden, die «Pause» wollte nicht einmal Klopfer oder Strobl ins Kämpferische entlassen. Wahrscheinlich wurde ihr dies durch die vom Anlass äusserst abhängige Themenwahl der Betreffenden erleichtert.

Interessant ist die in der «Pause» Nr. 5 wiedergegebene Ansicht eines altreichsdeutschen «Arbeiterdichters» namens Josef Wiessalla zur Einordnung in das für ihn übermächtige Geschehen. Er erklärt, nicht der geistigen Elite «mit ihrem Schutzpanzer aus Skepsis» angehört zu haben und sechs Jahre arbeitslos gewesen zu sein. «Die Empörung über unser unverschuldetes Schicksal zwang mir die Feder in die Hand. Dafür wurde ich in den Zeitungen meiner Heimatstadt abgekanzelt und als Kommunist gebrandmarkt. Die Kommunisten nahmen mich ... für sich in Anspruch.» Wiessalla gesteht dann undeutlich, sich marxistischen Lehren hingegen zu haben, obwohl ihm «Paul Ernst, Kolbenheyer und Hermann Stehr schon damals ein Begriff waren». Er sagt weiters, dass «der Umbruch von 1933 von der Last befreite, sich mit dem Wahn, den ich als solchen noch nicht erkannt hatte, noch länger auseinanderzusetzen. Eines der ersten ergreifenden Erlebnisse vermittelten mir die Kriegsbriefe gefallener Studenten, die Eberhard Wolfgang Möller gedeutet hat. Ich lernte die Bedeutung Dietrich Eckharts kennen und begriff in den Sängern der Bewegung, Heinrich Anacker und Gerhard Schumann, den idealen Schwung eines Aufbruches ...» Also ein mahnendes Beispiel für manche ostmärkische Schreiber, auch von extrem links her einzuschwenken und der Volksbüchereien usw. wert zu sein, zumal selbst klerikale Elemente als «Kulturbolschewisten» bezeichnet wurden.

In einer der Sommer-»Pausen» 1938 zeigt Ernst Scheibelreiter mit einem Brief über das «Gemütliche Wien», dass er sich sehr gut auf Fremdenverkehrswerbung versteht. Der langjährige Mitarbeiter L. W. Rochowanski versucht ähnliches viel oberflächlicher für die gesamte Ostmark. Rasch wendet sich «Die Pause» wieder der Läuterungsarbeit am Charakter ihrer Leser zu. Beim «Deutschen Menschen im Weltbild deutscher Meister» von Streerbach wird das Sinnliche Makarts am Beispiel illustriert, jedoch als Verfallserscheinung abgetan, ein Standpunkt, den «Die Pause» später bei der Truppenbetreuung gründlich revidieren wird. Immerhin kommt es schon jetzt zur Darstellung teilweise entblösster Körper, und anlässlich der «Grossen Deutschen Kunstausstellung 1938» zu einer ganzseitigen Reproduktion artemgener Aktaufassung, was eine Novität für alle an die bisherige «Pause» Gewöhnten bedeutet.

Aber dann kommt wieder Blaschke – knapp vor dem «Befreiten Sudetenland» – zu Wort. Er nimmt zum «Kulturaufbau in Wien» Stellung. Diesmal beginnt er bei Fischer von Erlach und Raphael Donner, nennt auch alle anderen Grossen, deren Erbe nun die «Tatenfreudigkeit» von Gauleiter Globocnik und von «Oberbürgermeister Dr. Ing. Neubacher» durch eine Organisation bewahrt, die sowohl Parteidienststelle als auch Verwaltung ist. Ein weiter, aber direkter Weg vom Privatmäzen zum öffentlichen Kunst dirigismus.

Das Rathauskulturamt neuester Prägung ab September 1938 wird damit vorgestellt, und Blaschke fühlt sich angesichts solcher Förderung und Lenkung zu höherer Interpretation kultureller Leistungen auf Wiener Boden berechtigt. Er meint, «dass wohl Geist und Inhalt einer Kulturschöpfung rassistisch bedingt sind, die Form des Werkes jedoch einem zeitgebundenen Wandel unterliegt... Jedenfalls werden ablehnende Beurteilungen engstirniger Menschen zu verwerfen sein. Ausserdem muss einerseits zur Wahrung der grossen und erstrebten Reichseinheitlichkeit im Organisatorischen die Unterordnung unter Grossplanungen, vor allem im Propagandistischen, eine Absolute sein, wogegen die Erhaltung der Sonderheit im Schöpferischen gleichfalls gewahrt werden muss...» – Zwecks Entjudung «auch dem Geiste nach» und moralischer Theateraufwertung wurden nach Blaschke von jenem neuartigen «Kulturamt der Gaustadt Wien» unumstürzbare Grundsätze aufgestellt: «Für die Aufnahme der Künstler ... entscheidet Leistung. Das Ensemble ist zu erziehen. Nicht der Effekt, sondern der Geschmack und künstlerische Gehalt ist für die Auswahl und Inszenierung der Stücke massgebend.» In seinem Nachlass berichtet der getaufte jüdische Kritiker Ernst Deszey, dass ihm Blaschke über Intervention eine Bestätigung überliess, derzufolge er, Deszey, «als Verfasser so vieler Werke über deutsche Kunst und Künstler Berücksichtigung verdiene». Der Schein war wertlos. Blaschke erwähnt dies jetzt natürlich nicht, sondern empfiehlt die in D AF-Besitz befindlichen Theater des Volkes, schreibt der Volksoper eine musikdramatische Nachwuchsaufgabe bei billigen Eintrittspreisen im Vergleich zur Staatsoper zu, verweist die Operette ins Raimundtheater, die Klassiker und das Volksstück ins Volkstheater, wobei ihm «das volksfremde Salonstück für Snobs» übrig bleibt, das er sich nicht expressis verbis in die Josefstadt zu schicken getraut. Er verkündet, «dass Schauspielschulen, in denen auch die körperliche und weltanschauliche Ertüchtigung gepflegt wird, bereits geschaffen worden sind». (Tatsächlich wurde im Studienjahr 1938/39 aus einer Abteilung der Staatsakademie und einem renommierten Privatseminar die «Schauspielschule des Burgtheaters» gebildet.) Beim Film müsse dem Kulturamt, wie Blaschke weiter erklärt, eine «Zensur- und Anregungsfunktion zufallen». Dazu gehören auch «konstruktive Lösungen für wahrhaftige Wiener Kulturfilme».

Unter vielen anderen Agenden weist Blaschke auch auf die bereits erfolgte Abtragung «untragbarer Denkmäler der letzten Jahre», sowie «die Schöpfung neuer Denkmäler» hin. Hiefür kommen Walther von der Vogelweide mit freiem Ausblick auf den Donauström (vom Leopoldsberg! Der Verfasser.), im Stadtbild selbst Richard Wagner, Anton Bruckner, Hugo Wolf und die dreizehn Gehenkten der Kampfzeit in Betracht, wofür Mahnmalarhitekten heranzuziehen wären. Bei den «untragbaren» Monumenten handelte es sich um allzu religiöse Systemerinnerungen, um Dollfuss-Steine und ähnliches. Ferner um verewigte Nichtarier, wobei die Entfernung einer Mahler-Büste in der Oper und des Sonnenfels-Denkmales vor dem Rathaus (1940) das meiste Aufsehen erregten. Zu einem Monumentenschwund grossen Ausmasses gab die kriegsbedingte Metallsammlung Anlass, unter deren ersten Opfern sich willkommenerweise das Lessing-Denkmal auf dem Judenplatz befand. 1938 verschwanden aus rassistischen Gründen 6 Monumente.

Blaschke berichtet in seinem «Pause»-Artikel des Herbstes 1938 weiter vom Plan eines «Hauses der Stadt Wien, wo dem Besucher der Stadt einiges über das kulturelle Schaffen dargeboten werden soll». Für die nächste Zeit ist die «Schaffung entsprechender Buchhallen

für das Leihbuchwesen» vorgesehen. Die Fachleute für eine «wahre, notwendige und richtige Buchpolitik» der Stadt Wien stünden schon bereit. Und dann stösst Blaschke weiter in die Gefilde kultureller Augenweiden und Ohrenschrägen vor: «Zur Anberaumung und Durchführung der einst weltberühmten Wiener Veranstaltungen wurde im Rahmen des Kulturamtes eine verantwortliche Stelle geschaffen, die im Zusammenwirken mit dem Reichspropagandaministerium auf taktvolle und geschmackvolle Durchführung dieser Veranstaltungen zu sehen und deren vornehme Grösse zu bestimmen haben wird.» Dies sollte von grossangelegten Festlichkeiten bis zu behelfsmässig installierten Volksbildungsvorträgen oder Feierabendstunden reichen, letzteres sogar noch 1945 im Angesicht der über die Höhen um Giesshübl vorrückenden Dritten Ukrainischen Front. Blaschke ist ahnungslos und schreibt daher vom «grosszügigen Umbau bestimmter Stadtteile in späterer Zeit, der in seinen Planungsfundamenten studiert worden ist und dessen fertige Planung dem Führer zur Entscheidung vorgelegt werden wird». Darunter befinden sich, was Blaschke nicht mitteilt, die Herstellung des früheren Ausblicks von der Hofburg zur Karlskirche und ein neues städtisches Opernhaus an der unverbauten Ecke Währinger Strasse-Spitalgasse. «Seien wir alle, denen das Glück zuteil wurde, Helfer Adolf Hitlers sein zu dürfen, verschworene Werker einer grossen Sendung ... », ruft Blaschke abschliessend in der «Pause».

Die widmet sich umstände halber den Sudetendeutschen Kulturschaffenden und in Heft 10, reich illustriert, dem Deutschen Volkstheater: Man darf aus der neuen «Führerloge» schauen und auf der folgenden Seite des Generalintendanten Walter Hz, des Dramaturgen und zeitbedingten Autors Dr. Otto Emerich Groh sowie weiterer Mitarbeiter ansichtig werden. Dann kommt die bauliche Neugestaltung der Wiener Volksoper (mit Führerloge) an die Reihe.

Für die grosse Weihnachtsnummer 1938 zeichneten «12 Künstler der Ostmark» ein Kalendarium. Es sind dies Huber, Zülow, Kitt, Köhl, Eisenmenger, Pevetz, Pregartbauer, Dobrowsky, Wilke, Lobisser, der später ungenügend gesehene Kubin und Andersen. Rückblickend wird in Kerkerbriefen aus der Weihnachtszeit 1935 wieder jener E.G. Kolbenheyer zitiert, der weiland Stefan Zweigs Studienfreund gewesen ist. Den «Familienbildern alter deutscher Meister» sind Hermann Göring mit Frau Sonnemann und Klein-Edda und – soweit erkennbar – Frau Magda Goebbels samt ihren vier unglücklichen Kindern zugesellt. Die Bildlegende fehlt.

Annie Seifert, die sonst nur für Bild und Literatur in der «Päise» zuständig ist, hat sich im Dezember 1938 nach Berlin W 15 umquartiert und dort eine «Berliner Schriftleitung» eingerichtet. Man ging offensichtlich auf die Eroberung des gesamtdeutschen Zeitschriftenraumes durch den Wiener Kultursinn aus, ein wechselvolles Unterfangen, das nicht eben glücklich zu Ende gebracht wurde. Am Inseratensektor war der Ausbruch aus dem Wiener Raum noch schwieriger. 1938 hielt man sich an «Die guten arischen Wiener Firmen» (Sammeltitel) oder an «Empfehlenswerte arische Gaststätten, Cafés, Vergnügungsorte und Hotels». Dazu kamen Einzelanzeigen von Gewerbetreibenden, manchmal mit Hakenkreuzen verziert und sicher oft im Hinblick auf die Geschäftsverbindung mit dem Magistrat und weniger der Werbewirkung halber aufgegeben. Noch gibt es italienische Fremdenverkehrsinserte, aber auch Eintopfpropaganda und Reisehinweise, wie «Besuchet die Steiermark, das Südländchen deutscher Sehnsucht, Graz, die Stadt der Volkserhebung, im sonnigen Herbst». Da mutet die langjährige, ganzseitige Einschaltung von «Echt Kölnischwasser 4711» in Aufbau und Aussage direkt zukunftsweisend an, wenn man von der Kleidung und den Druckfarben absieht. Jedenfalls, ob Illustrationsteil, ob Inseratensektor, die Gesichter haben sich seit den Märztagen geändert, sind grossflächiger, heller, einheitlicher, weniger österreichisch-dunkel

geworden. Wie sagte Dorothea Zeemann in Heft 3/1938, also vor dem Umbruch? «Unsere Zeit hat kein Kostüm, wir wissen nicht, ob sie ein Gesicht hat. Gegenwart weiss das von sich selber nie!» Kein Zweifel, seit dem 12. März waren Kostüme vorhanden, in der «Pause» und anderswo. Dafür sind Hans von Hammerstein, Guido Zernatto, Karl Lugmayer und andere «Pausen»-Kräfte von früher hinter Gittern oder auf der Flucht.

Mittlerweile griff die Deutsche Arbeitsfront zugunsten ihres Freizeitwerkes «Kraft durch Freude» nach mehreren Wiener Grossbühnen, die zu «Theatern des Volkes» befördert werden sollten. Die hierfür verantwortlichen Kulturstrategen in Berlin konnten sich freilich nicht vorstellen, wie sehr ihnen dabei der kleine Wiener Blaschke in die Quere kommen würde. Zunächst geisterte das Schlagwort «Theater des Volkes» für das Deutsche Volkstheater, die Volksoper sowie für das Raimundtheater durch die Öffentlichkeit und fand in der zweiten Hälfte des Jahres 1938 als Überschrift in Zeitungsartikeln usw. am häufigsten Anwendung.

Die feierliche Eröffnung der Theater des Volkes fand am 27. Oktober 1938 statt, und zwar im Falle der renovierten Volksoper durch eine «Fidelio»-Aufführung vor dem Bürgermeister, seinen Stellvertretern und anderen Persönlichkeiten.

In dem aus diesem Anlass erschienenen Programmheft «Festvorstellungen der Theater des Volkes in Wien» schrieb der Gauleiter von Wien, Odilo Globocnik, nach der obligatorischen Kritik an der «artfremden Welt» vor dem 12. März 1938: «... So trat jene entsetzliche Verödung unserer Kulturstätten ein, die uns seit dem ersten Tag der Machtübernahme in der Ostmark angetrieben hat, das Wiener Theater wieder dem deutschen Volk zurückzugeben, dem es nun allein für alle Zukunft gehören soll... Nur aus einem Heranführen aller Schichten an die unvergänglichen, edelsten Werke der Nation wird unsere Stadt wieder das, was sie in ihrem innersten Kern immer war: Ein Sammelpunkt höchster Kulturleistungen unseres Volkes... Die Eröffnung dreier Theater des schaffenden Volkes gleich zu Beginn des ersten Spieljahres erscheint mir ein besonders glücklicher, bedeutungsvoller Anfang.»

Vizebürgermeister Blaschke bemerkt zum gleichen Thema in seinem 43er Bericht: «Die drei Bühnenhäuser Wiener Volksoper, Deutsches Volkstheater und Raimundtheater wurden an die Architekten Witzmann und Biehler, Kammel und Zeymer übergeben, um in ihnen Beispiele nationaler Kunstgesinnung an wiedererstandenen Tempeln deutscher Kunst zu gestalten. Die beiden letztgenannten Bühnen wurden nach längeren Verhandlungen in die Rechtsträgerschaft von K.d.F. übergeben, während die Volksoper als städtische Bühne weitergeführt wird ...» Im Hinblick auf die Folgeentwicklung hält Blaschke fest: .. Mit dem städtischen Opernhaus wurde ein Institut ins Leben gerufen, das für die breiten Massen unseres Volkes die Volksoper im guten Sinne des Wortes zu pflegen hat. Wenn wir hören, dass pro Spieljahr etwa 200.000 Karten für Volksgenossen in den Rüstungsbetrieben, 120.000 Karten für Wehrmachtsangehörige zur Verfügung gestellt werden und darüber hinaus eine grosse Anzahl geschlossener Vorstellungen der Partei und der Hitlerjugend überlassen wird, dürfte genügend dargetan sein, wie sehr das Haus bestrebt ist, seiner nationalsozialistischen Verpflichtung gerecht zu werden. In einer vorbildlichen Betriebskameradschaft, auf strengen Leistungsgrundsätzen aufgebaut, wird gestrebt, die hohe Ensemblekunst zu pflegen, jungen Sängernachwuchs zu entdecken und zu erziehen und durch Verbindung mit den befreundeten Südoststaaten der Schicksalsverbundenheit unserer Stadt mit diesem Raum auch in künstlerischer Beziehung Ausdruck zu geben.»

Im Verwaltungsbericht der Stadt Wien 1938 steht zu lesen: «Die Volksoper wurde bis zum Oktober 1938 vom Wiener Volksoperverein geführt. Sie diente in den letzten Jahren ... der leichten Muse. Als die Stadt Wien im Frühjahr 1938, dem Wunsche des Führers gemäss, den Entschluss fasste, die Wiener Volksoper zu einer Städtischen Bühne umzuwan-

deln, musste nicht nur das Gebäude selbst grundlegend neu gestaltet werden, sondern es bedurfte auch eines völligen Neuaufbaues des Theaterensembles und der Ausstattung. Mit Hilfe der entscheidenden finanziellen Unterstützung des Führers gelang es in der kurzen bis zum Herbst zur Verfügung stehenden Zeit, nach Plänen der Architekten Professor Witzmann und Biehler, den Umbau des Innenhauses, insbesondere der Bühne, durchzuführen... Zur Leitung wurde im Juni 1938 Intendant Kammersänger Anton Baumann berufen. Der Ausbau des Theaters war in zwei Etappen, Baujahr 1938 und Baujahr 1939, vorgesehen. Zur Ausführung kam nur die erste Etappe im Jahre 1938 mit einem Kostenerfordernis von rund RM 800.000,-...»

Die Adaptierung des Volksoperengebäudes bestand aus einem weitgehenden Umbau des Bühnenhauses, auf welches ein neues Stockwerk kam. Die Spielfläche erhielt eine neue Beleuchtungsanlage und eine 16-m-Drehbühne. Decke, Wände und Bestuhlung des Zuschauerraumes wurden renoviert, in der Mitte des ersten Ranges die getrennt zugängliche Grossloge mit Nebenräumen eingebaut.

Kehren wir zum Anlass der feierlichen Fidelio-Vorstellung am 27. Oktober zurück. Schon ihre Generalprobe war bedeutungsvoll, da rund 2'100 Handwerker und Arbeiter, die bei der Erneuerung der Theater des Volkes mittätig gewesen waren, über Neubachers Wunsch zuschauten und nachher beim Gschwandner zu essen bekamen. Einen Tag später empfingen Neubacher, Bürckel und Globocnik die Bühnenkünstler der drei Häuser im Rathaus-Festsaal, die Volksoper-Sänger und -Bühnenarbeiter erhielten am 28. Oktober im Rathauskeller kommunale Speise und Trank.

Neubacher nahm diese Gelegenheiten zum Anlass, den Theaterleuten die Erkenntnis, «es sei wieder eine Lust zu leben», nahezubringen und den Werktätigen mitzuteilen, sie müssten bei der Lösung der sozialen Fragen Wiens Geduld haben. Es gehe aufwärts, aber vielleicht nicht so schnell, wie sich mancher gedacht habe. Im übrigen wurde zwecks Steuerung eines «Unfuges der Systemzeit» für die Theater des Volkes jede Freikartenabgabe untersagt.

Ludwig Klemme, der Leiter des Reichsamtes Kulturgemeinde der NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude» (Berlin), lässt sich im Programmheft der Volksoper über das «erschreckende Bild der Verarmung» aus, «welche die deutsche Ostmark unter dem zwanzigjährigen Regime von Marxisten und dem Schuschnigg-System erlitten hatte», und über den Theaterzustand, der es seiner Meinung nach unmöglich erscheinen liess, alles noch einmal instandzusetzen: «Aus diesem Grund musste auch zu diesem Zeitpunkt auf die Wiedereröffnung des traditionsreichen Theaters an der Wien verzichtet werden. Die Operette wird daher für Wien im Raimundtheater eine neue Pflegestätte finden. Das Deutsche Volkstheater, das gleich dem Raimundtheater in den Besitz der Deutschen Arbeitsfront übergegangen ist, wird... alle Arten der Schauspielkunst pflegen. Die der Stadt Wien gehörende Volksoper wird das K.d.F.-Opernhaus sein.»

In Angelegenheit des Theaters an der Wien hören wir noch einmal Blaschke aus seinem Bericht über fünf Jahre Kulturamt: «Das Theater an der Wien wurde von der Stadt gekauft (im Herbst 1939! Anm. d. Verf.), und von Professor Witzmann wurde ein Plan für die Umgestaltung des Theaters in seinen ursprünglichen Zustand entworfen, der dem Führer vorgelegt wurde...»

Der Vollständigkeit halber sei auch des Bürgertheaters Erwähnung getan, während das Theater in der Josefstadt später behandelt werden soll. Die übrigen Wiener Privatbühnen wurden 1938 von öffentlicher Hand noch nicht direkt berührt. Doch alle Theaterdirektionen mussten ihre Spielpläne nach Berlin senden, wo Reichsdramaturg Schlösser entschied, was und in welcher Art es gegeben werden durfte. Hinsichtlich des Bürgertheaters teilt der Wiener Verwaltungsbericht dieses Jahres mit, dass das im 3. Bezirk gelegene Gebäude im Ok-

tober 1938 von der Stadt Wien erworben wurde: «Der bereits geplante Umbau des Theaters zu einem repräsentativen Gastspieltheater musste infolge der Ungunst der Zeit unterbleiben.» Blaschke erwähnt in seinem Rechenschaftsbericht, dass «das Bürgertheater dem langjährigen und verdienstvollen Leiter der Landesstelle Wien der Reichstheaterkammer Pg. Robert Valberg privat verpachtet wurde».

Zunächst aber müssen wir wieder zu den eigentlichen «Theatern des Volkes» zurückkehren, zu jenen drei Institutionen, deren Zukunftsweg baulich und finanziell fürs nächste gesichert sowie allgemein mit hohen Erwartungen und Versprechungen gepflastert ist.

Im Programmheft der Festvorstellungen der Theater des Volkes, das sechs Monate nach dem sogenannten «triumphalen Einzug» herausgegeben wurde, meldete sich Intendant Bruno Iltz zu Wort. Ihm oblag die Leitung des Deutschen Volkstheaters, nachdem Goebbels die Auflösung des Volkstheatervereines angeordnet hatte. Iltz verfasste eine kleine Rückschau und formulierte äusserst zurückhaltend: «Das Deutsche Volkstheater in Wien ist besonders die ersten drei Jahrzehnte seiner Aufgabe mit tiefem Ernst gerecht geworden und wenn es in den letzten Jahren vielleicht ein wenig seine Sendung vergessen hatte, so lag dies wohl an dem allgemeinen kulturellen Niedergang des Nachkriegs-Österreich.»

An die Stelle des Privattheaters trat 1938 das «gelenkte» Theater, und statt eines Direktors gab es nun einen Intendanten. Dieser wurde von Berlin aus bestellt, hiess Walter Bruno Iltz und hatte vorher die drei städtischen Theater in Düsseldorf geleitet. Er war in den Theateridealen von Brahm, Reinhardt und Gessner gross geworden, sein künstlerischer Spürsinn liess ihn in der Folge Leon Epp, Curd Jürgens, O.W. Fischer, Paul Hubschmid, Judith Holzmeister, Inge Konradi, Klaramaria Skala, Robert Lindner u.a. entdecken. Sein Hauptregisseur W. Ullmann und Bühnenbildner G. Manker verwendeten erstmals in Wien die Schräge. Auch äusserliche Veränderungen wurden am Volkstheater vorgenommen, der Umbau des Hauses brachte jedoch keine wirkliche Besserung für das Publikum oder den Spielbetrieb. Ferdinand Raimund, der bisher in Marmor vor dem Theater wie ein Schutzpatron gethront hatte, wurde in ein Schmollwinkler neben dem Gebäude verbannt. Den das Winkler umgebenden Weghuberpark suchte die Gemeinde im nachhinein etwas anzupassen und liess Bäume fällen, um einen Palaishintergrund freizulegen. Doch damit war Raimund nicht viel geholfen.

Mit historischen Betrachtungen kommt im Programmheft auch der vom Führer 1937 in Berlin zum Kammersänger ernannte Anton Baumann, dem es «vergönnt ist, als erster Leiter der Wiener Volksooper, die nun in der befreiten Ostmark unter Obhut der Gemeinde Wien steht, die Geschicke des Institutes zu leiten», wie es im Programmheft der Festvorstellungen der Theater des Volkes in Wien heisst.

1898 war das Haus am Währinger Gürtel, als Kaiser-Jubiläums-Stadttheater erbaut, mit Kleists «Hermannsschlacht» eröffnet worden. Der Namensvetter, Bezirksvorsteher und Landtagsabgeordnete Anton Baumann, hatte es mit Förderung Dr. Luegers vornehmlich als «antisemitisches Bollwerk gegen rassenfremde Kunst» projektiert, der Schwabendichter Adam Müller-Guttenbrunn wurde erster Direktor. Guttenbrunn hatte angeblich sein Ehrenwort verpfändet, nie einen jüdischen Autor aufzuführen. Nach einigen Jahren tauchten finanzielle Schwierigkeiten auf, und Guttenbrunn verband sich mit dem Rheinländer Rainer Simons zur Gründung der eigentlichen «Volksooper». Bald war Simons Alleinherrscher am Gürtel und hielt sich bis 1917. Die Bühne wurde unter wechselnden Direktionen auch weiterhin auf Vereinsbasis geführt und am Schluss von Jean Ernest geleitet, der Anfang 1938 unter der Gastspiieldirektion Reeser-Kowalesky Operetten von Jara Benes, Robert Stolz und Ralph Benatzky aufführen liess, dazwischen aber bei Carmen selbst Regie führte sowie ein umfangreiches Opern-Abonnementprogramm abwickelte. Die leichte Muse war daher nur Mitbesitzerin des Hauses.

Das Fröhlichkeitsbedürfnis blieb, falls es auch auf Seiten der Veranstalter vorhanden war, dortselbst in zunehmendem Masse ungestillt. Anton Baumanns Intendantenvertrag wurde schon 1941 durch den Tod gelöst. Sein Nachfolger war Oskar Jölli, der sich früher als Schubertsänger hervorgetan und Blaschke seit 1938 tatkräftig im Rathaus unterstützt hatte. Jölli zeigte sich trotz seines Aufgehens im neuen Schaffensgebiet vom Gang der allgemeinen Ereignisse sehr bedrückt. Seine antisemitischen Äusserungen versiegten, er hielt Kontakt mit Richard Strauss' Sohn, Dr. Franz Strauss, und dessen jüdischer Frau sowie mit einigen anderen Nichtariern. Mitarbeitern gegenüber deutete er manchmal an, er hätte sich vor 1938 alles ganz anders vorgestellt.

Bleibt noch das Raimund-Theater, in das der ehemalige Wiener Theaterkapellmeister Willy Seidl einzog. Er hatte in Fürth als Leiter der dortigen Operettenbühne die Auszeichnung eines Hitler-Besuches erfahren. Seidl erzählt im Programmheft der Festvorstellungen, dass sein jetziges Haus seinerzeit auch mit Adam Müller-Guttenbrunn als Direktor eröffnet worden ist. Ab diesem Zeitpunkt, also von 1893 bis 1907, war hier das «tiefdeutsche und volksbildende Programm» einer Sprechbühne vorherrschend. Dann kam Direktor Alfred Kovar und mit ihm volkstümliche Opern und Operetten. Daneben sind Raimund, Anzengruber und Nestroy gepflegt worden.

Das Programmheft der Festvorstellungen der Theater des Volkes in Wien wäre keineswegs vollständig, würde nicht auch Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley selbst auf besonderer Seite den Willen des Führers verkünden, dass «Wien wieder singend, klingend, froh und freudig» werden soll.

Den Abschluss im Heft der Festvorstellungen macht Ing. Rudolf Haybach, Leiter der Abteilung Feierabend der NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude!», der das einzige «Theater des Volkes», das Berlin besitzt, im Bild zeigt. Er gibt vor, es sei für ihn eines der beglückendsten Gefühle gewesen, dazu berufen zu werden, sich für die kulturelle Erneuerung der mit ihm blutsverwandten Volksgenossen im Gau Wien voll und ganz einzusetzen. Nach Haybach galt es, den «Schutt von den Herzen wegzuräumen, den jahrelange jüdische Vernebelung aufgetürmt hat». Haybach gelangt über diesen sonderbaren Nebelschutt zur «Auflockerung jedes einzelnen Volksgenossen» und zu den «K.d.F.-Theaterringen», einer Besucherorganisation, die das verbilligte «Stammsitzmietensystem», eine Volksopernspezialität, ergänzen wird.

In der Volksoper gibt es im März 1938 Bunte Nachmittage des Kaufhauses Währinger Gürtel, davon einen mit dem Fehrbelliner- und dem Badenweilermarsch sowie mit grosser Anschlussfeier durch Chor und Orchester, wobei die neuen Liedertexte im Programmblatt dem Publikum zum Mitsingen empfohlen werden. Auch Schillers «Wallenstein» verirrt sich zugunsten der Wiener Hitler-Jugend dorthin und wird bei geschlossenem Vorhang mit einem Gedicht auf den Führer eingeleitet. Mehrere Tanzspielabende sollen am Gürtel eine neue deutsche Darbietungsart kreieren helfen. Bittners «Bergsee» wird vorbereitet, ein paar gängige Opern und Operetten gelangen zur Aufführung, das vierzigjährige Theaterjubiläum wird etwas anders gefeiert, als es sich Direktor Ernest immer gewünscht hatte. Am 6. Dezember 1938 kommt das «Christelflein» von Hans Pfitzner, ein Werk im Sinn zeitgenössisch-romantischer Gedankengänge, als grossangelegte Neuinszenierung an die Reihe. Max Kojetinsky nennt das Ellein im hakenkreuzgeschmückten Programmheft die «einzig wirklich deutsche Weihnachtsooper», der daher termingemäss der Vorrang gegenüber «Hänsel und Gretel» und ähnlichem gebühre.

In diesen Tagen geht es dem Komponisten Julius Bittner, der inzwischen die Nachricht von der bevorstehenden Aufführung seines «Bergsee» mit Befriedigung zur Kenntnis genommen hat, gesundheitlich sehr schlecht. Am 9. Jänner stirbt er, und die Volksoper gedenkt seiner in einer Totenfeier, wobei Oskar Jölli den Nachruf hält. Nach Alma Mahler-Werfel

war Bittner ein zutiefst katholischer, weltabgewandter Mensch. Jölli weist jedoch nur auf den «Ackerdung» rund um den «Bergsee» hin, lobt «betont Bodenständiges» und meint, dass «wir Nationalsozialisten irrtümliche Auffassungen ausgeschaltet haben». Auch «Pfaffenwirtschaft und Habsburg-Söldner» sind ihm als «Bergsee»-Ingredienzien erwähnenswert.

Damit stehen wir bereits am Beginn des Schreckensjahres 1939, in dessen Verlauf der Zweite Weltkrieg ausbrechen wird. Aber noch herrscht Ballsaison! Volkstänze werden überall produziert, Faschingsumzüge zusammengestellt, Allotria-Denkmäler aufgerichtet, wobei die Wiener mehr dem Bier als dem Wein Verehrung zollen. Viele zackige Märsche entquellen den Trompeten und drängen zielbewusst die anglo-amerikanischen Rhythmen in den Hintergrund. Unterstützt von zahlreichen Gemeinde-Denkern überlegt Neubacher, ob nicht gerade jetzt ein spektakulärer «Ball der Stadt Wien» gelingen könnte. Gilt es doch zu zeigen, wie armselig die von seinem Amtsvorgänger Schmitz ausgerichteten Tanzereien waren. Schliesslich geht der erste Ball unter seiner Regentschaft in Szene, und dem Bürgermeister scheint der Anfang für die nächsten 1000 Jahre verheissungsvoll gelungen zu sein. Aber – es war das erste und letzte Mal!

## DIE VERWALTUNGSGRUPPE VIII

Der Frühling und der Sommer 1938 waren vorüber, aber die Märzereignisse blieben noch so stark in Erinnerung, als ob sie gestern gewesen wären: Am 13. März wurden alle öffentlichen Bediensteten auf den Führer vereidigt, die Juden aber dienstenthoben. Vier Tage später begannen die Propagandareisen für Wiener Arbeiter ins Altreich. Am 26. hat-te Göring den Aufbauplan für die Ostmark verkündet. Am 31. erhielten die meisten «Ausgesteuerten» und die Jungarbeiter ohne Beschäftigung wieder Arbeitslosenunterstützung. Am 7. April begannen die Verhandlungen zwischen der Stadt Wien und der SS-Führung zwecks Errichtung eines Konzentrationslagers im städtischen Steinbruch Mauthausen.

Am 22. September 1938 wurde im Rahmen des Magistrates eine eigene Verwaltungsgruppe «Kulturamt» (VIII) geschaffen, in welche die Städtischen Sammlungen, das Archiv der Stadt Wien sowie die neu eingerichtete Mag.-Abt. 50 «Allgemeine Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten» (der Kulturverwaltung) einbezogen wurden. Ihr waren die Städtischen Büchereien, die Musikschule der Stadt Wien und die Theater der Stadt Wien – d. s. damals die Wiener Volksoper und das Bürgertheater – angegliedert. Vizebürgermeister Hanns Blaschke übernahm selbst die Stellung des Gruppenleiters und richtete sich mit seinen Leuten im ersten Stock des Rathauses ein. Am 28. September wurde im Beratungszimmer des Bürgermeisters eine Art Gründungsversammlung des «Kulturamtes der Gaustadt Wien» abgehalten. Hanns Blaschke hielt den Versammelten, worunter sich namhafte Vertreter des Wiener Kulturlebens befanden, eine Rede, in der er u.a. ausführte: «Die Aufgabe und der Zweck unserer heutigen Zusammenkunft ist die Schaffung einer Einrichtung, die als Kulturamt der Gaustadt Wien nach dem Willen ihrer Gründer das kulturelle Leben dieser Stadt lenken und befruchten soll.»

Blaschke berichtet neben den bereits von ihm an anderen Stellen wiedergegebenen Leitsätzen hinsichtlich Entjudung, moralischer Anstalten, Weihstätten und Leistungsprinzipien auch von Förderungsabsichten für die Hofkapelle und die Opernchöre: «Die Musik muss wieder an die Jugend herangebracht werden, und es wird Aufgabe des Kulturamtes sein, sich mit den staatlichen Faktoren und der Akademie auseinanderzusetzen, um die Nachwuchsfrage auch in der Lehrerschaft zu regeln ...» Blaschke fordert Abhilfe gegen die «Verunstaltung der schönen Plätze Wiens durch Reklameaufschriften» und wünscht Fassadengestaltung für Zweckbauten durch den Referenten für die Bildhauerei, ferner Preise für Textbücher und dramatische Musikwerke, Förderung der «wahren Poeten» sowie Richtunggeben in der Mode, «da die Wiener Mode aus den Menschen dieser Stadt selbst erwächst». Das Kulturamt soll Porzellan, Gobelins, Keramiken und Metallarbeiten «befruchten», die Bildstelle der Aufbewahrung von Zeitdokumenten aus den Umbruchstagen dienen und damit «einst der Nachwelt die Prüfung unserer Leistungen ermöglichen». Für den Pressesektor nennt Blaschke wieder «Die Pause» sowie eine Zeitschrift, die von ihm in Zusammenarbeit mit der Hitler-Jugend herausgebracht wird und sich als «Das junge Reich» bezeichnet. Beim Jungen Reich handelt es sich um eine Monatsschrift für etwa 10- bis 17-jährige, voll von illustrierten Lagerberichten, bewundernswerten Männern, Reportagen aus dem Parteileben, Deutschumkehrungen und etwas Wiener Kultur, aber dies meist nur in zweitem Aufguss. Also eine Publikation, die über das Heimabendniveau nicht sonderlich hinausgeht und dabei eher ernst und etwas langweilig gehalten ist. Alles in allem ein eindruckloses Vorbereitungsorgan auf den Kampf im Leben und – ein Jahr später – im Feld. Blaschke hat wahrscheinlich Hoffnungen auf diese Schrift gesetzt, die sich dann als unberechtigt herausstellten.

Er bemerkt am 22. September 1938 in seiner Gründungsrede weiter, dass die Fachleute des Kulturamtes «einerseits vom Bürgermeister der Stadt Wien als Magistratsfunktionäre ehrenamtlich bestellt, andererseits vom Gauleiter von Wien parteimässig mit Dekret in ihre Funktion eingesetzt werden». Also wirklich ein Amt, das mit der Partei verheiratet werden soll und beispielgebend für die übrige Gemeindeverwaltung ist, die ja ihrerseits noch immer nicht die Reife für die erstrebte Altreichsangleichung erlangt hat. Beim Kulturamt ist dies bereits weitgehend der Fall.

Blaschke sieht aber nicht nur die Vorteile einer engen Bindung seines Amtes an die Partei, er weiss auch bereits aus den Erfahrungen der letzten Monate von Kompetenzschwierigkeiten und Gschaftehubereien. Er ist daher bestrebt, ein möglichst vorbestimmtes Ineinandergreifen aller Faktoren zu erreichen: «Der organisatorische Grundgedanke war hiebei der, dass die Gauhauptstelle Kultur der NSDAP mit dem Aufgabenbereich der Lenkung und des Einsatzes kultureller Verbände und Einrichtungen mit einem Gauhauptstellenleiter und mehreren Gaustellenleitern besetzt wurde, die gleichzeitig als Sachberater das korrespondierende Sachgebiet der Kulturverwaltung im Wiener Magistrat zu betreuen hatten, um damit von vornherein ein Gegeneinander oder hemmende Kompetenzverhandlungen in dem Meer der Aufgaben auszuschliessen.»

Die Beamtenschaft der Geschäftsgruppe VIII war aber nicht so an der Zusammenarbeit mit den Parteidienststellen interessiert wie Blaschke und seine engsten Freunde. Man glaubte sich auf die eigenen Fähigkeiten und auf den eigenen Verwaltungsapparat mehr verlassen zu können, zumal bekannt war, dass die kulturellen Organisationsgedanken des Vizebürgermeisters meist nicht von ihm selbst, sondern von Dr. Krauss stammten. Der hatte sich im Rahmen seiner jahrelangen magistratischen Präsidialtätigkeit eine Art Schema hierfür zurechtgelegt und wollte nun den Moment für die Verwirklichung nützen. Blaschke schätzte diesen Beamten, obwohl seine weltanschauliche Haltung Zweifel aufkommen liess. Tatsächlich gab es genug Agenden, bei deren Behandlung sich die Kulturamtskräfte den Parteistellen entziehen oder zumindest nicht unterordnen mussten, wengleich z.B. im Bereich der Bezirkskulturveranstaltungen, also damals der Feierabendstunden, die Arbeitsteilung mit der NSDAP bis ins Frühjahr 1945 beibehalten wurde.

Vom Volksopternbetrieb haben wir bereits gehört. Die Musikschule der Stadt Wien ging intensiv ans Unterrichten: Am 15. Oktober 1938 wurde der Unterricht in den Zweiganstalten aufgenommen. Die Hauptanstalt wurde am 3. November 1938 eröffnet und während des Sommers 1939 durch Einbeziehung des Nachbargebäudes einer umfassenden baulichen Neugestaltung unterzogen.

Die Musikschule der Stadt Wien besuchten zu Schulbeginn 1938 insgesamt 1618 Schüler, davon entfielen auf die Hauptanstalt 723 und auf die Zweiganstalten 895. Im Rahmen der Musikschule der Stadt Wien wurde ferner eine Kindersingschule eingerichtet, die ihre Tätigkeit im November 1938 an 200 Volks- und Hauptschulen von Gross-Wien aufnahm. Im Herbst 1938 wurde auch das Seminar für Schulmusik von der Staatsakademie für Musik und darstellende Kunst durch die Musikschule der Stadt Wien übernommen und zunächst provisorisch eingerichtet. Der volle Betrieb an dem Schulseminar konnte erst nach Schaffung der entsprechenden räumlichen Voraussetzungen aufgenommen werden.

Die Büchereien befanden sich bei ihrer Einbeziehung in das neue Kulturamt in einer viel schlechteren Situation. Am 6. Mai 1938 hat sich Dr. Friedrich Plutzar im Amtsblatt der Stadt Wien zur Wiener Volksbildungsfrage geäussert, die nach der Entfernung Lugmayers aus dem Volksbildungsamt in der Schmidgasse erneut akut geworden war. Plutzar fiel dazu nichts Rechtes ein, nur die «Volksbüchereien» brachten ihn auf Literatursäuberungsgedanken, und er empfahl «grosse Mengen jener Werke einzustellen, die uns zu unserem Volke und seinen Lebensgrundlagen führen».

Der Plan für eine Grossbücherei im 6. Bezirk mit rund 20.000 Bänden, mit Kinderlesesaal, Musikbücherei und dergleichen kam wegen des Kriegsausbruches nicht zur Ausführung.

Nun zum Historischen Museum mit seinen chronischen Platzbeschwerden im 1. Stock des Rathauses: Der Bestand des Museums wurde 1938 um 956 Inventarnummern vermehrt, wozu weiter die Aufarbeitung der im Jahre 1937 angekauften Sammlung Heymann trat. Die Ankäufe stammten teils von Künstlern und privaten Sammlern, teils aus Versteigerungen. Einige Gemälde von lebenden Künstlern wurden aus dem Kunstförderungskredit oder vom Kulturamt angekauft und dem Historischen Museum zugewiesen. Die grössten Erfolge konnte das Museum auf dem Gebiet der Alt-Wiener Wohnkultur buchen. Zu den bedeutendsten Ankäufen des Berichtsjahres gehören drei wertvolle Interieurs.

Das Stadtarchiv wusste vor Arbeit nicht aus und ein. Nicht, dass dort der Zuwachs an Gräberbüchern u. dgl. Kummer bereitet hätte, dafür wurden sogar neue Räume im Hause Salvatorgasse 10 freigemacht. Der Überlastungsgrund war durchaus zeitbedingt: Das Stadtarchiv musste nach dem Umbruch den Volksgenossen zur Erbringung der Ariernachweise Beihilfe leisten. Deswegen stieg die Zahl der Geschäftsstücke von 610 Fällen im Jahre 1937 auf 6271 Fälle im Jahre 1938.

Totale Verwirrung herrschte weiterhin auf dem Gebiet des Theater- und Kinowesens. Ein Kompetenzprovisorium folgte dem anderen, das Besondere Stadtamt II fungierte als Auftragsbehörde der Landesleitung Wien der Reichstheaterkammer. Auch die Reichsfilmkammer regierte herum, und im Kulturamt war man wahrscheinlich froh, damit nicht unmittelbar befasst zu sein. Allerdings, mit dem Kulturkammerwesen musste man sich ebenfalls befreunden.

Selbstverständlich konnte kein Jude Kammermitglied werden. Seit 26. April kümmerte sich eine staatliche «Vermögensverkehrsstelle» um die Besitztümer aller Juden in Österreich, die auf zweieinhalb Milliarden Reichsmark geschätzt wurden. Die Arisierungswelle bei über 25.000 gewerblichen Betrieben kam ins Rollen, während die Staatspolizeileitstelle Wien bereits bis Ende Juni 1938 den Juden gegen 4 Millionen Reichsmark durch Sonderaktionen abnahm. Die Kristallnachtsaktion im November 1938, in deren Verlauf 4'600 Wiener Juden nach Dachau kamen, sollte grosse Einnahmesteigerungen aus nichtarischem Vermögen, allerdings auch grössere Zerstörungen an überragenden Häusern, Mobilar usw. bringen. Am 20. August 1938 gründete Bürckel die «Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Wien», nachdem bis zu diesem Zeitpunkt nur ca. 20.000 Juden ins Ausland abgereist waren. Bis zum 30. November 1939 sollten dann allerdings 126.445 zur Ausreise veranlasst werden, womit Wien zum Exempel für ähnliche Bemühungen in ganz Deutschland wurde. Die einmalige Spende der Kultusgemeinde ans untergehende Österreich erschien manchen als gering.

Zur Abwechslung ein Ausflug ins Japanische: Am 17. September 1938 empfing Blaschke, der sich plötzlich auch im Rang eines HJ-Oberbannführers der Öffentlichkeit präsentierte, 30 japanische Jugendführer im Rathaus. Schon vorher waren die fernöstlichen Gäste am Rathausplatz von 7000 Hitler-Jungen, Pimpfen, B.d.M.-Mädln und Jungmädln feierlich begrüsst worden. Blaschke erklärte, in Asien lebe ein Volk, das den Heroismus als einzige Maxime kenne. Nunmehr sei dieser Heroismus auch in deutschen Landen zur herrschenden Weltanschauung geworden. «Wir wissen es zu schätzen, dass Japan durch die überragende Konzeption der beiden Führer gemeinsam mit uns durch die Geschichte schreiten will...» Ähnlich redete er auch eine Woche später mit japanischen Pressevertretern, fand die gelbe Gefahr durch absolute Hingabe an den dortigen Herrscher überwunden und stellte es als Zukunftsaufgabe beider Völker hin, sich vor der Barbarei und dem Fanatismus der dazwischen befindlichen Bolschewiken zu schützen. Während des schon genannten Grossdeut-

schen Gaststättentages vom 27. bis 29. September äusserte sich Bürgermeister Neubacher bei einem Festempfang im Rathaus zu den Delegierten: «Sie haben diese Stadt betreten in einem Augenblick, in dem finstere Wolken über dem Kontinent hingen. Es ist meine tiefe und freudige Überzeugung, dass sich diese Wolken teilen werden . . . Damit war die Sudetenkrise gemeint und prompt hielt auch jener Wirtschaftsgruppenleiter, in dessen Godesberger Hotel gerade Hitler und Chamberlain verhandelt hatten, dem Wiener Bürgermeister die Dankesansprache. Tatsächlich lief das deutsche Unternehmen im Donauraum, das mit dem Einmarsch in Österreich begonnen hatte, ungehindert weiter. Chamberlain verkündete den Londonern «peace for our time» und deutete weitere umfassende Zusammenarbeit mit Berlin an. Die Westmächte hatten Abessinien verloren gegeben, die iberischen Kriegsschauplätze gemieden und kein Flottenengagement im westlichen Mittelmeer gewagt. Ihre Schwäche wurde folgerichtig auch in Zentral- und Südosteuropa immer fühlbarer. Die UdSSR räumte ihre Position in Pressburg, die Diplomaten Georgs VI. beteiligten sich an der Zerstörung jener Vertragswerke von St. Germain und Trianon, die ihre Amtsvorgänger mit grosser Mühe aufgerichtet hatten. Neubacher aber sah sein Wien darob wieder als «die unabsetzbare Königin der Donau», der von ihm bei einem Vortragsabend im Spätherbst folgendes Diadem verheissen wurde: Die bereits erfolgte Erweiterung Wiens bedeutete für den Nordosten (Bisamberg) eine heranwachsende Garnisonstadt mit neuen Strassen, Schnellverkehrsmitteln, Wiener Wasser usw., für das Gebiet donauabwärts den bekannt grossartigsten Binnenhafen der Welt. Der Raum im Süden und im nordöstlichen Zipfel Wiens ist der «längst fälligen» Regelung des Wohn- und Siedlungswesens vorbehalten. Von Klosterneuburg bis zum Anninger erstreckt sich der Wiener Erholungsraum. Neubacher will eine Untergrund- und eine Schnellbahn bauen, den Stadtkern verkehrstechnisch entlasten und den Ring strassenbahnfrei machen. Die Reichsautobahn soll sich wie ein Band rund um die Stadt von Gaaden über Maria-Enzersdorf und den Prater, über eine neue Donaubrücke bis zum Bisamberg schlingen. Eine Hangstrasse durch den Wienerwald soll von Süden kommend in die Trasse des Wienflusses münden und auf seiner neuen Überwölbung bis ins Stadttinnere führen. Unter anderen Grossprojekten sieht Neubacher einen «Salon der Stadt Wien» in der Nähe der Ringstrassenhotels, ein neues städtisches Amtshaus, verbessertes Schulwesen in den Randgebieten sowie die schon erwähnte Stadthalle und die K.d.F.-Einrichtungen bzw. grosse Wehrmachtsbauten vor. Von dem Parteiforum, das ihm noch vor einigen Monaten am Herzen lag, spricht er nicht mehr, lässt diese Dienststellen in städtische Häuser einziehen oder schenkt ihnen sogar derartige Baulichkeiten. Den Flughafen Aspern will er dem Erbauer des Tempelhofer, Stuttgarter und Münchner Lufthafens anvertrauen, eine Lufthafen-Gesellschaft hiefür hat er bereits gegründet.

Der Donauraum und seine «historischen» Verpflichtungen fordern in diesem Herbst noch weiteren Einsatz der Wiener Stadtverwaltung. Am 31. Oktober suchte der Reichsjägermeister, Ministerpräsident Generalfeldmarschall Hermann Göring, mit Neubacher, Neurath, Schwerin, Bürckel, Brauchitsch und vielen anderen Prominenten den Lainzer Tiergarten auf, um hier anlässlich einer prächtigen Staatsjagd auf Gemeindekosten dem Waidwerk zu huldigen. Der preussische Nimrod beteiligte sich dann an der Viermächtekonferenz, die einen Tag später im Belvedere begann. Dabei setzte die Reichsregierung die Grenzen zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn neu fest, und der Schimmel des Reichsverwesers Horthy begann nach Norden zu traben. Im Sattel schwankte der in die alte k. u. k. Admiralsuniform gekleidete Taufpate des jüngsten deutschen Kreuzers namens Prinz Eugen und mit ihm die Illusion des magyarischen Adels. Blaschke bewirtete kurz darauf sehr augenfällig den Träger des Prinz-Eugen-Preises und Direktor des Bruckenthal-Museums in Hermannstadt, Professor Dr. Spek, mit Tee im Kahlenbergrestaurant und sprach dabei von der «Sendung, die Wien

vom Führer erhalten habe und die durch die geographische Lage wie durch die geschichtliche und kulturell<sup>^</sup> Tradition dieser Stadt bedingt ist».

Zurück zu den Ereignissen des täglichen Wiener Lebens. Am 4. Oktober war Vizebürgermeister Kozich im Kahlenbergrestaurant an der Reihe gewesen und hatte der Boxer-Nationalmannschaft und der Ostmark-Auswahlstaffel erklärt, dass er und die Seinen diese Sportart als eine der männlichsten schätzen: «Die Zeit, in der wir leben, ist hart und erfordert Männer, nicht nur Geschöpfe männlichen Geschlechtes. Aus diesem Grunde habe ich die Förderung des Boxsports von Amts wegen übernommen.» In jenen Tagen zeigt Blaschke bei der Gaukulturwoche Saarpfalz, die unter dem Motto «Westmark – Ostmark» abgehalten wird, den «alten deutschen Wiener Kulturboden», das «Leichentuch der Schandjahre der Systemzeit» und das neue Wiener Kulturamt auf.

Mitte Oktober 1938 wurde Gross-Wien geschaffen, d.h. durch ein von Hitler am 1. Oktober unterzeichnetes Gesetz über Gebietsveränderungen im Lande Österreich der städtische Verwaltungsbereich dem Gau Wien angeglichen. Damit war eine Korrektur der alten innerösterreichischen Grenzen erreicht, die sonst jedoch für die neue Gaueinteilung mit einigen Ausnahmen weiterhin bestimmend blieben. Der «Völkische Beobachter» (Wiener Ausgabe) beklagte dieses Festhalten an den ehemaligen Bundesländergrenzen nachdrücklichst, wusste aber angesichts verkehrstechnischer und auch anderer Gegebenheiten keinen Rat. So hat er sich schon im Sommer 1938 fernerer geographischen Problemen, wie dem «Stalinland Georgien als Vorposten Europas» zugewandt und sich mit der Abschaffung des Burgenlandes und Vorarlbergs sowie der Namensgebung «Nieder- und Oberdonau» an Stelle des verhassten Wortes Österreich getröstet. Viele Niederdonauer wurden jetzt Gross-Wiener und aus diesem Anlass mit Kundgebungen, Ansprachen und flatternden Fahnen begrüsst. Blaschke hatte daran nicht viel Anteil, wohl aber Kozich, der durch diese Pflichten bei seiner Sportförderung etwas gestört wurde. Aus der seit 1927 bestehenden, nebensächlichen «Sportstelle der Stadt Wien» ist laut publizistischer Auslassung dieses Vizebürgermeisters bereits am 27. Juni 1938 ein «Stadtamt für Leibesübungen» gebildet worden. Für die Instandhaltung und den Ausbau von Sportplätzen hat «die nationalsozialistische Stadtverwaltung allein im letzten Vierteljahr mehr als zehnmal so viel zur Verfügung gestellt als die Systemverwaltung in allen vier Jahren zusammengenommen. Fast alle bekannten Namen der Helden des grünen Rasens (gemeint sind die Fussballer! Der Verfasser.) finden sich nunmehr im Verzeichnis der Angestellten der Stadt Wien, ebenso die Namen fast aller prominenten Eisläufer und Eishockeyspieler, vieler Leichtathleten und Leichtathletinnen, so dass man ruhig sagen kann, die Gemeinde Wien könnte aus ihren Angestellten allein ein beachtenswertes Team für die olympischen Spiele stellen.» Kozich, der damit den Berufssport zugunsten des Amateursports schwächen will, beabsichtigt auch, die besten Sportlehrer und Trainer ganz in den Gemeindedienst zu ziehen. Tatsächlich turnte man 1938 in 393 städtischen Turnsälen, benützte 21 städtische Jugendspielflächen und ging in zwei städtischen Schwimmhallen zu Wasser; 14 städtische Eislaufplätze harrten der Schleiftage. Alles in allem gegenüber der Systemzeit kein wesentlicher Unterschied.

Am 21. Oktober freut sich Blaschke über den Besuch von nicht weniger als 530 Mitgliedern des Züricher Sängervereins Harmonie und überreicht ihnen im Festsaal des Rathauses ein Schubertrelief. Die Schweizer singen dankbar ihre Lieder, während anderen Wiener Orts die Stemmer ihre Gewichte zur Weltmeisterschaft heben. Nachher kommen sie zu Neubacher auf den Kahlenberg, der von ihnen verlangt, «dass sie in ihren Ländern die sportliche Objektivität der deutschen Wiener künden und den Landsleuten mitteilen, wieweit wir hier von Chauvinismus entfernt sind».

Am 3. November 1938 schreiten im Rahmen der Ersten Grossdeutschen Buchwoche in Wien die Dichter auf den Stiegen zum Rathausfestsaal empor. Nicht Blaschke, sondern Kozich empfängt sie diesmal. Ihn, der mit Reichsamtseiter Maull und Kreisleiter Tavs erschienen war, umstehen nun Egmont Colerus, Josef Wenter, Max Stebich, Hermann Graedener, Erwin H. Rainalter, Erich August Meyer, die Herren Spunda, Ginzkey, Schreyvogel und manche andere. Kozich dankte den zunächst etwas Verwunderten im Namen der Kämpfer der Bewegung für Trost, Beistand und Hilfe in schweren Zeiten. «In den Gefängnissen des Systems war gerade das Lesen eines guten Buches immer Beruhigung und Entspannung», klärt sie der Vizebürgermeister auf.

Am 8. November sprach Blaschke in der Volksbildungsstätte am Ludo-Hartmann-Platz über die kulturellen Aufgaben von Gross-Wien. Dabei nannte er unter den weniger bekannten Kulturamtsaufgaben für die nächste Zukunft ein Preisausschreiben zugunsten von künstlerisch gestalteten Grenzsteinen Wiens. Nach Blaschke wird die weisse Fläche an der Stützmauer des Kahlenberges noch 1938 mit einem Türkenbelagerungsrelief 6 x 4 m geschmückt werden. Ein Rotundenerinnerungsrelief kommt an die gleichnamige Donaukanalbrücke. Zwecks Literaturförderung sind Buchpreise, insbesondere zur Wiedergewinnung «poetischer Operettenbücher», sowie die Herausgabe von Gedichtbänden in Aussicht genommen. Mit städtischem Geld wurden bereits einige Werke von zeitgenössischen Wiener Musikern in Druck gelegt. Schliesslich ist der Bau eines grossen städtischen Museums geplant, in dem auch zahlreiche Privatsammlungen untergebracht werden sollen, die sonst wegen mangelnder Betreuung der Nachwelt verlorengehen könnten.

Die von Blaschke aufgezählten Grenzsteinentwürfe mit Höchstprämie von 500 RM sollten die Aufschrift tragen: «Grenze der Stadt Wien – 15. Oktober 1938 – im Jahre der Befreiung.» Zugelassen waren hiefür alle in Wien ansässigen Künstler, die Mitglieder der Reichskunstkammer waren. Die Jury, die sich aus Neubacher, Blaschke und den Sachbearbeitern des Kulturamtes zusammensetzte, zeichnete den geplanten Grenzstein des Bildhauers Karl Jamöck mit dem 1. Preis aus. Die drei- oder vierkantigen, wappenverzierten Grenzsteine streben säulenartig empor und erreichten Dachfirsthöhen.

Am 27. Oktober 1938 holte sich der seinerzeit in Wien mit Augartenpferden beschenkte Oberbürgermeister von Frankfurt, Dr. Krebs, mit Hilfe Blaschkes eine Ausstellung des Wiener Kunsthandwerks in seine Stadt. Gezeigt wurde Zeitgenössisches mit Rückblick auf die Entwicklung seit der Jahrhundertwende. Wenige Tage später wurde in Hernalis ein drei Klassenzimmer grosses Heimatmuseum von Neubacher und Blaschke feierlich den Interessenten überantwortet. Der damit erzielte museale Fortschritt war, gedenkt man der ansonsten vorgenommenen Schliessungen des Jahres 1938, mehr als bescheiden: Die Weltliche Schatzkammer in der Hofburg, aus der man die Insignien des mittelalterlichen Reiches zugunsten der Parteitagsstadt Nürnberg entwendet hatte, wurde ebenso wie die Geistliche Schatzkammer für das Publikum gesperrt 1938 sind das Deutschmeistermuseum, das Museum der Friseurgenossenschaft, das Jüdische Museum und das Museum des Infanterieregimentes Nr. 5 aufgelassen worden. Ab 1938 gab es auch keine Besichtigung im Parlament mehr. Von der Schliessung der Modernen Galerie im Belvedere haben wir an anderer Stelle bereits gehört.

In den darauffolgenden Jahren, also 1939, 1940, 1941 und 1942, wurden auch das Staatstheater-Museum, das Museum der Gesellschaft der Musikfreunde und die Schauräume des Schlosses Laxenburg gesperrt. 1943, 1944 und 1945 sind schliesslich die Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste, das Barockmuseum, das Museum der Geologischen Bundesanstalt, das Missionsmuseum St. Gabriel und das Ottakringer Heimatmuseum der Schliessung anheimgefallen. Der Luftkrieg, Verlagerungen und die näherkommende Front führten

zur formellen Sperrung der Albertina sowie der Theatersammlung und Handschriftensammlung der Nationalbibliothek. Gegen Ende der Herrschaft des Dritten Reiches in Wien ist natürlich jeder Museumsbesuch und jedes Offenhalten von Sammlungen illusorisch geworden.

Im November 1938 begannen an der Musikschule der Stadt Wien ein internationaler Volkstanzkurs sowie Sonderkurse für Tanz- und Gymnastiklehrer unter Leitung von Frau Ilka von Peter-Zezulak; der Fachberater des Kulturamtes, Prof. Böttger, präsentiert ein grosses, stark gelbbraunes Führerbild. Neubacher, Blaschke, Kozich und Hans Pfitzner eilen in die Volksoper, um sich vom Können des neuen Corps de Ballet bzw. von den Proben für «Christelflein» zu überzeugen. Wilhelm Legler, der einige Monate in der Aulandschaft der Alten Donau verbracht und dabei den Zauber der Lobau in sich aufgenommen hat, erhält für das im Anschluss daran entstandene Gemälde «An der alten Donau» bzw. für seine künstlerische Gesamtleistung am 25. November den Preis der Stadt Wien. In der 58. Jahresausstellung der Genossenschaft bildender Künstler kauft Blaschke für die Stadt Julius Wegerers «Blick in das Stubenalngebiet» und Ivo Saligers «Harmonie» an. Letzteres zeigt eine bekleidete und eine hüllenlose Dame beim Rasten im Grünen, wobei sowohl die Landschaft wie auch beide Frauen in sehr kleiner Variation noch oft unter gross-deutschen Pinseln entstehen werden. Ab 15. Dezember veranstaltet das Künstlerhaus seine Weihnachtsausstellung, wofür das Kulturamt gemeinsam mit der Reichsstatthalterei 20.000 RM zum Ankauf von Werken Wiener Künstler bereitstellt. Die Hitler-Jugend bereitet einen «Federwettstreit» vor und nähert sich damit den Lehrzielen brauner Schulerziehung.

Das Kulturamt war gegen Jahresausklang 1938 ganz auf Wettbewerb eingestellt. Ausser den Grenzsteinkonkurrenzen wurde für das erwähnte Türkenrelief am Kahlenberg eine Kompetition ausgeschrieben, ein bester Stadiongedenkstein sollte ermittelt werden, zwei Bronzetafeln, die am Rathausurm den 9. April 1938 verherrlichen sollten, waren zu einem Wettbewerb ausgeschrieben, und die Verwaltungsgruppe VIII hat mit der Lagerung der vielen nicht prämierten Einsendungen Platznot. Für den kommenden, grossen Wiener Fasching wird ein künstlerischer Ballkalender in Auftrag gegeben und darauf hingewirkt, dass allorts die «wesensfremde» Lateinschrift durch die Deutsche Schrift zum Verschwinden kommt. Ein Walzerpreisausschreiben mit einem 1. Preis von 1000 RM soll diese Wiener Musikgattung neu beleben. Zur Teilnahme sind, wie ausdrücklich festgestellt wird, nur arische Bewerber berechtigt, die in Gross-Wien geboren sind und hier ihren ständigen Wohnsitz haben. Die Kompositionen müssen bis 10. Jänner anonym unter Angabe eines Mottos im Rathaus eingelangt sein. Das mit dem ersten Preis ausgezeichnete Werk will man auf Gemeindegeldern drucken und sämtliche prämierte Walzer auf dem Ball der Stadt Wien spielen lassen.

Am 11. Dezember besuchte der Reichsführer SS das Führerkorps der Schutzstaffeln des Standortes Wien. Der Reichsführer besichtigte auch den Häftling Dr. Schuschnigg im Hotel Metropol. Bürgermeister Neubacher nahm die Gelegenheit wahr, Heinrich Himmler durch Übergabe des Hauses des Deutschen Ritterordens in die Obhut des SS-Oberabschnittes Donau zu erfreuen. Das Gebäude war selbstverständlich dem neuen Bestimmungszweck angepasst worden, und SS-Gruppenführer Ernst Kaltenbrunner schlug dort sein Quartier auf.

Blaschke hatte in diesen Wochen wieder sehr viel zu tun. Am 22. November musste er sich abermals in einen HJ-Oberbannführer verwandeln, um im Volkskeller des Rathauses die Teilnehmer des 2. Reichsfilmtages der Hitler-Jugend anzusprechen. Nach Blaschke soll die Hitler-Jugend «den Antrieb geben zum vollständigen Umbruch, dessen Ziel der faustische deutsche Mensch ist». Da waren die deutsche Filmkünstlerin Leni Riefenstahl, die ihren Charme schon im Frühling 1938 vor Wiener Bewunderern entfaltet hatte, und der Zelluloid-

fachmann Karl Hartl weniger streng. Die reisende Riefenstahl liess bald darauf auch in west-europäischen Metropolen die Sehnsucht nach herb-deutscher Anmut schwellen, und Hartl begnügte sich im Kulturamtswerk «Wien – Geschichte – Kunst – Leben» mit der «Treue zum deutschen Erbe als Grundakkord», der dem Schaffen der Wien-Film-Gesellschaft immerdar zugrunde lag: Denn der Wien-Film soll ein künstlerischer Film sein ... Auf jene, die in Hollywood arbeiten, musste Hartl vergessen.

Der Reichssender in der Argentinierstrasse hatte seine neue Linie gefunden. Etwas derber Frohsinn und schöpferische Freude standen am Programm, beliebte Humoristen hatten die Systemzeitzustände verulkt, unter Österreich-Rufen war der Vaterländische-Front-Spucknapf mit der Aufschrift «Hinein in die VF» angepriesen worden usw. Man gab sich an Gedenktagen der Erinnerung an die Kampfjahre hin, schaltete sich in die erregenden Übertragungen vom Nürnberger Parteitag ein, begleitete die Truppen bei ihrem Marsch in die CSR und vergass nicht auf grosse Musik. Im September 1938 funkte Wien abends über Mittelwelle in tschechischer Sprache unter dem Motto «Die Wahrheit siegt». Zum 2. öffentlichen Wunschkonzert im Spätherbst 1938 zugunsten des Winterhilfswerkes kam auch SS-Standartenführer Blaschke und ersteigerte um 3'000 RM den Vortrag der Loewe-Ballade vom Prinzen Eugen. Mit launigen Worten grüsste er am Mikrophon den damals im Saarland weilenden Neubacher. «Freude und Frohsinn für heute und die Hemdärmel aufgestreckt fürs nächste Jahr», rief Blaschke aufgeräumt durch den Reichssender.

Am 10. Dezember fand in der Nordwestbahnhalle die feierliche Eröffnung der Ausstellung «Bolschewismus ohne Maske» statt, bei der auch die Länder der Achse sowie Ungarn und das nationale Spanien vertreten waren. Der Duce Italiens hatte seinen Beauftragten für Kulturfragen im Ausland, Generalleutnant der faschistischen Miliz Melchiori, entsandt, und Neubacher konnte seine Italienisch-Kenntnisse anwenden.

Nach dem 15. Dezember begann die Julappell- und Bescherungswelle, die Rathausprominenz eilte zu den «Arbeitskameraden», um zu danken, zu erklären und anzufeuern. Neubacher liess erstmals Jul- oder Lichterkränze über dem Graben aufhängen. Als Weihnachtsgeschenk empfahl das Amtsblatt «Die nationalsozialistische Revolution in Wien», die von der Pressestelle der Stadt herausgegeben wurde und auch in der Bibliographie der NSDAP Aufnahme fand. Der «Musikzug» der Gaswerke gab sein erstes Konzert, ein neues «Ballorchester der Stadt Wien» unter der künstlerischen Leitung der Kapellmeister Pausperlt von Drachental und Hans Eichinger bereitete sich auf kommende Veranstaltungen vor, Blaschke liess die Fremdenverkehrsausschüsse für den bevorstehenden Fasching tagen und dabei eine «Reichswerbung» zwecks Wienbesuch für die Zeit vom 4. bis 22. Februar 1939 in die Wege leiten.

Unter den beachtenswerten Expositionen des ausgehenden Jahres 1938 befinden sich ausser den bereits genannten noch die Ausstellung «Grossdeutschland im deutschen Buch» in den Sälen der Hofburg, die Demonstration des Jupiter Dolichenus-Fundes bei Amstetten im Kunsthistorischen Museum und «Barock in der Ostmark» in den Räumen der Neuen Galerie.

In der Staatsoper geniesst man eine Neuinszenierung von Franz Schmidts «Notre Dame», das Burgtheater bemüht sich um «Cromwell» von Mirko Jelusich, nachdem schon ein dramatisches Erzeugnis des ungetreuen Wildgans-Schülers und Schrifttumskammerpräsidenten Johst über die Bretter gegangen war. Die Freunde des Margaretner Orpheums, das jetzt «Wiener Volksbühne» heisst, müssen sich noch bis Jahresanfang 1939 gedulden, damit ihnen dann sinnigerweise «Flori rückt ein» und «Der Ariernachweis» geboten werden.

Knapp vor den Weihnachts- und Neujahrsfeiertagen empfing Bürgermeister Neubacher in Gegenwart von Blaschke, Kozich und Richter die leitenden Beamten zum obligaten Wunschaustausch. Neubacher zweifelte in seiner Rede nicht daran, «dass es gelingen werde, die Verwaltung Wiens so zu gestalten, dass sich keine Stadt rühmen könne, besser verwaltet zu

sein als diese». Den Erschienenen überreichte er je einen Stich voll politischer Mahnungen von Professor Alfred Cossmann und Architekt Johannes Cech.

Anschliessend gab es Weihnachtsvorsprachen aus Gefolgschaftskreisen, aus dem Reichsbund Deutscher Beamter und den in der Stadtverwaltung zusammengeschlossenen Sturmabteilungen. Für die Deutsche Arbeitsfront richtete ein Pg. Peinlich das Wort an den Bürgermeister. Der erwiderte voll Verbundenheit, hatte er doch über die «B.Z. am Mittag» sogar mit dem Berliner Stadtpräsidenten Brüderlichkeitssprüche ausgetauscht. Dann entfernte sich alles in die «Hohe Nacht der klaren Sterne» und lauschte ähnlichen Baumann-Kompositionen, die in ihrer Melodienfolge das Kreisen des vermeintlichen deutschen Blutes und nicht den Schlag der Schicksalsuhr vernehmen liessen. Am 25. Dezember wurde jedenfalls auch die Goldene Nadel der Gesellschaft für Volkskunst im Wimbergersaal vergeben. Der Volksänger Pepi Wichart konnte schon fünf Wochen früher sein 40-jähriges Künstlerjubiläum höchst populär begehen.

In Paris hatte Prälat Brenninkmeyer, der den emigrierten Österreichern vom dortigen Erzbischof Kardinal Verdier als Seelsorger zugewiesen worden war, zu einer Weihnachtsfeier eingeladen. In einem Haus der Dominikaner auf dem Boulevard de la Tour Maubourg fand dieses Treffen statt, bei dem österreichische Pfadfinder in Uniform ein Zeitungsblättchen «Österreichische Post» verteilten. Unter den Anwesenden sah man den Schauspieler Oscar Karlweis von der Josefstadt, den schon etwas herabgekommenen Dichter Joseph Roth, Stefan Zweigs Stieftöchter, den ehemaligen Frontführer-Stellvertreter und Lyriker Guido Zernatto, den Schriftsteller und Extheaterdirektor Dr. Lothar und last, not least Otto Habsburg, gegen den in Wien ein Steckbrief angeschlagen worden war. Ein Quartett spielte heimatliche Weihnachtslieder, wobei als erster Geiger Paul Stefan, der Wiener Kritiker und Mahler-Apostel, fungierte. Ernst Lothar berichtet in seinen Erinnerungen, dass er damals ein Gedicht rezitierte, und nennt diesen Abend «die traurigste Feier meiner Existenz. Denn, wessen Arbeitszeug die Sprache ist, der hat in der Fremde sein Arbeitszeug verloren».

«La perte de la langue», bestätigte ihm Jean Giraudoux einmal, «... c'est la catastrophe pure et simple...! Denn Deutsch, man gebe sich keiner Täuschung hin, ist eine der wenigst gesprochenen und als hässlich verschrienen Weltsprachen», resümiert Ernst Lothar in seinem Buch «Das Wunder des Überlebens».

## HAUPTSTADT DER MUSIK

Anfang 1939 hatten die Wiener Symphoniker ihre Krise leidlich überwunden. Die nächsten Monate sollten ihnen mehrere Altreichstourneen bescheren, Filmmusiken und Dunkelkonzerte – zwecks Konzentrationssteigerung einfacherer Lauscher – mussten geprobt werden. Für solche Verdunklungsspiele schien Bruckner der geeignete Komponist und wurde dementsprechend oft benützt.

Im Frühsommer 1940, als der «Sieg im Westen» nahegerückt war, erfreuten die Symphoniker die neuen Herren Polens und deren militärisches Fussvolk in Krakau durch ein Konzert und entsandten anschliessend über besonderen politischen Wunsch ihr Streichquartett nach Warschau. Weisbach dirigierte Weber, Beethoven und Bruckner, das Streichquartett der Symphoniker trat tags darauf unter Konzertmeister Bruckbauer vor dem Generalgouverneur in Aktion. Kurz vorher war übrigens auch die Volksoper in Krakau. So konnte man der 40-Jahr-Feier im November 1940 getrost entgegensehen, zumal Kritiker meinten, die Symphoniker-Visitenkarte in fremden Metropolen sei nunmehr erwiesenermassen ebenso gut wie das Kärtchen der Wiener Philharmoniker. Für beide Kapellen blieben die Tourneevorrechte der Berliner Philharmoniker freilich unerreichbar, dafür sorgte schon Dr. Goebbels.

Im Konzerthaus hatte es noch am 8. Jänner 1938 eine Jüdische Non-Stop-Revue mit Farkas, Grünbaum, Berg und Leopoldi gegeben. Kurz darauf schwang dort Dr. Karl Böhm den Stab, patriotisches Winterhilfs-Amusement unter dem Ehrenschutz Dr. Schuschniggs und Tanzsprünge Harald Kreutzbergs folgten an den nächsten Abenden.

Die «Konzertvereinigung Wiener Staatsopernchor» bemühte sich daraufhin um Händels «Messias», die Passionen des Frühjahrs 1938 begannen mit bekannten Solisten, eine Akademie der «Telegraph-Blätter» breitete vor den erschienenen Lesern ihren bunten Teppich aus. Das letzte volkstümliche Symphoniekonzert war für 13. März anberaumt. Aber am nächsten «Sonnabend» (das Wort «Samstag» schien den Programmschreibern zu österreichisch) spielte bereits ein «Nationalsozialistisches Wiener Tonkünstlerorchester» unter Reichwein im Wagner-Zyklus. Und damit ging's so richtig los: «Melodramen im Geiste Adolf Hitlers» verhiessen die Ankündigungen, Wehrmachtskonzerte und Bürckel-Kundgebungen folgten nach. Gemeinsames Musizieren von Altreichskapellen mit Ostmärkern, ein Weiheabend des Alpenvereins, ein Führergeburtstagsfestkonzert, eine Veranstaltung der sudetendeutschen Volkshilfe, Freikorpsweihestunden, K.d.F.-Feierabende, trompetende Reichsbahner, Durchsageversteigerungen zugunsten irgendeiner nationalen Sammlung («1'000 RM für 8 Worte»), Studententage, all das und noch mehr hallte durch die Säle des Gebäudes, bevor Richard Strauss den Taktstock zum fünfundzwanzigjährigen Konzerthausjubiläum heben und der Schubertbund sein sechsundsiebzigstes Gründungsjahr feierlich begehen konnte. Die Gefallenen der Bewegung wurden in den Konzerthausssälen ebenso geehrt wie Wiener Handwerker ihren politischen Willen kundgaben und das Parteiführerkorps zum Appell antrat. Da Neubachers Ruf nach einer Wiener Stadthalle bald verstummen musste, diente das Konzerthaus weiterhin als Ausweichquartier für Festversammlungen.

Das Programm ist daher immer vielfältiger geworden. Am 27. März 1938 turnte dort die Deutschlandriege vor, genau einen Monat später erläuterte die Riefenstahl ihren Olympiafilmm, im November fand das erste Bühnenschauturnen des Deutschen Turnerbundes Wien daselbst statt. Neubacher erschien, denn er war Vereinsführer, und stellte fest, dass auf Jahn'sehen Gedanken Aufgebauetes selbstverständlich in den Nationalsozialismus einmün-

den müsste. Der sei keine politische Modeerscheinung, «weil die grossen Lehren des Führers unvergänglich und unwiderleglich sind. Es sind die aus Wurzeltiefe erschauten Naturgesetze für die höhere Lebenseinheit des deutschen Volkes».

Den Rathausführern war das Konzerthaus bereits ziemlich vertraut geworden. Am 18. Oktober hatten sich Neubacher und Blaschke dorthin bemüht, um an einer Vorfeier anlässlich des fünfundsingzigjährigen Bestandsjubiläums teilzunehmen. Am 22. Dezember konstituierten sich in diesem Gebäude die Wiener Elternrunden, um der Beeinflussung ihrer Kleinen durch die NS-Lehrerschaft und die Hitler-Jugend nachzueifern. Dies war umso notwendiger, als die ursprünglichen Lehrziele angesichts der Umstellungen des abgelaufenen Schuljahres keineswegs erreicht werden konnten. Die Zusammenlegung und Schliessung von Schulen hatten dazu das ihre beigetragen. Auch das Konzerthaus selbst nahm es mit erzieherischen Aufgaben ernst. Dies galt z.B. für die Tanzbeflissenen, wobei die «Tanzlehrer der Ostmark» bereits im August des Jahres 1938 mit einer Schulungswoche entsprechende Vorarbeit geleistet hatten. Während des Februar 1939 fand im Konzerthaus der «Ball der Mode in Wien» unter dem Ehrenschutz von Seyss-Inquart, Bürckel und Neubacher statt, auf dem sich zahlreiche Kultursenatoren und Kulturkammerfunktionäre des Altreiches mit ihren weiblichen Bewunderern tummelten. Im Mittelpunkt stand das «Internationale Tanzturnier um die Wintermeisterschaften Grossdeutschlands». Neubacher hatte für das siegreiche Paar eine Statuette des Prinzen Eugen zu Pferd und ein Teeservice aus Augartenporzellan vorbereitet.

Die akademische Mozartgemeinde, die 1938 ihr fünfundsingzigjähriges Bestandsjubiläum feierte, und der Wiener Mozartknabenchor, der im Dezember desselben Jahres auf eine Weltreise gehen wollte, klopfen um Beistand an amtliche Türen, darunter auch bei der Geschäftsgruppe VIII. Die akademische Mozartgemeinde hat dann sinnigerweise ein Richard-Wagner-Seminar durchgeführt.

Das Bild Wiens als der Hauptstadt der Musik wäre ohne die Wiener Sängerknaben unvollständig, die vor 1938 unter geistlicher Leitung ihre jahrhundertealte Tradition der Musikpflege fortführten und darob in aller Welt bestens bekannt waren. Rektor Dr. Josef Schnitt hatte nach dem Ende der Monarchie, dem die Auflösung der kaiserlichen Hofburgkapelle folgte, durch Einsatz seines eigenen Vermögens im Jahre 1924 wieder ein Sängerknabeninstitut errichtet. Zunächst erhielt dieses sein Heim oberhalb der Burgkapelle, wozu im Laufe der Jahre weitere Räume in der Hofburg kameh. 1934 konnte das Schloss Wilhelminenberg von der Gemeindeverwaltung zu einem jährlichen Zins von 38.000 Schilling gemietet und nach Adaptierung mit einem für die damalige Zeit ausserordentlichen Kostenaufwand von etwa 400.000 Schilling bezogen werden.

Im Alter von sieben oder acht Jahren wurden die Sängerknaben aus hunderten Bewerbern ausgewählt und einer gründlichen musikalischen Ausbildung unterzogen. Die am Institut übliche Gesangsmethode, die auf Joseph Haydn zurückgeht, interessierte schon damals Sänger, Stimmbildner, Ärzte und Pädagogen, wo immer die Knaben hinkamen. Neben der Arbeit an ihren Stimmen mussten die Buben ihr Schulprogramm absolvieren, äussersten Fleiss und charakterliche Eignung zeigen, wollten sie als «kleine Gesandte Österreichs» an den Konzertreisen teilnehmen. Diese führten sie in den Jahren zwischen 1926 und 1938 nicht nur in fast alle europäischen Länder, sondern auch nicht weniger als sechsmal in die Vereinigten Staaten, ferner nach Kanada, Australien, Neuseeland, auf die Fidschi-Inseln, nach Samoa und Hawaii. Auf einer ihrer Südamerikatourneen konzertierten sie in Argentinien, Uruguay, Chile und Brasilien.

Die Märztag 1938 gingen an der Institution der Wiener Sängerknaben nicht spurlos vorüber. Rektor Schnitt wurde von zwei ehemaligen Kapellmeistern des Instituts unter bewaffneter SA-Bedeckung aus seinem Wirkungskreis entfernt, in den nächsten Jahren wiederholt

eingesperrt und erhielt nach und nach «Gauverbot» für verschiedene österreichische Bundesländer. Das Schloss Wilhelminenberg wurde von der SS angefordert und die Knaben wurden ausgesiedelt. Wie noch näher zu erläutern sein wird, vermietete die Gemeinde Wien den Sängerknaben das sogenannte Maria-Theresien-Schlüssel in der Langegasse, in dem das Institut bis zum Frühjahr 1945 auch blieb. Die kleinen Sänger waren um diese Zeit allerdings wegen der Bombengefahr in ihrem alten Sommersitz in Hinterbichl in Osttirol.

März und April 1938 hatten dem Chor zunächst eine schon länger geplante Reise nach Frankreich, in die Schweiz und nach Liechtenstein gebracht. Im Juli und August sangen die Knaben im Altreich, von September bis Dezember in der Schweiz und wieder in Deutschland. Von Oktober 1938 bis Jänner 1939 wurde die siebente Reise nach Nordamerika unternommen, und ein anderer Chor der Wiener Sängerknaben erfreute inzwischen (von Dezember 1938 bis Februar 1939) holländische, belgische und deutsche Musikliebhaber. Einige Male meldete sich auch der Film. Um die Jahreswende 1937/38 war der Streifen «Konzert in Tirol» entstanden, der schon weitgehende Konzessionen an den deutschen Verleiher zugestehen musste; so fiel der Schere aus diesem Grunde ein reizendes Krippenspiel zum Opfer.

1938 wurde die Programmgestaltung zeitgemäss geändert, es wurden neue kleine Opern geschaffen, in denen die Buben, ohne Frauenrollen spielen zu müssen, ihrem gesunden Spieltrieb entsprechend beschäftigt werden konnten. Die Nachwuchsfrage wurde im Zusammenwirken mit der Schulbehörde in dem Sinne gelöst, dass alle musikalisch begabten Knaben der Wiener Volksschulen in einer ungefähren Anzahl von sechshundert dem Leiter der Wiener Sängerknaben jährlich gemeldet wurden, aus denen dieser die dreissig begabtesten zur Aufnahme in den Vorschulungskurs auswählte. Die Jungen erhielten dort Unterricht in Geige, wurden stimmtechnisch geschult und im Treffsingen unterwiesen.

Das Kulturamt im Rathaus hat 1939 am musikalischen Sektor noch weitere Anliegen, gilt es doch einfach alles zu ergreifen, was von Wert und noch nicht von der Reichsstatthalterei oder den Parteistellen okkupiert worden ist. Natürlich erinnert man sich eines Trompeterensembles, zumal gerade das Blasen von völkischer Wichtigkeit und daher auf höherer Stufe pflegebedürftig zu sein scheint. Die Verwaltungsberichte geben hierfür wieder eine knappe, aber eindeutige Darstellung, die wir durch Blaschkes Lobesworte ergänzt sehen: «Der ‚Trompeterchor der Stadt Wien‘ ging aus dem früheren ‚Wiener Trompeterchor‘ hervor. Im Zuge der Eingliederung dieses Klangkörpers in den kulturellen Interessensbereich der Stadt Wien wurde die Vereinsgrundlage neu geordnet und zu diesem Zwecke der ‚Verein Trompeter der Stadt Wien‘, mit Genehmigung der Vereinsbehörde vom 29. März 1939, geschaffen.»

Die Gemeindeverwaltung förderte 1939 auch die Neugründung eines «Frauensymphonieorchesters Gau Wien», und die Vereinsbehörde stimmte mit Entschliessung vom 30. November 1939 der Gründung des Orchesters zu. In der Satzung dieses der NS-Frauenschaft nahestehenden Vereines «Frauensymphonieorchester Gau Wien» wurde auf die entsprechende Einflussnahme der Stadtverwaltung Bedacht genommen. Der Verein erhielt eine grössere finanzielle Beihilfe von der Gemeinde.

Zur Erforschung des Wiener Musikschaffens, von dem laut offizieller Meinung der Stadt Wien noch vieles der Öffentlichkeit nicht erschlossen war, wurde mit 1. März 1940 ein eigenes Referat für Wiener Musikforschung in der magistratischen Abteilung III/1, also im Kulturamt, gebildet. Hauptaufgabe dieses Referates sollte die systematische Erfassung der in Wien vorhandenen reichen Quellen und deren Auswertung für die Öffentlichkeit sein. Vom Referatsleiter, dem Akademiekommissar a. D. Dr. Alfred Orel, der als Musikschriftsteller und Rezensent eine im Sinn der damaligen Kunstbegriffe überaus spitze Feder führte,

ist in unseren Kapiteln öfters die Rede. Univ.-Prof. Dr.Dr. Alfred Orel hat 1953 in seinem umfassenden Alterswerk «Musikstadt Wien» zu milderer Diktion gefunden, ohne dabei Grundsätzliches zu revidieren. Nicht verwechselt darf er aber mit dem christlichsozialen Gemeinderat der zwanziger Jahre, Anton Orel, werden, obwohl sich letztgenannter in publizistischen Richard-Wagner-Interpretationen erging und halsbrecherische Wegabkürzungen zwischen der katholischen Augustinus-Druckerei in Klosterneuburg und der Götterfeste Walhall entdeckte. Auch Anton Orel ging es um die «Genesung des durch eine falsche Bildung verkrüppelten, vergreisten und gemordeten deutschen Volkstums». Trotzdem hat er weder Anerkennung durch die Nazis gesucht noch wurde ihm solche zuteil.

Blaschke vertiefte sich in Details der musikalischen Jugenderziehung und erinnerte sich, dass in den Wiener Kreisen die «Volks- und Jugendmusikschulen» und die «Kindersingeschulen» am Werk sind: «Während die erstgenannte Type der breiten Laienerziehung dient, erhalten in den Kindersingeschulen sieben- bis zehnjährige Buben und Mädels eine zielbewusste musikalische Grundschulung, die von den Erziehern geleitet wird, die aus dem Singeschullehrerseminar der Musikschule hervorgehen ... Die jährliche Abschlussveranstaltung im Grossen Konzerthausaal, bei der rund 800 Kinder mitwirkten, ist ein Erlebnis eigener Art und ein Beweis für die Gediegenheit der aufgewendeten Arbeit und für die Musikfreudigkeit unserer Jugend.»

Bei solchen Gemeinschaftstönen ist es zur Hausmusik nicht weit, die Blaschke wohl befürwortet, doch lieber in kleineren NS-Runden als in den Familien allein bergen will. Allenthalben hätte ihm dabei der österreichische U-Bootheld, Ritter von Trapp, an die Hand gehen können, doch dieser hatte es 1938 vorgezogen, seiner Frau und seinen zahlreichen Kindern eine neue Existenz in den USA aufzubauen. Dort kämpften sich die Trapps in Form einer singenden Familie durch die Not der Anfangszeit. Dieses Wanderleben war dem Kapitän, der einst das französische Panzerschiff Gambetta in den Grund der Adria torpediert hatte und später vor den Wiener Mittelschülern seiner Trauer über das verlorene österreichische Küstenland wehmütvoll Ausdruck gab, noch immer lieber als braunes Wohlwollen.

In seinem Rechenschaftsbericht 1943 verweist Ing. Blaschke des weiteren auf jene besonderen Preisausschreiben, durch die das musikalische Schaffen gefördert und angeregt werden sollte. Anschliessend zählt Blaschke den alljährlich zur Verleihung gelangenden «Beethovenpreis» von RM 10.000,- als Meisterpreis und den «Schubertpreis» von RM 5'000,- als Förderungspreis auf, die beide von der Gemeinde vergeben werden.

Nein, bei aller Anerkennung der Notwendigkeit und der besonderen Leistungen dieser Ensembles, Konzertbetriebsleiter, Solisten, Pädagogen und Tonbeamten, Wiens Anspruch, Hauptstadt der Musik zu sein, ist zu keiner Zeit ohne das wahrhaft tragende Fundament der Philharmoniker und der Wiener Staatsoper vertretbar.

Seit 1870 fanden im goldglänzenden, grossen Musikvereinssaal philharmonische Konzerte statt. 1937 galten die Wiener Philharmoniker als die Stimme Österreichs schlechthin und hatten bereits feste Reisepläne für die Weltausstellung in New York, die 1939 stattfinden sollte. Am 10. und 17. Oktober 1937 fanden die letzten Aufführungen unter Arturo Toscanini im Musikverein statt, am 17. Februar 1938 kablete der Maestro aus New York, dass er unter der obwaltenden politischen Entwicklung nicht mehr in Österreich dirigieren werde. Das Philharmonikerabonnement 1937/38 war davon nicht berührt, denn Wilhelm Furtwängler, Bruno Walter, Hans Knappertsbusch und Albert Coates standen am Dirigentenpult zur Verfügung. Wilhelm Furtwängler war den Wiener Philharmonikern stets verbunden gewesen, obwohl er 1935 seine Mitwirkung bei den Salzburger Festspielen – wohl aus politischen

Gründen – abgesagt hatte und in dieser Stadt später von Arturo Toscanini wegen allzu enger Bindung an die Nationalsozialisten zur Rede gestellt wurde.

Am 15. und 16. Jänner 1938 dirigierte Bruno Walter die IX. Symphonie von Gustav Mahler im Musikverein, am 20. Februar leitete er daselbst die Uraufführung von Egon Wellesz «Prosperos Beschwörung». Nachher war Pause, und viele Plätze blieben auch bei der anschließenden Brucknersymphonie leer, da die Hitlerrede im Deutschen Reichstag zu dieser Stunde von Radio Wien übernommen wurde. Die Philharmoniker fuhren kurz nachher noch mit Bruno Walter zu einem Gastspiel nach Budapest.

Das Abonnementkonzert am 15. März 1938 fiel aus. Der Philharmonikervorstand Hugo Burghauer flüchtete mit wenig mehr als seinem Fagott, die Orchestermitglieder Arnold Rose, Friedrich Buxbaum, Ludwig Wittels, Josef Geringer u.a. traf die braune Verfolgung. Das Rose-Quartett wird später in London in Anwesenheit des ehemaligen österreichischen Botschafters, Sir George Franckenstein, jene Haydn-Komposition aufführen, deren Melodie einst den bitteren Tag von Wagram eingeleitet hatte und die in Quartettfassung Schuschnigg Radioabschied beschloss. Noch im März 1938 trat der Kontrabassist und nachmalige Rats Herr Wilhelm Jerger provisorisch an die Philharmonikerspitze, und das Orchester wurde zum «schönsten Geschenk der Ostmark an das Reich». Furtwängler dirigierte es widmungsgemäss im April zweimal in der Berliner Philharmonie, im Sommer gastierte man zum Tag der Deutschen Kunst in München und nachher in der Saarpfalz. Trotzdem waren auch die Philharmoniker 1938 mehr als einmal von unmittelbarer Auflösung bedroht, und Wiener Dienststellen hatten daran unrühmlichen Anteil. Furtwängler trat als Retter auf und erwirkte auch Sondergenehmigungen für im Sinne der Nürnberger Gesetze belastete Orchestermitglieder.

Im Februar 1939 bereiteten die Philharmoniker ihrem einstigen Kollegen Franz Schmidt ein würdiges Begräbnis. Viele erinnerten sich dieses Genies nicht nur als eines schöpferischen Künstlers, dessen Hörner in der 4. Symphonie wie aus einer anderen Welt kommen, sondern auch seiner eindrucksvollen Lehrtätigkeit an der Akademie. Selbstverständlich waren 1938 aus der Kanzlei der Philharmoniker die Bilder Mahlers, Walters und die Rose-Radierung verschwunden, ebenso die Mahler-Büste Rodins aus der Staatsoper. Die Gustav Mahlerstrasse hiess jetzt Meistersingerstrasse. Wie hatte doch einst der somit Ausgelöschte zu seiner Freundin Bauer-Lechner gesagt: «Als Jude geboren zu sein heisst so viel, wie mit einem Fuss oder einem Arm zur Welt gekommen zu sein».

Bruno Walter hielt sich während des deutschen Einmarsches in Österreich gerade in den Niederlanden auf. Er wurde durch ein Sonderdekret französischer Staatsbürger und nachher Amerikaflüchtling. Zu Weihnachten 1938 gab Furtwängler sein letztes Vorkriegsgastspiel an der Pariser Oper mit einer zweimaligen Siegfriedaufführung. Bald darauf sagte die französische Regierung die für Juni 1939 angesetzten Wagner-Festspiele ab.

Auch nach dem März 1938 zahlten die Philharmoniker und die Staatsoperndirektion dem Dirigenten und Direktor Felix Weingartner die Bezüge aus. Sein Auftreten in Wien wurde jedoch immer wieder verhindert, denn er hatte die Schweizer Staatsbürgerschaft angenommen und eine Eidgenossin zur Frau erkoren. 1939 waren die Philharmoniker u.a. wieder in München und später in Krakau zu hören. Als musikalischer Orchesterchef fungierte Furtwängler, der in Wien noch weitere Positionen übernehmen sollte. Unter den übrigen Dirigenten ragten Knappertsbusch, Böhm, Mengelberg und Sabata hervor. Am 11. Juni 1939 leitete Richard Strauss ein Festkonzert zu Ehren seines eigenen 75. Geburtstages. Ein Ausblick auf 1940 zeigt die Philharmoniker im Rheinland, dann bei «ostmärkischen Truppen» in Frankreich (Salins les Bains, Besançon, Dijon) sowie in Amsterdam. Im Sommer gaben sie in Salzburg sieben Konzerte und zwei Serenaden. Das Jahr 1940 bescherte auch ein Festkonzert unter Franz Lehars Stabführung als Geburtstagehrung desselben und schliesslich

die «Philharmonischen Akademien», die auf Initiative von Clemens Krauss gemeinsam mit dem Reichsrundfunk veranstaltet wurden.

Und nun zur Oper: Ihr Direktor von 1919 bis 1924 war Richard Strauss gewesen, dem der Ausspruch zugeschrieben wird, dass der Opernchef unbedingt auch die Eigenschaften eines Dompteurs besitzen müsse. 1924 bis 1929 stand Professor Franz Schalk der Direktion vor, und die Musikpfeleger im Kulturamt Blaschkes priesen ihn postum als Wahrer echten musikalischen Empfindens. Von 1929 bis 1934 war Clemens Krauss Direktor, der 1932 den Ehrenring der Stadt Wien erhielt. 1934 folgte er einem Ruf nach Berlin, und mehrere mit ihm verbundene Mitglieder des Opnensembles taten desgleichen. Schuschnigg erinnert sich, dass die Salzburger Festspieldirektion im Sommer 1934 von einem Telefongespräch zwischen Göring und Krauss erfuhr. Göring bot Krauss und anderen Künstlern die doppelten Gagen wie in Wien. Ungefähr zur selben Zeit liessen die Illegalen in Salzburger Hotels Sprengkörper und in der Wiener Oper Stinkbomben platzen («Requiem in rot-weiss-rot»). Die Direktionen Dr. Felix Weingartners (1935-1936) und des Regierungsrates Dr. Erwin Kerber (1936-1940) taten ihr möglichstes zur Konsolidierung des Spielbetriebes. Neben der Verdi-Erneuerung und der engen Bindung an das Lebenswerk Puccinis sind der Wiener Oper der Ersten Republik an Novitäten die «Bakchantinnen» von Wellesz, die «Dame im Traum» und «Iwan S. Tarassenko» von Salmhofer, ferner «Wallenstein» von Weinberger, «Giuditta» von Lehar sowie jene Kompositionen anzurechnen, die bei der Beschreibung der Richard Strauss-Ära erwähnt werden. Am 30. Jänner 1938 fand eine Aufführung von Lehars «Das Land des Lächelns» als Theatre pare zu wohlütigem Zweck statt. Die Oper bot dabei einen so glanzvollen Anblick, wie er seit kaiserlichen Tagen nicht mehr gesehen ward. Kerber vermochte sich mit einiger Schwierigkeit über den März 1938 hinaus zu halten und machte erst zwei Jahre später dem Generalintendanten Heinrich K. Strohm aus Hamburg Platz. Strohm übernahm bereits eine in ihren Grundfesten erschütterte Bühne.

Rasch noch ein Hinweis auf die Regisseure und Dirigenten des Hauses, bevor wir uns einzelnen hervorragenden Sängern der Wiener Oper zuwenden. Lothar Wallerstein, der selbst seit 1927 tätig war, schied 1938 aus. 1939 kamen die Bühnenfachleute Guttman und Witt, ein Jahr später Hietz, Oskar Fritz Schuh, A. Jeger und der obgenannte Kerber bei Regiearbeiten zum Zuge. Nachher beteiligten sich Hanke, Zilken und Müthel an der Inszenierungsarbeit, Hartmann, Fränzl, Arnold und Recktenwald folgten. Schon aus den dreissiger Jahren werden ergebnislose Bemühungen berichtet, die Dirigenten Erich Kleiber und Otto Klemperer an die Wiener Staatsoper zu binden. Besonders das Schicksal Kleibers ist typisch für einen Österreicher seines Formats. Sogar Schuschnigg hatte mit ihm 1936 eine Besprechung, die jedoch hinsichtlich der Wiener Oper kein positives Ergebnis brachte. Kleiber dirigierte im Frühjahr 1938 im Covent Garden jene Rosenkavalieraufführung, in der die Wiener Opersängerin Lotte Lehmann unter dem Eindruck der Nachrichten aus ihrer Heimat zusammenbrach. Die zufällig anwesende Hilde Konetzni, ebenfalls ein Wiener Staatsopernmitglied, sprang während der Vorstellung für die Lehmann ein. Kleiber vertauschte seine österreichische mit der argentinischen Staatsbürgerschaft, einen deutschen Pass lehnte er ab. 1938 mussten die Dirigenten Professor Alwin, Josef Krips und Wolfgang Martin auf jede weitere Tätigkeit in der Wiener Staatsoper verzichten, desgleichen die Ballettmeisterin Margarete Wallmann. Aus dem Sängerkreis verschwanden nach den Märztagen Lotte Lehmann, Elisabeth Schumann, Richard Tauber, Kerstin Thorborg, Rose Pauly und andere. Selbst die Geschwister Konetzni und Max Lorenz dachten 1939 an Auslandsgastspiele ohne Wiederkehr, freilich, ohne diese Gedanken in die Tat umzusetzen. Alle drei feierten an der Wiener Oper während der Kriegszeit verdiente Triumphe. Kammersängerin Lotte Lehmann ging nach Australien, wo sie grossen Erfolg als Gesangspädagogin hatte. Nach dem Zweiten

Weltkrieg besuchte sie Wien bei besonderen Anlässen und wohnte der Wiedereröffnung der Staatsoper und des Theaters an der Wien bei.

Seit dem Frühjahr des Jahres 1938 wurde die Staatsoper entsprechend eingesetzt. Während der fünften Reichstheaterwoche im Sommer 1938, der ersten dieser Art in Wien, gastierte die Berliner Oper am Ring. Auch die Kölner Oper war im Mai dieses Jahres zu Gast. 1938 gab es nahezu allmonatlich Sondervorstellungen vor Kongressteilnehmern, Staatsmännern und Winterhilfsbetreuten oder zu nationalen Gedenktagen. Ähnlich wurde 1939 verfahren. Am 5. Februar 1939 fand unter dem Protektorat Frau Winifred Wagners in der Staatsoper ein Festkonzert mit Werken ihres grossen Verwandten statt, womit die Gründung einer Wiener Ortsgruppe des Richard-Wagner-Verbandes Deutscher Frauen besiegelt war. In diesem Jahr gastierte die Wiener Oper in Brünn sowie in Prag. Der hundertste Geburtstag von Peter I. Tschaikowski im Jahre 1940 wurde am 7. Mai d. J., der damaligen deutsch-sowjetischen Freundschaft gemäss, mit einer glanzvollen Eugen-Onegin-Neueinstudierung in der Staatsoper begangen.

Die finanziellen Verlegenheiten der Direktion während der Ersten Republik sind übrigens nach dem Anschluss nicht viel schwächer geworden, da Bürckel für dieses Institut nur wenig Verständnis besass. Erst nach seiner Abberufung kam viel Geld ins Haus, denn Hitler selbst soll dies so anbefohlen haben. Er besuchte die Staatsoper zu besonderen Anlässen, besonders zu Richard Strauss-Aufführungen. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges riss seine Verbindung zum Wiener Opernhaus allerdings ab; einzig sein Zögern bei der Zustimmung zur Bestellung Karl Böhms als Direktor lässt ein gewisses Interesse erahnen.

## DIE NEUE BLÜTE

Am 1. Jänner 1939 gab Bürgermeister Hermann Neubacher samt Gattin im Rathaus einen festlichen Neujahrsempfang. Nicht nur die Kapelle Faid, sondern auch ein Jagdbläserquintett der Wiener Philharmoniker musizierten für die Erschienenen, weil der Bürgermeister gleichzeitig Gaujägermeister war. Ihn hatte schon in den Morgenstunden ein Ständchen des Musikzuges der SA-Rathauswache vor seiner Villa aufgemuntert. Die Heizer in den Rathauskellern mühten sich nun, Wärme auf ordensgeschmückte oder dekolletierte Brüste zu legen, denn es war bitterkalt draussen. Der Donaukanal fror zu, und im ufernahen Hotel Metropol sowie wasseraufwärts im Polizeigefangenenhaus an der Elisabethpromenade wunderte sich mancher Häftling, dass er das neue Jahr überhaupt erleben durfte. In den Altreichs-Konzentrationslagern, wo die Schutzhäftlinge aus Wien als Österreicher und nicht als Ostmärker u. dgl. titulierte wurden, kamen in diesen Wochen Auspeitschungen grösseren Stils, Torturen und Totschlag wiederholt vor. Die Prügelstrafe hatte der Reichsführer-SS persönlich aus alten preussischen Gesetzbüchern ausgegraben. Auch die zur Zeit in Wien Inhaftierten hatten schon allerhand über sich ergehen lassen müssen. Einige werden anlässlich des einjährigen Anschlussjubiläums 1939 nach Hause entlassen werden und den Eindruck mitbringen, dass die Prozessvorbereitungen im Sinn der neuen Gesetzgebung, derzufolge rückwirkend gegen bekannte Feinde des NS-Deutschtums in Österreich verhandelt werden soll, nicht so recht vorwärts kommen. Aber neue politische Rechtsbrecher wird es in Hülle und Fülle geben, denn diese Elemente opponieren weiter oder bilden erfahrungslos und leicht durchschaubar neue Gruppen, denen die «Befreiungstat des Führers» nichts gilt und die das verlachte und verfluchte Österreich wiederherstellen wollen. Zu Hunderten wird man 1939 und 1940 solche Selbständigkeitsverfechter arretieren.

Im Zusammenhang mit der Neuordnung des Berufsbeamtentums hatten alle Beamten in verantwortungsvoller, gehobener Stellung Fragebogen über ihre politische Vergangenheit auszufüllen. Insbesondere wurde nach der Zugehörigkeit zu freimaurerischen, kommunistischen, sozialdemokratischen, politisch-katholischen, pazifistischen und legitimistischen Verbänden gefragt.

Gleichzeitig mit der Säuberung der Gefolgschaft von unerwünschten Elementen erfolgten Neuaufnahmen, die nicht nur die durch die besprochenen Massnahmen entstandenen Lücken auszufüllen hatten, sondern auch eine Verjüngung des überalterten Beamten- und Angestelltenstandes bezweckten. Die Neuaufnahmen erfolgten im engsten Einvernehmen mit den nationalsozialistischen Betreuungsstellen für alte Kämpfer. In den Pflichteifer mischte sich dabei eine gehörige Portion Existenzangst, die dadurch gefördert wurde, dass die Personalstellen mit Beeinflussung der städtischen Arbeitsämter zuungunsten der strafweise Entfernten drohten. Unterdessen liess «Der Beauftragte für die NS-Betreuungsstelle für den Bereich des Gau Wien, Ing. Hanns Blaschke» an sich selbst als Vizebürgermeister bzw. an Jöllli 1938/39 viele Briefe um Einstellung verdienter Parteigenossen in Kulturbetrieben schreiben, wobei seine Referenten manchmal die jeweiligen Eignungsgründe anzweifelten.

In den Rechtspflegestellen musste man sich an neue Verhörmethoden und an die deutsche Vielfalt des Hinrichtens gewöhnen. Nun wurden auch kriminelle Jugendliche amtlich vom Leben zum Tod befördert, und die Einführung moderner Fallbeilgeräte, die später je nach der Straftat bzw. der rechtlichen Stellung der Betroffenen durch Henkvorrichtungen ergänzt wurden, erforderten langwierige Vorarbeiten. Ab 1. Jänner 1939 mussten der 144. Kundma-

chung des Reichsstatthalters gemäss alle inländischen Juden den zusätzlichen Vornahmen Israel oder Sara tragen. Hievon waren in Wien noch 48.000 Personen betroffen.

Waren es im Sommer 1938 einige Zirkusvorstellungen, die vom Kulturrat durch Freikartenverteilung den Bedürftigen nahegebracht worden sind, so öffneten sich in der kalten Jahreszeit Wiener Lichtspieltheater kostenlos den WHW-Betreuten. In die nämlichen Monate fiel auch die Gründung und Aktivität der «Wiener Skizunft» durch Vereinigung aller Grossvereine. Aber nicht nur um die «Wienerwaldschanze» in Hadersdorf – Weidlingau entstand wintersportliches Treiben, in der Krieau startete man Schlittenrennen, führte «Gaumeisterschaften der ostmärkischen Eiskunstläufer» durch und veranstaltete Eishockeykämpfe gegen Altreichsmannschaften. Ein anspruchsloses «Neues Wiener Theater» machte am 19. Dezember 1938 an der Landstrasser Hauptstrasse auf, und die «Ostmärkische Filmtheater Betriebs GmbH.» zeigte Erstaufführungstreifen in der Scala, im Apollotheater, im Buschokino, im Ufatonokino, im Schwedenokino und im Opernokino. Am 22. Dezember 1938 lief in der Scala der etwas preussisch-lustige «Napoleon ist an allem schuld» erstmals über die Flimmerwand, und das dunkelgefärbte Organ eines Chansonnier tönte durch den Raum: «Kein Geschichtsbuch erzählt, was geschah in dieser Nacht, doch der Kaiser gewann seine allerschönste Schlacht...» Sein Braunauer Konkurrent im 20. Jahrhundert war bei privaten Dingen weniger vielseitig. Zur Herbstzeit 1938 hatte er einen Abstecher nach Wien gemacht und wollte solche Blitzbesuche nach Möglichkeit öfters wiederholen. Das Interesse Hitlers galt zuerst der Staatsoper, wie er ja überhaupt an einer exklusiven Rechtsstellung der ehemaligen Bundestheater Wiens festhielt. Ausserdem traf er hier auf Leute mit «Balkaneignung», d. s. Personen, die möglichst unauffällig in Südosteuropa eingesetzt werden konnten. Dipl.-Ing. Neubacher und der frühere Aussenminister Österreichs, Guido Schmidt, sollten dies bald am eigenen Leib erfahren.

Zunächst war aber Neubacher noch mit Gemeindedingen beschäftigt: Er sah im Wienerwald Liegewiesen, Meiereien usw. entstehen, wollte «über dieses Territorium absolut verfügen» und leitete magistratische Grundübernahmen grössten Stils inmitten der Wiener Hausberge (Leopoldsberg und Hermannskogel) ein. Weiters ging es ihm um die Verringerung des «Ziegeldefizits», worunter Kapazitätsprobleme der Wiener Bauindustrie verstanden wurden. Auf seine Anordnung hin wurde am 2. Jänner 1939 die Heiligenstädter Strasse in Berliner Strasse umbenannt. Für 14. Jänner war das Richtfest der neuen Kaserne der SS-Standarte «Der Führer» im Fasangarten hinter der Schönbrunner Gloriette angesetzt.

Allerorts wurde in Wien gebaut oder der Baubeginn vorbereitet. Neue Wohnbauvorhaben waren dabei nicht so ins Auge springend, handelte es sich doch zunächst nur um den Ersatz für Elendsquartiere oder um Siedlungen im Geist der «Gartenstadtpolitik» der Zwischenkriegszeit, woran sich die Deutsche Arbeitsfront immer stärker beteiligte. Einige Jahre früher hatte die Stadt auf diesem Sektor bedeutend grössere Ambitionen gezeigt. Das architektonische Bild der Wiener Zwischenkriegszeit ist bekanntlich durch jene Gemeindewohnbauten bestimmt worden, an deren Beginn der Matzleinsdorfer Hof in Margareten entstand. Man gelangte dann zum Typus der sogenannten Superblockbauten, wie z.B. der «Speiser-», «Karl-Seitz-», «Goethe-» oder «Karl-Marx-Hof», der ab 1934 «Heiligenstädter-Hof» hiess. Letzgenanntes Bauwerk verkörpert geradezu symbolhaft den Standpunkt der damaligen Gemeindeverwaltung. Ab 1927 stiess man in künftige Stadtplanungsbereiche vor, legte auf Gemeinschaftseinrichtungen und Geschäftslokale in den neuen Wohnhausanlagen Wert und verbaute womöglich nur etwas über ein Viertel des zur Verfügung stehenden Areals. Der Rest wurde in Parks und Spielplätze umgewandelt.

Ab 1938 kam hierzulande der Stil des Dritten Reiches, der im Volksmund als «german-

tisch» bespöttelt wurde, zur Anwendung, wovon allerdings in Wien kaum Wohnbauten, sondern vornehmlich Wehrmachtsobjekte betroffen worden sind. Die erwähnte Kaserne im Fasangarten ist noch heute hiefür ein Beispiel. Unweit davon, am Künglberg, wurden sogar Rundtürme à la Nürnberger Burg in ein Gesamtbauvorhaben zugunsten der Luftwaffe eingeplant. Auf den ehemaligen Sportplätzen der ^Mauerer Lust» entstanden monströse Gebilde für die Luftnachrichtentruppe. Damit im Zusammenhang wurden wertvolle Grüngelände verwüstet, Wienerwaldteile zweckentfremdet bzw. mit Holzbarackenvierteln durchsetzt. Weit draussen vor Schwechat wuchs der Fliegerhorst Heidfeld aus der Ebene. 1938 hatten die Gestapo und diverse Parteistellen zahlreiche Privathäuser, Villen und Wohnungen beschlagnahmt, wobei auch die Gemeinde als treuhändiger Verwalter herangezogen wurde. In diesen Baulichkeiten befand sich oft nennenswerter Kunstbesitz, auch wiesen sie mitunter architektonische Kostbarkeiten auf. Nach relativ kurzer Zeit war davon kaum etwas übrig, falls die städtischen Sammlungen nicht rettend eingriffen. In den devastierten Räumlichkeiten und verwüsteten Privatparks spielte nun die Hitler-Jugend, stellte das NSKK Fahrzeuge ab und traten die Politischen Leiter zur Instruktion an.

Für die Bedürfnisse auf dem Sektor des «höheren Vortragswesens» der Gaustadt war die am 18. Jänner 1939 gegründete «Wiener Kulturvereinigung» gedacht, von der die Rathausfachleute berichten, dass sie «aus den illegalen Kulturverbänden in der Systemzeit hervorgegangen ist». Sie meinen, dass die Vereinigung «ausserdem zur Durchführung der in der Stadtverwaltung veranstalteten Vorträge herangezogen werden kann». Dr. Auer von Welsbach, Gesandter a. D. Krahl und andere dienten als Aushängeschild, während der Referent im Reichspropagandaamt Wien, Dr. Aurel Wolfram, und etwas später Stuppäck die Fäden zogen. Die Vereinigung will nur erstklassige Wissenschaftler, Poeten, Forschungsreisende usw. vor ihrem Pult sehen, «Musik der Nationen» spielen lassen und die Philharmoniker beschäftigen. Natürlich kommt sie in finanzielle Schwierigkeiten, und Wolfram hämmert wiederholt auf Blaschkes Gemeindegeldbörse. Wolfram ist Blaschke andererseits bei den Projekten «Haus der Wiener Künstlerschaft» im Palais Schönborn-Buchheim und beim «Haus der Presse» dienlich. Viel ist daraus freilich nicht geworden. Ende 1940 wird Bruno Brehm zum Präsidenten der «Wiener Kulturvereinigung» gemacht.

Niveauentsprechend sorgten sich um die Jahreswende 1938/39 innerhalb der städtischen Verwaltung diverse Organisatoren um die kulturelle Betreuung der «Gefolgschaftsmitglieder». Ein Exempel hiefür liefern die Städtischen Elektrizitätswerke, wovon u.a. Folgendes berichtet wird: «Um der Gefolgschaft die Möglichkeit zu geben, kostenlos die nähere und weitere Umgebung unserer Stadt kennenzulernen, hat die Betriebsführung einen mit 29 Sitzplätzen ausgestatteten Betriebsautobus angeschafft, der zu mehreren Fahrten wöchentlich ausgenützt wird. Am Lunzer See hat die Betriebsführung ein mit 23 Betten ausgestattetes Heim gepachtet, das eine kleine Schar von minderbemittelten Gefolgschaftsmitgliedern mit ihren Familien zu 14tägiger kostenloser Unterkunft aufnimmt. Besonders verdienten Parteigenossen wurde die Teilnahme an Hochseefahrten mit dem K.d.F.-Schiff ‚Oceana‘ durch Übernahme aller Kosten auszeichnungsweise ermöglicht.

An bedürftige Gefolgschaftsmitglieder wurden 650 Theater-Abonnements verteilt. Nach Auflösung des Musikvereines wurde von der Betriebsführung eine Werkkapelle geschaffen. Für die Lichtbildner wird eine eigene Arbeitsstätte errichtet. Ebenso wurden der Gefolgschaft Eintrittskarten für lehrreiche Ausstellungen kostenlos abgegeben.

Im Direktionsgebäude wurde eine Werkbücherei geschaffen, die Errichtung weiterer Werkbüchereien in den Kraftwerken ist im Zuge. Der Gefolgschaft steht auch eine Reihe von parteipolitischen und volkswirtschaftlichen Zeitschriften zur Verfügung.

Im Direktionsgebäude wurde eine zentral bedienbare Rundfunkanlage errichtet, von der aus rund hundert Lautsprecher gesteuert werden. Sie dienen der Wiedergabe der Reden des

Führers, der Wiedergabe von Gemeinschaftsempfängen und der allgemeinen Verbreitung von Werkveranstaltungen. Die Errichtung eines Anschlusses der beiden Wiener Kraftwerke ist im Zuge.» (Verwaltungsbericht 1938)

Solche Lustbarkeiten waren natürlich nicht überall gleich verteilt und traten meist dort intensiv in Erscheinung, wo man «Arbeitskameraden» weltanschaulich zu gewinnen bemüht war. Sonst obwalten zunehmende Strenge und eine Art ergriffener Sachlichkeit, wie sie auch die Augen des Führers widerspiegelten, die damals Professor Wilhelm Dachauer in seinem grossen Hitlerbild besonders interpretiert hat. Das Erzeugnis wurde 1939 im kleinen Sitzungssaal des Rathauses aufgehängt. «Gemeinutz geht vor Eigennutz» – diesen Slogan rief Bürgermeister Neubacher am 5. Jänner 1939 im Grossen Festsaal vor seinen Vizebürgermeistern den 456 städtischen Angestellten zu, die frisch vereidigt wurden. Und dann erinnerte er sie an die Perle und ihre Fassung, die beide nach dem Führerwort «eine neue Blüte» erleben sollten.

Alle strengten sich in diesem Sinne wie hypnotisiert an. Am 24. Jänner führte Blaschke die gründende Hauptversammlung des Landesverkehrsverbandes Wien durch, am Abend wurde das Akademietheater wieder eröffnet. Vier Tage später begann das gereinigte Kabarett Simpl wieder zu spielen. Am Rathaus-Kultursektor gab es zunächst Grosseinsatz für den «ersten Fasching im nationalsozialistischen Wien», für eine «einzige, lachende, freudige, singende und tanzende Stadt» mit offizieller Eröffnungsfeier am Adolf Hitlerplatz. Blaschke, von dem diese Wertung ausgeht, reiht sein Wien in dieser Eigenschaft nach Köln und München an und will «den Frohsinn jener Gemeinschaft, die sich hinter Kerkermauern bis zum Sieg bewährt hat, nicht mehr getrübt» wissen. Er wünscht sich für den «Grossfaschingsbeginn» am 4. Februar «die Eroberung der Stadt durch lustiges, kostümiertes Volk, Musikkapellen, Tänze auf Plätzen und Strassen, Faschingsrodeln, eine Lichterschlittenfahrt in der Prater Hauptallee, altes Brauchtum, Maskenfeste auch auf Sportplätzen» und dergleichen mehr. Dies alles soll schliesslich im Faschingszug am 19. Februar kulminieren, dessen Marschroute durch die Innere Stadt viel mit dem bisherigen Weg der Fronleichnamsprozessionen gemein hat. Der Zug muss «nicht nur den Beteiligten Gelegenheit zum Faschingstreiben bieten, sondern dessen Echo auch aus den Zusehern und von den Häuserfronten herab empfangen».

Am Rosenmontag wird laut Blaschke «ein Blumenfest auch die blühende Natur in das Faschingstreiben zaubern». Aber damit noch immer nicht zufriedengestellt, kündigt Blaschke weiter an: «Faschingdienstag wird ein Trachtenfest noch einmal all unsere Festesfreude in unseren schönen Volksgewändern und Volkstänzen zum Ausdruck bringen, um schliesslich am Aschermittwoch wieder in einem Gemeinschaftsfest der ganzen Stadt zum grossen Kehraus einzumünden» (Amtsblatt). Eine Schilderung der tatsächlich abgeführten Karnevalszenen wäre hier zu weitschweifig. Es war jedenfalls nicht halb so lustig, wenn auch «dreimal-kurz-gelacht» anbefohlen wurde. Nur Zeitungsreportagen und Prospekte halten heute die Erinnerung wach, und diese sind verständlicherweise einseitig.

Blaschke war während des Jäners im Rathaus besonders tätig, zumal sein Bürgermeister eines Todesfalles in der Familie wegen nicht so sehr in Erscheinung trat. Blaschke sprach auf einem Empfang für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft von der Forschungsarbeit, die wieder ins rechte Licht gerückt werden müsste, bewirtete 60 südafrikanische Studenten und erinnerte Mitglieder des Aachener Madrigalkreises im Steinernen Saal an das Wiener Sängerbundfest und das dabei vorgetragene Deutschlandlied im Jahre 1928.

Apropos Südafrikaner: Auch der Führer verursachte eine Art Faschingsscherz, indem er am 30. Jänner die Kolonien der Hohenzollern-Ära zurückverlangte, obwohl er wegen seines Ostaufbruches und seiner Judenverfolgung nicht zuletzt auf das Wohlverhalten der jetzigen

Besitzer dieser Landstriche angewiesen war. Neubacher mag sich darüber Gedanken gemacht haben, sollte er doch soeben nach London reisen. Sein Präsidialbürovorstand fuhr, davon unbekümmert, mit einem Bürgermeisterkranz zum Begräbnis der Lyrikerin Else Kastner-Michalitschke, und Stadtschulratspräsident Fritz wollte bei einer Lehrerversammlung im Auditorium maximum der Universität unmöglich machen, «dass die Denkkungsart der deutschen Jugend durch zu enge Berührung mit dem wesensfremden Judentum in ihrer Reinheit geschädigt werde. Die Lösung der Mischlingsfrage, die heute von Seiten der deutschen Eltern dringendst gefordert wird, muss einer Reichsregelung Vorbehalten bleiben». Nicht minder gefährlich als die Judenfrage in der Schule wäre nach Fritz die konfessionelle Schule gewesen, da sie eine Aufspaltung in feindliche Lager mit sich gebracht hätte.

Am 13. Jänner hielt Blaschke am Wiener Zentralfriedhof vor dem offenen Ehrengrab dem dahingegangenen Julius Bittner «einen warmen Nachruf» und erklärte dabei einfach: «J. Bittner ist nicht tot!» Kurz darauf übergab Jölli namens der Kulturamtsjury den ersten Preis des Walzerwettbewerbes an den Komponisten und Solokorrepetitor der Staatsoper, Karl Hermann Pilss. Weitere Anerkennungen gingen an Alfred Uhl und Josef Kirschmayer. Pilss' Tondichtung wurde zum Komiteewalzer für den 7. Februar bestimmt und damit auch für die bei dieser Gelegenheit angeschlossenen deutschen Sender übertragungsreif.

Am 1. Februar traf Josef Bürckel, der bei dauerndem Stellungs- und Machtbereichswechsel in allen österreichischen Angelegenheiten nunmehr Gauleiter von Wien geworden war, mit Neubacher zusammen. Der bisherige Gauleiter, Odilo Globocnik, war in einen höheren SS-Stab berufen worden und sollte später als eipe Art Höllenfürst im Inferno der polnischen Ghettos sowie der dortigen Arbeits- und Vernichtungslager amtieren, wo bekannte Wiener Künstler und Schriftsteller nebst anderer österreichischer Prominenz und den übrigen Millionen zugrunde gingen. Bürckel, der sich bereits mit neuen Reform- und Angleichungsaufträgen bezüglich der Wiener Verwaltung herumschlug, fuhr am Abend des 7. Februar beim Rathaus vor, um mit allen, die sonst in dieser Stadt Rang und Namen aufwiesen, den Ball der Stadt Wien 1939 zu zelebrieren. Nach einem Fahnenballett der Gruppe Hedy Pfundmayer und Neubacherworten ertönte die Pilss-Weise «Gross-Wien tanzt».

Die Wiener Volkszeitung schrieb tags darauf, dass es nicht eines «jener rauschenden Feste der Systemzeit war, nach denen der nächste Morgen schal und inhaltslos anbrach» (!), den Berichterstatter blendete viel mehr schon wieder «ein Glanz in dieser Perle, an deren würdiger Fassung nun fast bereits ein Jahr in unermüdlicher Arbeit geschmiedet wird».

Am 2. März reisten Blaschke und seine engeren Kulturamtsfreunde nach München, wo der Oberbürgermeister der Hauptstadt der Bewegung, Reichsleiter Fiehler, aufwartete und ihnen mit den Worten zutrank, dass dem Führer «viel mehr noch als andere Städte des Reiches seine Heimatstädte am Herzen liegen». Blaschke seinerseits anerkannte München als Lehrmeisterin für das Wiener Kulturamt. Und dann erzählte er Fiehler vom «Trümmerhaufen» in Wien. Er meinte damit das Endergebnis der Systemzeit, aus dem nun endlich, freigelegten Trieben gleich, die enormen Leistungen der Wiener Kulturschaffenden spriessen sollten.

Blaschke hat sich stets mit den Arbeitsschemata seines Kulturamtes beschäftigt und auf Einteilung geschaut. Wie sehr ihm dies angelegen war, zeigen seine Ausführungen bei einer Albertina-Veranstaltung im Februar 1939, wo er das Wiener Kunstleben in 13 Haupt- und acht Nebengruppen sortiert, die alle «zentral erfasst und gelenkt werden müssen». Im gleichen Monat hat Blaschke auch vor den Fremdenführern Wiens gesprochen und sie «Pioniere für die Geltung der Stadt» geheissen. Er ist froh, dass die frühere Freunderlwirtschaft der Fremdenführer mit den Hotelportiers aufgehört hat. Das Zuschancen von lukrativen Führun-

gen hat obligatorischer Zuweisung durch den Wiener Verkehrsverein Platz gemacht. Viel Erfahrung konnte Blaschke mit diesem System allerdings nicht mehr sammeln, da die Fremdensaison Wiens in den nächsten sechs Jahren mit Ausnahme einzelner «Soldatenbesichtigungen» von anderen Faktoren gelenkt worden ist. Das überstieg jedoch zunächst seine Vorstellungskraft wie auch die Phantasie jener 35 Hauptschriftleiter aus dem Altreich, die am 8. März von Bürgermeister Neubacher und den Wiener Pressechefs der NSDAP im Parlament, wohin in nächster Zeit die Gauleitung übersiedeln sollte, empfangen wurden. Anfang März trat Vizebürgermeister Kozich im Kursalon mit einer Art Kristallvase vor die Teilnehmer des eissportlichen 3-Städte-Kampfes Wien-Berlin-München und ehrte damit die Sieger. Die Wunderteamerinnerung Matthias Sindelar war zum allgemeinen Schmerz ins Gemeindeehrengrab gesunken. Kozich trauerte nicht nur offiziell um diesen Verblichenen, sondern begab sich auch unter die Kraftsenioren: Die Vereinigung der alten Wiener Athleten hatte ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannt!

Neubacher betrachtete in jenen Tagen ein «Dank-Mal» von Röben und Pfeffer, das er im Direktionsgebäude der Gaswerke in der Josefstädter Strasse zur Anschlusserrinerung enthüllt hatte. Er präziserte dort die Ereignisse vor einem Jahr dahingehend, dass damals «die illegalen Truppen des Nationalsozialismus auf ein Zeichen des Führers zum Angriff übergehen konnten». Laut Amtsblatt sangen die herbeigeeilten Arbeiter daraufhin «ergriffen» die Lieder der Nation. Den Bürgermeister überkam jetzt öfters überschäumende Redelust, denn der Anblick des Führers, der am 17. März im Hotel Imperial Neubacher die Hand schüttelte, inspirierte ihn offenbar zu rhetorischen Glanzleistungen. «Ich komme soeben aus dem Hauptquartier», teilte er ehrfurchtsvollen Versammlungsteilnehmern nachher mit, «ich komme von dem zu majestätischer Grösse aufsteigenden Neuordner von Mitteleuropa, vom grössten Mann der deutschen Geschichte!» Der Bürgermeister spielte damit auf die Beseitigung der tschechoslowakischen Republik an, die von Hitler nach der in Österreich bewährten Methode durchgeführt worden war.

Neubacher versteht sich auf Ehrungen. So nimmt er am 14. März seinen Stabsleiter SA-Oberführer Gstöttenbauer und das Gemälde Hans Franks von der Führervollzugsmeldung am Heldenplatz 1938 in die Kanzlei des Reichsstatthalters mit. Dort bekommt Dr. Seyss-Inquart das Bildnis als Geschenk überreicht, das ihn immer an seinen «Ehrentag», nämlich den 14. März 1938, erinnern soll. Der Anschlusspezialist Seyss wird trotzdem seines hiesigen Regentendaseins nicht mehr froh, denn Berlin will seine Erfahrungen anderenorts einschlägig nützen. Bald soll er Reichsminister werden, dann stellvertretender Reichskommissar für Polen und später Reichskommissar in den Niederlanden. Am Ende wartet auf ihn jene Schlinge, die Wiener Rechtsanwälte anno 1934 vor dem Wiener Militärgericht vergeblich von den jetzt durch Strassenbenennung Geehrten abwenden wollten. 1939 gehen auch die meisten engeren Kollegen und Mitarbeiter Dr. Seyss-Inquarts, nachdem sie in Wien ihre Schuldigkeit getan haben. Unter ihnen finden wir den Kultur-Staatssekretär Dr. Kajetan Mühlmann wieder, der sich angeblich mit Bürckel und Kaltenbrunner nicht verträgt und von Göring zunächst in Polen und dann in Westeuropa zur Kunstbetreuung eingesetzt wird. Um den 20. April 1939 lässt Neubacher den Kopf Hitlers übergross in weisser Masse vor dem Rathausurm aufstellen. Das Haupt soll von Lorbeer umgeben an den 50. Geburtstag seines Trägers gemahnen.

Das Frühjahr 1939 stand so recht im Zeichen der Jugend. «Aufhebt unsere Fahnen in den frischen Morgenwind» scholl es aus jungen Kehlen, und niemand verwies mehr mit strenger Miene und erhobenen Zeigefinger darauf, dass man mit solchen Fahnen irgendeine höhere Ordnung verletzen oder sich im frischen Morgenwind verkühlen könne. Im Gegenteil, beleibte Beamte und graumelierte Kulturschaffende liefen nun keuchend in Klothosen herum und versuchten sich bei Kampfsport und Leibesübungen. Im Vorfrühling waren Neubacher

und der Berliner Oberbürgermeister Lippert in den Augarten gegangen und hatten dort den Grundstein zum ersten Hitler-Jugend-Heim Wiens gelegt, das von der Reichshauptstadt bezahlt werden sollte. Sie versenkten im frischen Mauerwerk eine Truhe mit diesbezüglicher telegraphischer Korrespondenz, mit je einem Völkischen Beobachter aus den Märztagen des Jahres 1938 und des Jahres 1939 sowie mit den Bauplänen für das Heim. Sinnsprüche und Reden hallten durch die noch kahlen Baumreihen.

Weitere Anweisungen von Bauplätzen für künftige HJ-Heime wurden angeregt und eingeleitet, darunter eine Baustelle in Wien XIV, Am Wolfersberg, und eine in Maria Enzersdorf. Die erste Aufgabe der Abteilung Jugendpflege zur Durchführung der Verwaltungsarbeit war die Erfassung sämtlicher Unterkünfte für die Hitler-Jugend im Gebiet Gross-Wien, eine Aktion, die am Ende der Berichtszeit noch nicht abgeschlossen war. Es waren jedoch schon bis zu diesem Zeitpunkt rund 300 Unterkünfte erfasst, für die von da ab die Regelung aller Angelegenheiten betreffend Miete, Reinigung, Beleuchtung, Beheizung usw. durch die Gemeindeverwaltung erfolgte.

Auch für die Förderung der geistigen Jugendertüchtigung gibt es ein Referat beim städtischen Amt für Jugendpflege. Dieses meldet sich wie folgt zu Wort: «Das Referat hat die Aufgabe, die kulturelle Arbeit der Hitler-Jugend im gemeindlichen Sektor zu fördern und die Zusammenarbeit mit dem Kulturamt der Stadt Wien sicherzustellen. Durch Einrücken des mit der Bearbeitung beauftragten Sachbearbeiters wurde die kaum ins Rollen gekommene Arbeit mangels eines geeigneten Ersatzes eingestellt.» Schliesslich wird, zusammenfassend, festgehalten: «Die Zusammenarbeit mit der NSDAP ist dadurch gewährleistet, dass sowohl Abteilungsleiter wie fast sämtliche Sachbearbeiter und Referenten aus den Reihen der Hitler-Jugend hervorgegangen sind und zum Teil auch noch ehrenamtliche Mitarbeiter der Gebiets- oder Obergauführung sind. Die Zusammenarbeit ist auch dadurch gegeben, dass die Gemeindeverwaltung für die Aufgaben der Hitler-Jugend wesentliche Zuschüsse gibt, welche gleichfalls eine enge Fühlungnahme notwendig machen.»

Im Frühjahr 1939 wird auf die Jugend besondere Rücksicht genommen, gilt es doch die bevorstehenden Studentenweltspiele in Wien vorzubereiten. Darüber referiert die Abteilung: «Anlässlich der Studentenweltspiele mussten die Leichtathletikanlagen und Umkleideräume des Wiener Stadions in grossem Umfang umgebaut und vergrössert werden. Im Stadiongelände wurde eine Übungsstätte für den Betriebssport und ein Solarium neu geschaffen. Der Pratersportplatz in der Rustenschacherallee wurde als Trainingsgelände für die Studentenweltspiele hergerichtet und erhielt eine neue Schiessstätte mit zwölf Kleinkaliber- und sechs Pistolenständen. An Planungs- und Vorbereitungsarbeiten sind vor allem anzuführen: Grossschiessstätte XIII, Am Paradies (wo bereits im Vorjahr gearbeitet und besichtigt wurde! Verfasser), Schiessstätten XVI, Wilhelminenberg, Mauer und Kaltenleutgeben. Drei Sportplätze wurden ganz umgebaut und auf fünf Sportplätzen grössere Erhaltungsarbeiten durchgeführt. Auf 24 Spiel- und Eislaufplätzen wurden Erhaltungsarbeiten geleistet.»

Durch die Schaffung Gross-Wiens hatte sich die Zahl der Turnsäle von 341 auf 394 vergrössert. Im Berichtsjahr wurden in 346 Turnsälen Instandsetzungs- und Erneuerungsarbeiten von Geräten und in 53 Sälen bauliche Erhaltungsarbeiten durchgeführt. Die Grossturnhalle im 21. Bez. Jedlese (die der dortigen Pfarrverwaltung natürlich wieder abgenommen worden ist) wurde umgebaut und die Turnschule I, Am Hof, für das Betriebsturnen eingerichtet. Der Turnsaal in der Volkswohnungsanlage XII, Am Fuchsenfeld, wurde gründlich wiederhergestellt, in zwei Schulen wurden Brause- und Umkleideräume neu angelegt. Nach der Eingemeindung hat sich die Zahl der in technischer Verwaltung stehenden Schulturnplätze von 164 auf 202 erhöht. Umfangreichere Erhaltungsarbeiten wurden im Jahre 1939 auf 15, normale Erhaltungsarbeiten auf 20 Plätzen durchgeführt.

An Wiener Feierlichkeiten lohnt es sich für die ersten Monate des Jahres 1939 Folgendes der Veranstaltungsfülle zu entnehmen: Am 23. Jänner fand eine Gedenkstunde für Julius Bittner im Konzerthaus, am 17. Februar die Trauerfeier für Franz Schmidt im Musikvereinsaal statt, am 22. Februar eröffnete Neubacher das «Haus der Mode in Wien» am Lobkowitzplatz 2. Dort residierte die geldbedürftige «Gesellschaft zur Förderung der Mode und des Wiener Geschmacksgewerbes». Am 7. März wurde die erste Filmfeierstunde Wiens durchgeführt, am 13. März nahm Reichserziehungsminister Dr. Rust die solenne Umwandlung der österreichischen Staatserziehungsanstalten in nationalpolitische Erziehungsanstalten vor. Am 8. März 1939 hatte im Rathausfestsaal vor dem italienischen Justizminister und Reichsminister Dr. Frank die Gründungsfeier der Wiener Zweigstelle der deutsch-italienischen Gesellschaft stattgefunden. Wer dachte dabei schon an die bei Deszey festgehaltene Anekdote, derzufolge ein österreichischer Diplomat von seinem italienischen Kollegen während der Märztage 1938 mit folgenden, verbindlichen Worten Abschied genommen hatte:

«Exzellenz, Sie haben uns 1915 verraten, Sie haben dies 1938 wiederholt. Bitte, verraten Sie uns weiter.»

Selbstverständlich wurde am 9. April 1939 auch der Rathausstag des Grossdeutschen Reiches zelebriert, dann drängte sich die Hitler-Jugend (im April und auch nachher) in den Rathaushof, um hier Fahnen, Fähnlein und ähnliches zu übernehmen. Am 26. April eröffnete der Reichsgesundheitsführer die Wiener Akademie für ärztliche Fortbildung, am 3. Mai überreichte Vizebürgermeister Hanns Blaschke den Ehrenring der Stadt Wien an den Schauspieler und Sänger Richard Waldemar. Der also Ausgezeichnete galt als mimische Reinkarnation des Wienertums und erhielt den Ring zu seinem 70. Geburtstag. Waldemar, der in diesen Jahren als Frosch in der Volksoper-Fledermaus brillierte, ist bereits 1929 Bürger der Stadt Wien geworden. 1942 war ihm auch noch das 50-jährige Bühnenjubiläum beschieden, dann wurde es stiller um seine Person, bis er 1946 in einem später von der Stadt Wien in Obhut genommenen Grab ganz ausruhen durfte. Waldemar, dessen Grossvater Remmark der beste Freund Johann Nestroys gewesen war, hat sein Talent für komische Charakterrollen zuerst am Josefstädter-Theater, dann im Kolosseum und im Apollo-Theater erprobt. Der Ehrenring gefiel ihm mehr als dem Bürgermeister, der auf dem magistratischen Verleihungsakt notierte: «Aber für später Ausschreibung eines schöneren Ehrenringes mit Adlerwappen!» Dieser Bemerkung ist 1941 durch einen neuen Ringentwurf von Oswald Haerdtl entsprochen worden, der nach abermaliger Wappenänderung auch in der Zweiten Republik beibehalten wurde. Selbstverständlich kam auch das seitliche Hakenkreuzerl nach 45 weg.

Wer das Kleine nicht ehrt, ist das Grosse nicht wert! Mit dieser Begründung sei auf die Erstaufführung der Puppenbühne des Nationalsozialistischen Lehrerbundes hingewiesen, wo ab 3. März 1939 «Hilf-mit» gekräht wurde. Dieses Schlagwort war auch der Titel einer Jugendzeitschrift geworden. Zwei Tage später fand ein Wiener «Volksfilmtag» statt.

Aber schon einige Tage früher boten die Strassen Wiens ein absonderliches Bild. Den Forderungen des Führers getreu, tagte der Reichskolonialbund in dieser Stadt, obwohl hier niemals die in anderen Erdteilen begangenen kolonialen Sünden ausgebrütet worden waren. Zwischen dem 16. und 18. Mai konnte man trotzdem an allen Wiener Ecken grimme, von abenteuerlichen Steppenhüten überschattete Gesichter treffen, darunter Waffen-Röckchen im Kaiser-Wilhelm-Stil oder die üblichen Braunhemden und Schaftstiefel. Nur die Reitochsen fehlten, die vielleicht bei der Parade auf dem Ring am Platz gewesen wären, aber sicher nicht während der Festvorstellung in der Staatsoper oder beim grossen Empfang im Rathaus. Blaschke hielt dabei eine seiner Wiener Lobreden, wobei er die hiesigen Forscher und Dienstnehmer in Übersee mit den deutschen Kolonialgründern durcheinanderwarf. Diesen

Ausführungen lauschte auch der einschlägige Ressortminister Italiens, um seinerseits dann das faschistische Glaubensbekenntnis zu erläutern.

In der magistratischen Amtssprache gab es jetzt Kraftdroschken statt Taxis, Lauben statt Schreiberhütterln und zahlreiche parteilinguistische Neuschöpfungen. Für jene Behelfsbauten in den Wiener Kleingärten führte die Rathausverwaltung 1939 einen Architekturwettbewerb durch. Auch der Konkurrenz «Wien im Blumenschmuck» galt ihre Obsorge.

Andererseits konnte man sich während dieses Frühjahrs in Ausstellungen zurückziehen, wobei es ja nicht bloss die Gerngross-Schau «Aus dem Ahnengau des Führers» sein musste. Die Albertina bot Holzschnitte, das Künstlerhaus die schon erwähnten «Berge und Menschen der Ostmark», die Österreichische Galerie «Alt-Wiener Meisteraquarelle» und das Kulturamt seine ebenfalls schon genannte Kunstaussstellungswoche in der Secession. «Glaube und Schönheit» demonstrierte der Bund – reifender – deutscher Mädchen in der Kunsthalle Zedlitzgasse, und «Gotische Buchmalerei im südostdeutschen Raum» zeigte die Nationalbibliothek. Die deutsche Bibel König Wenzels, der Willehalm des Wolfram von Eschenbach und eine besonders schöne Biblia pauperum waren zu sehen.

Nebst den schon angeführten Verstorbenen mussten in diesen Monaten auch die Komponisten Winkelmann und Moser, der Dichter Povinelli, die Schauspielerin Alice Holzer-Hetsey, die Maler Rojka und Jettmar sowie der Schriftsteller Egmont Colerus die letzte Reise antreten. Im Burgtheater machten sich Lippis «Pfungstorgel» und Wenters «Deutscher Heinrich» breit. Doch nicht nur auf der Bühne, sondern auch in den Amtsräumen des Hauses am Ring bahnten sich Tragödien an, die mit der Bildung von Widerstandsnestern, ja mit Attentatsvorbereitungen auf Goebbels zusammenhingen. Ein begabter Sohn des österreichischen Dichters Anton Wildgans wird darin verwickelt sein. Besagter hat als «Berghofbauer» mehrere geheime Schriften gegen die Nazis vervielfältigt. Shakespearehaft folgten gemeiner Verrat und grausige Verfolgung in und ausserhalb des Burgtheaterensembles auf dem Fusse. In der Staatsoper probte man den für 10. Juni 1939 zum ersten und letzten Mal anberaumten «Friedenstag» von Richard Strauss. Das Raimundtheater rührte im Mai für die «Frau Luna» des Berliners Lincke die Reklametrommel, die Exl-Bühne spielte bäuerlich im Theater an der Wien. Ab März hiess es in den Kammerspielen, die am 1. Februar 1939 ihr Haus wieder geöffnet hatten, «Lisa, benimm dich», doch dieser musikalische Erfolg Hans Langs wurde von Willi Forst mit seinem «Bel ami»-Film überstrahlt, der am 28. Februar im Apollo erst-aufgeführt wurde. «Bist kein Held, doch ein Mann, der gefällt», sangen daraus die harmlosen Volksgenossen bei den sonntäglichen Wienerwaldausflügen oder bei Gefolgschaftsabenden in Grinzing, wenn die Aufsicht gelockert war.

## VERWANDLUNG

Auf dem Umschlag der ersten «Pause»-Nummer 1939, jener Monatszeitschrift, die den Blaschkewillen publizistisch ausdrückt, steht das Wort «Verwandlung». Darunter ist ein Tänzer Gesicht, dem gerade eine Maske aufgedrückt wird, zu sehen. Dem Beschauer bleibt es überlassen, diese Symbolik politisch oder als blosser mimischer Episode zu interpretieren.

Für Walter Müllern, der auf Seite 3 über den «Wiener Fasching» schreibt, steht 1939 jedenfalls eindeutig fest: «Die Faschingsfeste sind nicht mehr wie ehemals blosser lärmender Menschenansammlungen ... Diese Art wurde abgelöst von der freien und natürlichen Lustigkeit, die immer nur dort zu finden sein kann, wo Musik und Tanz sich dem Volksempfinden anpassen ... Dieses kulturwichtigste Ziel hat der Reichsmusik- und Reichstheaterkammer vorgeschwebt, als sie ihren Mitgliedern den Auftrag erteilten, auf unbedingte Einhaltung der deutschen Eigenart zu achten.» Schon die Vorbereitungen für diese Lustigkeit waren spasshaft.

An Hand der für das «Gschnas im Wiener Künstlerhaus» angefertigten Wandmalereien wird demonstriert, dass «das thematische Feld, auf dem die Wiener Künstlerschaft sich ohne Zwang austoben konnte, die Verwandlung der in ihrem Wachstum fast schon erstarten Donaustadt zum neuen Gross-Wien und darüber hinaus seine gigantische Planung war». Als benachbarte Bildlegende lesen wir: «Mit seinem Modell im Arm schaut der Künstler vom noch nicht entrümpelten Dachatelier aus auf das luftgeschützte Wien.» Der Brandbombengefahr und der Verteidigung durch Flak oder Jagdverbände wird damit im Jänner 1939 noch eine ahnungslos-heitere Seite abgewonnen. Gschnas gab es 1939 auch in anderen Künstlerklausen, wobei «der Stammbaum der Meckerer» aufgezeichnet und ähnliche regimetreue Scherze getrieben wurden. In Blaschkes Faschingszug wandelten überdimensionierte Wiener Raunzer mit, vor dem Rathausturm wachte ein gerüsteter Riese, der einen Masskrug Bier von sich streckte und mit derben Zutaten versehen war. Bei kleineren Faschingsumzügen gab es auch härteren politischen Tobak, etwa lächerliche Heimwehrleute, die einen dementsprechend desolaten Wagen mit der Aufschrift «Landesregierung» zogen. Dies alles geschah unter dem zeitgemässen Schriftstellermotto: «Mensch, sei positiv dagegen!»

Im Heft Nummer 2 verkündet die Schriftleitung den Wettbewerb um den Erzählerpreis der «Pause» für die beste bisher unveröffentlichte deutsche Erzählung, die bis 1. Juni 1939 vorgelegt und von einem vom Kulturrat der Stadt Wien bestimmten Preisgericht bewertet wird. Der erste Preis beträgt 1000 RM. Ausserdem will die Schriftleitung aus den Einsendungen eine Anzahl zum Erstabdruck erwerben. Unter Erzählung wird nicht die «heute so im Schwange befindliche Kurzgeschichte verstanden, da es in ihr der Handlung am bewegenden seelischen Element fehlt... Die Kurzgeschichte gründet sich vornehmlich auf das stoffliche Element.» Bei klassischen Erzählungen dagegen wäre das stoffliche Element nicht das Wesentliche gewesen, meint «Die Pause» und will zu deren «durchsichtigen, feinen Erzählerstil» zurückkehren.

In den volkstümlichen Vorträgen der Wiener Universität verkündete Privatdozent Dr. Otto Pommer, dass die Dauerkrise der Philosophie überwunden werden müsse: «Wir sind keine Pragmatisten, die marxistisch denken, aber wir Nationalsozialisten sind Realisten.» Die einzigen Philosophen der Neuzeit, die realistisch dachten, sind laut Pommer und «Pause» die Denker Leibniz, Schopenhauer und Nietzsche. Etwas leichter hatte es Professor Dacque, der im Saal des Deutschen Klubs über das innere Wesen von Mythos und Märchen sprach.

Ihm zufolge entgötterte der Wahnsinn des Marxismus die Welt. Dacque versuchte seinerseits, Darwin und dessen Abstammungslehre zu entgöttern. Edmund Finke schrieb eine vernichtende Kritik über Gerhart Hauptmanns «Dorothea Angermann». Den Josefstädter Darstellern dieses Werkes, Paula Wessely, Otto Wernike u.a. verzieh er dabei wegen ihrer schauspielerischen Erstklassigkeit. Es ist deutlich zu spüren, dass man mit Hauptmann parteiamtlich noch nichts ins Reine gekommen zu sein scheint, wie dies dann gegen Kriegsende, als man in Wien auf den Dichter keinesfalls mehr verzichten wollte, der Fall war. «Die Pause» erwähnte auch einen Ostmark-Zyklus des Mannheimer-Nationaltheaters.

Dann teilte man mit, dass vom Kulturamt der Stadt Wien ein Preisausschreiben für Wiener Volksstücke ausgeschrieben wurde. Es winkten drei Preise und zwei Anerkennungen im Gesamtbetrag von 3500 RM; letzter Einsendetermin war der 1. September 1939.

Genug der «Pausen»-Kultur! Jetzt meldet sich Wladimir von Hartlieb mit politischen Reportagen, jetzt werden von Hermann Stuppäck viele Seiten dem Führer als Staatsmann und Mensch, seinem geistigen Werk, der Gestaltung des NS-Rechtes, der Rassereinheit und der Geburt einer neuen Gemeinschaft gewidmet. Interessante Abbildungen sind darunter, wobei der Photograph und Hitlerintimus Heinrich Hoffmann nicht zu kurz kommt. Dann dringt die «Pause» ins eben besetzte Böhmen und in die Slowakei ein, zeigt von dort deutschverwandte Volkskunst und lockende, aber ob ihrer Fruchtbarkeit sicher auch gefährliche, slawische Trachtenmädchen. Josef Nadler behauptet nachher, dass sich das deutsche Volk dem tschechischen gegenüber keiner Schuld bewusst sei.

In Heft Nummer 4 wird die Kultoramtskonkurrenz um das Walther von der Vogelweide-Denkmal am Leopoldsberg angekündigt. Demnach schreibt die Stadt Wien einen Reichswettbewerb für den besten Entwurf mit Preisen im Gesamtbetrag von 15.000 RM aus. Das Preisgericht soll im Sezessionsgebäude zu Rate sitzen. Weil wir in diesem Kapitel schon wieder auf jenes Heil stossen, das Blaschke in Wettbewerbseinladungen erblickt, darf er selbst unter Vorausgriff auf die Zeit bis 1943 in seinem Bericht «5 Jahre Kulturamt» hiezu zitiert werden: «Den Ankäufen von Plastiken und der Vergebung des Schmuckes kahler Wohnhausbauten sowie der Ausschreibung von Wettbewerben für Denkmäler aller Art folgen die Grossaufträge zum Schmuck unseres Stadtbildes. Die Figur des Sehers Chamberlain, die neben seinem 20-jährigen Wiener Wohnhaus am Esterhazypark aufgestellt werden soll, ist fertig, für die Denkmäler für Walther von der Vogelweide, Schönerer, Ziehrer und Gregor Mendel wurden Wettbewerbe bereits veranstaltet, für Hildebrandt, Hugo Wolf, Richard Wagner und Anton Bruckner werden diese noch ausgeschrieben werden.» Wie wir schon wissen, wurden Kompetitionen nicht nur für bildende Künstler, sondern in nahezu allen Kunstsparten durchgeführt. Aber bei den Bildhauern, den Architekten und den Malern war die Methode am augenfälligsten anwendbar.

Die Grosse Ostmarkschau in Berlin, wie die Exposition «Berge, Menschen und Wirtschaft der Ostmark» in der «Pause» 1939 (Nr. 4/5) benannt wurde, veranlasste alle Gauleiter dieses Territoriums zu Begrüssungsworten, die lediglich vom Berliner Oberbürgermeister mit einem Willkommensabsatz unterbrochen werden. Die Ausstellung wurde unter der Schirmherrschaft Görings am 26. Mai 1939 von Seyss-Inquart im Beisein von Neubacher und Blaschke eröffnet. Der Kunststaatssekretär Dr. Kajetan Mühlmann, der sich jetzt etwas schnoddrig Kai nennt, hält anschliessend fest, dass sich die Ostmark als ein deutscher Stamm den Volksgenossen im Altreich darstellt. Da muss es Neubacher in seiner «Pause»-Adresse schon billiger geben; er geniert sich nicht, Wien aus dieser Ostmark als nach dem Osten vorgeschobenes, uraltes Kultur- und Wirtschaftszentrum herauszuhalten und dieses Zentrum ausschliesslich dem Reich direkt zu applizieren. Was Wunder, wenn dann der Tiroler Gauleiter von jener Leistung sprechen kann, welche die deutschen Stämme in den Alpen und an der Donau auszeichnet, jene natürlich voneinander streng zu separierenden Stämme, die nun

einzelne, freie Glieder der Nation geworden sind. Sein Oberdonauer Kollege ersetzt schlauserweise jeden Sammelbegriff durch das Wörtchen «Hier». Keiner der Gauherren traut sich also nach rechts oder links ins Nachbarland zu schielen oder gar die ehemalige Unterdrückerin Wien zu apostrophieren. Wo waren die Zeiten, von denen Guido Zernatto schreibt, dass viele Alpenländer in die Hauptstadt ihres kleingewordenen Vaterlandes strömten? Was sich nach Zernattos Meinung in den letzten Jahren vollzogen hatte, war als geistige Neubesiedelung der alten Metropole an der Donau zu werten. (Aus «Die Wahrheit über Österreich», Paris 1938). Nichts von all dem ist nun in der «Pause» zu lesen. Dafür gibt es dort eine Menge Reichsbollwerkhistorchen und furchtbar gescheite Auslassungen, wie sich in diesem Reichskolonial- und Reichsvorfeld wunderbarerweise die schönen Künste entwickeln konnten. Von vielen noch unbemerkt, begannen unterdessen in ganz Europa die Lichter auszugehen.

«Sie werden meine Ostmärker noch kennenlernen», wird der Führer in einigen Monaten den westlichen Feinden zurufen, und in der Hitler-Jugend-Zeitschrift «Das junge Reich» wird man sich über die alliierte Fehleinschätzung des Kamerad Schnürschuh lustig machen. Dies war tatsächlich ein Irrtum, denn man hatte den jüngeren Österreichern lange genug vorgeredet, wie sehr sich ihre Vorfahren für das Reich zerrissen hatten und wie sehr dies zu grösster Anstrengung verpflichtete, gleich den Altreichsdeutschen jetzt würdig vor der Geschichte zu bestehen. Nun könnten sie zeigen, was alles in ihnen stecke, nun, da sie von allem reichsfremden Ballast befreit und entschlackt worden seien. Und die älteren Jahrgänge wurden davon abgebracht, weiter heruzurütseln, welches Reich eigentlich gemeint sei, vielleicht das *sacrum imperium*, das römische Reich mit dem zweifelhaften Zusatz der deutschen Nation, das Reich der niemals untergehenden Sonne, das Reich Bismarcks, oder nur das Dritte Reich nationalsozialistischer Zählung. Sie erinnerten sich bitter, mit welchem Hohn der Westen das in Schmerzen geliebte Reich Franz Josephs überschüttet hatte, vergassen auf Hitlers Habsburghass und stürmten den «Pausen»-Beispielen nach. Karl Springenschmied deutete den gewünschten Rückschluss aus dieser Verwirrung in seinem «Pausen»-Artikel «Lambrechtshausen, Gestalt und Sinnbild der Ostmark» folgendermassen: «Das deutsche Volk in Österreich hatte einen schweren Kampf gegen die politische Kirche siegreich bestanden. Der Versuch, von Österreich aus ein ‚heiliges römisches Reich‘ zu schaffen, wurde durch den Kampf der nationalsozialistischen Bewegung zerschlagen. Auferstanden ist das heilige Reich der Deutschen, das neue Grossdeutsche Volksreich Adolf Hitlers.»

Die Briten und ihre Verbündeten sollten dies auf den Höhen rund um Dombas und Stören zu spüren bekommen, desgleichen am Narvik-Fjord, in Nordserbien, an der Metaxaslinie und bei der mörderischen Seefahrt nach Kreta. Erst auf den Fünftausendern des Kaukasus und in den Wolchowmooren ging diesen Ostmärkern der Atem aus. Aber das traurig-süsse, heimliche Kärnten in den Gedichten Zernattos hat ebensowenig mit jener markigen Reichsgrenzlanderklärung des stellvertretend Gauleiters Kutschera in der «Pause» zu tun wie etwa der Abwehrkampf 1919 mit der Lapplandfront. «Das Deutsche Reich ist nicht das alte Österreich», wird Hitler in seiner jugoslawischen Kriegsankündigung feststellen, und Winston Churchill wird wieder einen «Ehrenplatz für Österreich nach dem Krieg verlangen»: Im steigenden Misstrauen versinkt so das deutsche Ostmarkinteresse. Hitler wird nach der Vorführung des Wiener Films «Der weisse Traum» ausrufen, dass die Österreicher unvergleichliche Filme machen könnten, es ihm jedoch lieber wäre, sie würden bessere Soldaten sein.

Die österreichischen Rekruten werden auf Altreichsverbände aufgeteilt, in den «Pause»-Erinnerungen an altösterreichische Waffentaten wird jedes Wort sorgfältig abgewogen, und nur betagte k. u. k. Feldmarschalleutnants im Wiener Cottage können darin noch mit neidvoll

skeptischem Seitenblick auf den täglichen Wehrmachtsbericht zwischen den Zeilen lesen. Doch diese Pensionisten sterben bald.

Univ.-Professor Dr. Alfred Orel verwirft und preist daraufhin Kompositionen «zeitgenössischer Musik in der Ostmark». Zu den Verworfenen zählen natürlich die Kunstbolschewiken von Schönberg bis Webern, zu den Gepriesenen die Wagnerepigonon, ferner Reiter, Schmidt, Horn, Marx und Roitz, natürlich auch Jerger und Geutebrück, bis zu den Jüngsten um Schiske. Dann führt Walter Tschoeppe ein «Pause»-Gespräch mit dem überaus strammen Schulinspektor und Dozenten Dr. Erich Marckhl, der sich vor dem Rathauskulturamt wegen der Hörererziehungsstunden tief verneigt. Ein mit E Zeichnender nimmt sich des Ostmärkischen Schrifttums der Gegenwart an: «Als der Führer im März 1938 die Ostmark erlöste und heimnahm ... reihte er auch die Dichter und Schriftsteller der südostdeutschen Gaue in das grössere Deutschland ein ..., die zum grösseren Teil schon längst der nationalsozialistischen Weltanschauung angehörten.» F. nennt als solche Bruno Brehm, den vom Führer ehrenbesoldeten Hermann Graedener und Josef Weinheber, für den unlängst bei einem Weimarer Dichtertreffen Volk und Poeten im Begriff waren, wieder zusammenzufinden. F. versucht sich auch in der Umarmung jener Lyriker, die er in Blut und Boden oder in deutschem Geist verwurzelt weiss, also bei Hans Kloepper, Josef Leitgeb, Max Mell, J.G. Oberkofler, Ernst Scheibelreiter, Friedrich Sacher, Max Stebich, Hermann Stuppäck, Josef Weinheber, Edmund Finke und Ingeborg Teuffenbach-Capra. Unter den Romanschreibern finden Brehm, Jelusich, Hohlbaum, Perkonig, Strobl und Waggerl besondere Anerkennung oder Genehmigung.

Laut Dr. Schuschnigg trugen die Literaten Hohlbaum und Strobl zur Lektüre des ehemaligen Bundeskanzlers in der Gefangenschaft bei. 1938 war dieser in einer Wäschekammer des Gestapohotels Metropol eingesperrt und diente dort seiner mehrköpfigen Wachmannschaft als Leibsklave und zur Belustigung. Man gab ihm die Juligedenknummer des Völkischen Beobachters zu lesen, in dem jenes Stroblgedicht abgedruckt war, das den Tod von Schuschniggs erster Gattin als gespenstische Rache für 13 gehenkte Putschisten rühmt. Von Hohlbaum erfuhr Schuschnigg später im Konzentrationslager Sachsenhausen. Dort las er im Völkischen Beobachter eine Auslassung des Genannten, wonach Adolf Hitler Gott selbst oder irgendwie Gott gleichzusetzen wäre. Kurze Zeit darauf erfuhr Schuschnigg, dass Hohlbaum eine hohe bibliothekarische Funktion in Weimar anvertraut bekommen hatte.

Die «Pause»-Kulturchronik des Monats Juni vermerkt die Eröffnung der in den Prunkräumen der Nationalbibliothek von Professor Josef Gregor veranstalteten Theaterausstellung in Gegenwart von Richard Strauss und dem nunmehr als Reichsminister titulierten Dr. Seyss-Inquart. Letztgenannter war nicht mehr Reichsstatthalter für die Ostmark, denn der Führer hatte am 22. April mit seinem Ostmarkgesetz alle Gaue reichsunmittelbar gemacht und eine Übergangslösung mit Bürckel verfügt. Seyss musste wegen auswärtiger Verpflichtungen seine Prachtvilla am Schafberg, zu der ihm die Gemeinde eine neue Strasse gebaut hatte, zusperren. Die Pfarre Dornbach verlor damit einen merkwürdigen Förderer, und Dr. Schuschnigg war gezwungen, die Hoffnung auf jenen Besuch, den ihm Seyss zum Dank für die Hilfe bei Erlangung der Kanzlerschaft in der Umbruchsnacht versprochen hatte, endgültig fahren zu lassen.

Wenige Tage später wird Seyss in Wien sein Glück zugunsten des alten Schützlings Dr. Kajetan Mühlmann versuchen, der sich bekanntlich mit Bürckel zerkracht hat. Seyss wird Göring darüber einen acht Seiten langen Brief schreiben und darin auch seine eigenen Anschauungen über Österreich darlegen: Seyss beklagt sich, dass Bürckel das Österreichische hierzulande unsichtbar machen und dadurch verhärten will, während er als Anschlussexperte dieses Österreichische wirklich auflösen könnte. Dies hätte er in Kulturfragen schon mehr

als einmal bewiesen. Bürckel hätte Mühlmann mit Recht eine Äusserung dahingehend unterstellt, dass Seyss-Inquart nur darauf warte, bis der saarländische Parteifunktionär in Österreich Schiffbruch erleide. Ja, das sei schon richtig, aber er, Seyss-Inquart, stelle eben den besseren Grossdeutschen dar. Er vertraue sich da ganz dem «Eckhart» Göring an, zumal sich auch der Führer selbst einzumischen gedenke. Mühlmann werde von Bürckel als Sündenbock für ein politisch zu freimütiges Programm des «Wiener Werkel» verwendet, obwohl besagter Mühlmann allerorts eindringlich vor den untragbaren Tendenzen in diesem Kabarett gewarnt habe. Aber die dortigen Leute hätten woanders ihren Rückhalt ... Und so geht es immer weiter, bis die Reichsstatthalterei als verunglückt bezeichnet wird und Seyss sich in seiner Charaktergrösse völlig verkannt sieht. Es langt, wie wir ja wissen, trotzdem noch zum Sitz im Berliner Kabinett.

Die Theaterschau in der Nationalbibliothek, die der neue Reichsminister dann im Juni 1939 gedankenverloren durchhinkte, war auch dem Lebenswerk des toten österreichischen Bühnenbildners Professor Alfred Roller gewidmet. Ob Seyss die Grundsätze zeitgenössischer Gestaltungskraft ebenso einleuchtend waren wie die im Festsaal der Bibliothek dargestellte Bühnenleistung vergangener Zeiten, vermochten die übrigen Ehrengäste nicht zu erkennen.

«Unseren ostmärkischen Dramatikern fehlt es keineswegs an dem, was im Rahmen magischer Realitäten wirklich und wahrhaftig den Dichter ausmacht: Echtheit, Grösse und Sinnbildhaftigkeit», hatte Herr F. in der «Pause» erklärt. Anschliessend daran kam Kurt Ziesel in dieser Zeitschrift zu einer damals höchst seltenen Entdeckung: «Man kann im Grunde aber gar nicht von einer Dichtung der Ostmark im üblichen Sinne sprechen, in dem man Heimat und Herkunft aus Wien, aus der Steiermark, Tirol, Salzburg oder der anderen Gaue als einordnendes Mittel zur Abgrenzung unserer dichterischen Kräfte untersucht. Denn die Ostmark und ihre besondere kulturelle, also auch dichterische Funktion ist nicht nur bestimmt von Landschaft und Rasse, sondern mehr als jeder andere Teil Deutschlands von der Sendung und von dem Geheimnis des Raumes.» Ziesel, der die ostmärkischen Poeten bereits an führender Stellung im deutschen Dichterraum sah, setzte sich dann mit Neuerscheinungen auseinander und stiess dabei gleich auf «wunderschöne Gedichte an die Mutter, an Kärnten, an den Führer, an die lebendige Wirksamkeit des Wortes Deutschland in den Herzen der Ostmärker», lauter Reime, deren Verfasserin er mit der Hitler-Jugend liiert wusste. Bei der vorliegenden Prosa fiel ihm «unter den wenigen gelungenen Versuchen, die deutsche Gegenwart in der Dichtung zu gestalten», die Erzählung «Der Soldateneid» auf, die den Konflikt zwischen Eid und sogenannter Volkstreue beim Bundesheer im Jahre 1938 höchst wünschenswert interpretierte. Dieses Produkt Ernst Tümlers wurde als Fortsetzungslektüre in der «Pause» abgedruckt.

Am 7. Juni 1939 veranstaltete das Kulturamt der Stadt Wien eine offizielle Ehrung für den soeben verstorbenen Komponisten Professor Josef Reiter, Träger des Goldenen Ehrenzeichens der NSDAP, dem das Ehrenringlein beizufügen die «Pause»-Notiz vergisst. Blaschke sprach vor seinem im Konzerthaus aufgestellten Katafalk, ehe leise Orgelmusik einsetzte. Orel hielt den «Pause»-Nachruf und meinte, dass aus Reiters Werk nicht das Sehnen zum Volk spricht, sondern bereits das ihm Zugehören. Am 9. Juni starb im Gross-Wiener Perchtoldsdorf der Jugend- und Schulschriftsteller A. Th. Sonnleitner, dem die «Pause» ein paar freundliche Worte gönnte, ohne auf seinen eigentlichen Namen Alois Tluchor aus Datschitz in Böhmen zu vergessen. Schon wieder ging damit einer aus Perchtoldsdorf und seiner Umgebung für immer fort.

Im Amtshaus am idyllischen Perchtoldsdorfer Hauptplatz herrschten die Kreisleiter und HJ-Bannführer. Sie bargen ihre geheimen Waffenlager aus den Kellern, beaufsichtigten die Judenaustreibung und gaben acht, dass die hektische Begeisterung der Hautevolee ringsum

nicht nachliess. Der Freund des Hptm. Leopold und Eingemeindungsfunktionär Dr. Tavs, dessen jüngster Plan zur Beseitigung Österreichs, wiewohl noch im Februar 1938 aufgedeckt, wenigstens in geänderter Form Wirklichkeit geworden war, fühlte sich hier zu Hause. Seine Kampfzeit als Patentamtsbeamter hatte ihn nicht nur mit dem Patentanwalt Blaschke verbunden, sondern damals auch den augenzwinkernden Beistand mancher hochgestellten Kollegen im Staatsdienst gebracht. Nun blickte er öfters nach Mauer hinüber, wo er noch vor kurzem ärmlich wohnen musste.

In Baden konzertierten bei einer Beethoven-Festwoche die Wiener Symphoniker mit dem Weissgärber-Quartett, dem Gausymphonieorchester Niederdonau, ja sogar mit dem Kirchenchor der Stadtpfarrkirche, dem Musikkorps der Fliegerhorstkommandantur Bad Vöslau und mit dem Staatsopernchor. Am 15. Juni wurde der Generalmusikdirektor des Reichssenders Leipzig, Hans Weisbach, zum Leiter der Wiener Symphoniker bestellt und damit allen Unklarheiten über die Zukunft des Orchesters ein Ende gemacht.

Wenden wir uns wieder den jungen Ostmarkkünstlern zu, aus denen «Die Pause» diesmal die Schauspieler Hans Frank, Franz Böheim, Leon Epp, Olly Holzmann u.a. herausklaubt. Die im Künstlerhaus gezeigte Ausstellung «Entartete Kunst» liefert der Redaktion ebenso wie die schon genannten «Berge, Menschen und Wirtschaft der Ostmark» reiches Bildmaterial. Von dieser Blaschke-Mühlmann-Schau liegt nun auch das Ergebnis rund um den Berliner Funkturm vor, wobei die Ergänzung der vorangegangenen Wiener Ausstellung «Berge und Menschen der Ostmark» deutlich wird. In der Reichshauptstadt standen ein Hallenreich von 25.000 Quadratmetern und ein Freigelände zur Verfügung, die weidlich genützt worden sind. Die Wiener Künstlerschaft war an den grossen Wandmalereien, an den Säulenreihen mit Portraitmasken sowie innerhalb des eigentlichen Maler- und Bildhauerraumes massgeblich beteiligt, und das Haus der Mode am Lobkowitzplatz führte seine neuesten Schöpfungen in Berlin vor.

Dr. Karl Pawek widmet hernach dem Roman «Harte Freude» von Siegfried Freiberg eine überlange Rezension. Er nennt das Werk den «wahrhaftigen Wiener Roman, der den seelischen Akkord dieser Stadt besitzt». Diesen Akkord hört Pawek in den Herzen und in den Schicksalen jener Freibergschen Massen, die aus der bäuerlichen Lebenssphäre aufbrachen, um, mit nichts anderem als der nackten Existenz ausgerüstet, auf dem Boden der alten Residenzstadt den Stoff für das Werden einer neuen gesellschaftlichen Existenzform abzugeben. Pawek wagt hiebei, den gleichen Gegensatz Wiens mit Berlin anzudeuten, den wir bei Aurel Wolfram bemerken. Sommerliche Deutschlandfahrten, Ernst Kratzmanns Kunstwanderungen und dezente Badefreuden für beide Geschlechter verwischen aber bald in der «Pause» den angedeuteten Kontrast. Das Blatt drängt sich dann in die Münchner grosse deutsche Kunstausstellung 1939 und lässt seine Leser ideale Frauenleiber in Bronze, Marmor und auf Leinwand bestaunen. Die «Bäuerliche Venu<sup>^</sup>» von Hilz, die als erstes nationalsozialistisches Striptease-Mädchen mit Anrecht auf Postkartenvertrieb gelten kann, ist ganzseitig dabei. Eine Gastspielreise des Hauses der Mode durch die Ostmark und das Sudetenland schliesst sich noch an, ein letzter Blick wird auf das biedermeierliche Salzkammergut geworfen, dann rollen die motorisierten Vorhuten des 2. Weltkrieges über den «Pause»-Deckel. Die Stunde der Bewährung grossdeutscher Neoromantik hat soeben begonnen.

Nun kommen die ersten Kriegsabenteuer und die deutsche Kultur im Osten an die Reihe. In der September-»Pause« fragen Dr. Pawek «Wozu der Krieg?» und Reinhold Lorenz «Haben die Polen Wien gerettet?» Pawek meint damit nicht den deutschen Feldzug an die Weichsel, sondern den alliierten Aufmarsch im Westen, für den die Franzosen und Engländer offensichtlich mit unarischer Zahnpastareklame geworben werden müssen. Hierzulande ist laut Dr. Pawek die nämliche Frage durch die geistige Idee und die bereits bekannte fana-

tische Sachlichkeit des neuen Deutschland hinlänglich beantwortet. In diesem Zusammenhang sieht sich der Autor allerdings zur scheinbar ehrenden Annahme berechtigt, dass «an der Grundlegung der individualistischen demokratischen, kapitalistischen Soziallehren kein deutscher Denker einen bedeutenden Anteil hat». Reinhold Lorenz aber gibt selbst die nötige Aufklärung zu seiner Titelfrage, wenn er die Rolle des Polenkönigs 1683 in zahlreichen Details verkleinert und dabei auch des geistlichen Zuträgers Marco d'Aviano kritisch gedenkt.

Orel registriert anschliessend das Wiener Konzertleben im Kriegswinter 1939/40 und verweist auf die acht Orchesterkonzerte im Wiener Konzerthaus, die der neue Dirigent des Wiener Stadtorchesters Wiener Symphoniker und erster Kapellmeister am Reichssender Wien, Hans Weisbach, leiten wird. Dürauer erklärt die neueingeführten Dunkelkonzerte. Beim Reichssenderzyklus steht das symphonische Werk Bruckners oben an. Im Konzerthaus versucht man in volkstümlichen Nachmittagen, die laut Orel zu einem kulturellen Faktor im Musikleben Wiens geworden sind, eine Verbeugung vor der UdSSR mit Mussorgski, Rachmaninow und Tschaikowski.

Später erblickt der «Pause»-Leser die bezaubernde Paula Wessely als Trutzige in der Josefstadt, Else Schulz und Ester Rethy von der Staatsoper zeigen ihm Schmuckstücke, Gusti Huber, Christl Mardayn und Lotte Lang kann er im Josefstädter Theater, in der Komödie und in den Kammerspielen beobachten.

Professor Orel erlauscht dann als Uraufführung aus dem Manuskript das neue Klavierkonzert von Karl Schiske. Damit muss sich Orel des längeren in der «Pause» auseinandersetzen und aufzeigen, wie leicht man an den jüdischen Geistesabgrund kommt, um hernach zwischen der dekadenten Atonalität und der überspitzten Klangdifferenzierung das Ende der Romantik durchsteuern zu können. Er glaubt, dass dies Schiske gelungen ist, wenngleich dem Kritiker anscheinend nicht ganz wohl dabei ist.

Dann verteilte die «Pause» den Erzählerpreis für die beste bisher unveröffentlichte Arbeit dieser Art. Josef Mühlberger, Ernst Flessa, Hans Friedrich Huffenbach, Christine Ameran und die erst 19-jährige Vroni Rothmayer erhielten ihre RM-Prämien. Als Preisrichter fungierten der Landesleiter der Reichsschrifttumskammer von Wien, Dr. Karl Hans Strobl, der ordentliche Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Wien, Dr. Josef Nadler, der Referent für Schrifttum im Kulturamt der Stadt Wien, Hermann Stuppäck, der Kulturschriftleiter des Völkischen Beobachters, Dr. Wilhelm Antropp, und der Hauptschriftleiter der «Pause», Egon Kott.

## REVISION DER POSITIONEN

Der Mai, der alles neu macht, präsentierte 1939 der Wiener Stadtverwaltung eine zurechtgeschneiderte Altreichsuniform, welche der alten ostmärkischen Kämpfergarde durchaus nicht passen wollte. Am 1. Mai 1939 übernahm Gauleiter Bürckel mit dem Inkrafttreten des Ostmarkgesetzes als Beauftragter der NSDAP die Leitung der gesamten staatlichen und kommunalen Verwaltung. Unter demselben Datum setzte er eine vorläufige Geschäftsordnung für die Verwaltung der Stadt Wien fest. Gleichzeitig bestimmte er Bürgermeister Doktor Ingenieur Neubacher zu seinem allgemeinen Vertreter für die gesamte Verwaltung der Stadt Wien und beauftragte mit der kommissarischen Führung der Hauptarbeitsgebiete innerhalb der Gemeindeverwaltung sieben Beigeordnete. Am 1. Mai 1939 fand die erste Sitzung der Ratsherren der Stadt Wien statt. Dabei wurde die vorläufige Hauptsatzung bekanntgemacht, und Gauleiter Bürckel berief 78 Beiräte.

Und wo war bei dieser Neugestaltung Dipl.-Ing. Hanns Blaschke geblieben, der nunmehr den unschönen Titel «Beigeordneter» tragen muss? «Der bisherige Vizebürgermeister Blaschke wurde mit der Hauptabteilung für Verkehrswerbung und kulturelle Aufgaben betraut. Die besonderen kulturellen Aufgaben werden vom Gauleiter persönlich wahrgenommen», meldet das Amtsblatt und berichtet weiter, dass Thomas Kozich, der wie bisher Jugend und Sport behandeln soll, der Wiener Gebietsführer der HJ als erster Mitarbeiter zur Seite gestellt wird.

Es waren eben alle Positionen in Frage gestellt, die traditionelle Cliqueswirtschaft erschüttert, jeder musste zusehen, ob er seine bisherige Stellung zu halten vermochte und neue Agenden an sich ziehen konnte. Folgerichtig wurden in Berlin und anderswo eilends neue Gönner gesucht, Freundschaften geschlossen und Interessengemeinschaften eingegangen – kurz gesagt, die österreichische Cliques-tradition wieder aufgenommen.

Unter den frischgebackenen Ratsherren, die sich am 11. Mai im ehemaligen Gemeinderatssitzungssaal versammelten, fallen als kulturell interessiert der Kreisleiter Hans Berner, der Burgschauspieler Ulrich Bettac, der Malprofessor Leopold Blauensteiner, der Schriftsteller Bruno Brehm, der Philharmonikerführer Wilhelm Jerger und der Universitätsrektor Josef Knoll auf. Nicht zu vergessen der neue Ratsherr Dr. Phillip von Schoeller aus altbekannter Familie. Bürckel hält ihnen von hohem Pult herab eine grossangelegte Rede, in deren Verlauf er die Bedeutung Wiens für das Volksdeutschtum im Südosten auseinandersetzt.

Der Redner Bürckel schildert vor den Ratsherren die Wiener «Judenverdrängung» seit dem März 1938 und stellt fest, dass hier naturgemäss alles viel schneller durchgeführt werden musste als im Altreich. Dies gelte auch für den kulturellen Sektor, und sicherlich seien da und dort gewisse Härten vorgekommen. Viel mehr als solche Spässe bekümmert ihn jedoch die momentane Schwierigkeit, das so entstandene Vakuum durch nationalsozialistischen Gegenwert aufzufüllen. Die Ostmärker, die aus den Systemkern hervorgekommen sind, können das offenbar in so kurzer Zeit nicht schaffen. Hier müssen eben die Altreichsfachleute in die Bresche springen! Diesen letzten Satz denkt Bürckel sicherlich, spricht ihn aber vor den Ratsherren nicht aus. Er erzählt ihnen lieber vom Operettenzeitalter, das wieder aufgefrischt werden soll, und von einem bevorstehenden Ankauf des Theaters an der Wien.

Die Judenverdrängung Bürckels, vornehmlich aus der ehemaligen Bundeshauptstadt ins Ausland, wurde ebensowenig besprochen wie die antisemitischen Novemberereignisse des Vorjahres. In diesem Herbst 1938 waren die Juden gemäss der fünften Durchführungsver-

ordnung zu den Nürnberger Gesetzen auch aus den letzten freien Berufen entfernt worden.

Im Herbst 1939 begannen die Wiener Deportationen, und zwar zunächst nach Lublin, denn Auschwitz und andere Orte waren noch uninteressante Flecken nördlich der Tatra, deren sich hierzulande höchstens ein alter k. u. k. Reservist aus seinen Übungstagen entsinnen konnte. Die privilegierten Wiener Juden, etwa 14.000 Fälle, wurden allenfalls zwei bis drei Jahre lang für Theresienstadt aufgehoben. Aus dem Schattenreich dieser ehemaligen österreichischen Festung gelang dann manchen die Wiederkehr, die Mehrzahl segnete dort das Zeitliche bzw. wurde weiterverschickt. Zurück blieben die jüdischen Friedhöfe in Wien, die ihrerseits der Austilgung durch Krampen und Schaufel vorbehalten waren. Das Rathauskulturamt konnte in einem Fall die Erhaltung des aus dem Mittelalter stammenden Gottesackers erreichen. OMR Dr. Krauss ersann zu diesem Zweck die Einführung eines Vogelschutzgebietes an eben der Stelle und holte jahrelang hiefür Gutachten aus dem Altreich ein. Auch der jüdische Teil des Zentralfriedhofes überdauerte in desolatem Zustand das Dritte Reich. In den Elendsquartieren rund um Lublin jedoch drehte Veit Harlan Aussenaufnahmen für seinen Jud-Süss-Film. Etwa ein Jahr wird vergehen, bis Kardinal Innitzer die Gründung einer Erzbischöflichen Hilfsstelle für nichtarische Katholiken wagt, deren 23 Mitarbeiterinnen unter jesuitischer Führung selbstlosen Einsatz leisten. Eine von ihnen wird selbst deportiert und vergast werden.

Die Tätigkeit der neuen Hauptabteilung für kulturelle Angelegenheiten bestand in erster Linie in dem weiteren Ausbau der im Jahre 1938 geschaffenen kulturellen Einrichtungen und in dem weiteren Neuaufbau des kulturellen Lebens in Wien. Die Arbeiten wurden begreiflicherweise durch die permanenten historischen Ereignisse, die sich in der Berichtszeit abspielten, beeinträchtigt. Mangel an Personal, Mangel an Material und auch finanzielle Schranken boten oft nicht leicht zu überwindende Hindernisse. Gleichwohl darf eine erfolgreiche Tätigkeit auf kulturellem Gebiet, durch die vielfach Neuland erschlossen wurde, verzeichnet werden. Das Neuland erwies sich freilich, wie wir aus der bisherigen Schilderung der Bestrebungen des Kulturamtes bereits da und dort entnehmen konnten, oft als Fata Morgana: Die Politiker und ihre Beamten oder Berater entdeckten es wohl am Horizont und planten seine Erreichung und Bebauung. Doch es war eine Luftspiegelung von Dingen, die schon seit jeher in Wien bestanden und sich der ihnen innewohnenden Kraft gemäss belebten, die nur viel weiter weg von den gleichsam im Wüstensand watenden Kulturamtskundschaftern entfernt waren, als diese annahmen.

Alles in allem war jedenfalls bedeutend mehr Geld da als früher. Ob die kulturelle Situation Wiens in ihrer Wandelbarkeit damit ausreichend beeinflusst werden konnte, bleibt fraglich. Zunächst ging das Kulturamt frisch ins Zeug:

«Abgesehen von der wichtigen Mitarbeit bei der Pflege des Stadtbildes und der Denkmalpflege war es Aufgabe baukünstlerischer Tätigkeit, für die Ausgestaltung des historisch bedeutungsvollen Asperner Friedhofes zu sorgen, wofür ein engerer Wettbewerb ausgeschrieben wurde, ferner die Trauungssäle in den Standesämtern künstlerisch zu gestalten ... Ebenso bei der Gestaltung der öffentlichen Plätze für die Abhaltung von Feierstunden. Eine Mitarbeit ergab sich auch bei verschiedenen Wettbewerben, so beim Wettbewerb ‚Gartenheime für Dauerkleingartenanlagen‘, beim Wettbewerb ‚Heime in Kleingartensiedlungen‘ und vor allem bei dem Wettbewerb zur Gestaltung des Volksgartens, des Heldenplatzes und des Burggartens. Insgesamt erhielten elf Baukünstler Aufträge.» (Aus einem Rechenschaftsbericht)

Daran schloss sich die Pflege der bildenden Kunst, wobei man sich zunächst mit der Entfernung aller Werke «volksfremden Charakters» identifizierte und anschliessend festhielt: «Gleichzeitig galt es, die schaffenden bodenständigen Künstler, die durch die vergangenen

Notzeiten schwer betroffen waren, wirtschaftlich zu fördern. Dies wurde durch Auftragserteilung in grösstem Umfang angestrebt. Insbesondere wurden Aufträge zur Verzierung städtischer Gebäude durch Plastiken, die vorwiegend Aussprüche des Führers als Themen hatten und die in Bronze und Stein ausgeführt wurden, erteilt. Büsten, Plaketten von Opfern der Bewegung und Gedenktafeln zur Erinnerung an den Kampf um die Macht wurden bestellt.» In den Ausstellungen des Künstlerhauses und in einer «Deutsch-Italienischen Ausstellung» wurden Kleinplastiken zugunsten der Städtischen Sammlungen angekauft. Zur Vervielfältigung durch die Porzellanfabrik Augarten wurden ebenfalls einzelne Plastiken erstanden und insgesamt 90 Bildhauer erhielten Aufträge.

In gleicher Art wurde die Förderung der Malerei eingeleitet. Diese Aufträge hatten Wandbilder, heroisierende Bildnisse der Julikämpfer, Fresken an städtischen Wohnhäusern, Terrakottawandbilder, Porträts historischer oder nunmehr führender Persönlichkeiten, Landschaftsbilder aus dem Bereich des Reichsgaues Wien, Augenblicksbilder wichtiger Ereignisse und Bilder althistorischer Stätten zum Inhalt. Verschiedene Gelegenheiten wurden für die Ausschreibung von Wettbewerben benützt, so der Wandschmuck im Saal des Siedlungsheimes Rosenhügel. Dort ersetzten die Professoren Lex, Sannwald und Fenzl die bisherigen Fresken, die «nicht dem Geist nationalsozialistischer Weltanschauung entsprachen» (Amtsblatt). Wettbewerbe gab es für die verschiedenartigen, für Veranstaltungen erforderlichen Plakatierungen, die Bemalung von Theatervorhängen in der Volksoper, in der Komödie und im Ronacher, die Bemalung der Glasfenster im Ratsherren-Sitzungssaal des Rathauses, die Herstellung von Wandbildern im Krematorium, die Herstellung von Erinnerungsgobelins in den Festräumen des Rathauses. Insgesamt erhielten 300 Maler Aufträge oder wurden mit einem Ankauf bedacht.

Doch damit nicht genug. Sogar die Schrift wurde auf amtlichen Drucksachen korrigiert, dem Wiener Kunsthandwerkverein die Eröffnung von Leistungsschauen im Zwiebackhaus ermöglicht und eine solche Schau zur Leipziger Messe expediert. Ankäufe von Aktien der Wiener Porzellanfabrik Augarten sollten den Gemeindeeinfluss auf dieses Unternehmen entsprechend sichern. «Augarten» hiess übrigens auch ein Dichterkreis, dem man 1939 Druckkostenbeiträge und Beihilfen gewährte.

Das Handpuppenspiel, dessen Bedeutung erst die letzte Zeit wieder erkannt hatte, wurde massgebend gefördert. Zur Pflege der Handpuppenspiele wurde ein eigener, unter dem Schutz der Gemeindeverwaltung stehender Verein gegründet. Die volkskundlichen Einrichtungen, vor allem das Volkskundemuseum, wurden finanziell namhaft gefördert.

Und nun zu einigen Sondermassnahmen des Jahres 1939, die von den Bezirksmuseen über das bald steckengebliebene Freiluftbühnenprojekt Blaschkes bis zu den letzten Denkmalschutzmassnahmen der Stadtverwaltung reichen:

Die Rechtsverhältnisse des Bezirksmuseumsvereines Mödling und des Vereines Weinmuseum Klosterneuburg und der verschiedenen Wiener Heimatmuseumsvereine wurden dem unmittelbaren Einfluss der Gemeindeverwaltung unterstellt sowie die Satzungen dieser Vereine entsprechend geändert. Mit 6. Juli 1939 wurden in Wien die sogenannten Kreis-museen zur Betreuung heimatkundlicher Werte geschaffen, die jeweils mehrere Bezirke zusammenrafften und der Oberleitung der städtischen Sammlungen unterstellt waren. Auf dem Gebiet des Theaterwesens sind die Errichtung einer Freiluftbühne im Prater nächst der Jesuitenwiese, die finanzielle Förderung von Gastspielreisen von Wiener Theatern in die Slowakei und nach Polen besonders zu erwähnen. In Fragen der Beschaffung der verschiedenen Materialien in der Zeit der durch den Krieg bedingten Einschränkungen wurde den bestehenden Bühnen Hilfe geleistet. Anfang Juni 1939 wurden die Verhandlungen wegen Ankaufs des Gebäudes des Theaters an der Wien erneut aufgenommen. Das seit Oktober 1938 im Eigentum der Gemeindeverwaltung stehende Bürgertheater konnte, da die Verhältnisse

den erforderlichen Umbau nicht zuliessen, im Berichtsjahr nicht eröffnet werden. Mit der Herstellung des Films: «Die Steine reden», der von zuständigen Stellen mit allen Prädikaten ausgezeichnet wurde, wurde ein Musterbeispiel für einen Kulturfilm der NS-Ära geschaffen. Auf dem Gebiet des Volksbildungswesens griff die Gemeindeverwaltung durch massgebende Unterstützung des Deutschen Volksbildungswerkes helfend ein.

Die Städtischen Sammlungen dienten als Ablagerungsstätte für politische Kulturbeute. Die Sammler im Museum meldeten prompt, dass sich darunter eine grössere Anzahl von Gemälden, Glas, Porzellan befindet, das im Zusammenwirken mit den Denkmalschützern und der Gestapo fremdem Zugriff entzogen werden konnte. Der Nachlass der Dynastie Strauss wanderte ebenso hieher wie die Bestände des aufgelösten akademischen Richard-Wagner-Vereins. Besonders reichhaltig sind dabei Einlagerungen, die sich auf Anton Bruckner und Hugo Wolf beziehen und nun jenen Objekten angeeignet werden, welche von der Gemeinde schon vor Jahren, also noch in normaleren Zeiten, aus demselben Besitz käuflich erworben worden sind.

Auf Initiative der Städtischen Sammlungen waren damals drei grosse Bildreihen im Entstehen begriffen oder zum Teil schon vollendet. Die erste Reihe umfasste Landschaftsmotive an der einstigen Stadtgemeindegrenze, die zweite Reihe sollte den Blick auf Wien von den umschliessenden Höhen schildern und die dritte Reihe die Schönheit der Ringstrasse darlegen. An dieser Aufgabe beteiligten sich zwölf bekannte Wiener Meister. Unter den vielen eingekauften Büsten ragte ein Haupterbis von Stemolak hervor. Alt-Wiener Porzellan und Kothgasser-Gläser erreichten 1939 ebenfalls das Rathaus. Zu den Ankäufen der Städtischen Sammlungen traten auch noch jene Gegenstände, die dem Historischen Museum aus Ankäufen des Kulturamtes zugewiesen wurden. Darunter befanden sich ein junger Fuchs auf Leinwand, ein gemalter Führerkopf, detto der Beigeordnete Kozich in Öl, ein Boxergesicht und die Bildnisse von zwölf Julikämpfern auf Eternit. Für das Weinmuseum im eingemeindeten Klosterneuburg erwarben die Städtischen Sammlungen einen geschlossenen Bestand historischer Weinobjekte und halfen bei der Neuaufstellung des Klosterneuburger Ortsmuseums. Unter den zugunsten des Uhrenmuseums angekauften Objekten befand sich 1939 eine hochwertige Sammlung von Emailuhren.

In der Stadtbibliothek erfuhr die Ausgestaltung der Umbruchs- und Parteibücherbestände die sinngemässe Fortsetzung. Auch die Schriften über die Rückgewinnung des Sudetenlandes und über den polnischen Krieg wurden eingereiht. Wie der Verwaltungsbericht zu melden weiss, wurde dem Südosteuropabereich der Bibliothek besondere Aufmerksamkeit geschenkt, dies in der Absicht, der neuerstarkenden Stellung Wiens als «Südostimperium des Reiches» gerecht zu werden. Im März 1940 werden sich alle einschlägigen Gemeindeinstitute an einer Hugo Wolf-Ausstellung im Konzerthaus beteiligen. Die Stadtbibliothek bereichert auch eine kleine Fledermaus-Ausstellung in der Volksoper durch Beistellung von Musikzeitschriften, Autographen und Druckwerken. Aber bis zu diesen Expositionen vergeht noch ein schicksalsschwerer Herbst, in dem die ersten Wiener fallen oder verwundet werden. In Dachau und Flossenbürg toben sich die KZ-Wachen und Capos an wehrlosen Österreichern aus, und die ersten Juden Kinder aus Wien verkommen vor Hunger, Kälte und Dreck in der Verschickungsregion an der deutschrussischen Interessengrenze.

Zurück zum Frühling 1939: Das Kulturamt regte sich unter den Aprilwinden sehr kräftig. Ein Blumenkorso im Prater, der aus einem modernen und einem historischen Teil (Mode 1910) bestehen sollte, musste als Auftakt zur Reichstheaterfestwoche vorbereitet werden. Dazwischen galt es, eine «Maiennacht im Wiener Stadion» zu präparieren, die sich den nächtlichen Ereignissen auf anderen Spielfeldern des Dritten Reiches würdig zu zeigen hatte.

Aus dem Opernhaus der Stadt Wien kam hierfür Regisseur Fritz Klingenberg, R. Gailing sorgte für die malerische Gestaltung: Im Messepalastdepot häuften sich die Kostüme, und B. d.M.-Mädchen probten mit Bläsern, dem Rundfunkorchester und dem Volksopernballett den Auftritt in der beleuchteten Arena. Während der Wiener Maibaum, eine 150 Jahre alte Fichte mit 42 m Höhe, vom Gutswald Merkenstein bei Vöslau bzw. nach dem Transport vom Matzleinsdorfer Bahnhof unter klingendem Spiel der Rathauswache zum Aufstellungsort transportiert wurde, freute sich Neubacher über ein Danktelegramm Hitlers für das diesjährige Geburtstagsgeschenk. Der Bürgermeister hatte seinem Führer den Suttinger-Plan von Wien verehrt. Dieses aus dem Jahr 1684 stammende Unikat war von der Gemeinde Wien kürzlich erst dem Stift Heiligenkreuz abgenommen worden.

Das Kulturamt beschäftigte sich währenddessen besonders intensiv mit dem Wettbewerb um das Walter-von-der-Vogelweide-Denkmal, das in Zukunft weithin sichtbar am steilabfallenden Nordhang des Leopoldsberges aufragen sollte. Im Preisgericht sassen Bürckel, Neubacher und Blaschke, der Münchner Architekt Bestelmeyer, der Wiener Architekt und Sachberater Kutschera mit Cech als Ersatzmann, ferner der Berliner Arno Breker, Ferdinand Opitz von der Wiener Reichskunstkammer, Karl Stemoiak, Sachberater Wilhelm Frass mit seinem Ersatzmann Professor Alfred Hoffmann sowie Professor Blauensteiner, Sachberater Stuppäck und Ersatzmann Jölli. Spätestens am 29. Juli wollte man die Entwürfe für den Vogelweider in der Sezession entgegennehmen. Bis dahin gab es schon wieder neue Wettbewerbe, und zwar um das schöne Gross-Wien in der Photographie und für die Glasfensterbemalung im Stadtratssaal.

Am 5. Mai übernahm SS-Standartenführer Fridolin Glass, bekannt aus den Tagen des Juliputschs 1934, das Reichspropagandaamt in Wien, und am 19. November 1939 übernahm Kreisleiter Hans Arnhold die Wiener Gaupropagandaleitung. Blaschke sah sich jedoch von seinen Amtsobliegenheiten im Rathaus ganz in Anspruch genommen: Er begrüßte Sänger aus Koblenz, empfing am 6. Juni die an der Deutschen Dichterfahrt teilnehmenden Schriftsteller im Kahlenbergrestaurant, kümmerte sich um die für 26. Juni vorgesehene Zuerkennung der Preise im Wettbewerb um die Bemalung des Volksopernvorhanges und hörte Mitte Juli ein Fanfarenkonzert des Trompeterchores der Stadt Wien im Arkadenhof. Aufgeführt wurden die «Musik für den Wiener Rathaushof für 5 Chöre» von Karl Hermann Pils und die Fanfare in Es von George Metaxa.

Auf der kleinen Jesuitenwiese wurde mit Gemeindegeld ein Zuschauerparterre für 2'400 Sitzende und 2'500 Stehende ausgegraben. Karl-May-Festspiele sollten davor in Szene gehen. Für diesen Zweck pachtete der Schauspieler Harry Payer diese Freilichtbühne, die er alsogleich mit 140 Rothäuten und Trappern überschwemmte. Winnetou, der in dem nach ihm benannten Prairiestück des Reichstheaterkammerpräsidenten Ludwig Körner mit seiner Silberbüchse hantierte, war samt seinem Freundeskreis eine von den NS-Erziehern nicht vorbehaltlos anerkannte Persönlichkeit. Der damalige Reichsjugendführer, Baldur von Schirach, erklärte in einer vom Grossdeutschen Rundfunk übertragenen Rede, dass sich der – wohl etwas zu religiöse – Autor Karl May einige Verdienste um die Jugendbildung erworben habe, dass man aber seiner Geschichten in einer Zeit, da der spanische Bürgerkrieg genug Stoff zu Abenteuern biete, nicht mehr bedürfe. Die Sommerregen und die Kriegsgefahr schwemmten ihrerseits das kontinuierliche Interesse fort. «Der Zigeunerbaron» und «Der Vogelhändler» blieben ein unerfüllter Traum. Im Prater vermoderten zwei Künstlergarderoben, eine Scheinwerferanlage und viel Umfriedungsdraht. «Die Grösse und Brutalität des äusseren Zeitgeschehens ist an sich musischem Versenken fremd», hatte Blaschke Ende Mai 1939 bei seiner Ausstellungseröffnung von Gulbransson-Zeichnungen etwas resigniert erklärt. Er wollte dagegen allerdings «aufklärend und initiativ vorangehen» und seinen Kultur-

freunden «nach Möglichkeit die Basis erweitern». Dazu gehörte wahrscheinlich auch die Umbenennung der Jesuitenwiese in K.d.F.-Wiese, die aber schnell an Wichtigkeit verlor und vergessen wurde.

Am 5. Juli 1939 wurde die von Kozich vor einigen Wochen angeregte Sportehrennadel der Stadt Wien durch Neubacher erstmals 51 darob Verdienten überreicht. Kozich und der Bürgermeister nahmen erfreut zur Kenntnis, dass die Rathauswache geschlossen das SA-Wehrabzeichen erworben hatte. Zwei Tage später enthüllten die SS-Standartenführer Fridolin Glass und Hanns Blaschke im Stiegenhaus des Waisenheimes Hohe Warte ein Planetenbild von Fritz Rojka und erinnerten die elternlosen Kleinen damit an ihren einstigen Mitzögling. Der Anstaltsleiter nahm ausserdem eine Führerbüste von Josef Bock und zwei Hitler-Jugendbilder von Franz Windhager in Empfang. Am 18. Juli erwartete Blaschke den Ulmer Oberbürgermeister, der mit seiner Ordinari-Schachtel traditionsgemäss die Donau herabgeschwommen kam, am Nussdorfer Spitz. 200 junge Schwedinnen, die auf der Durchreise zum Budapester Pfadfindertreffen etwas später im Rathaus Station machten, liess er sich entgehen. Ihnen dankte Neubacher für die schwedische Ausspeisung nach dem Ersten Weltkrieg und pries die grossdeutsche Heimkehr. Auch englische Studentinnen machten am 2. August noch schnell bei Bürgermeister Neubacher ihren Besuch. Im Vorraum des Rathaus-Festsaaes, der nun Ostmarksaal hiess, begannen die vorbereitenden Arbeiten zwecks Anbringung der grossen Gemälde und Gobelins von Eisenmenger, Cech und Hurm. Im nahen Nibelungensaal sollte der «Einzug König Etzels in Wien» von Egger-Lienz durch ein Bild Kitts sinnvoll ergänzt werden, im Steinernen Saal mehrere Türkenbelagerungsgobelins ihre Bleibe finden. Nach Xanten am Rhein sandte Neubacher kämpfende Augarten-Hengste als Revanche für einige Gaben aus dieser Stadt. Der WAC-Platz wurde zu einer städtischen Sportanlage ausgebaut, die Restaurierung der Deckenmalereien in diversen Rathausräumen schritt trotz der sommerlichen Hitze voran, die Rüstungen des historischen Museums glänzten im Scheinwerferlicht vor schwitzenden Kulturfilmproduzenten.

Die grossdeutschen Feierlichkeiten der Saison 1939 waren mit den bisher aufgezählten Ereignissen keineswegs erschöpft. Am 28. Mai lärmt ein Münchner Maifest über die Jesuitenwiese im Prater, am 18. Juni gab es wieder eine militärische Übernahmenvorführung in der Spanischen Hofreitschule, wobei Oberst Podhajsky in leitender Funktion auftauchte. Von 1. bis 9. Juli 1939 wurde die Jesuitenwiese in einen K.d.F.-Vergnügungspark mit grossen Freilichtveranstaltungen umgewandelt, am 4. Juli begann ein Wiener Brucknerfest, am 8. Juli überreichte man 105 Fremdenführern ihre Bestellsurkunden. Die aus den städtischen Lehranstalten entlassenen jungen Wiener trugen in ihren Schultaschen zwei Bücher nach Hause, die ihnen Dipl. – Ing. Neubacher für den weiteren Lebensweg als Geschenk mitgegeben hatte. Der eine Band stammte von Reichsleiter P.H. Böhler, der sich später um das Euthanasieprogramm besonders annehmen sollte, und hiess: «Kampf um Deutschland». Das zweite Buch war unter dem Titel «Deutschland ruft Euch» vom Wiener Stadtschulrat in Auftrag gegeben worden. Der 5. und 6. August blieb dem Dornbacher Kirtag vorbehalten. Nicht eingerechnet in diese Aufzählung sind Dutzende Verbandstagungen und Fachkonferenzen, deren Veranstalter Wien als Treffpunkt ausgewählt hatten.

Im Kunstgewerbemuseum wurde Altdeutsch-Donauländisches ausgestellt, in der Zedlitzhalle veranstalteten bildende Künstler einen Sonderverkauf ihrer Produkte, am 21. August zog die junge Deutsch-Italienische Kunst in die Schauräume der Akademie am Schillerplatz ein. Die Radler rasten schon Anfang Mai rund um das Rathaus, Städtewettkämpfe, Höhenstrassenrennen, Motorregatten und Dauersegelflüge ergänzten das Wiener Sommersportprogramm. Um den 20. August erhielten die Geschwister Pausin, Eisschnellläufer Stiepl und ein

SA-Radfahrer die Sportehrennadel. – «Das Wiener Stadion ist ein Rumpfbau geblieben», hatte das Amtsblatt am 5. August 1939 geschrieben und daran die übliche Schmähung der vergangenen Gemeindeverwaltungen und der jüdischen Geschäftemacher im Sport geschlossen. Nunmehr sind die beschränkten Umkleidemöglichkeiten für die Übungen von Parteigliederungen, NSRL-Vereinen und Betriebssportgemeinschaften verbessert und der Massentrainingsbetrieb erleichtert worden.

Im Hochsommer 1939 polemisierten die Wiener Tagesblätter sehr scharf gegen die britische Politik in Europa, in Palästina, Südafrika und China. Selbstverständlich bekam auch Polen schon seinen Teil ab. Die Jugendherberge «Untere Augartenstrasse», die behelfsmässig um zwei Schulgebäude in der Umgebung erweitert werden musste, hat ungeachtet dessen Hochbetrieb. Die 18-jährige Winnie Markus startet ihre Theater- und Filmkarriere, im Tagblatt ist eine besonders gelungene Zeichnung des Künstlerhausmitgliedes R. Fuchs, den 80-jährigen Knut Hamsun betreffend, abgedruckt. Die Manöver, Probealarme und Ministerbesprechungen innerhalb des Achsenraumes werden immer häufiger, der Verwaltungsbericht 1939 meldet, dass im Sommer Einquartierungen grösseren Umfanges stattfanden, welche im August und September anlässlich des Feldzuges gegen Polen durch Beistellung von Schulen und anderen städtischen und privaten Objekten für die Errichtung von Reservelazaretten und Hilfskrankenhäusern noch erweitert wurden. Zahlreiche Schulen wurden durch den Polizeipräsidenten von Wien zur Abhaltung von Musterungen für die Wehrmacht und für den polizeilichen Luftschutz angefordert. Am Halbturm des Stephansdomes beginnen umfangreiche Renovierungsarbeiten. Die Alpen- und Donaugauler beraten in der Festspielstadt Salzburg über die Durchführung der Ostmarkgesetze, das neue Fahrgastschiff «Stadt Wien» unternimmt von der Station Praterquai aus drei erste Besichtigungsfahrten. Donauaufwärts bei Mauthausen, dort, wo die Gemeinde Wien seit jeher ihre Pflastersteine brechen lässt, entsteht ein neues Konzentrationslager, das bis 1945 mehr als 300.000 Menschen umschliessen soll, wovon 150.000 sterben werden. Die bulgarisch-deutsche Kulturannäherung wird durch eine Wiener Zweigstelle, der mitunter auch die Symphoniker musikalisch zur Verfügung stehen, gegen englisches Liebeswerben in Sofia intensiviert, das Phantom «Groschengrab» als Nahrungsmittelverschwender publizistisch bekämpft. «Kampf dem Verderb» wird überall propagiert. Die westfälische Marine-HJ legt mit grossen Kreuzermodellen bei der Augartenbrücke an, der Planetta-Platz bekommt seine Planetta-Büste, das Raimundtheater wird technisch vervollkommen und sein Spielplan von «Frau Luna» auf «Salzburger Nokerln» umgestellt. Nachher soll Pepöks «Hofball in Schönbrunn» mit einem Josef-Wenter-Text drankommen. Im Rathaus stehen Neubacher, Kozich und Blaschke inmitten eines Besucherstromes von ausländischen Jugendgruppen, Sportlern, Schriftleitern, Ärzten, Lehrern, Alpenfahrern und Neugierigen.

Am Samstag, dem 19. August, beginnen in Wien die Studenten-Weltspiele 1939. Rund 2000 Wettkämpfer sind – zumeist aus den befreundeten Nachbarstaaten und sonstigen halbfaschistischen Ländern – eingetroffen, und zirka 20.000 interessierte Urlauber folgen ihnen laut Statistik. Den Auftakt besorgt ein Rundfunkkonzert unter dem Motto: «Wien grüsst seine Gäste» im Musikvereinsaal. Eine Gefallenenehrung beim Burgtor sowie Ansprachen von Reichsminister Rust und Studentenführer Dr. Scheel im Stadion schliessen sich während der nächsten Tage an. Das Programm sieht weiters einen Bürckel-Empfang, eine Einladung Dr. Scheels ins Schlosshotel Cobenzl, eine Josefsplatzserenade, ein K.d.F.-Praterfest mit Lampionbeleuchtung in der Hauptallee und ein Burggartensommerfest mit einer Künstlerakademie unter der Devise «Fröhliches Wien» vor. Nach einer Woche kommt die Siegerehrung an die Reihe, doch geht diese Feierlichkeit bereits in den anderen Sorgen der Stadt unter. Auffallend ist die schwache Rathausbeteiligung an den Studentenspielen. Wohl gibt es einmal die Rathausfestbeleuchtung und einen Empfang durch Bürgermeister Neubacher,

doch der beschränkt sich in seiner Rede auf die Beteuerung des Friedenswillens und der Aufbaufreudigkeit in Wien. Schnell empfängt er auch noch den italienischen Erziehungsminister Bottai, wobei u.a. der SS-Gruppenführer Dr. Ernst Kaltenbrunner, Gaustudentenführer Dr. Freysleben und Kreisleiter Dr. Tavs zuschauen. Die Gemeindeverwaltung musste sich in diesen Tagen bereits ganz auf die Kriegswirtschaft umstellen. Schon am 2. September 1939 konnte in der Volkshalle des Rathauses eine öffentliche Auskunftsstelle in allen Angelegenheiten der kriegswirtschaftlichen Bezugsregeln in Betrieb genommen werden. Dies geschah nur 24 Stunden, nachdem das Kriegswirtschaftsgesetz überhaupt erlassen worden war, und sechs Tage vor der Verordnung des Ministerrates für die Reichsverteidigung über den «Tod von Volksschädlingen».

Am 4. Mai 1939, also noch vor Sommerbeginn, soupierte ein italienisches Studentenorchester auf Einladung der Stadt Wien im Gipfelrestaurant jenes Kahlenberges, der in diesen Wochen von einem Meteor erleuchtet, von einer Sonnenfinsternis verdunkelt, von nordlichtartigen Himmelszeichen umzuckt, also mit dem ganzen Arsenal unheilverkündender Himmelstheaterrequisiten versehen war. Zum Theatralischen gehörte auch die Enthüllung eines Grabdenkmales für die Schauspielerin Adele Sandrock auf dem Matzleinsdorfer Friedhof am 19. August und ein politisches Volksfest des Kreises X im Überschwemmungsgebiet 24 Stunden später. Zwischendurch wurde beim Tag des Deutschen Volkstums (Ende Juli) und beim Tag der Deutschen Hausmusik (Ende November) musiziert, vom 30. November bis 3. Dezember tagte auch eine einschlägige Arbeitsgemeinschaft in Wien.

Am 23. Oktober 1939 fand die erste Darbietung in der Reihe «Konzerte junger Künstler» statt, die das Kulturamt der Stadt Wien zur Förderung unbekannter, aber begabter junger Musiker veranstaltete. Der Erfolg ist dieser Reihe nicht sonderlich treu geblieben, wobei man wahrscheinlich auch die Einberufungen in Betracht ziehen muss. Am 4. November wurde das «Frauensymphonie-Orchester Gau Wien», dem auch kein Durchbruch ins grosse Musikleben beschieden war, unter die Obhut der Stadtverwaltung genommen. Schliesslich wurde am 26. November der Orgel-Professor Franz Schütz Präsident der Gesellschaft der Musikfreunde, nachdem er sich schon vorher bei der Leitung besagter Gesellschaft im Sinn der Zeit stark exponiert hatte. W. Thomas beschreibt ihn allerdings als einen Organisten von hohen Graden und prächtigen Musikanten: «Franz Schütz war ein ‚Illegaler‘, der es sich aneignen sein liess, den Mann mit dem guten Kern in der rauhen Schale so eindrucksvoll in seiner polternden Gradheit zu repräsentieren, dass ich glaube, keinen fanatischeren Nazi-gegner gekannt zu haben, der mit so konzessionsloser Besessenheit den Machthabern zu Leibe rückte, wie er es tat. Zugleich einer der fanatischsten Verfechter Franz Schmidts, jenes in Wien so hoch verehrten nachromantischen Epigonen, war er einer der wenigen, die in Wien die Beziehung zur Welt Johann Sebastian Bachs lebendig hielten ... Dieser Franz Schütz war ebenso der Chef der »Gesellschaft der Musikfreunde‘ am Karlsplatz wie später der Musik-Hochschule am Schwarzenbergplatz. Er wusste, was alles zu leisten war, sollte dieses Institut wieder so zu Ehren und Ansehen gelangen, dass nicht nur die Musikbeflissenen aller deutschsprachigen Länder, sondern ebenso die musikalische Jugend des Balkans, Englands, der westeuropäischen Länder wieder in Wien ihre Studien absolvieren würden. Für den Rückgang des internationalen Ansehens gab es einen äusseren Grund – die politische Entwicklung seit 1938 und den Krieg. Die inneren Ursachen jedoch lagen tiefer. Wenn auch die führenden Instrumentalisten der Philharmoniker, unter ihnen die hervorragenden Konzertmeister Mairegger und der junge, virtuose Wolfgang Schneiderhahn, den Unterricht in den Meisterklassen erteilten, so waren doch wesentliche Lehrpositionen mit überalterten, teilweise bewusst entwicklungsfeindlichen Lehrkräften besetzt...» (bis der Vorhang fiel).

Am 9. Dezember 1939 ernannte Gauleiter Bürckel den Staatsrat Professor Dr. Wilhelm

Furtwängler zum Bevollmächtigten für das gesamte Musikwesen der Stadt Wien. «Gauleiter Bürckel hat mit der Berufung Furtwänglers nicht nur seine persönliche Liebe zu Wien geöffnet», seicherlt das Amtsblatt am 16. Dezember, «sondern auch der ersten Musikstadt der Welt den ersten Dirigenten der Welt geschenkt.» Die Dienststelle Furtwängler wurde zu einem Wallfahrtsort vieler um das musikalische Wohl Besorgter, inklusive des späteren Gauleiters Baldur von Schirach. Das Orakel Furtwängler hielt andererseits lange nicht alles, was es versprach, oder vielmehr, was man sich von ihm versprach. Musische Genialität und Organisationstalent oder Begabung für den Einsatz anderer, ja selbst eigene Leistungswilligkeit auf diesem Gebiet erwiesen sich als durchaus verschiedene Begriffe. Sein Ansehen bei den zentralen Machthabern war überdies geringer, als er selbst und seine Bewunderer annahmen: Furtwängler verwechselte die ihm infolge seines Propagandawertes zuerkannte Narrenfreiheit mit ernstlicher Hochachtung.

Das Bühnensterben in Wien wurde in diesen Monaten zu einer sehr unangenehmen Begleiterscheinung der städtischen Kulturarbeit, da diese auf die Lebensverlängerung der Institute abzielen sollte. So wurde mit wechselndem Erfolg dem einen Haus zur Wiedereröffnung verholfen, während das andere seine Pforten schloss. An der Wien hatte man sich im Frühjahr 1939 bis auf ein Musiklustspiel mit der ExI-Bühne als Gast weitergetastet, im Sommer dieses Jahres aber endgültig Schluss gemacht. Im städtischen Bürgertheater liessen sich die ExI-Leute 1939 nicht mehr blicken, auch ein anderes Programm kam dort nicht in Frage. Die Scala stellte sich 1939 völlig auf Kino um. Leon Epp und seine Truppe, die aus der «Insel» am Parkring 8 von SS-Requirierern hinausbefördert worden waren, fanden kein neues Domizil, und die Kleine Bühne in der Josefstadt am Bennoplatz lebte nicht über 1938 hinaus. Die bereits genannten Kammerspiele in der Rotenturmstrasse und das Stadttheater unter Friedl Czepa nahmen 1939 nach längerer Pause wieder ihren Spielbetrieb auf, wobei der musikalisch untermalten Erheiterung bzw. einer mehr oder weniger anspruchslosen Unterhaltung gefrönt wurde.

Mit Elan wagte sich dagegen die Staatsoper im Oktober 1939 an «Die Frau ohne Schatten» von Richard Strauss heran und verdaute kurz darauf Lortzings «Waffenschmied» und einen «Schwarzen Peter» von Norbert Schulze. «Was wird hier gespielt?» fragte der Autor des gleichnamigen Kriminalstückes, Theo Lingen, der um seine nichtarische Frau bangen musste, am 31. Dezember im Akademietheater. In der Burg aber gab man sich vor Weihnachten ganz den «Heroischen Leidenschaften» Erwin Guido Kolbenheyers hin. Von den Erstaufführungen der Ostmärkischen Filmtheater-Betriebsgesellschaft m. b. H. müssen «Hotel Sacher» am 15. März 1939, «Das Ekel» am 22. August 1939 und «Morgenrot» am 16. November 1939 genannt werden. Der erste Film, weil er die Todeskrankheiten des habsburgischen Wien in einer Neujahrsnacht zu interpretieren glaubte, der zweite Film, weil er Hans Moser zu einer einzigartigen Charakterstudie Gelegenheit bot, und der dritte Film, weil er den unerfahrenen Wienern die Vorteile des deutsch-englischen Ertränkens im Atlantik, des Umkommens im U-Bootbauch, im Eiswasser oder als Haifischmahlzeit höchst romantisch andeuten wollte. Tatsächlich meldeten sich in der Gaustadt U-Boot-Aspiranten, obwohl diese Waffengattung noch sehr in den Anfängen steckte.

Blaschke geht in diesem Herbst nicht so viel aus wie sonst, seine SS-Uniform hängt etwas öfter im Schrank. Er blickt lieber aus dem kulturellen Hintergrund auf das Wiener Leben und entdeckt zunächst, dass mit Unterrichtsbeginn im September 1939 an Wiener Hauptschulen erstmals eine fünfte und sechste Klasse geführt werden, deren erfolgreiche Absolvierung zum Eintritt in den gehobenen Dienst der öffentlichen Verwaltung berechtigt. In der städtischen Gemäldesammlung kommen seine Experten darauf, dass eine bisher wenig beachtete Elfenbeinminiatur von Robert Thoor stammt, und die Stadtbibliothek schliesst die

Inventarisierung des «Artaria»-Verlages ab. Die Walther-von-der-Vogelweide-Jury hat 19 Entwürfe ausgezeichnet, kann sich aber auf keinen eindeutig festlegen. So wird ein neuer, begrenzter Wettbewerb angefangen. Die bedeutendste Beethovenbüste, ein 1812 entstandenes Werk Franz Kleins, ist glücklich in städtischen Besitz übergegangen. Andererseits kommt die Stadt von der Erhaltung ihrer Patronatskirchen los, da diese nach Seyss-Inquarts Kirchenbeitragsgesetz nun den einzelnen Kirchenvorstellungen selbst aufgebürdet wird. Das Kulturamt lässt in der Leichenhalle I auf dem Zentralfriedhof wieder einmal Fresken von Hauk anbringen, in der Aufbahnhalle soll Otto Homolatsch ähnliches tun. Beide Herren sind auch in einem Kindergarten und in einem städtischen Wohnhaus an der Arbeit. Die Bauabteilung des Rathauses beschäftigt ihrerseits noch ein Dutzend Maler und 16 Bildhauer zur Ausschmückung städtischer Bauten, bevor sie des einschlägigen Referates verlustig geht.

Wenig später begann der Weihnachtsmarkt mit K.d.F.-Liedereinlagen auf dem historischen Platz Am Hof, wobei der Name «Christkindlmarkt» gerne vermieden wurde. Am 13. Dezember veranstaltete das Kulturamt gemeinsam mit dem Reichssender Wien im Wilhelminenspital ein grosses Konzert für verwundete Soldaten. Der gesamte Staatsopernchor unter Professor F. Grossmann sowie Hilde Konetzni, Herbert Alsen und Dr. Rossmayer gaben ihr Bestes. Kürzlich hatte auch ein Schriftsteller namens Erich Kernmayer über Einladung des Kulturamtes den ersten Blessierten des Zweiten Weltkrieges etwas vorgelesen. Am Eislaufvereinsplatz tummelten sich Tag für Tag kostenfrei 300 Schüler, denn das deutsche Volk war laut Kozich ein «Volk in Leibesübungen» geworden. Am 20. Dezember drängten sich die Wiener Ratsherren in dem Grossen Sitzungssaal zu ihrer dritten öffentlichen Sitzung, wo sie bei der Verkündung der neuen Vergnügungssteuer an Stelle der bisherigen Lustbarkeitsabgabe und des nunmehr erfolgten Ankaufes des Theaters an der Wien nichts als Jasagen durften. Dabei erfuhren sie, dass im Wohnungsamt Verhaftungen vorgenommen worden waren, dass der Gauleiter ausserhalb der normalen Rechtssprechung über jemand die Schutzhaft verhängt hatte, dass man dem Klerus Wohnräume wegnehmen wollte und dass laut Blauensteiner Künstlerateliers benötigt würden. Dann brüllten sie dreimal das Sieg-Heil auf ihren Führer. «Stadtbeigeordneter Ing. Hanns Blaschke hat einen neuen, schönen Versuch gemacht, das künstlerische Erlebnis zu vertiefen, indem er zunächst eine grosse Anzahl von Gefolgschaftsmitgliedern der Brown-Boveri-Werke im Rahmen einer Feierstunde auf eine Aufführung des ‚Waffenschmied‘ vorbereitete. Nach einer Erörterung des tiefen Sinnes der kulturpolitischen Arbeit und einer Skizzierung des Lebensbildes Lortzings gab er seinen Zuhörern eine lebendige Darstellung der Oper und ihrer Schönheiten», flötete das Amtsblatt am 23. Dezember. Im Heereslazarett Heinrich-Collin-Strasse hatte es mittlerweile ein weiteres Kulturamts-Verwundetenkonzert gegeben. Diesmal war es lustiger als am Wilhelminenberg zugegangen, worum sich Heinz Sandauer mit dem Rundfunkorchester, das Bohemequartett, Else Rambašek und Richard Eybner bemüht hatten. Fürs erhebende Gefühl sorgte Balladensänger Oeggel.

Am 23. Dezember veranlasste das Kulturamt Weihnachtsspiele, Volkslieder und sonstige Musik vor den Buden Am Hof. Die Symphoniker führten dort unter Leitung von Hans Heinz Scholtys fünf frohe Weisen für den Wiener Weihnachtsmarkt von Alfred Uhl, zwei Stücke zur Weihnachtszeit von Carl Führich und die Weihnachtsmusik von Karl Hermann Pilss erstmalig auf.

Die weiblichen Gefolgschaftsmitglieder des Kulturamtes hatten währenddessen 200 Pakkerin mit Zigaretten und Schreibutensilien für Verwundete geschnürt, für Fronturlauber ist ein Sonderstandesamt am 24., 25. und 26. Dezember eingerichtet worden. Alle jüdischen Hauseigentümer aber müssen sich bis spätestens 10. Jänner 1940 in der Hauptabteilung Wohnungs- und Siedlungswesen melden, und dies bedeutet für die Betroffenen und ihr Eigentum nichts Gutes.

Die Baufachleute vertieften sich, bevor sie alles Denkmalpflegerische aus Kompetenzgründen abgeben mussten, gründlich in die Probleme des Monumentalen. Sie zerbrachen sich ihre Köpfe um die Neuaufstellung des Otto-Wagner-Denkmal im 1. Bezirk, um die Errichtung eines Ziehrer-Denkmal auf dem Konstantinhügel im Prater sowie um ein Giordani-Mal und um den oftgenannten Walther von der Vogelweide.

Im Kulturamt war man bis auf wenige Fälle nicht am verzwickten System der Ausbürgerungen, des Heimatrechterwerbes, der Rückeinbürgerungen, der Amtsheimatrechte, der Sondereinbürgerung von Südtirolern, der Familienforschung, dem Heimatrollen- und Matrikelwesen sowie der Ermittlung fremder Staatsbürgerschaften interessiert, womit sich die Gemeinde in Zusammenarbeit mit staatlichen Dienststellen und der Partei herumschlagen musste. Ausser den vermehrten persönlichen Vorsprachen von Beamten, den zahlreichen schriftlichen Anfragen der Reichsstelle für Sippenforschung, Zweigstelle Wien, ferner den verschiedenen, oft sehr heiklen Erhebungen des Sippenamtes der NSDAP-Gau Wien nahm auch die Zahl der Zuschriften der Gestapo zu. Neu hinzu kamen die zahlreichen Anfragen des Reichsgesundheitsamtes, Sammelstelle für Erbvorhersageforschung in Berlin-Dahlem, und die Richtigstellung oder Ergänzung der Erhebungsbogen des hiesigen Gesundheitsamtes, Abteilung für Erb- und Rassenpflege, Sippenregistratur.

Am 2. Februar 1940 soll das «Amtsblatt der Stadt Wien» mit dem «Verordnungsblatt für den Reichsgau Wien» zusammengelegt werden. Alle diese Publikationen atmen den Geist der Hitler-Zeit, wie ihn ja auch die alten Kämpfer von sich geben, die man in den Rathausgängen und -Stuben immer wieder bei begeisterter Interpretation der Wehrmachtsberichte, der braunen Kultur und ihrer hervorragenden Diener sowie der grossen NS-Epoche nach dem Kriege antrifft. Tatsächlich scheint der Friede öfters greifbar nahe zu sein, denn ihr Führer macht immer wieder Angebote, die auf die Anerkennung der deutschen Suprematie ohne weitere Kampfhandlungen hinauslaufen. Er bespricht sich mehrmals mit dem Duce Italiens, der Anfang September mit seiner bewährten Rede vor einer Viermächtekonferenz zwecks Einstellung der Feindseligkeiten und Befriedigung der deutschen Ansprüche bei den englischen «Plutokraten» keinen Erfolg mehr gehabt hat. Im Rathaus herrschen stramme Zucht und gläubiges Vertrauen, das der NSDAP und ihren Exponenten allein gilt: Wehe, wenn da ein Beamter den neuen Kultusgesetzen gemäss die Gläubigkeit ausdehnt und etwa Pfarrkirchenrat werden will. Die Personalgewaltigen bedrohen und beschimpfen ihn so lange, bis er «freiwillig» auf alles verzichtet. «Die Zusammenarbeit mit der NSDAP vollzieht sich in der Weise, dass die Wünsche der Partei im Wege des Beigeordneten, bisweilen auch direkt dem Inspizierenden ... bekanntgegeben werden, worauf er das Entsprechende veranlasst.» Mit diesen Worten charakterisiert der Verwaltungsbericht die Situation am Ende des Schicksalsjahres 1939.

## STILLE UND SCHAM

Im Winter 1939/40 dürften Regierungskreise in Whitehall einem möglichen Kompromissfrieden mit Deutschland stärkere Bedenken entgegengebracht haben als anderswo. W.S. Churchill berichtet allerdings in seinen Memoiren, dass die Stimmung unter den Engländern damals auch deutschfreundliche Tendenzen aufwies, was in feierlich gestalteten Begräbnissen abgeschossener Flieger aus Görings Luftwaffe zum Ausdruck kam. Alles in allem war man jedoch eher zur Aufrechterhaltung des Kriegszustandes entschlossen, wohl, weil man schon einmal mit den deutschen U-Booten fertig geworden war, an der Entwicklung der eigenen See- und Luftstreitkräfte intensiv arbeitete und die französische Abwehrbereitschaft hinter der Maginot-Linie zunächst für ausreichend hielt. Im übrigen verliess man sich auf die schon im Falle Napoleon Bonapartes bewährte Fähigkeit, immer neue Koalitionen zu bilden und so den an sich unüberwindlichen Gegner zu ermüden. Ausserdem setzte man gewisse Hoffnungen auf eine Ablöse in der deutschen Führungsspitze und auf einen damit verbundenen Kurswechsel der Reichsaussenpolitik bzw. auf den wirtschaftlichen Niedergang Deutschlands.

Adolf Hitler dürfte die Friedenschancen in jenem überaus kalten Winter bestimmt abgewogen und sich darüber mit Mussolini bei gegenseitigen Besuchen unterhalten haben. In öffentlichen Reden ermahnte der Führer die Franzosen, soldatisch gefühlsbetont, zum Einlenken und erzählte von den nutzlosen Gräberfeldern, die am Rheinufer entstehen würden, ganz so, als würde er jede Möglichkeit eines Krieges weiter westlich ausschliessen.

Somit drängt sich die Vermutung auf, dass er vielleicht auch aus Unlustgefühlen hierüber jeder weiteren Diskussion über Deutschlands Anteil am polnischen Territorium abhold war und dieses Land deshalb in Eile als Exerzierplatz für seine rassistischen und nationalen Ambitionen einsetzte. Noch im Winter 1939/40 begannen in Polen Umsiedlungsaktionen grösseren Stils, die ersten Volksdeutschen-Gruppen wanderten von Osten her in den neugeschaffenen Warthegau ein, die Polen wurden aus den gemischten Siedlungsgebieten verdrängt, und Hunderte Wiener Juden in geheimen Transporten nach Lublin und Umgebung gebracht. Auf der Krakauer Burg suchte sich Doktor Seyss-Inquart, den man höchst ehrenvoll, aber doch ziemlich bestimmt aus Wien entfernt hatte, als Stellvertreter des deutschen Generalgouverneurs einen neuen Wirkungskreis zu schaffen, was aber nicht recht gelingen wollte.

In Wien sah man damals in diesen Dingen nicht so scharf, wie dies heute möglich ist. Wochenlang war die Öffentlichkeit mit Einzelheiten über polnische Greuelthaten gefüttert worden. Später vernahm man undeutliche Reportagen über die Tätigkeit sogenannter Hekenschützen und Banditen, die unter anderem zwei oder drei Wiener Polizisten, welche nun als Wachtmeister der deutschen Schutzpolizei in Polen eingesetzt waren, ermordet hätten. Die Körper wurden nach Wien gebracht und hier mit braunem Pomp beigesetzt, während am Tatort gemäss amtlicher Auslassungen «entsprechende Sühne» obwaltete.

Das Gerücht von wiederholten Massenerschiessungen tauchte im Spätherbst erstmals in der Gaustadt auf. In den Strassen bemerkte man die ersten Verwundeten mit weissem Verband, das Eiserne Kreuz an der Brust. Deutsche Regimenter kehrten auf Lastwagen, die von schleunigst herbeigerufenen Schulklassen begrüsst wurden, aus Polen zurück. Das Vertrauen in Adolf Hitler schien sich durch die Tagesereignisse immer wieder zu rechtfertigen, zumal er mit den Russen eine Interessengrenze ausgehandelt hatte, die weiter östlich der ursprünglich vereinbarten Demarkationslinie lag. Die Briten brachten anscheinend keinen ernst zu nehmenden Luftangriff auf das Reichsgebiet fertig, während deutsche U-Boote und Bomber

der Marine des «Lügenlords» Churchill empfindliche Schläge zufügten. Der Grossdeutsche Rundfunk ersetzte als Kennmelodie der allgemeinen Entwicklung den «Marsch der Deutschen in Polen» durch das «Engellandlied», das jede Sondermeldung über versenkte Feindtonnage abschloss.

Die Freundschaft mit den Sowjets, die im Verlaufe des Herbstes 1939 durch ein paar zusätzliche Vereinbarungen untermauert worden war, berührte das politische Gefüge der Gaustadt nicht wahrnehmbar. Die wenigen Kommunisten, die noch nicht entdeckt, verhaftet und zum Verschwinden gebracht worden waren, warteten verwirrt, ob von Moskau irgendeine ideologische Aufklärung erfolgen werde. Anders orientierte Gegner des Dritten Reiches in Wien trösteten sich mit dem Hinweis auf die Inkonsequenz des Diktators, weil er bekanntlich bisher den russischen Bolschewismus am meisten verabscheut hatte. Ein schwacher Trost angesichts der klaren innenpolitischen Ausrichtung auf die nationalsozialistische Arbeiterpartei, die das Monopol der Massenführung nach wie vor ungeteilt in Anspruch nahm! Nur jene politischen Leiter oder Schulungsreferenten der NSDAP, die bisher expressis verbis «Das Hakenkreuz am Kremlin» befestigen wollten, mussten eine rhetorische Pause einlegen. Desgleichen stellte ein ehemaliger Funktionär der Sowjets, der als deutscher Staatsangehöriger von den Russen ins Reich abgeschoben worden war, seine Propagandavorträge gegen das bolschewistische System ein. Die Gestapo, die diesen Mann «umgedreht» hatte, besass noch eine Reihe solcher Rückwanderer, welche sie nach Gutdünken verwenden oder verborgen halten wollte. Darunter befanden sich auch jene Wiener Schutzbündler, die in Russland keinen rechten Kontakt mit den Emigranten der KPÖ oder mit den österreichischen Spanienkämpfern im Exil finden konnten.

Die Wiener Öffentlichkeit erfuhr davon so gut wie nichts. Ihr, wie auch hohen und höchsten Kreisen im Reich, drang es kaum ins Bewusstsein, dass die deutsche Aussenpolitik seit Herbst 1939 auf die Sowjetunion, der Hitler damals die Türen ins östliche Europa geöffnet hatte, total abgestimmt war. Diese Bindung erwies sich als so stark, dass Moskau 1940 in Dankbarkeit den Erfolgen des Führers in Frankreich nahezu tatenlos zusah, nachdem schon vorher die Festigung einer deutschen Position im nördlichen Norwegen, also nahe bei Finnland und bei den russischen Eismeerhäfen, widerspruchslos hingenommen wurde. Allerdings machte sich die Regierung Stalins über die weiteren Gegenleistungen der Berliner Machthaber durchaus präzise Vorstellungen, die über den Export deutscher Maschinen gegen russisches Getreide und Öl hinausgingen.

Das offizielle Wien hatte für Herrn Stalin keine Zeit übrig; es erging sich vielmehr bei jeder Gelegenheit in wilden Liebeserklärungen an den Führer, dem viele Frauen und sogar manche Männer eine Art erotisches Fernweh entgegenbrachten. Er wachte, damit alle anderen schlafen könnten; er würde daher sicherlich mit allen Gefahren, auch wenn sie einmal wieder aus dem Osten kommen sollten, fertig werden. Vielleicht gelingt es ihm noch, wie einst Napoleon beim Zaren Paul, die freundlichen Moskowiter auf das britische Wunderland Indien hinzulenken oder gegen China aufzuhetzen ...

Das Jahr 1940 sollte Wien nicht nur eine enorme Kraftanstrengung grössenwahnsinnig gemachter Volksmassen bringen. Auch die sogenannten Mittelschichten und die «bessere Gesellschaft» werden sich, von der Illusion ihrer Sonderstellung und von einem vermeintlichen Appell der Geschichte geblendet, ebenso ins grosse Abenteuer stürzen. Denn mit blossem Zwang lassen sich die Leistungen anno 1940 nicht erklären, wie ein Vergleich mit den Ergebnissen der letzten Kriegsjahre, als der verstärkte Terror in Wien nicht halb soviel erreichte, dartut. Viele ältere Reserveoffiziere vergassen nun auf ihre bislang geübte Zurückhaltung gegenüber der NSDAP und wiegten sich im Glauben an eine gerechte Verbesserung des Weltkriegsausganges vor 22 Jahren. Manche Aristokraten meinten, dass ihre Sache durch den altpreussischen Schwertadel mit seinen Refugien in der grossdeutschen Wehr-

macht eine entsprechende Wiederbelebung erfahren könnte, und übersahen dabei beharrlich, wie Adolf Hitler mit seinem SS-Führungskorps und seinen Ordensburgen eine ganz anders geartete Renaissance der deutschen Herrschaft im Auge behielt. Die ersten Ritterkreuzträger machten die Täuschung fast vollkommen, stammten sie doch aus den gehobenen Offizierskreisen des Altreichs.

So bemühte sich die Wiener Gesellschaft – die berühmten Wiener Pessimisten ausgenommen –, dem Gang der Ereignisse mehr oder weniger loyal Folge zu leisten, wenngleich ihr eine Welt, in der Hitler und Stalin tausendjährige Zustände einrichten und sich dabei von Mussolini assistieren lassen wollten, gewissen Schauer einflösste. Man sah sich bei diversen Geschäften und Lebensgewohnheiten sehr unangenehm beaufsichtigt, das rasch steigende Einkommen verlor bald an Reiz, die Lebensmittelsituation gab zu beschwerlichen Schwarzkäufen Anlass, kurz, man fand Grund genug, aus der Gegenwart in lichtere Zukunftsgefilde zu fliehen, d.h. noch irgendwo ein paar leichte Siege der grossartigen Deutschen Wehrmacht mit anschliessendem Einlenken des Westens zu erhoffen. Der Gedanke, dass man hiefür selbst die militärische Einberufung erhalten könnte, störte jedoch erheblich.

Sogar die KZler, also jene Wiener, die wegen ihrer politischen Tätigkeit vor dem Anschluss in verschiedenen Konzentrationslagern gefangengehalten wurden, mussten auf einen baldigen Sieg der grossdeutschen Sache hoffen. Erst dann war mit einer allgemeinen Amnestie oder zumindest mit einer Verkürzung der Haftzeit zu rechnen.

Jedoch, wie stark und aus welchem Grund ein deutscher Erfolg herbeigewünscht und wie sehr die Sehnsucht nach einer Wiedergeburt Österreichs als unreal oder als persönliches Schwächezeichen abgetan wurde, der nationalsozialistische Staat bedurfte gar keiner individuellen Willenskundgebung. Er schien so festgefügt und organisatorisch so vollkommen zu sein, dass seine andauernde Werbetätigkeit eigentlich wie eine Art Luxus wirkte. Es war vollkommen gleichgültig, was der einzelne über ihn denken mochte, weil eben jedermann ausschliesslich seine Pflicht tun musste.

Die in Wien zurückgebliebene Judenschaft unterlag einem anderen, ständig steigenden Druck. Die meisten Wohnungen mussten geräumt und mit schlechten Quartieren in der Leopoldstadt vertauscht werden. Manchen Familien dünkte sogar die Aussiedlung nach Polen besser als die von der Gestapo sowie den lokalen NS-Funktionären andauernd kontrollierte Existenz in der Gaustadt Wien. Die Zeiten, da der spätere Bürgermeister von Jerusalem im ehemaligen Rothschild-Palais mit dem SS-Funktionär Eichmann hinsichtlich der Ausreise soundso vieler Juden ohne weiteres einig geworden war, schienen 1940 unwiederbringlich dahin zu sein. So klammerten sich viele ältere Juden an angebliche Verdienste im Ersten Weltkrieg oder an kulturelle Hochleistungen von anno dazumal und hofften, die ihnen noch bleibende Lebenszeit halbwegs ungeschoren verbringen zu können. Auch diesen wäre ein Frieden mit Hitler willkommen gewesen, hätte sich damit doch alles gemildert und die Gelegenheit zur Emigration wieder geöffnet.

Besuchen wir vor den Feiertagen um die Jahreswende 1939/40 das Wiener Rathaus: Dort versammelten sich, zumeist in braune oder schwarze Uniformen gekleidet, die neuen Repräsentanten der Stadt im Gemeinderatssaal. Am 20. Dezember 1939, als es draussen schon dunkel wurde, hielt der Bürgermeister, Dipl.-Ing. Neubacher, von seinem erhöhten Sitz aus den Ratsherren eine Weihnachtsansprache. Seinen Worten nach «haben wir Ungeheures erlebt. Wir sahen zwei Staaten, die sich gegen das Reich Adolf Hitlers gewendet hatten, von der Landkarte Europas verschwinden, den zweiten Staat erst im letzten Drittel dieses Jahres unter dem Donner der Kanonen und dem Getöse des bewaffneten Aufmarsches der Völker von Europa. Und jetzt geht dieses Jahr in einer seltsamen Stille zu Ende. Es ist so, als wollte die Zeit Atem holen vor noch gewaltigeren Ereignissen . .

Neubacher gedachte dann der Gefallenen und des «geistigen Führers, Staatsmannes und Feldherrn», also jenes Mannes, der nun in dieser seltsamen Stille über die Friedensbemühungen des Papstes, über die Unselbständigkeit Mussolinis, die Borniertheit der französisch-englischen Offizierskamarilla und die Schwerfälligkeit der Neutralen lächelte.

An Österreich schien Hitler überhaupt nicht mehr zu denken, zumal Bruno Brehm kürzlich in der Zeitschrift «Wehrmacht» mitgeteilt hatte, dass weder seine Wenigkeit «noch irgendein Deutscher dieses Mass an Niedrigkeit aufbrächte, in einer von den Feinden wiedererrichteten Monarchie auch nur einen Tag leben zu wollen, ohne vor Scham und Schande zu ersticken». Brehm setzte sich dabei mit dem «dummen Rätsekraten eines verständnislosen Auslandes» auseinander, «das im Lande Österreich noch eine offene Frage sieht». So glaubte es wenigstens der «Völkische Beobachter» am 23. Dezember 1939 zu verstehen, der dazu in einem redaktionellen Artikel ein für allemal Stellung bezog.

In derselben Zeitung tobte Leo Schödl gegen eine Revue des Wiener Stadttheaters, die sich auf Altreichtournee befand und dort auf hergebracht-österreichische Weise um die Gunst des Publikums warb. Die an sich vielleicht berechtigten künstlerischen Einwände Schödls muten eher wie Vorwände an: Man will einfach nichts typisch Österreichisches mehr, ob es nun gut oder schlecht serviert wird.

Anfang des neuen Jahres warb Furtwängler in Berlin durch einen grossen Vortrag um mehr Verständnis für Anton Bruckner, und Wiener Wochenendsammler heimsten für das Winterhilfswerk 551.000 RM in ihren Büchsen ein. Die Propaganda für letztgenannte Aktion war gross aufgezogen worden, die meisten Schauspieler der Gaustadt mussten auf diversen Plätzen und in Lokalen dafür Stimmung machen. Den Spendern wurden Alt-Wiener Lokalfiguren an den Rockkragen geheftet. Der finanzielle Erfolg der Sammlung war übrigens nicht so überwältigend, wie man üblicherweise ausposaunte. 26 Jahre später erbrachte z.B. eine Geldsammlung, die vor den Wiener Gotteshäusern zugunsten der Hungernden in Indien organisiert wurde, innerhalb von zwei Tagen rund sechs Millionen Schilling. Wenn das die Inder, die Anfang 1940 in Wien eine Protestversammlung gegen die englischen Herren in ihrer Heimat abhielten, geahnt hätten!

Im Winter 1939/40 tauchten im Strassenbild zahlreiche polnische Ledermäntel auf, die den jungen Wienerinnen, welche sonst ziemlich kurz berockt bzw. mit grossen Cowboyhüten oder etwas ausladenden Kappen angetan herumliefen, besonders gut standen. Ein paar Monate später kamen norwegische Fuchse, lose um die Schultern gelegt oder zu Mänteln und Jacken verarbeitet, hinzu, obwohl nirgends Leder und Pelzwerk dieser Art zum Verkauf angeboten wurden. Auf einer Bühne jenseits des Donaukanals marschierte hüllenlose Weiblichkeit in grösserer Zahl einher und imitierte militärische Paradesitten. Zuständige Gemeindedienststellen rümpften darüber die Nase, weil Wien in der Preisgabe femininer Attraktionen ja doch nicht so weltgewandt wie Berlin sei und das deutsche Soldatentum überdies etwas ins Lächerliche gezogen werde. Intern herrschte die Ansicht vor, dass völlig entblösste Reize einigen kleineren Etablissements der Inneren Stadt, wo sogenannte Schönheitstänzerinnen seit 1938 das Beispiel der Altreichstädte nachahmten, vorbehalten bleiben sollten. Selbstverständlich wollte man damit den neugegründeten oder noch im Entstehen begriffenen Freudenhäusern, wo die Lebe- und Unterwelt den Bedürfnissen der Wehrmacht Platz machen musste, keinen Zwang auferlegen. Aber die familiär gesinnten Volksmassen sollten mit schwächerer Unterhaltungskost, also mit bodenständigen Sängern, Vortragskünstlerinnen, Witzbolden, konventionell kostümierten Artistinnen und Blaskapellen genährt werden.

Diese Art sich zu amüsieren erreichte infolge der allgemeinen Geldflüssigkeit ungeheure Breitenwirkung. Dazu kam der Grossdeutsche Rundfunk, dem der Reichssender Wien das sonntägige Wunschkonzert sowie zahlreiche Einpeitschersendungen entnahm.

In der Oper und in den Konzertsälen wurde vor ausverkauften Sitzreihen bzw. Logenplätzen gespielt.

Nach den kulturellen Hochgenüssen wie auch nach den vielen Bunten Nachmittagen und Abenden in den äusseren Bezirken gab es für Wiener Mädchen und deren feldgraue Begleitung noch immer genug Überraschungsmomente, elegante Schlemmerlokale ohne strenge Markenabgabe, frischbezogene Judenvillen, alte Stundenhotels, Kaffeehäuser mit Hinterräumen und Badewannen, Heurigschenken und andere Lokalitäten. Auch in den vielen neuen Parteibüros und Gefolgschaftsräumen gelang nach Dienstschluss manch trautes Zusammensein, zumal, wenn jugendlich anmutige Führerinnen beziehungsweise kräftige Funktionäre als Partner zur Verfügung standen. Altreichsimporte mischten dabei nach Möglichkeit mit, obwohl ihnen selbst in braunen Gesellschaftskreisen stets mit Ressentiments begegnet wurde. Nur Wehrmachtangehörige wurden meist ohne Vorbehalt toleriert und schnell geehlicht. Exempel freier Betrachtungsart boten einige Zeitschriften an, wobei jene Redakteure, die der Gesinnung des Kulturmanagers Alfred Frauenfeld nahestanden, mehr das Mondäne pflegten, und andere, der SS oder dem Reichsbauernführer zugetane Schriftleiter, auf ländlich-üppige Formen, also auf fortpflanzungsfreudige, rassebewusste Typen, Wert legten. In diesem Sinne war an der Donau bis in den kalten Herbst hinein Nacktkultur betrieben worden, und die Prediger völkischer Moral wollten an die weihevollen Leib-Seele-Einheit selbst bei überaus kurzfristigem Verkehr glauben machen. Später plagte winterliche Finsternis die Gaustadt, und den Damen gruselte es vor Verdunklungsverbrechern, die angeblich unter den geöffneten Mänteln Phosphorzeichnungen sehen liessen und dabei Handtaschen wegrissen.

In mehr Dingen, als man sich heute vorstellen kann, wurde persönliche Naivität gross geschrieben. Überaus eindrucksvoll erschien vielen Wienern das grossdeutsche Mannesideal, geformt auf den Schlachtfeldern von ehemals und nunmehr durch den Führer und seine Beauftragten für weltanschauliche Schulung ins Licht des gesteigerten Selbstbewusstseins transferiert. Wie abstossend nahmen sich in der Erinnerung die jüdisch geifernden Agitatoren der Linken oder die schwerfällig bigotten Gewerbetreibenden der katholischen Mitte von ehemals aus! Der frische Nordwind, der seit den Märztagen 1938 durch die Gassen wehte, blies auch in diesem Sinn alten Staub von brüchigen Simsens und von kriegsbedingt halb fertig stillgelegten Neubauten.

Am 12. Februar 1940 reiste Seyss-Inquarts unmittelbarer Vorgesetzter, der Generalgouverneur Hans Frank, aus seinem polnischen Herrschaftsgebiet nach Berlin zu Hermann Göring. Er wollte sich über die chaotische Art beschweren, mit der Adolf Eichmann Juden aus Wien nach Galizien verfrachtete, um dort mit ihnen und anderen Juden aus der ehemaligen Tschechoslowakei eine Art Elendsstaat aufzubauen, also die Wanderung, die galizische Juden seit vielen Jahrzehnten in Richtung auf die Donaumetropole unternommen hatten, in umgekehrtem Sinn zu wiederholen. Göring verfügte die Einstellung der Transporte, es sei denn, Frank würde ihre Wiederaufnahme erlauben. Dies geschah zunächst nicht, und Eichmann musste samt seinem Wiener Stab verärgert zusehen, wie die erste Wiener Judensiedlung bei Visko Anfang April 1940 offiziell aufgelöst und die Insassen irgendwo in die polnisch-jüdischen Dörfer hineingezwängt wurden.

In Wien wusste kaum jemand davon, es plagten andere Sorgen. Am 10. Jänner fiel Claus von Bohlen und Halbach als schmucker Fliegeroffizier im Westen. Er war wohl einer der ersten, denen diese zweifelhafte Ehre zuteil wurde. Dass der alte Wagner-Jauregg kränkelte und wahrscheinlich auch nicht mehr lange Atem schöpfen würde, fiel weniger auf, denn Zivilisten waren nicht mehr so interessant wie ehemals.

## OHNE FALSCHES PATHOS

An einem der kalten Jännertage des Jahres 1940 lehnte sich der Beigeordnete der Stadt Wien, SS-Standartenführer Diplomingenieur Hanns Blaschke, in seinem Schreibtischsessel zurück, betrachtete den lebensgrossen Metallkopf Adolf Hitlers mit Postament vor sich und dachte nach, was das soeben abgelaufene Kalenderjahr an kulturellem Fortschritt gebracht hatte, bzw. was ihm momentan zu tun übrigblieb. Blaschkes Hirn reflektierte zunächst, dass die neue Musikschule der Stadt Wien aus einer eigenen Hauptanstalt sowie aus vier Hitlerjugendschulen und drei KdF-Schulen bestand. Die privaten Musikschulen der Systemzeit galten für immer als abgetan. Schon im Dezember 1938 waren die politisch untragbaren Strassennamen im völkischen Sinne ersetzt und damit mehr als hundert Judennamen aus dem Wiener Stadtbild entfernt worden. Im darauffolgenden Jahre, 1939, wurde die Wiener Frauenakademie mit ihrer Liebe für bildende Kunst und Mode in die Verwaltung der Stadt übernommen, die musikalische Hörerziehung an den meisten Lehranstalten eingeführt, der Trompeterchor der Stadt Wien auf eine neue Grundlage gestellt, ein Landesfremdenverkehrsverband für den Gau Wien errichtet und der Wiener Verkehrsverein gegründet. Das Theater an der Wien wurde von der Stadt angekauft, die Konzerte junger Künstler sowie die Konzerte zeitgenössischer Musikschaffender in den Konzertplan der Stadt aufgenommen und das Frauensymphonieorchester des Gau Wien in die Betreuung der Gemeinde überführt. Es gelang überdies, den Verein Wiener Sängerknaben zu errichten, um den Weiterbestand dieser einst so klerikalen Einrichtung zu sichern. Die Konzerthausgesellschaft wurde in kommunale Obhut genommen, der Tag der deutschen Hausmusik auf die Gaustadt ausgedehnt, der Mozartgemeinde und der Musikzeitschrift «Figaro» die dringend erforderliche Unterstützung gewährt. Versteht sich, dass überall nur noch politisch einwandfreie Personen an Werke blieben.

Nach längeren Verhandlungen war Blaschke und seinen Kulturkameraden sogar gelungen, die beiden rivalisierenden Spitzenvertretungen der Stadt auf dem Gebiet der bildenden Kunst, nämlich das Künstlerhaus und die Secession, zu einer Art gemeinsamen Spitzenvertretung der Wiener bildenden Kunst zusammenzuschliessen und ihr mit Professor Eisenmenger einen von beiden Einrichtungen nach längerem Sträuben anerkannten Führer an die Spitze zu stellen. Der Jugendkunstklasse von Prof. Cizek, die nach längerem Herumziehen in Gefahr kam, obdachlos und notleidend zu werden, wurde die entsprechende Förderung der Stadtverwaltung zuteil. Mit Eisenmenger und dem alten Cizek dachte sich Blaschke bereits in Leitungsaufgaben des Jahres 1940 hinein, doch beide Herren werden ihm bald auf die Nerven gehen. Er übersah bei seiner geistigen Bilanzziehung, wie sehr das Kulturamt Wiens bemüht sein musste, Einstürzendes zu pölzen oder zaghaft Keimendes vor den tödlichen Gegenwartswinden wenigstens kurzfristig zu schützen. Ob diese kulturellen Hilfsaktionen unter anderen Umständen vielleicht überhaupt nicht notwendig gewesen wären, interessierte Blaschke kaum.

Er dachte lieber über die Wiener Ehrenpreise nach, die jetzt in seinem Amtsbereich zur Verleihung auf den einzelnen Gebieten künstlerischer Tätigkeit vorbereitet werden sollten, und nahm sich vor, durch Unterstützung der zwischenstaatlichen Verbände den Ausbau der Beziehungen zum «schicksalhaft verbundenen europäischen Südosten» fortzusetzen. Befriedigt stellte er fest, dass ihm nunmehr die «Kulturarbeit der NSDAP mehr bedeutet als die gelegentliche Veranstaltung einer kostenlosen Theateraufführung oder die Abhaltung einer Kunstaussstellung». So wenigstens wird es Blaschke in seinem 1943 erschienenen Rechenschaftsbericht darstellen bzw. in den Jahresberichten der Stadtverwaltung publizieren lassen.

Blaschke hoffte in den 1938 und 1939 herangezogenen Mitarbeitern Männer gefunden zu haben, «die sich in ihrer Wirksamkeit in Partei und Stadt nicht nur Anspruch auf seinen grossen Dank und seine lobende Anerkennung, sondern auch allgemeine Wertschätzung und das Vertrauen der Wiener Bevölkerung» erwerben. Der Beigeordnete erinnerte sich in diesem Zusammenhang auch des Archivs der Stadt Wien und sinnierte: «Von allen Dienststellen, die in ihrer Gesamtheit heute das Kulturamt ausmachen, ist das Stadtarchiv – so alt wie die Stadt selbst – die älteste.» So wird er 1940 besonders von der Amtshilfe des Archivs zwecks Erbringung der durch die Nürnberger Rassegesetze erforderlich gewordenen Nachweise beeindruckt sein, eine Tätigkeit, die zur Unterteilung des Dienstes in ein Hauptarchiv, in das Gerichtsarchiv und in die Familienforschungsstelle führte.

Freilich ging 1940 nicht alles ganz so wunschgemäss; mancherlei Ambitionen wurden durch den geschmälernten Mitarbeiterstab sowie durch den Mangel an gewissen Hilfsmitteln Grenzen gesetzt. Dafür kam der Verein für Geschichte der Stadt Wien jetzt unter die Leitung des berühmten Ritters von Srbik und sollte die seinerzeit vom Altertumsverein herausgegebene Geschichte der Stadt Wien fortsetzen. Srbik schwebte bereits auf den Wolken allerhöchster Anerkennung. Der Führer hatte ihn zum Reichstagsmitglied bestellt, und die bitteren Kontroversen mit den Reichspropagandaleuten um die österreichische Kultur und Tradition liessen noch etliche Monate auf sich warten.

Blaschke wandte sich in Gedanken der Stadtbibliothek zu, die jetzt durch entsprechende Dotation «nicht nur die schöne Literatur Wiens und der Ostmark mit dem Ziel, ein möglichst vollständiges Bild der Gegenwartsdichter unserer Heimat zu besitzen, erwirbt... Besonders gilt es, jenes in den Systemjahren verpönte Schrifttum anzuschaffen, in dem das Ringen der Zeit um neue Formen im Leben, Denken und Empfinden zum Ausdruck kommt. Ebenso wurde das Gebiet der staats- und verwaltungsrechtlichen Literatur betreut und dem Südostschrifttum besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Auch hier wurde die Zeit der Neuordnung der Verhältnisse in der Ostmark und die dadurch bedingte lebhaftere Bewegung auf dem Kunstmarkt ausgenützt, um der Stadt kostbaren Kunstbesitz zu erhalten sowie die Lücken in den Sammlungsbeständen aufzufüllen».

Es erübrigt sich fast, mitzuteilen, dass der leitende Direktor der Städtischen Sammlungen, ebenso wie seine Amtskollegen im Archiv und in anderen Dienststellen, ein neuer Mann war. Ihm fiel ausser den von Blaschke aufgezählten Obliegenheiten die heikle Aufgabe zu, die Städtischen Sammlungen aus dem Bereich der Stadtbibliothek, wo sie während der Ersten Republik und auch noch einige Monate nachher eingegliedert waren, herauszulösen und so das spätere Historische Museum der Stadt Wien vorzubereiten. Interessanter als diese administrative Verwandlung ist allerdings der Hinweis Blaschkes auf die «allgemeine Neuordnung der Verhältnisse» und ihre Folgen. Man muss dabei Wendungen wie «Markt ausnutzen, Lücken auffüllen, kostbarsten Kunstbesitz der Stadt erhalten» usw. in ihrer ganzen Tragweite verstehen. Dahinter verbargen sich umfassende Zwangsmassnahmen gegen jüdische Kunstliebhaber, gegen den Besitz katholischer Orden und Organisationen, gegen das Eigentum aufgelöster Vereinigungen und stillgelegter Dienststellen sowie gegen missliebige Privatpersonen. Blaschke wusste damals sicherlich schon, dass unersetzliche Werte verschwanden, sei es, dass sie von dazu autorisierten Fachleuten ins Altreich gebracht wurden, sei es, dass sich Dunkelmänner in verschiedener Position daran gütlich taten oder dass aus Unkenntnis bzw. Zerstörungswut vieles zugrunde ging. Also sollten wenigstens die Städtischen Sammlungen mitnaschen, solange das Budget und die Beziehungen reichten.

Auf diese Art sann also Herr Blaschke über sein Archiv, die Stadtbibliothek und das Museum nach. Ärgerlicherweise fiel ihm dann auch die geplante Grossbücherei im 6. Bezirk mit 20.000 Bänden, Kinderlesesaal und Musikbücherei ein, aus der jetzt infolge kriegsbe-

dingter Einschränkungen nichts mehr wurde. Da war ihm die Fest- und Fei-ergestaltung, die Erkenntnis und Vertiefung des volkstümlichen Kulturgutes bedeutend angenehmer. Blaschke beabsichtigte, die Verlegung und Wiedererweckung des sogenannten Wiener Weihnachtsmarktes, also des alten Christkindlmarktes, auf den Platz «Am Hof» für immer durchzusetzen. Er dachte an das Turmblasen in der Neujahrsnacht vom Stephansdom, an den grossen Faschingszug des Remigius Gailing quer durch Gross-Wien, an die Weinhütermärsche, Erntedankfeste, an kleinere Volkskunst- und Handwerksausstellungen, an Tanzerneuerungsbestrebungen und ähnliches. Was ihn ausserdem delectierte, waren die merkwürdig einfältigen Puppenspielkurse, welche in naher Zukunft für Wiens Einwohnerschaft vorbereitet werden sollten.

Das Opernhaus der Stadt Wien, für das sich die rechte Hand Blaschkes im Kulturamt, nämlich der Kammersänger Oskar Jölli, immer mehr zu interessieren begann, wird dem Beigeordneten in den nächsten Monaten ebenfalls Freude bereiten. Man beabsichtigte dort, die vom Wiener Reichsmusikkammerfunktionär Friedrich Bayer komponierte Oper «Dorothea» dem Publikum vorzusetzen. Für dieses Werk hatte der betagte Musikschriftsteller Max Milenkovich-Morold einen von Sieg und deutschem Wesen triefenden Text verfasst. Morold war 1917 sogar Burgtheaterdirektor gewesen und hatte dem völkisch inspirierten Komponisten Josef Reiter Operntexte geliefert. Sein letztes Buch hiess «Das Dreigestirn», womit Wagner, Liszt und Bülow gemeint waren. Morold war Anwärter auf den Ehrenring der Stadt Wien und auf die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft, die er 1941 tatsächlich erhielt.

Anfang 1940 kämpfte man im Volksopernhaus nicht nur um den Sieg für «Dorothea», sondern auch um eine bessere Besoldung für einen Teil des Personals. Man kümmerte sich um den musikalischen Nachwuchs, unternahm Gastspielreisen und setzte kleinere bauliche Verbesserungen durch.

Doch für die Gaustadt Wien hielt das Jahr 1940 nicht nur künstlerische Ereignisse bereit. Den ersten Tropfen eines giftigen Regens gleich fielen hier die Todesurteile über österreichische Patrioten. Von neuen Massenexekutionen in Polen sickerten spärliche Nachrichten bis an die Donau. Auch innerhalb der Wehrmacht knatterten die ersten Salven der Erschiesungskommandos, nachdem Militärärzte jene Stelle auf der Brust sorgsam gekennzeichnet hatten, wohin zu zielen war. Verhaftungen, verschärfte Verhöre, Auf-Transport-Gehen oder Nicht-mehr-gesehen-Werden, das alles gehörte zum Kriegsalltag und fiel nicht weiter auf, da ja Einberufungen und dienstliche Versetzungen die alten Gesichter rasch vergessen liessen und mit neuen bekanntmachten. Kein Mensch sollte im Sommer 1940 erfahren, dass in einer alten österreichischen Kavalleriekaserne bei Auschwitz ein neues Konzentrationslager aufgemacht wird; niemand weiss, dass die scheinbar regellosen Tötungen in Dachau, Buchenwald, Sachsenhausen oder sonstwo abgestellt und tausende Häftlinge für neue Verwendungsmöglichkeiten im Rahmen der deutschen Kriegsmaschine reserviert werden. Nur wenige vermuten Richard Schmitz in Dachau und Dr. Schuschnigg im Münchner Gestapo-Gefängnis Stadelheim. Grossdeutschland verlangt in seinem Schicksalskampf restlose Hingabe, und daher zeigen Söhne ihre nörgelnden Väter an und Frauen ihre ungetreuen Liebhaber. Mischlinge bringen sich um, weil sie nicht für voll genommen werden, und jüdische Einzelgänger arbeiten mit staatlichen Dienststellen zum Nachteil ihrer mosaïschen Leidensgefährten zusammen.

Merkwürdigerweise wurde bei jeder Bezeichnung Wiens in Presse und Rundfunk das Attribut deutsch sehr gerne beigelegt, wiewohl es niemand einfiel, vom deutschen München oder deutschen Berlin zu sprechen. Das war selbstverständlich, während man hierzulande immer noch an andere Schattierungen der Donaumetropole erinnert wurde, die es in Abrede zu stellen galt. In diesem deutschen Wien herrschte jedenfalls Anfang 1940 grosses Ablen-

kungsbedürfnis auf kulturellem Gebiet bzw. im Vergnügungsleben, dem langsam Zügel angelegt werden mussten. Die militärische Situation wurde weniger beachtet. «Hurra-Parolen? Sie sind in jedes Herz eingegraben, in jedem Menschen dieser grossen Masse... Ohne falsches Pathos, frei von übermütiger Dullihästimmung und frei von Ängstlichkeit und Schwächen steht die Front im Inneren, ein Ostwall der starken Herzen, unbesieglich und ehern, wie jener im Westen. Und die Menschen, die ihn bilden, tun weiter ihre Pflicht und vertrauen im übrigen auf den Führer und auf jenen Herrgott, der – nach einem Führerwort – seine Gnade noch immer dem gegeben hat, der entschlossen war, sich selbst zu helfen!» So schreibt darüber Leo Schödl im «Wiener Beobachter», dem täglichen Beiblatt des «Völkischen Beobachters», ohne zu ahnen, wie real und fragwürdig zugleich der Ostwall fünf Jahre später für Wien werden sollte.

Schwer zu sagen, bei wem Schödl mit seiner Sachlichkeit an Stelle demonstrativer Begeisterung recht hatte und bei wem er sie mit resignierter Interesselosigkeit oder verborgenem Trübsinn verwechselte. Die Gemeindeväter sahen sich jedenfalls in ihren Bemühungen öfter einer Bevölkerungsgruppe gegenüber, auf die letzteres zutraf. Meist handelte es sich um Intellektuelle in spezifisch Wiener Ausführung, denen Reichsminister Dr. Goebbels vor einigen Monaten im «Völkischen Beobachter» bereits «die Maske vom Gesicht» gerissen hatte: «Er (der Intellektuelle) ist meistens das Ergebnis unserer früheren, gänzlich falschen und fehlgeleiteten Schulbildung und Erziehung. Er ist, so schlau er sich zu geben vermag, in Wirklichkeit masslos kurzichtig und vor allem masslos feige.»

Ab 1. Jänner 1940 mussten in Wien die neue Getränkesteuer und die Vergnügungssteuer an die Gemeinde entrichtet werden, einen Tag später wurde die studentische Dienstpflicht an den Hochschulen eingeführt. Am 5. Jänner empfing der Beigeordnete Kozich im Rathaus die Teilnehmer der Deutschen Meisterschaften im Eiskunlauf und nahm eine Siegerehrung vor: Hanne Niemberger war Zweite geworden. Zwei Tage darauf lockte der reichliche Schneefall die Wintersportler zu einem Wiener «Volksskitag» in die Umgebung, und die Strassenbahnen hatten deshalb Hochbetrieb. Am 11. Jänner hiess der mit wechselnden Gemeindeverpflichtungen behaftete Dr. Tavs im Rathaus den niederländischen Dirigenten Wilhelm Mengelberg willkommen.

Der ehemalige Patentamtsbeamte Dr. Tavs, der knapp vor dem Anschluss durch die polizeiliche Aufdeckung des sogenannten Tavs-Planes zu den letzten braunen Sensationen unter dem Schuschnigg-Regime beigetragen hatte, war nach dem März 1938 nicht zu den erhofften Ehren gekommen. Er waltete einige Zeit als Kreisleiter in Perchtoldsdorf, übernahm dann Agenden der Gemeinde und betreute einverleibte Randgebiete Gross-Wiens sowie die Siedlerbewegung. Sein Zusammentreffen mit Mengelberg war pure Gunst des Zufalls bzw. lag in anderweitigen Verpflichtungen der hiefür prädestinierten Personen begründet. Mengelberg, der im braunen Fahrwasser schwamm und sich seiner deutschen Abstammung rühmte, wollte mit den Wiener Philharmonikern ein grosses Konzert im Musikverein geben. Bei diesem Klangkörper war soeben eine lange Periode von Provisorien zu Ende gegangen, denn der Wiener Ratsherr Wilhelm Jerger hatte nunmehr offiziell die Vereinsführung übernommen.

Nicht nur im Musikverein, auch in Floridsdorf galt die Kultur etwas. Am 11. Jänner 1940 gab dort die aus einer Spielgemeinschaft des Deutschen Volkstheaters konstruierte KdF-Bühne Wiens ihre Eröffnungsvorstellung. Das Kulturamt aber organisierte für den 18. Jänner ein grosses Konzert im Reservelazarett Gassergasse. Bemerkenswert, wie viele Lazarette damals im Gau Gross-Wien eingerichtet wurden, obwohl der Anteil an den Toten und Verwundeten aus der polnischen Kampagne unter den heutigen Unfallsquoten im Strassenverkehr lag. Aber man bereitete sich auf grössere Dinge vor.

Wiederholt war die Wiener Hitler-Jugend im Rathaushof mit Fähnlein bedacht worden,

und der Deutsch-Ausländische Studentenklub hatte im Beisein von Dr. Tavs, der den Erschienenen Hinweise auf die Südostmission Wiens gab, seine neuen Räumlichkeiten bezogen.

Für Anfang Jänner 1940 war das zweite Stadtkonzert Wiens in einem verdunkelten Saal anberaumt, wobei die Wiener Symphoniker unter ihrem musikalischen Chef, Generalmusikdirektor Weisbach, die Fünfte Bruckners in der Originalfassung aufführen wollten. Mit etwas Verspätung wurde zur gleichen Zeit das Erlöschen des Ratsherrenmandates für Fridolin Glass verlautbart, weil man diesem SS-Herrn Ende 1939 den Dienstsitz weitab von Wien verlegt hatte. Seine Rolle beim Juliputsch anno 1934 war nicht ganz geklärt worden, obwohl der Reichsführer SS eine geheime Untersuchungskommission hiefür eingesetzt hatte. Währenddessen unternahm Brigadeführer Kozich die weitaus ungefährlichere Anstrengung, einem Teil der Wiener Schuljugend Skier und Schlittschuhe kostenlos zu leihen. Dazu wurden in den Schulhäusern der Randbezirke eigene Remisen eingerichtet bzw. Aufbewahrungsräume bei den Eislaufplätzen freigemacht, wo die Schlittschuhe gegen Entgelt am Nachmittag sogar Erwachsenen überlassen wurden.

Der Rezensent Hans Mücke spendete unterdessen Ann Tizia Leitich, Emil Pirchan und Karl Maria Grimme für deren neue Wien-Bücher publizistisches Lob, und der Schrifttumskammerpräsident, Hanns Johst, erliess unter dem Titel «Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens» einen Appell an alle Leser Deutschlands, Bücher an die Front zu senden. Dergestalt wurde für Buch und Schwert gleichermaßen gesorgt.

In diesem Winter fand das Büchlein von Alexander Witeschnik über «Die Dynastie Strauss» viele Freunde, und Rezensenten wie Hugo Hofer wurden bei der Lektüre angeregt, sich an den Eigenarten der Walzerfamilie, insbesondere der Rastlosigkeit, dem Ehrgeiz und der Leidenschaft von Strauss-Vater, einem geheimen Judenstämmeling, zu ergötzen. Im Dianabad veranstaltete man eine Gedenkfeier aus Anlass der Erstaufführung des Strauss-Waltzers «An der schönen blauen Donau» an gleicher Stelle, wobei des ursprünglichen Textes, der einst zur Erheiterung nach den Ereignissen um 1866 dienen sollte, nur sehr diskret gedacht wurde. Die Judenverwandtschaft des Strauss war bereits durch entsprechende Korrekturen im Matrikenbuch von St. Stephan ebenso diskret zum Verschwinden gebracht worden; die offizielle Wut richtete sich vielmehr gegen eine der Gattinnen des eigentlichen Walzerkönigs und deren Anhang, weil hier ebenfalls nichtarisches Blut in den Adern rollte.

Im kleinen Saal der Musikschule der Stadt Wien wurden die neueingestellten Musiklehrer der Anstalt im Rahmen einer Feierstunde angelobt, wobei Beigeordneter Blaschke von Wiens besonderer Bestimmung als «klingendes Herz des Reiches» sprach. In der Akademie am Schillerplatz verkündete Professor Alexander Popp vor den angetretenen Studenten, dass ihm der Reichsminister Rust sowie der stellvertretende Gauleiter Wiens, SS-Oberführer Scharitzer, die Weiterführung des Hauses als der ältesten und nun auch als der einzigen Kunstakademie des Reiches mit Hochschulcharakter zugesagt hätten. Die Position dieses Instituts, in das einst Adolf Hitler eintreten wollte, ist damit bis zum heutigen Tage gerettet worden.

## DER BLUTORDEN

Im Steinernen Saal des Wiener Rathauses, dessen mit politischen Motiven durchwirkte Gobelins in Bälde von einem Liebenberg- und einem Niklas-Salm-Wandteppich nach Entwürfen von Professor Böttger ergänzt werden sollten, empfing Kozich eine Abordnung des Bannes 504, deren Mitglieder beim Fernwettschiessen der HJ den Sieg davongetragen hatten. Auch die aus Berlin siegbekrönt zurückgekehrten Wiener Handballer und eine erfolgreiche Eishockey-Mannschaft der HJ wurden dort von Kozich begrüsst.

Im benachbarten, kleinen Sitzungssaal des Wiener Rathauses, wo Professor Dachauers Führerbild herniederschaute, gab es ein ganz besonderes Fest: SS-Oberführer Scharitzer überreichte 68 Parteigenossen des Gaues Wien den Blutorden, also die höchste Auszeichnung der Bewegung Adolf Hitlers. Insgesamt wurden in Wien etwa 250 Personen damit dekoriert und hiessen demnach offiziell die «Blutordensträger» der Gaustadt.

Eine bedeutend höhere Anzahl von Leuten nahm in diesen Monaten mindestens ebensolche körperliche Risiken auf sich, wie die also Geschmückten seinerzeit während der Dollfuss-Schuschnigg-Ära zu ertragen hatten. Die österreichische Widerstandsgruppe Burian war allerdings schon Ende 1938 entdeckt worden, die Gruppen Hebra und Zemljak folgten noch 1939. Nun ereilte die beiden «Österreichischen Freiheitsbewegungen», Scholz und Lederer, die Untergruppe Heintschel-Heinegg und die «Grossösterreichische Freiheitsbewegung» des Dr. J. Kastelic ihr furchtbares Schicksal. Im Herbst 1940 kam es zu einer Verhaftungswelle unter der ehemaligen bündischen Jugend. Verschiedene kleinere Gruppen, z.B. die Organisation «Eisen», wurden ebenfalls von der Gestapo heimgesucht, desgleichen die Gruppen «Müller-Thammer» und «Meithner». Die braunen Schergen erwiesen sich im Vergleich zur Behandlung, welche die Blutordensträger seitens der österreichischen Exekutive erlitten hatten, als weitaus rachsüchtiger und brutaler. Die Behandlung linksstehender Freiheitskämpfer, z.B. des im Dezember 1939 ausgehobenen «Lit-Apparates» der Kommunisten, übertraf trotz der Russenfreundschaft alles bisher Vorstellbare.

Da war die Erinnerung an die im Februar 1940 abgehaltene Modeschau vor geladenen Gästen internationaler Provenienz im Haus der Mode am Lobkowitzplatz bedeutend angenehmer. Auf mehr als vierzig Modeschauen bei deutschen und internationalen Kongressen konnten bisher Wiener Geschmacksartikel und kunsthandwerkliche Schöpfungen der Öffentlichkeit vorgeführt werden. Die gleichen Ziele verfolgte die Beteiligung des Hauses an verschiedenen Messeveranstaltungen sowie eine ständige Verkaufsschau in der Kärntnerstrasse. Den Kontrolloren in Berlin schienen sie suspekt, da eine vergleichende Wertung zwischen Wien und der Reichshauptstadt den Geschmacksprimat letzterer in Frage zu stellen schien. Die Zukunft des Hauses der Mode am Lobkowitzplatz verdunkelte sich daher bald.

Ganz anders war es mit dem tschechischen Nationalstolz bestellt, der nach dem Ende des Ersten Weltkriegs inmitten einer zahlenmässig bedeutenden Wiener Minderheit weiterwucherte. Damals hatten noch ein paar Wiener Gemeinderäte ihr Gelöbnis in tschechischer Sprache aufgesagt, später war Geld aus der Tschechoslowakei zugunsten des Eigenlebens der betreffenden Landsleute nach Wien geflossen. Die Wirren um das Jahr 1934 hatten die ersten Schwierigkeiten gebracht, doch selbst Bürgermeister Neubacher musste 1938 die Vertreter der Wiener Tschechen noch offiziell empfangen und ihnen eine gewisse Eigenständigkeit zusichern. Ungefähr mit Kriegsbeginn fing die Eindeutschungspolitik an fühlbar zu werden, d.h. jenen, die nicht ins Protektorat rückwandern wollten, wurde das tschechische Theaterspielen oder der Unterricht in der Muttersprache schwer gemacht.

Immerhin hielt sich eine gewisse Gruppe, durch Anlehnung an nationalsozialistische Gedankengänge leidlich geschützt, ohne deutschen Wehrdienst machen zu müssen. Doch ihre zahlenmässige Bedeutung nahm schon Anfang der vierziger Jahre stark ab, wenn auch von brauner Seite gegen Kriegsende ein Rückfall der deutsch Assimilierten ins Tschechische befürchtet werden sollte.

Die erste Märzhälfte 1940 gehörte der «Wiener Messe». Ihre Propagandisten meinten, dass ein wesentliches Kennzeichen der Frühjahrsmesse 1940 die Funktion Wiens als Kulturbotschafter des Deutschen Reiches gegenüber Südosteuropa gewesen wäre. Man begann also, trotz Betonung der «unanfechtbaren» Wirtschaftskraft und des deutschen «Qualitätsgüter-Anbotes», etwas vom bisherigen Messezweck abzurücken und fand dafür in der mittelalterlichen Vergangenheit Wiens einige Beispiele. Manche Berichtersteller wunderten sich naiv, dass sogar kostbarste Erzeugnisse der Wiener Geschmackkunst ihre Käufer fanden. Die käuflichen Damen der Inneren Stadt waren von der Freigebigkeit der Reisenden ebenfalls überrascht und entzückt.

In einer Wiener Zeitschrift meldete sich Dr. Hermann Hibler zu Wort und belobigte die Musikschule der Stadt Wien, weil dort die liberalistische «Virtuosenfabrik» durch eine «Lehr- und Lerngemeinschaft, bzw. Musiziergemeinschaft» überwunden worden sei. Das Wort «kulturbolschewistisch», das 1938 oft in Zusammenhang mit negativen Bewertungen verwendet worden war, kam nach den Moskauer Verträgen nicht mehr vor. Ähnlich verhielt sich ja auch Hitler selbst, der in seinen Reden nicht mehr von «bolschewistischen Zuständen», sondern von «mazedonischen Zuständen» sprach. Erwähnenswert war nach Hibler auch die Arbeitsgemeinschaft für alte Musik, «die auf einer einzigartigen Sammlung alter und alten Originalen nachgebauter Instrumente» aufgebaut wurde.

Inzwischen hatte der Reichsführer SS im Osten die erste grosse Umsiedlungsaktion des Zweiten Weltkriegs zu Ende geführt. Nach dem Vertrag von Riga kehrten bis Jahresanfang bereits 80.000 Volksdeutsche aus dem Baltikum in den Warthegau heim. In fast ebensolcher Eile schlossen sich 160.000 aus Wolhynien, Ostgalizien, den Gebieten um Bialystok und am Narew an. Alle wollten zum «grossen Vater Hitler», der ihnen zwei neue Reichsgaue und zwei Regierungsbezirke slawenfrei gemacht hatte. Dr. Goebbels schickte ihnen 28 führende Reichsbühnen zu Gastspielen und liess 5000 Radioapparate kostenlos verteilen, damit die Unerfahrenen deutsche Art und Sitte lernen könnten. Selbstverständlich waren die Wiener bei der Tournee dabei.

Das Lernen wurde auch andernorts gross geschrieben. Die Ärzte der städtischen Heil- und Pflegeanstalt Am Steinhof und mehrere Wiener Nervenheilanstalten folgten, soweit es ihnen möglich war, mit fachlichem Interesse den Aktionen zur Verringerung geistig umnachteten Menschenmaterials. Das anno Schnee von einem Starhemberg den Blödsinnigen gewidmete Schloss Hartheim bei Linz wurde 1940 zu einer zentralen Endstation für Geisteskranke ausgebaut. Auch aus dem Konzentrationslager Dachau kamen 300 kränkliche Häftlinge nach Hartheim zur Todeskur, allerdings ohne wesentliche Anzeichen geistiger Minderwertigkeit aufzuweisen. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben gerichtliche Untersuchungen ergeben, dass in Hartheim von 1940 bis 1944 zirka 30.000 Menschen ums Leben gebracht worden waren, bzw. für Versuche zur Tötung mit Giftgas erhalten mussten. Die in Hartheim entwickelten Methoden sollen sich in den sogenannten Vernichtungslagern des europäischen Osten bewährt haben.

Das Wiener Leben bot genug Abwechslung, die Unlustgefühle verscheuchen konnte. Die braunen Hemden und Uniformen behaupteten sich neben den Farben von Heer und Luftwaffe bei allen öffentlichen Veranstaltungen. Am 29. April 1940 wurde in der 4. Sitzung der Ratsherren der Stadt Wien vom stellvertretenden Gauleiter Scharitzer eine schon länger schwebende Informationsbombe offiziell zur Explosion gebracht. Der städtischen Admini-

stration standen tiefgreifende Änderungen ins Haus: Der stellvertretende Gauleiter, also der ranghöchste Wiener, blickte die Versammelten mit ausdruckslosen Augen an und entschuldigte den dienstlich abwesenden Bürckel. Dann verkündete er, dass Dipl.-Ing. Hermann Neubacher durch einen Sonderauftrag über die Kriegszeit von Wien abwesend sein werde und daher einen allgemeinen Vertreter brauche. Diesen präsentierte Scharitzer in der Person des hessischen Regierungspräsidenten Philipp Wilhelm Jung.

Jung übernahm hernach den Vorsitz und entschuldigte sich nun seinerseits, dass ausgerechnet er vor 14 Tagen nach Wien geholt worden sei. Er habe daher auch kein Programm anzubieten. Der Rest seiner Ansprache bestand aus allgemeinen Phrasen, und man glaubte ihm fast, als er sagte, dass er lieber als Batteriechef an der Front stünde als im Wiener Rats-herrensaal.

Der neugebackene Bürgermeisteraspirant aus Hessen setzte sich nieder; Blaschke stand auf und berichtete unbewegt über die Entlehnungsgebühren der städtischen Büchereien und über die neuen Fremdenverkehrskurse. Kozich referierte über ein Dutzend privater Sportplätze, die von seinem Amt für Leibesübungen übernommen werden sollten. Niemand liess sich anmerken, wie betroffen alle alten Wiener Nationalsozialisten vom Misstrauensvotum des Führers waren, der ihnen den Bürgermeisterstuhl mit einem Fremden besetzte. Ob das die Antwort auf den bodenständigen Kampf der mittleren Parteigrössen gegen Bürckel sein sollte?

Inzwischen war der offizielle Geburtstagsrummel zu Franz Lehars 70. Wiegenfest losgegangen. Bürckel hatte sich nicht blicken lassen, nur schriftlich gratuliert und den Ehrenring der Stadt Wien in Aussicht gestellt. Lehar widmete aus Dankbarkeit der Stadt Wien die neu geschaffene Festouvertüre zur «Lustigen Witwe» und übergab am 23. Mai 1940 feierlich das Partiturmanuskript dem Regierungspräsidenten Jung im Rathaus. Die Witwenouvertüre war schon am 5. Mai beim philharmonischen Konzert im Grossen Konzerthausaal als Eröffnung des Festprogrammes zur Aufführung gelangt. Lehar brachte «Die lustige Witwe» sogar als glanzvolle Revue in Berlin heraus. Dort war alles viel grosszügiger, mondäner und ungenierter als in Wien.

Der Mai 1940 mochte für Frankreich entsetzlich werden, für Wien war er ein musikalischer Monat. Am 5. dirigierte Furtwängler ein Gastspiel der Berliner Philharmoniker, die am nächsten Tag ins Rathaus auf Besuch kamen. Am 17. fand die erste Serenade auf dem Josefsplatz unter Generalmusikdirektor Weisbach statt. Auch beim 110-jährigen Jubiläum der «Hoch- und Deutschmeister» am 26. wurde geblasen und getrommelt. Mittlerweile stellte sich heraus, dass die anglo-französischen Militärs das Buch des Mannes aus Braunau ebenso unaufmerksam gelesen hatten, wie dies die Österreicher und die Juden vor dem 13. März 1938 taten. Dort stand nämlich gedruckt, dass Hitler die Wehrkraft der Westmächte schon anno 1918 dem «deutschen Recken» gegenüber geringschätzte. Seiner Meinung nach hatten damals nicht das amerikanische Material und das Expeditionskorps aus den USA bzw. die Kampferfahrung der Alliierten den deutschen Vormarsch gegen Paris aufgehalten, sondern nur die propagandistische Wirkung des Munitionsstreiks im «dolchstossenden» Hinterland.

In Wien kamen sich viele Menschen von den Siegen im Westen wie erschlagen vor. Am Rande der frühsummerlichen Strassen der Stadt umstanden grössere Menschengruppen die Radiogeschäfte, wo Lautsprecher die Wehrmachtsberichte und Sondermeldungen verkündeten. Mit fassungslosem Staunen hörten die Skeptiker nunmehr Namen wie Somme und Marne, Arras und Verdun, wo die Deutschen vor 25 Jahren zu jedem Meter Vorrücken Monate und Jahre gebraucht hatten, als Durchbruchstellen angeführt. Der Pariser Einzugs-marsch spülte den Wiener Restglauben an die Entente hinweg. Der österreichische Minderwertigkeitskomplex wuchs ins Gigantische, die Lehren des Buches «Mein Kampf» behielten

anscheinend überall recht. Im Wiener Amtsblatt erklärte Herr Blaschke um diese Zeit: «Während auf den historischen Schlachtfeldern Frankreichs und Belgiens der Kanonendonner der grössten Schlacht der Weltgeschichte die ganze Welt in seinem Bann hält, wurde ein Friedenswerk von bleibender Bedeutung begründet. Wieder ein Beweis dafür, dass alles deutsche Bestreben auf eine friedliche und gerechte Ordnung Europas hinzielt.» Dieses Friedenswerk betraf den Balkan, wo die Engländer noch immer «Wührarbeit» leisteten.

Offizielle Delegationen Bulgariens, Griechenlands, Jugoslawiens, Rumäniens, der Slowakei und Ungarns legten Ende Mai 1940 nach dreitägigen Beratungen mit den Vertretern des Reichspropagandaministeriums und des Reichsgaues Wien die Grundzüge jener Wiener Südost-Wochen, die künftig im Mai stattfinden würden, fest und gestalteten schon im einzelnen das Programm der ersten Woche, die für 1941 angesetzt wurde. Damit war eine ständige Leistungsschau des kulturellen Werdens und Schaffens der Völker des europäischen Südostens gemeint, wobei nicht nur die kulturellen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und den Südoststaaten, sondern auch dieser Staaten untereinander stark vertieft werden sollten.

Man gab auch gleich das Programm für 1941 bekannt: Eine Akademietheateraufführung des bulgarischen Lustspiels «Golemanoff» in deutscher Sprache mit Burgtheaterschauspielern, ein altgriechisches Drama mit neugriechischem Ensemble im Freien oder im Burgtheater, eine jugoslawische Opernaufführung in der Volksoper; Goethes «Faust» auf rumänisch in der Josefstadt, ein slowakisches Schauspiel im Volkstheater sowie eine ungarische Oper und ungarisches Ballett in der Staatsoper, woran sich ein Budapester Ensemble mit Wiener Orchester beteilige. Ferner eine Fachtagung für Bühnenleiter und Theatertheoretiker, eine Theaterausstellung, wobei jedes Land Goethes «Faust» (Erster Teil) zum Gegenstand dekorativer Gestaltung mache, je ein Konzert der Philharmoniker und der Symphoniker, Konzerte der Bulgaren mit Orchester und Chor, eine Musikausstellung, noch eine Fachtagung und schliesslich ein Kameradschaftstreffen der Komponisten Südosteuropas in Wien.

Auf literarischem Gebiet waren mehrere Expositionen vorgesehen, dazu eine Josefstad Matinee mit übersetzter Lyrik, eine Südost-Buchreihe und eine Vierteljahresschrift, die ausschliesslich der Balkankultur gewidmet wurde. Natürlich sollten die bildende Südost-Kunst und die Archäologie im Künstlerhaus und in der Hofburg nicht zu kurz kommen, Fachreferate und Kunsthandwerksschauen als Ergänzung dienen. Auf dem Messegelände würden sich die Volkstänzer und Musikanten des Balkans treffen und dort eine grosse gemeinsame Schlussveranstaltung durchführen. Auch an eine Reise- und Verkehrsausstellung war gedacht. Also ein umfassender Plan, der vielleicht manches Maschinengewehr überflüssig machen könnte. Der kulturelle Generalstab in Berlin und Wien irrte je-doch, wie wir später erfahren müssen.

In Warschau unterhielt sich der dortige Gouverneur, SA Brigadeführer Dr. Fischer, mit den Streichern der Wiener Symphoniker, die bei einem Kammermusikabend in Krakau erfolgreich konzertiert hatten und nun in der ehemaligen Hauptstadt Polens Schubert und Mozart spielten. Blaschke gratulierte dem Staatsakademielehrer und Komponisten Friedrich Reidinger, der am 17. Juli den 50. Geburtstag feierte und von dem die Oper «Der Römerzug» sowie eine «Gotische Messe» stammten. Reidingek der sich auch mit Symphonien versuchte, leitete jetzt die «Konzerte junger Künstler» in Wien. Im Café Herrenhof entwickelten die Kulturamtsleute gottloses Brauchtum bezüglich der «Namensgebung» Neugeborener und liessen die standesamtliche Konkurrenz der kirchlichen Trauungen durch allerlei braunen Zierat ausschmücken.

So rückte der 10. August des Jahres 1940 heran und damit die 5. öffentliche Versamm-

lung der Ratsherren der Stadt Wien. Zwei Vorsitzende thronten auf einmal vor den Erschienenen: Reichsstathalter Gauleiter Josef Bürckel und Reichsleiter Reichsstathalter Gauleiter Baldur von Schirach. Ersterer teilte mit, dass ihm der Führer einen neuen Auftrag gegeben habe und stellte letzteren den «alten Marschierern der Partei» als neues Wiener Oberhaupt vor. Diese alten Wiener Marschierer und Blutordensträger raufte im Geist immer noch mit dem österreichischen Menschen herum, ein seelisches Trauma, das die Deutschen peinlich berührte und wenig interessierte. Dr. Tavs meldete sich daher übereifrig zu Wort und machte bekannt, dass gemäss einer «Entschliessung des Bürgermeisters der Dr.-Ignaz-Seipel-Ring von nun an Josef-Bürckel-Ring heisst». Ausserdem werde Bürckel auf Grund der deutschen Gemeindeordnung im Einverständnis mit dem Beauftragten der NSDAP, SS-Oberführer, Pg. Scharitzer, Ehrenbürger der Stadt Wien. Anschliessend feierte Dr. Tavs den neuen Ehrenbürger enthusiastisch, weil er «dem Spuk des Zerrbildes eines separatistischen, reichsfeindlichen, besonderen österreichischen Menschen und der plutokratischen, politischen Schachfigur eines separatistischen zweiten deutschen Staates jede politische Wirklichkeit ein für allemal genommen hat. Der Stadt Wien erwies Gauleiter Bürckel noch einen zweiten Dienst, den allein wir Wiener richtig zu würdigen verstehen. In der Zeit, da seine starke und energische Hand führte, verliessen mehr als zwei Drittel aller jüdischen östlichen Fremdlinge unsere Stadt».

Die starke und energische Hand hob sich zwei Tage später vor der Flugzeugtür am Rollfeld Aspern letztmalig zum deutschen Gruss an die erschienenen Parteiführer, Staatsrepräsentanten und Stadtverwalter Wiens. Schirach überreichte Frau Bürckel zum Abschied eine prachtvolle Blumenspende. Dann wurden die Motoren angeworfen, die Maschine hob ab, und ein Abschnitt der Geschichte Wiens war für immer erledigt.

Schon Monate früher, also bald nach dem Anschluss, hatten sich die braunen Machthaber dazu verstanden, von ihrer ursprünglichen Absicht einer Rachejustiz gegen die Repräsentanten der sogenannten österreichischen Systemzeit abzurücken. Man begnügte sich mit deren Einlieferung in Konzentrationslager und sah von Prozessen ab, dies allerdings unter Umständen, die den Tod zahlreicher Inhaftierter mit sich brachten. Manche, die man vorher zu strengstem Schweigen verpflichtet hatte, kamen sogar nach Hause zurück. Die Justiz aber, die mittlerweile das deutsche Rechtssystem eingeführt hatte, wandte dieses gegen eine neue Welle von Reichsgegnern an, ob sie nun Österreich wiederherstellen wollten, Mitteleuropa bolschewisieren oder habsburgisch zu machen wünschten und dergleichen mehr. Darüber verlautete in der Öffentlichkeit überhaupt nichts, es gab offiziell einfach keine Geister dieser Kategorien, nur so weit herabgesunkene Individuen, dass sie auszumerzen wären, was man ohne Debatte den zuständigen Organen zu überlassen hätte. Ob Herr Bürckel dabei mässigend oder anfeuernd eingegriffen hat, ist ebenso unbekannt wie sein mysteriöser Tod fünf Jahre später.

## FEUCHTER FRÜHLING

Schon am 1. April 1940 wurde gemäss den Bestimmungen des Ostmarkgesetzes die Verwaltung des ehemaligen Bundesstaates Österreich von den Reichsstatthaltern der einzelnen Gaue übernommen. Die Parteigenossen in Graz, Linz, Klagenfurt usw. fühlten sich endlich vom letzten Druck aus Wien befreit, der Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich hatte seine Aufgabe erfüllt. Gauleiter Bürckel war daher ab April dieser Funktion ledig und amtierte nur noch als Reichsstatthalter und Gauleiter Gross-Wiens. Ein, zwei Rumpfministerien und andere bisher für die ganze Ostmark zuständige Ämter erwiesen sich freilich als überaus zählebig und vegetierten in Wien als Zuflucht für Beamte, die anderswo nicht unterzubringen waren, weiter.

Fast gleichzeitig nahm der europäische Konflikt eine überraschende Wendung, mit der alle Friedenshoffnungen aufs äusserste reduziert wurden. Bevor wir uns jedoch damit beschäftigen, bleibt in Hinblick auf die geopolitische Lage Wiens zu vermerken, dass am 5. April 1940 in Berlin die Gründung einer Deutsch-Ungarischen Gesellschaft besonders festlich vollzogen werden konnte. Der Einfluss des Reiches im Südosten wuchs tatsächlich weiter an, zumal die Briten ihren Freunden in Rumänien und Griechenland keine nachhaltige Hilfe bieten konnten. Die Engländer verliessen sich auf die Macht ihres Geldes in traditionell korrupten Staaten und bemerkten zu spät, wie sehr sich die Mehrheit dieser Länder den Idealen des Faschismus genähert hatte.

Jedenfalls, bei der Gründungsversammlung der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft erklärte der Präsident dieser Vereinigung, dass das nationalsozialistische Deutschland das kulturelle Erbe der deutsch-ungarischen Beziehungen weiter hegen werde. Bei diesem Präsidenten handelte es sich um Dr. Glaise von Horstenaus, von dem eine Publikation des Reichspropagandaministeriums aus gleichem Anlass betont, dass er «Generalstäbeler in der Armee der k. k. Monarchie und nach dem Weltkrieg einer der aktivsten Vorkämpfer des Anschlusses der Ostmark ans Reich» gewesen sei. Im Reichspropagandaministerium konnte man natürlich anno 1940 die tragischen Wendungen im künftigen Leben Glaise-Horstenaus nicht voraussehen.

Ein paar Tage später begannen in Budapest bedeutsame Kulturverhandlungen, denen mehrere Buchausstellungen folgten, wo Ritter von Srbik – laut Reichspropagandaministerium auch «ein erprobter Vorkämpfer des Anschlusses der Ostmark, der stets auf höchster Ebene der geistigen Auseinandersetzung für Grossdeutschland gefochten hat» – über das Thema «Das Werden der deutschen Einheit in den letzten Jahrhunderten» sprach.

Doch die Geschichte ist ein unerbittlicher Zählkellner. Die Magyaren hatten seit 1938 bereits einiges konsumiert, von dem sie annahmen, es sei kostenlos, da es sich um ehemalige Territorien der ungarischen Krone handelte. Aber die Deutschen mussten damals die Rechnung an Stelle Budapests begleichen und sahen die Ungarn daher als Schuldner an. Am 30. August 1940 verschafften sie den Magyaren weitere Genüsse: Gemäss des zweiten Schiedsspruches der Reichsregierung im Wiener Belvedere sollten die Rumänen Transsylvanien an Ungarn und die Dobrudscha an Bulgarien zurückgeben. Vier Tage später dankte König Carol in Bukarest ab, die Engländer hatten ihr Spiel in Rumänien endgültig verloren. Mit Hilfe der Eisernen Garde übernahm dort General Antonescu die Macht. Während die Gardisten unter ihren früheren Gegnern entsetzliche Scluttaten anrichteten, bemühte sich der nominelle Bürgermeister Wiens, Dipl.-Ing Neubacher, mit anderen deutschen Emissären um die Sicherung der rumänischen Ölfelder. Am 14. September 1940 trafen über Ungarn deutsche Kontingente in Rumänien ein. Antonescu hatte um militärische Sicherungskräfte gebeten, Budapest hatte

den Durchmarsch gewährt. Am 20. November 1940 trat Ungarn dem Dreimächtepakt, also der Achse Rom-Berlin-Tokio, bei, am 23. November folgte Rumänien und am 24. November die Slowakei.

In einer Zeit, da sogar Schweden deutschen Durchreiseansprüchen geneigt war, bedeutete dies noch kein Unglück. Anders lagen die Dinge jedoch einige Monate später, als der Angriff auf Jugoslawien über Ungarn hinweg vorgetragen wurde, also gegen ein Land, dem sich Ungarn vor kurzem auf diplomatischem Wege sehr genähert hatte. Jetzt ging die Auseinandersetzung im Inneren los; ein Prominenter entlebte sich, andere verschwanden irgendwohin, und volksdeutsche Kabinettsmitglieder mussten den Regierungskurs entsprechend korrigieren helfen.

Wenn wir vorhin Glaise-Horstenau, von Srbik und Neubacher genannt haben, so geschah dies hauptsächlich deshalb, um eine Überlegung des Führers zu unterstreichen, derzufolge erfahrene Ostmärker an der Lösung der Aufgaben im Südosten besonders zu beteiligen wären. Eine entscheidende Rolle billigte man ihnen dabei aber nirgends zu. Die Einflussnahme auf die Internationale Donaukommission, die Ausschaltung der britischen Handelsgesellschaften, die Umorientierung des Wirtschaftsgefüges der Balkanstaaten auf die Reichsinteressen behielt Berlin sich vor. Hiebei mussten die ambitionierten Ostmärker allerdings mit einem lachenden und einem weinenden Auge erkennen, dass die Nationen Südosteuropas nicht ganz von der ausschliesslichen Oberherrschaft des Preussentums am Balkan begeistert waren. Mitte April 1940 bewies z.B. Jugoslawien, dass es an einer Versöhnung mit der UdSSR interessiert war. Belgrad nahm die diplomatischen Beziehungen mit Moskau wieder auf, versuchte eine wirtschaftliche Verbindung nach Russland herzustellen und sperrte den früheren Diktator und Deutschenfreund Dr. Milan Stojadinowitsch, der viel zum Untergang Österreichs beigetragen hatte, ein.

Am 20. April 1940 wurde im ganzen Reich – und damit auch im Gau Gross-Wien – der Geburtstag des Führers feierlich begangen. Reichsjugendführer Baldur von Schirach, der als «Gefreiter» in einem Regiment am Westwall Dienst machte, bot Adolf Hitler die Grüsse des deutschen Westheeres dar. Auch die ostmärkischen Gebirgsjäger in Norwegen mussten ihrem obersten Befehlshaber herzlichst gratulieren.

Mit den deutschen Operationen in Norwegen traten diese ehemaligen Österreicher ins mythische Licht der Kriegsgeschichte, während ihr Einsatz in den südpolnischen Bergen im Vorjahr noch keine wesentlichen Erinnerungen geschaffen hatte. «Aus dem Steirerland und aus Tirol, aus den Kärntner Bergen sind wir wohl», sangen findige Propagandisten den jungen Soldaten im Stile altvertrauter Berglieder vor und setzten mit «... hoch in Schnee und Eis, Hitlers Alpenkorps vom Edelweiss» den Kontrapunkt hinzu. Der Führer selbst hatte den Alliierten gedroht, dass sie «seine Ostmärker noch kennenlernen würden», obwohl diese Namensgebung zumindest für die Westösterreicher völlig unangebracht war. Die Wiener wurden in der Werbesprache des Dritten Reiches von den Gebirgsjägern peinlichst separiert gehalten, wenn auch Enthusiasten aus der Gaustadt in diesen Einheiten Dienst machten bzw. sich dorthin transferieren liessen.

Diese jungen Burschen mit der leise ans alte Österreich gemahnenden Spezialkappe übertrafen die in sie gesetzten Erwartungen bei weitem. Die Norweger waren ihnen gleichgültig, die Briten konnten sie kaum von den alliierten Hilfsvölkern unterscheiden. Ein feuchter Lebensfrühling umwehte die Söhne der neuen Erbhofbauern, der fanatischen Lehrer in den Provinznestern Österreichs, der armen Mägde aus den Wirtshäusern, wo man jetzt den Juliputsch anno 1934 in Wandfresken verherrlichte. So wurde ihnen der Krieg zu einer Art Hochtour, einer Kletterpartie von Grat zu Grat, und der Soldatentod schien nicht viel anders zu sein als das Sterben im heimatlichen Fels. Am 5. Mai traten sie östlich von Namsos den

Vormarsch ins unendliche Nordland an, kämpften sich rund 500 Kilometer durch den schmelzenden Schnee und waren dann noch durch 200 Kilometer wegloser Öde von ihren Kameraden in Narvik getrennt, die sich dort verbissen gegen die alliierte Übermacht wehrten.

Das Gipfelstürmen der Jäger sollte nicht sobald aufhören. Heute kennen wir ihre Glanzleistungen am Olymp, ihre fürchterliche Odyssee zu den Gebirgen Kretas, die Wanderungen an der Lapplandfront, das Emporsteigen im Kaukasus und das bittere Ende in den Wolchowsümpfen. Sie ertranken neben untergehenden Transportkähnen, starben am Schwarzwasserfieber und versanken im Moor, ohne je den zweifelhaften Ruhm der Schlachtenentscheidung auf sich geladen zu haben.

Am 10. Mai 1940 traten Ereignisse ein, die auf die im Norden kämpfenden Gebirgsjäger vergessen liessen. Am Vortag hatte der Führer noch schnell die norwegischen Mannschaftspersonen aus der deutschen Gefangenschaft entlassen und sie belobt, weil sie und ihre Angehörigen die Niederlage hingenommen hatten, ohne einen Heckenschützenkrieg anzufangen. Zur selben Stunde wandte sich die Reichsregierung mit einem Memorandum an die belgische und niederländische Regierung, worin verkündet wurde, dass «die Neutralität beider Staaten ab sofort mit allen militärischen Mitteln des Reiches sicherzustellen sei». Der Gefreite von Schirach erhielt damit die Möglichkeit, innerhalb seines Regiments rasch zum Leutnant aufzusteigen, während andere Kameraden, ob im Offiziersrang oder nicht, den grossdeutschen Weg zur Kanal- und Atlantikküste mit dem Leben bezahlen mussten. Die Zahl der Gefallenen schwoll in bisher nicht gekanntem Ausmass an und traf in Wien viele Familien, deren Söhne oder Väter an der Westfront eingesetzt waren. Am 20. Juli 1940 gab Jung erstmals in stolzer Trauer die Namen von 17 Gefolgschaftsmitgliedern der Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien bekannt, die im Kampf für Führer und Reich gefallen waren. Darunter befanden sich Hilfsarbeiter, mehrere höhere Beamte, ein Gaskassier, ja sogar ein Beigeordneter, was Jung zu Lobreden auf die soziale Struktur eines wahrhaften Volksheeres veranlasste. Etwas unüberlegt bzw. ohne Rücksicht auf das von der obersten Führung angeordnete Kontinuum deutscher Heldengeschichte meinte Jung, dass ihm das Sterben der Väter im Ersten Weltkrieg sinnlos dünkte, während jetzt der Tod dieser Tapferen den Weg zum Aufstieg des deutschen Volkes bereite. Nicht alle Parteigenossen erfüllte solche Zuversicht, zumal viele aus blosser Rücksicht auf eine gesicherte Laufbahn, aus Angst um die Familie oder nach unmissverständlicher Empfehlung ihrer Vorgesetzten zur Partei gegangen waren.

Mitunter half ein bisserl bestelltes Lustigsein die trüben Gedanken vertreiben: «Die Pfleger der Betriebskameradschaft der städtischen Gefolgschaft erfährt gerade jetzt, wo alle enger zusammenrücken müssen und neben der eigenen Arbeit auch vielfach die der eingetrichterten Kameraden mitgeleistet werden muss, eine fühlbare Vertiefung. Das tritt bei gelegentlichen Gemeinschaftsveranstaltungen zutage, wie kürzlich bei der Wachaufahrt von 600 Gefolgschaftsmitgliedern der Wiener E-Werke. Der schmucke KdF-Dampfer ‚Linz‘ hat wohl selten eine so fröhliche Gesellschaft an Bord gehabt. Die Musik der E-Werk-Kapelle, Vorführungen eines Werkkabarets, Gesang und Scherz waren die richtigen Mittel, einen recht erholungsreichen Tag zu gestalten.»

Derlei Aktionen, ob es sich um Gemeinschaftsveranstaltungen, um Buchspenden oder sonstige Kurzweil handelte, waren natürlich nicht danach, den kulturellen Ehrgeiz des Beigeordneten Blaschke zu befriedigen. Ihm gelang bereits in der ersten Junihälfte eine mehrtägige Gross-Attraktion, mit der Wien aus nahezu eigener Kraft die Aufmerksamkeit der Berliner Zentralstellen kurzfristig erregen konnte.

Anfang Juni 1940 wurde also eine grosse Kraftanstrengung des Kulturamtes der Stadt Wien offenbar. Blaschke setzte erstmals seit dem Umbruch besondere Feierlichkeiten zugunsten eines bisher als typisch österreichisch angesehenen Dichters durch. Der interne Wir-

bel, der dem Abgang Bürckels auf Reichsebene voranging, mag diesem Vorhaben günstig gewesen sein. Man traute schliesslich dem Beigeordneten mit seinen kulturellen Ambitionen mehr Einfluss auf die Wiener Mentalität zu als dem «Bierleiter Gaukel», jenem kurzlebigen Statthalter Berlins, den die Bevölkerung mit solchen Namensverdrehungen verspottete. Blaschke versicherte seinerseits hoch und heilig, er werde den erwähnten Dichter aus dem österreichischen Geistesgut in die grossdeutsche Gedankenwelt herüberziehen.

Vom 1. bis zum 9. Juni wurde demnach die Raimund-Feier der Stadt Wien abgehalten, da Ferdinand Raimund damals 150 Jahre alt geworden wäre. In Wien konnten keine besonderen Fest- oder Künstlerwochen veranstaltet werden, und so fiel der Übergang auf mehrtägige Feiern zugunsten einer bestimmten Person etwas leichter. Daran hielt man auch in den nächsten Jahren fest. Das Kulturamt fasste den Prolog, die Festreden und einen Bericht anlässlich der verlängerten Raimund-Woche in einer Publikation zusammen, die ein umfassendes Bild der nationalsozialistischen Denkungs- und Gestaltungsart in dieser Angelegenheit gibt.

Schon am 12. April 1940 hatte im Wiener Rathaus eine Besprechung stattgefunden, bei der, unter Mitwirkung einer Reihe von Theaterleitern sowie von wissenschaftlichen und künstlerischen Persönlichkeiten, die Grundzüge dieser Raimund-Feier der Stadt Wien so festgelegt worden waren, wie sie zur Tatsache wurde. Nach dem Plan ihres Initiators, des Beigeordneten der Stadt Wien Ing. Hanns Blaschke, sollte diese Feier Meisteraufführungen von Werken Raimunds in den Wiener Theatern, Darstellungen seines Lebens und Wirkens in lebendiger Rede sowie eine Ausstellung umfassen. In mehreren weiteren Besprechungen im Reichspropagandaamt nahm diese Planung festere Formen an, insbesondere durch die Initiative, die seitens der Gemeindeverwaltung, Hauptabteilung Kulturelle Angelegenheiten, namentlich von Dienststellenleiter Kammersänger Oskar Jölili, entfaltet wurde. Einladungen, die durch das ganze Reich gingen, riefen die Festgäste herbei, und Maueranschläge machten auch das breiteste Publikum darauf aufmerksam.

Die Feier selbst begann am 1. Juni 1940 mit einer Kranzniederlegung vor dem Raimund-Denkmal in Wien, wo der Beigeordnete Blaschke die erste Rede hielt. Der marmorne Raimund war bereits von seinem angestammten Platz vor dem Volkstheater über die Neustiftgasse hinweg in den Weghuberpark verpflanzt worden, da man beim Volkstheater einen Erweiterungsbaubau gegen die Lastenstrasse zu beabsichtigte. Am Abend desselben Tages fand im Burgtheater die erste Festaufführung statt. Man hatte den «Alpenkönig und Menschenfeind» ausgewählt.

Am folgenden Tag, also Sonntag, den 2. Juni, fand die Eröffnung der Raimund-Ausstellung im Prunksaal der Nationalbibliothek statt. Die Festgäste wurden vom Stellvertreter des Generaldirektors der Nationalbibliothek, General-Staatsbibliothekar Dr. R. Teschl, bei der festlich geschmückten Büste des Führers willkommen geheissen; die üblichen Reden folgten dichtauf.

Natürlich machten alle Erschienenen einen Rundgang durch die Ausstellung und gingen anschliessend in den Redoutensaal hinüber. Dort spielten die Philharmoniker unter Moralt Schuberts h-Moll-Symphonie und Raoul Aslan rezitierte erstmals jenen Prolog, den Josef Weinheber für die Raimund-Gedenkfeier verfasst hatte. Aslan war seit 1938 insgeheim mit einem Widerstandskreis um die Schriftstellerin Louise Maria Mayer verbunden, die dann in Auschwitz ermordet wurde, und der spätere Generalreferent Thomas behauptete, Aslans Festnahme durch Fürsprache bei Schirach verhindert zu haben.

Das 13-strophige Gedicht Weinhebers ist von bleibendem Wert und enthält bekannte Verszeilen. Aslan sprach mit seiner so bekannten feierlich-dunklen Stimme jenes längere Poem, aus dem heute noch bei gegebenem Anlass Bruchstücke zitiert werden, ohne dass man sich an den ursprünglichen Zusammenhang erinnert. So heisst es z.B.:

«... wie oft hat hier mit festlichem Gepräge der Ernst entfaltet ein besonder' Spiel und das Bedeutungsvolle zart nach oben in dauernden Bereich der Kunst gehoben.»

Oder abschliessend:

«Wie er die Herzen spielend rührt, so schreiten mitspielend wir in der Komparsenschar, was er uns vorgezaubert, treu zu üben: Durch Tränen lächeln, unser Wesen lieben!

In dieser Tonart könnte man jetzt weiter fortfahren und alle Festaufführungen Revue passieren lassen, etwa «Moisasurs Zauberfluch», den Gregor bearbeitet, Leon Epp inszeniert und Gustav Manker mit Bühnenbildern versehen hatte. Man könnte von den Sehnsüchten des Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann berichten, der damals alles mögliche versuchte, um von seinem Arbeitsplatz in Münster weg auf eine bessere Position in Wien zu kommen. Wir müssen uns aber auch daran erinnern, dass während des Festvortrages im Josefstädter Theater schwere Angriffe der deutschen Luftwaffe auf Flugplätze und Industrieanlagen im Raume Paris erfolgten. Gleichzeitig wurde die Festung Dünkirchen erstürmt und dabei 40.000 Gefangene gemacht. In den darauffolgenden Stunden ist die gesamte belgische und französische Kanalküste von deutschen Truppen besetzt worden.

Sonntag, den 9. Juni, fand als Abschluss der Raimund-Woche eine von der Witterung begünstigte Feier an den Raimund-Gedenkstätten des Ostalpengebietes statt, zu der sich die Teilnehmer von Wien aus mit der Bahn, von Gutenstein aus mit Autobussen begeben hatten. Doch im Gutensteiner Tal beziehungsweise vor dem Landhaus in Pernitz fand sich niemand, der das Dritte Reich, d.h. das nationalsozialistische Grossdeutschland, mit dem Poeten rhetorisch in Beziehung gebracht hätte. Vielleicht ahnten dort die Ausflügler jenes Kaisertums Österreich, das Napoleon überwunden, Europa geordnet und das Raimund geistige und leibliche Heimat bedeutet hatte. Während der Feierstunde in Pernitz brachte das Gausymphonieorchester unter der Leitung von Dr. Robert Kolisko die Ouvertüre bzw. die Zwischenaktmusik aus Schuberts «Rosamunde» zum Vortrag. Das Gedicht «An Gutenstein» wurde von Richard Eybner wiedergegeben, der auch das Hobellied sang und Raimunds Abdankung rezitierte. Die gesamte Gestaltung der Feierstunde lag in den Händen von Intendant Fritz Klingenberg.

Der angereiste Reichsdramaturg Dr. Rainer Schlösser hatte den Mund bei der Festrede im Burgtheater sehr voll genommen und war sogar mit Vorwürfen gegen die Ostmärker bei der Hand gewesen: «... Der über Jahrzehnte, um nicht zu sagen Jahrhunderte, hierorts nicht eben hoch veranschlagte künstlerische und ästhetische Sachverstand der nördlicheren Bezirke des Reiches, das muss hervorgehoben werden, hat wirklich bedeutenden Erscheinungen des ostmärkischen Kunstbereiches das Verständnis nur ganz selten versagt; wir wollen davon absehen nachzuprüfen, inwieweit dies auch umgekehrt der Fall war, da das kulturpolitische Programm des Nationalsozialismus die Zusammenfassung aller liebenden Kräfte der Nation bedeutet und wir uns der schon seit einem Jahrhundert bestehenden Einmütigkeit der Verehrung für Raimund freuen ... Anlässlich des 100. Todestages Raimunds dachte ich an eine Morgenfeier in Berlin. Ich unterliess es dann, weil mir das Verhältnis des Reiches zum damaligen Staate Österreich noch allzusehr ein unzusammenhängender Zusammenhang schien, und weil ich glaubte, dass es eines Tages würde in Wien sein können. Dieser Glaube bestätigte sich, wie jeder Glaube, der auf den Führer baut.»

Jetzt fehlt noch Kindermann mit seinen Auslassungen über «Raimund und die deutsche Nation» im Josefstädter Theater. Dort wandte sich Kindermann gegen Gottscheds Dramentheorien, die er als blasse Franzosennachahmung verwarf. Er kritisierte die Reform dieses Gottsched in Nord- und Mitteldeutschland, betrachtete ihre Auswirkungen in Österreich und meinte befriedigt: «Allein in Wien findet Gottsched verschlossene Türen! Wohl macht sein Trabant, der Jude Sonnenfels, die verzweifeltsten Anstrengungen, auch hier das volksunmittelbare Theater umzubringen. Aber am Willen der Wiener Bevölkerung scheitert dieser Versuch. Auch Gottscheds eigenes Erscheinen in Wien nützt nichts.»

Eines war 1940 unbedingt nötig: Ferdinand Raimund musste sich den Wienerern im Braunhemd präsentieren. Ob und wann dem Fortunatus Wurzel, den Kurt von Lessen im Volkstheater darstellte, klargeworden ist, dass er, wie Blaschke erklärte, die Reinkarnation alles Deutschen sein sollte, bleibt offen. Weder die Jugend Lia Langes noch das Hohe Alter Karl Skraups haben ihn darüber befragt.

Am 9. Juni 1940 aber, jenem Sonntagmorgen, an dem die Kulturschaffenden Gross-Wiens bei strahlendem Wetter nach Gutenstein zur Raimund-Ehrung hinausfahren, trat die Deutsche Wehrmacht im Westen auf 350 Kilometer Breite gegen die untere Seine und Marne sowie in der Champagne erneut zur Offensive an. Hoch im Norden liessen die Briten und Norweger vom Kampf gegen die aus Narvik vertriebenen Truppen des Generalleutnants Dietl ab. Ostmärkische Gebirgsjäger, Angehörige der deutschen Luftwaffe und die Matrosen der versenkten deutschen Zerstörer drangen abermals in Narvik und Harstad ein.

Adolf Hitler wurde zum Mann der Stunde! Niemand fiel auf, wie wenig er kurze Zeit später mit den französischen Unterländern, mit Franco, ja selbst bei Mussolini weiterbrachte. Alle hatten ihre eigenen Gedanken und Pläne.

Der Sieg über Frankreich wird nahezu orientalische Verhältnisse an Schmeicheleien und Zum-Mund-reden seitens der Generäle dem verehrten und gefürchteten Diktator gegenüber bringen. Tatsächlich konnte unter seiner Anleitung bis Mitte 1942 das meiste viel glatter und schneller vonstatten gehen als im Ersten Weltkrieg. Ab nun aber sollten sich diese oströmischen Sitten mehr zu Ungunsten der gemeinsamen Bewältigung anstehender Probleme auswirken. Noch schlimmer aber wog die Tatsache, dass sich Adolf Hitler fast ausschliesslich auf sein Anliegen, der grösste Feldherr aller Zeiten zu sein, konzentrierte und dadurch die allgemeine Steuerung des 3. Reiches, insbesondere am aussenpolitischen Sektor, vernachlässigen wird. Herr Blaschke kümmerte bei seinem «Sieg» in Gutenstein dies alles natürlich überhaupt nicht. Er war zufrieden und ermutigt.

## REICHSBEDEUTUNG IM SÜDOSTEN

Am 20. Mai 1940 bestellte Adolf Hitler den Reichsminister Dr. Seyss-Inquart zum Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete. Seyss unterstand unmittelbar dem Führer. Er unterstrich in einer ersten Ansprache vor dem Militärbefehlshaber den Grossmut Hitlers und versicherte, er werde nur dann in den gewohnten Gang der Dinge eingreifen, wenn besondere Verhältnisse es erforderten. Er wolle auch, dass das niederländische Volk nicht in ungünstigere Lebensbedingungen, als es die gegebene Schicksalsgemeinschaft nötig mache, verfallen würde, und versicherte, dass der letzte Sinn des «Handelns unseres Führers dauernder Friede und sittliche Ordnung für alle sei, die guten Willens sind». Ähnlich drückte sich Reichsleiter Rosenberg fünf Tage später auf einer kulturpolitischen Kundgebung in Prag aus, wobei er jedoch hinsichtlich des tschechischen Volkes keine Äusserung machte.

In Rom bezeichnete die offizielle Zeitschrift «Relation! Internazionali» am 1. Juni 1940 als italienische Ziele in der gegenwärtigen «ungeheuren Revolution der Völker» die Gewinnung von Tunis, Korsika, Nizza, Dschibuti und Suez. Von Griechenland und anderen Balkanländern war nicht die Rede, doch Mussolini wies zur selben Zeit mehrere Interventionen des nordamerikanischen Präsidenten auf Beibehaltung der italienischen Friedenspolitik mit den Worten zurück, dass Rom nicht dauernd dem Konflikt fernbleiben könne, wenn die Interessen des Landes auf dem Spiele stünden. Das Sprachrohr des Vatikans, der «Osservatore Romano», musste sich auf Betreiben der italienischen Regierung dazu verstehen, keine Stellungnahme zugunsten der Westmächte mehr abzdrukken.

Am Nachmittag des 10. Juni 1940 strahlte der Reichssender Wien im Rahmen des Grossdeutschen Rundfunks eine plötzlich angesetzte Übertragung vom Palazzo Venezia in Rom aus. Das psychische Klima wurde durch mehrmaliges Abspielen des Aida-Marsches angewärmt, dann folgten die Schreie der vor dem Palast versammelten Menge und schliesslich Ausschnitte jener Rede des Duce, in der Mussolini die vor einer halben Stunde den Botschaftern der französischen Republik und des Vereinigten Königreiches mitgeteilte Kriegserklärung öffentlich rechtfertigte. Franklin D. Roosevelt sprach später über amerikanische Radiostationen von der «Hand, die den Dolch erhoben hatte, um ihn in den Rücken des in Not geratenen Nachbarn zu stossen», doch davon war natürlich im Rundfunk Deutschlands und Italiens nichts zu hören. Die Enttäuschung kam für die Wiener Nationalsozialisten erst ein bis zwei Tage später, als der italienische Heeresbericht noch immer von Vorbereitungen zum Kampf und von kleineren Gefechten an der französischen Alpengrenze sprach, wiewohl man in der Gaustadt und anderswo daran gewöhnt war, dass der offiziellen Ankündigung eines Achsenführers bereits wuchtige Schläge vorangingen oder zumindest gleichzeitig ausgeführt wurden. Angesichts des allgemeinen Zusammenbruches der französischen Territorialarmeen vergass man jedoch bald auf dieses Zögern.

Einige Stunden nach der italienischen Kriegserklärung beteuerte der tschechische Staatspräsident in einer Rundfunkansprache seinen Landsleuten, welches Glück es gewesen sei, dass sie ihr Schicksal rechtzeitig in die Hände des «genialen Führers des deutschen Volkes» gelegt hätten. Die momentane Entwicklung sei die glänzendste Rechtfertigung dieses Aktes. Auch die Schweiz begann sich langsam von ihrem Schock, den ihr der Norwegenenfeldzug und der Einmarsch in Belgien und Holland versetzt hatten, zu erholen. Die Zeitungen der Eidgenossenschaft minderten ihre Kritik am deutschen Vorgehen erheblich.

Im Generalgouvernement, wo die deutschen Wehrmachtseinheiten durch zehn oder elf Standarten der in rapidem Ausbau befindlichen Waffen-SS weitgehend ersetzt worden wa-

ren, ging die Ordnungsarbeit ungeniert weiter. Adolf Hitler hat später darauf hingewiesen, wie unangenehm er während des Frankreichfeldzuges von der Massierung 150 sowjetischer Divisionen in der Nähe Ostpreussens berührt war.

Diese Kräftekonzentration der Roten Armee ist zunächst durch die Initiative Moskaus im baltischen Raum zu erklären. Am 14. Juni 1940 fiel Litauen, am 17. Juni fielen Lettland und Estland dem russischen Vorstoss an die Ostseeküste zum Opfer. Jetzt rächte sich für Berlin die Rückführung der Baltendeutschen in die den Polen weggenommenen Gaue bzw. das damit verbundene Desinteresse an den verlassenen Gegenden. Zehn Tage darauf musste Rumänien das russische Ultimatum in der Angelegenheit Bessarabien und Nordbukowina annehmen. In den Mittagsstunden des 28. Juli 1940 fluteten Sowjettruppen über die rumänische Grenze, ohne dass Deutschland oder England einen Finger rühren konnten. Moskau hatte bereits eine Woche vorher amtlich verlautbart, dass «die Beziehungen zu Deutschland nicht auf vorübergehenden Motiven von Konjunkturcharakter, sondern auf die wesentlichen Staatsinteressen der Sowjetunion und Deutschlands begründet» wären. Die Deutschen waren ihrerseits heilfroh, dass ein Waffengang zwischen der Sowjetunion und Rumänien zur Stunde verhindert werden konnte. So blieb Hitler die Möglichkeit, die ermatteten Rumänen auf diplomatischem Wege zugunsten Ungarns zu schmälern und schliesslich ohne eigene Verluste das Steuer in Bukarest in die Hand zu bekommen. Im Vergleich zur Teilung Polens während des Vorjahres barg die rumänische Lösung für Deutschland manchen Vorteil.

Begnügen wir uns daher mit der Feststellung, dass Frankreich einige Wochen lang hart an der Grenze einer Aussöhnung mit Hitler sowie der Kriegserklärung an Grossbritannien war, eine Entwicklungsmöglichkeit, die auch Spanien beeinflusst hätte. Es gehört zu den wirklich welthistorischen Ereignissen, dass der Führer im Sommer 1940 weder mit Petain und Laval noch mit Franco zu endgültigen positiven Ergebnissen kommen konnte. Wenden wir uns daher wieder der Kleinkrämerei in der Reichs- und Gaustadt Wien zu, weil hier der Pulsschlag der deutschen Südostpolitik immer stärker fühlbar wird.

In einem der grossen Zimmer, gleich neben dem ehemaligen Gemeinderatssaal im Wiener Rathaus, sass damals mit strenger Lehrermiene der Parteigenosse Franz Vogl, dem die Volkstums- und Brauchtumsarbeit anvertraut war. Ihm zur Seite stand ein Dr. E. Mundrak als wissenschaftliche Fachkraft und ehemaliger Schüler des Professors Hüsing, dem wiederum im Herbst 1940 ein Kranz der Stadt Wien auf seine Ruhestatt im Friedhof zu Neustift am Walde gelegt wird. Auch eine Strassenbenennung wurde Hüsing zuteil, hatte er doch bei seinen Forschungen unter orientalischen Völkern irgendwo auf die rassistischen Anlagen und Beziehungen von Iranern und Germanen Bedacht genommen.

Am 6. Juli 1940 erschien ein Artikel Mundraks, in dem an das Agnes- oder Jungfernbründl, das sich unterhalb der Jägerwiese am Nordhang des Hermannskogels befindet, liebevoll erinnert wurde. Mundrak berichtete, dass seit alters her an gewissen Tagen viele abergläubische Wiener in der Quelle nach Zukunftszeichen gesucht haben, dass um die Jahrhundertwende ein anrühiges Prophetenpaar dortselbst mehreren tausend Menschen predigte, dass Kirche und Behörde eingriffen, dass sich aber die Quelle bis heute erhalten hat. «Was im Falle des Agnesbrunnls die Polizei im 19. Jahrhundert tat, war nichts anderes, als das bei den Kirchenmännern allgemein beliebte Mittel, gegen bodenständiges Brauchtum vorzugehen: Die für den Festbrauch bedeutsamen Bäume wurden einfach gefällt.» Dies erklärte Mundrak den Lesern und fuhr fort: «Der Zahlenaberglaube hat sich kaum ohne jeden Grund an das Agnesbründl geheftet. Seine letzte Grundlage bildet wohl der Gedanke an das Walten der Schicksalsgestalten, das dem germanischen Weltenbaum ebenso seine Bedeutung gab wie dem griechischen Heiligtum zu Dodona, einer Orakelstelle, wo ebenfalls Zukünftiges kund wurde. Dass es sich dabei nicht um blosse Einzelfälle handelt, zeigt das Fortleben die-

ser Vorstellungen in der deutschen Heldensage, wo Hagen am ‚schönen Brunnen‘ die Schicksalsfrauen antrifft und Dietrich von Bern bei Baum und Quelle von einer ‚Meerfrau‘ sein Geschick verkündet wird.»

Soweit Herr Mundrak, der daran noch eine Extrageschichte von der Fee Agnes und ihrer Liebesnacht mit einem jagenden König schliesst, wobei sich diese Story als arischer erweist als die österreichische Konkurrenzgeschichte von einem Kohlenbrenner, der als Verlobter des Mädchens Agnes in den Türkenkrieg zieht.

Die Brunnenfee des Mundrak wäre, dem Zeitgeist entsprechend, wohl auch als säkularisierter Engel für die stimmbegabten Jungen der Gaustadt zu verwenden gewesen, also für jene Sechs- bis Zwölfjährigen, die noch den österreichisch anmutenden Titel «Wiener Sängerknaben» tragen wollten. Im Sommer 1940 benützte der seit ungefähr einem Jahr in Betreuung des Kulturamtes der Stadt Wien stehende Knabenchor zwei Villen am Ossischer See als Sommerheime. Die kleinen Sänger bereiteten sich dort auf die «Sieben Schwaben» vor, mit deren Aufführung Prof. Ferdinand Grossmann eine neuartige Knabenoper versuchte. Dies entsprach der Absicht, die Sängerknaben von jedweder Kastratenerinnerung zu lösen und sie insbesondere von der Übernahme weiblicher Gesangpartien zu entlasten. Es sei vorweggenommen, dass Grossmann nach der Herbsttournee der Wiener Sängerknaben alias der «Sieben Schwaben» durch 25 Städte bzw. durch die Wiener Volksoper sofort mit den Arbeiten an einem neuen Knabensingspiel begann. Er probierte es mit dem Mozart-Fragment «Die Gans von Kairo», die natürlich aus dem italienischen Original ins Deutsche herübergeholt worden war. Im Oktober 1940 vollzog sich im Sängerknabenheim in der Langegasse 8 der Aufmarsch von mehreren hundert begabten Acht- bis Zehnjährigen, die ihre Eignung zum Eintritt in den Knabenchor überprüfen lassen wollten. Ein Zehntel davon fand vor den Examinatoren Gnade.

Im Ostmarksaal des Rathauses wurden jene grossen Wandgemälde und Gobelins angebracht, die sich mit dem Schicksal Österreichs und seiner Annexion befassten. Diese Gobelins trugen Schriftzeichen, die politische Parolen und Sprechchöre des Jahres 1938 in Erinnerung riefen. Die Längsseite des Ostmarksaales im Wiener Rathaus nahmen nun zwei mächtige Wandgemälde mit Darstellungen der Heimkehr der Ostmark von Prof. Rudolf Eismenger ein.

Auch die Sängerknaben wurden durch Erzieher der Hitler-Jugend nationalpolitisch belehrt. Am Heldengedenktag sangen sie in der Hofburgkapelle das Deutsche Requiem von Brahms, und am 2. November veröffentlichte Jung abermals einige Namen von gefallenen Gemeindebeamten, die seiner Meinung nach starben, damit Deutschland lebe. Jung und seine Nachfolger wurden mit derlei Publizistik in Bälde ungenau und lückenhaft und verzichteten schliesslich des öfteren darauf. Aber im Herbst 1940 konnte man sich noch leisten, in dieser Hinsicht grösste Akkuratess an den Tag zu legen.

Der Sommer, der 1940 den nassen Frühlingstagen folgte, zeigte sich anfangs trocken und heiter. In den Dörfern des Gauess Gross-Wien hatte man Lautsprecher montiert, die auf den Hauptplätzen oder vor den stillen Kirchen eine Menge Lärm hervorbrachten. Marschmusik und Übertragungen aus Berlin wechselten einander ab. Allerorts tauchten Kriegsgefangene mit ihren Bewachern auf, Franzosen mit gesenktem Kopf, Marokkaner mit hellrotem Kopftuch, manchmal sogar Engländer in kurzer Bluse. Sie waren zur Erntearbeit eingesetzt, denn die Erzeugungsschlacht Deutschlands lief auf vollen Touren. Die städtische Bevölkerung versuchte sich in Hamsterfahrten, während die Ortsgruppenleiter auf dem flachen Land durch Ermahnung oder Drohung jegliche Lebensmittelabgabe an Privatpersonen zu unterbinden trachteten. Trotz vielfacher Aufforderung, doch unnötiges Herumreisen zu unterlassen, waren die Züge überfüllt, die Badeanstalten an der Thermenlinie ausverkauft und die

Waldwiesen mit sonnenhungrigen Damen in kunstseidener Unterwäsche bedeckt. Dazwischen hockten die Gefreiten und die Unteroffiziere in feldgrauer oder luftwaffenblauer Montur, die Arbeitsdienstler und die Angehörigen der Parteigliederungen. Dieser Müsiggang war allerdings nur aufs Wochenende beschränkt. Wochentags war niemand mehr arbeitslos, die Reichsfrauenführerin musste bereits an alle Heimchen am Herd appellieren, sich als Nachbarschaftshilfen zu betätigen oder in der NSDAP mitzuarbeiten. Auch an der Sozialordnung, die jener des plutokratischen England tatsächlich voraus war, wurde dauernd geübelt.

In der Gaustadt mühten sich ein paar ausgezeichnete Redakteure um die Monatszeitschrift «Die Pause», die sowohl drucktechnisch wie inhaltlich das elegante Sprachrohr der grossdeutschen Kulturwelt mit wienerischem Einschlag darstellen sollte. Im September 1940 wurde diese Zeitschrift in den Dienst der deutschen Balkanpolitik gestellt. Mitunter hatte es den Anschein, dass die braunen Wiener Chauvinisten von einer Übernahme des gesamten österreichischen Südost-Erbgutes durch ihre Stadt träumten, doch Schirach selbst war von solchen gefühlsbetonten Regungen sicher nicht berührt.

Der stellvertretende «Pause»-Chef, Karl Pawek, betrieb 1940 journalistische Parterre-akrobatik um das «Wiener Werkel», obwohl die Doppelzüngigkeit dieses Kabarett einstens den Vertrauten Seyss-Inquarts, Kajetan Mühlmann, zu Fall gebracht hatte. Nun schlug Pawek zugunsten der Werkelmänner und -weiber folgenden Salto: «Wir kannten die Kleinkunst der Systemzeit. Sie war in der Regel destruktiv und gegen die deutsche Erneuerung gerichtet. Wir erlebten die aufbauende Revolution des deutschen Volkes. Wie aber besteht der politische Witz in einer heroischen Zeit? Der Realismus des Nationalsozialismus kämpft mit einem nie dagewesenen Einsatz um die reinste Verwirklichung unseres völkischen Lebens. Es gehört aber geistige Konzentration dazu, in allen Misslichkeiten des täglichen Lebens auf das letzte grosse, hintergründige Ziel besonnen zu sein. Hier setzt die politische Kleinkunst des politisch gesunden Volkes ein...»

Der Herbst des Jahres 1940 versprach für die Reichs- und Gaustadt überaus glanzvoll zu werden. Zwar schien die Ernährungslage nicht so günstig zu sein, wie dies nach den Beutezügen in Westeuropa und der Steigerung des landwirtschaftlichen Ertrages in Italien zu hoffen war. Die Wirtschaftsführung des Reiches erkannte trotz der Wahrscheinlichkeit eines baldigen Friedensschlusses offenbar doch der Anlage von grösseren Vorräten die Priorität gegenüber sofortiger Verteilung zu. Bei gewissen Bauvorhaben oder bei der Fülle gesellschaftlicher Veranstaltungen in Wien waren «Rohstoffe» freilich eher zu haben als im vergangenen Frühling. Vielleicht zeitigte die ökonomische Orientierung nahezu aller europäischer Staaten auf Hitler-Deutschland ihre ersten Früchte.

Am Freitag, dem 31. August 1940, war um drei Uhr nachmittags im Belvedere der deutsch-italienische Schiedsspruch über die Gebietsabtretungen Rumäniens an Ungarn von Ribbentrop und Ciano unterzeichnet worden. Der rumänische Aussenminister erlitt dabei eine Herzattacke und war eine Stunde lang handlungsunfähig. Beide Staaten mussten den deutschen Volksgruppen Sonderrechte zugestehen, die sich auf die Entwicklung im Donauraum entscheidend auswirken sollten. Nach der Unterzeichnung gab es im Belvedere noch einen Empfang des Reichsaussenministers, bei dem auch der neue Reichsstatthalter Wiens erscheinen durfte. Baldur von Schirach fuhr anschliessend mit den Aussenministern von Ungarn und Rumänien zum Ostbahnhof hinüber, denn beide Herren hatten es mit der Abreise überaus eilig. Ribbentrop und Ciano aber, die schon am Vortag im «Wiener Stadtkrug» den braunen Gesängen von Leo Hans Mayrhofer samt Klavierbegleitung gelauscht hatten, quartierten sich noch für eine Nacht im «Imperial» ein und dankten vom Balkon aus für die Ovationen, die ihnen eine stundenlang wartende Menge darbrachte.

Fast drei Monate später, am Mittwoch, dem 20. November, zeitigte die «Diplomatische

Grossoffensive der Achse», wie sich der «Völkische Beobachter» ausdrückte, neue Erfolge. Ungarn trat im Rahmen eines Staatsaktes im Belvedere dem Dreimächtepakt bei. Am Dienstagnachmittag holte Schirach Ribbentrop und den italienischen Aussenminister vom Westbahnhof ab, Mittwoch früh trafen der ungarische Ministerpräsident und sein Aussenminister in Wien ein. Hitler selbst, der soeben noch einmal die Spanier und die Bulgaren im Berghof mit grossen Versprechungen bearbeitet hatte, kam am Vormittag ohne besondere Ankündigung in die Reichs- und Gaustadt, wo die Bevölkerung eiligst für einen Aufmarsch vorm Hotel Imperial zusammengetrommelt wurde. Schirach wusste vor Hausherrnpflichten nicht mehr, wo er zuerst sein sollte. Der Führer aber genoss den Beifall der Öffentlichkeit vom Balkon des Imperial, fuhr dann ins Belvedere und beobachtete dort, wie der Schlussstein zu seinen jahrelangen Bemühungen um Ungarn gelegt wurde. Kaum waren die Ehrenkompanien abgerückt, fiel auch schon ein Schleier vor allen grossen Akteuren nieder, die sich dahinter so schnell wie möglich entfernten. Die vielen plötzlich hervorgeholten Hakenkreuzfahnen flatterten noch einige Zeit zwecklos im grauen Novemberhimmel. Die Rumänen waren bereits auf dem Wege nach Berlin, um dort den Ungarn an Beitrittsfreudigkeit nachzueifern.

Schirach hingegen musste sich um die Wiederbelebung des Wiener Bausektors kümmern, von Richtfest zu Richtfest eilen und darauf schauen, dass die Staatsgelder gemeinsam mit Gemeindebeiträgen des Herrn Phillip Wilhelm Jung dem neuen Donau-Oder-Kanal zuflössen. Von 1940 bis 1943 wurde an der Wasserrinne beim Sachsengang gegraben, während ringsum immer neue Kraftstoffbehälter aus dem Boden schossen, die alle viel zu seicht in der Erde steckten, als dass sie den Bombardements der Jahre 1944/45 widerstehen konnten. Der Führer hatte ausserdem die Errichtung von vielen hunderttausend Volkswohnungen angeordnet, und der nunmehr mit dem Wiener Bauwesen befasste Beigeordnete Dr. Tavs erklärte öffentlich, dass Wien die profundeste Tradition für die Raumbeschaffung zugunsten arbeitender Volksgenossen besässe. Man wähte sich bereits im Frieden und gedachte, die sozialdemokratische Tradition der öffentlichen Wohnbauten wiederaufzunehmen. Wer der eigentliche Bauherr sein würde, ob die Superblocks der Karl-Seitz-Zeit oder die Siedlungsbestrebungen der späteren Jahre den Vorzug geniessen sollten, dies war noch nicht entschieden. Man wusste nur, dass reichseinheitlich in der Hauptsache Dreizimmerwohnungen mit Dusche geplant wurden.

Während solcher Vorbereitungen machte sich in England ein Fesselballon selbständig. Er trieb wohl etliche Tage durch tiefhängende Wolkenfelder über Europa hinweg, bis er an der Wiener Reichsbrücke hängen blieb. Der deutsch-englische Luftkrieg war durch dieses kleine Erlebnis am Rande reicher geworden.

Die zweite Jahreshälfte 1940 stand ganz im Zeichen des neuen deutschen Fliegerliedes «Bomben auf Engelland», einer einfallslosen Weise, die sich nicht allzu lange im Grossdeutschen Rundfunk hielt. Über die Anfangsphase des Luftkrieges existieren so viele meist unrichtige Thesen, dass es sich lohnt, kurz darauf einzugehen. Die deutsche Luftwaffe ist oft wegen ihrer Angriffe auf Städte wie Warschau, Rotterdam und Belgrad kritisiert worden. Es muss dazu bemerkt werden, dass diese Angriffe im Zuge erdgebundener Kampfhandlungen geflogen wurden und daher in direktem Zusammenhang mit den betreffenden Feldzügen standen, sei es, dass feindliche Truppenbereitstellungen, Kriegsmaterial, Befestigungen und dergleichen getroffen werden sollten, sei es, dass man sich von einem fürchterlichen Schlag dieser Art die Brechung des Widerstandswillens von Volk und Regierung versprach. Die deutschen Angriffe lagen also eher auf der Linie einer gigantischen Kanonade, wie wir sie von früheren Belagerungen her kennen.

Die Engländer standen von Anfang an vor einer völlig anderen Situation. Sie mussten, so gut sie es angesichts ihrer zunächst schwächeren Fliegerkräfte vermochten, den deutschen

Aufmarsch im Norden und Nordwesten des Reiches stören, also den Bereitstellungsraum für jene Armeen beunruhigen, die nach Norwegen übersetzten oder sich auf den Kanalübergang vorbereiteten. In letzterem Falle kam das Bombardement Hollands, Belgiens und der benachbarten französischen Küstengebiete hinzu. Die Briten hielten an diesen Einsätzen sogar dann fest, als ihre Alliierten am Festland in höchste Bedrängnis gerieten und dringend um Luftunterstützung am Schlachtfeld baten. Auch von den deutscherseits angedrohten Vergeltungsmassnahmen für den Bombenwurf über offenen Stadtteilen in Deutschland liessen sich die Engländer nicht abschrecken, so wichtig schien ihnen die Beeinträchtigung der Kriegsmassnahmen im Reichsinneren zu sein.

Die von Hitler und Göring nach dem Frankreichfeldzug begonnene «Schlacht um England» darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Bomber der Royal Air Force flogen dessenungeachtet deutsche Städte an, und zwar meist in Nachtangriffen, wie es dem Kräfteverhältnis zur deutschen Abwehr entsprach. Bekanntlich musste die Luftwaffe Görings im Verlauf der erwähnten Schlacht ebenfalls auf Nachtangriffe übergehen und die Produktion von Jagdmaschinen wegen des Ersatzes der Bomberverluste verhängnisvoll drosseln.

War der deutsche Bombenkrieg gegen England zuerst als «Artillerievorbereitung» für ein Landunternehmen gedacht, so änderte sich seine Zielsetzung, als die Invasion der Britischen Inseln zurückgestellt werden musste. Jetzt ging es erstmals um langfristige Ziele auf dem Produktions- und Verkehrssektor sowie um eine dauernde Belastung der zivilen Moral in England. Auch die RAF arbeitete sich an neue nächtliche Aufgaben heran. Ende des Jahres 1940 erreichte sie bereits Berlin, wo ihr kleinere Schläge mit jeweils 20 bis 50 Toten gelangen. Noch war das Ergebnis, verglichen mit Coventry, Bristol, Liverpool, Southampton und London selbst, gering. Immerhin, die britischen Luftstreitkräfte über Deutschland begannen ein Faktor zu werden, über den sich Adolf Hitler in seinen Reden besonders erboste. Ausserdem intensivierten die Engländer ihre Einsätze in der Kanalzone, wobei sie von Operationen gegen mutmassliche Einschiffungsversuche deutscher Kräfte auf die Bombardierung jener Industrieanlagen übergingen, die nunmehr für das Dritte Reich arbeiteten. Sogar Paris hat darunter einige Male zu leiden gehabt. Wien hingegen wählte sich völlig sicher, zumal niemand voraussehen konnte, dass sich drei Jahre später ein eigenes britisches Bomberkommando mit der Reichs- und Gaustadt befassen und die 15. Amerikanische Luftflotte in Italien unterstützen sollte.

Am 29. September 1940, also in einer Zeit voll deutschen Triumphes, hatte das «Neue Wiener Tagblatt» in seiner Sonntagsausgabe den berühmten Artikel «Vom wachen und vom weisen Blut» publiziert. Ungeachtet der siegesgeschwellten Aufpasser ringsum, war dem offiziellen Propagandafunktionär Dr. Aurel Wolfram vieles aus der Feder geflossen, was ihn und die anderen Wiener Grossdeutschen enttäuschte und bedrückte. Freilich schien sein Unmut streng in den braunen Rahmen gepasst und voller Loyalität zu sein, aber immerhin, der Unmut an sich war unverkennbar. Und dies ausgerechnet im Tagblatt! Gleich in die nächste Zeile nach der blutvollen Überschrift setzte Wolfram den Untertitel: «Wien – Refugium der deutschen Seele». Dann bedeckte er eine ganze Seite mit seinen versteckten Anspielungen und liess nur Raum für ein kurzes Gedicht in der Mitte, wo ein gewisser Menzel «Vor dem Bild des Führers» im Geiste kniet und dieses anbetet. Aber ringsum attackierte Wolfram mit zugeklapptem Visier die Reichshauptstadt Berlin und damit auch die dortigen Regierungsstellen. Er verglich Berlin mit einem Athleten, der hirn- und gefühlsarm der weisen Mutter Wien gegenübersteht. Wolfram wurde nicht müde, diesem Wien alle Eigenschaften zu unterschieben, die er für liebenswert hielt. Also konservative Grundhaltung, Biedermeiersinn, Unernst im Revolutionären sowie den besseren deutschen Charakter. Laut Wolfram wäre der Anschluss den Wienern eine tiefe Herzensangelegenheit gewesen und es fehlte

gerade noch, dass er erklärte, die Berliner hätten dieses Gefühl zugunsten imperialistischer Winkelzüge ausgenützt.

Alles in allem hatte Dr. Aurel Wolfram, ob er nun einen Alleingang wagte oder dazu innerhalb der Wiener NSDAP angefeuert worden war, am 29. September 1940 zuviel gesagt. Er musste als Publizist verschwinden, die Gestapo untersuchte den Fall, Strafen wurden androht und teilweise wahr gemacht. Aber der Beigeordnete Blaschke war zur Stelle, als es galt, Wolfram vorm endgültigen Sturz zu bewahren. Der Unglücksrabe durfte ins Kulturamt flüchten und dort wenigstens solange arbeiten, bis ihn der Offiziersrock der Deutschen Wehrmacht einhüllte und damit, wie manchen anderen, vor dem unmittelbaren Zugriff Über-eifriger schützte.

Ringsum vollzog sich sämtliches Geschehen unter dem Hakenkreuz bzw. unter den Sieg-runen: Die NSDAP begann am 1. Oktober mit einer grossen Versammlungswelle, 800 Wiener Arbeitsmädchen fuhren in die Mark Brandenburg auf Einsatz, die Zollgrenzen zwischen dem Reich und dem Protektorat wurden aufgehoben und die Deutsch-Bulgarische Gesellschaft gab anlässlich der Thronbesteigungsfeier des Zaren und der Rückgliederung der Dobrutscha einen grossen Empfang in Wien.

In der Steiermark dehnte sich das Hakenkreuz an manchem Ort zu besonderer Grösse aus und erinnerte etwas an die Zeiten der Reformation. In Seckau, wohin sich die Beuroner Benediktiner nach ihrer Flucht aus Deutschland zurückgezogen hatten, waltete die braune Hand ohne Zögern. Schon 1938 war das Stiftsgymnasium gesperrt worden, im April 1940 mussten die Mönche ihr Kloster verlassen. Die neuen Grazer Herren duldeten in der Obersteiermark nichts Römisch-Katholisches mehr.

## EINE JAHRESBILANZ

Der Preis an Blut, der im späten Frühjahr 1940 bezahlt werden musste, schmerzte wohl, doch die Personenverluste im Herbst liessen sich durchaus ertragen. Auch die Schmälerung der Standesvorrechte zugunsten der neuen Volksgemeinschaft konnte verkraftet werden; Adolf Hitler, der jetzt auch Mannschaftspersonen ostentativ das Ritterkreuz zukommen liess, wollte es so, und man war zu sklavischem Gehorsam bereit. Die braune Kultur, die ihren Mantel über Hoch und Niedrig breitete, glich ihrerseits den schroffen Unterschied von Führung und Gefolgschaft, von Befehlsgebern und -nehmern etwas aus. In diesem Sinn rezensierte Professor Orel musikalische Verstösse besonders ambitionierter Talente folgendermassen in einer Wiener Zeitschrift:

«Der Versuch F.B.s, in seinem ‚Deutschen Heldenlied‘ Leben und Schicksal Horst Wessels musikalisch darzustellen, ist durch die Verwendung des Horst-Wessel-Liedes und des Fehrbelliner Reitermarsches technisch in traditionellem Umkreis geglückt.» Der zwischen den Zeilen Lesende verstand dies als völlige Ablehnung des armen Herrn F.B., doch verlangten die Umstände eben eine unendlich vorsichtige Ausdrucksweise.

Die Publikation «Die Pause» hat sich mit ähnlicher Vorsicht einmal ganz den Frauen gewidmet, deren Aufgaben die Wiener Gaufrauenschäftsleiterin kurz umriss. R. Kremser entwarf ein Charakterbild der deutschen Damenwelt, Ernst Kratzmann griff nach der «Urgöttin Weib». Josef Strygowski beschrieb «Die Frau am Brunnen und der liegende weibliche Akt», wobei sich Gelegenheit zu allerlei illustrativen Einblicken in weibliche Masse ergab. Josef Nadler schilderte die Frau im deutschen Drama, historische Künstlermamas, die vielbenützte Herrscherin Maria Theresia und die schicksalbeladene Hitler-Mutter folgten auf den nächsten Seiten. Egon Kott besuchte Heime der NS-Volkswohlfahrt im Gau Wien und besprach das völkische Triebleben, die Gefühle und die daraus resultierenden Verpflichtungen. KdF-Sportkurse zeigten werktätige Frauen bei der notwendigen Entspannung. BdM-Mädel warfen ihre Speere, und Karl Pawek philosophierte über die deutsche Frau von morgen. Auch die Dichterinnen fehlten nicht mit ihren Ergüssen, wobei sich Ingeborg Teuffenbach besonders arg aufführte: «... Nun wissen wir, mein Führer: Es ist Zeit. Wir strömen alles aus, was in uns liegt! Damit der grosse deutsche Glaube siegt, sind auch wir Frauen selbst zum Tod bereit!»

Diverse Künstlerinnen, Schreibfräuleins, Bauern- und Hausfrauen führten in der «Pause» zur Heimgestaltung und damit zur Wiener Frauenakademie hinüber. Es gab viele Bild- und Textseiten voll Stimmung, z.B. bei Naturstudien mit Blumen als Vorstufe für die Entwurfstechnik im Textilgewerbe, in Kostümkundekursen, bei Aktstudien oder in der Werkstätte für Schneiderei. Schliesslich belauschte man die BdM-Mädel in der Frauenakademie beim Bemalen von Spanschachteln und Brauttruhen.

In einer anderen Ausgabe der «Pause» steht der von Dachauer gemalte Führer unter einem monströsen Torbogen vor einer angedeuteten Wiener Landschaft, ein Schreckensbild in Mehrfarbdruck. Kremser untersucht den «kampfwilligen» Hitler literarisch. In diesem Sinn tanzt auch das Volksopernballett den Kaiserwalzer, versichern Reinhold Lorenz und Egon Kott, wie gut es jetzt dem Dritten Reich ohne den Zweifrontenkrieg der Jahre 1914 bis 1917 geht, aber auch wie schwer damals die blutigen Verluste die Volkskraft geschädigt hätten.

Ende Mai begann die Wehrmacht mit einer Reihe von Platzkonzerten in Wien, im Juni stiftete die staatliche Kunstgewerbeschule den Alfred-Roller-Preis für Bühnengestalter, einen Monat später vergab die Universität die Prinz-Eugen-Preise für 1940 und 1941. Spani-

sche Journalisten tranken auf Gemeindekosten im Rathauskeller, und die Marokkanerkaserne musste sich die Umbenennung in Otto-Steinhäusl-Kaserne gefallen lassen. Denn der braune Polizeichef, SS-Oberführer Steinhäusl, hatte seinen Geist aufgegeben. Blaschkes Putschkamerad aus den Dollfuss-Tagen, Oberregierungsrat Leo Gotzmann, übernahm im Sommer 1940 die Agenden des Polizeipräsidiums als eine der letzten noch den Austronazis verbliebenen Bastionen.

An erwähnenswerten Toten war in diesem Jahr kein Mangel. Ganz still verstarb im Spätwinter irgendwo der Altbundespräsident Dr. Michael Hainisch. Die Bettler am Hietzinger Platz brauchten nicht mehr auf die alte Katharina Schrott zu warten, die dort vor jedem Kirchgang freigiebig Almosen verteilt hatte. Noch im April 1940 schloss die «gnädige Frau» für immer die Augen. Der Skorpionier Matthias Zdarsky sowie der Irrenarzt Dr. Julius Wagner-Jauregg taten es ihr vor dem Herbstreggn gleich. Letztgenannter erhielt ein Ehrengrab der Stadt Wien.

Andererseits gab es 1940 eine Menge frohgestimmter Wiener Feierlichkeiten. Robert Schumanns 130. Geburtstag wurde durch eine festliche Aufführung des Oratoriums «Das Paradies und die Peri» gewürdigt, der Deutsche Schulverein beging sein 60-jähriges Jubiläum, BdM-Mädel, Studentinnen und Rotkreuzschwestern nahmen bei diversen Gelegenheiten fahnengeschmückt Aufstellung, im Burggarten und im Gspöttgraben boten KdF-Sommerfeste kurzen Genuss. Dazwischen tagten die HJ-Führer, die Mediziner, die Orgelspieler, die Südost-Techniker und die hanseatischen Kaufleute in der Gaustadt. Fast ununterbrochen wehten die Hakenkreuzfahnen von den Giebeln, sogar die Kirchenglocken mussten den Waffenstillstand mit Frankreich begrüßen.

Der neue Gauleiter und Reichsstatthalter Baldur von Schirach eilte zwischen dem Ballhausplatz, dem Gauhaus und dem Rathaus von Empfang zu Empfang, führte den Hamburger Generalintendanten Heinrich Konrad Strohm am 18. September in sein Amt als neuer Leiter der Wiener Staatsoper ein und sah zu, wie dieser Mann bereits kurz darauf am Widerstand der heimischen Musikwelt scheiterte. Am 20. September legte der Burgtheaterdirektor Lothar Müthel, der dort den Ostmärker Jelusich abgelöst hatte, am Grabe von Josef Kainz aus Anlass seines 30. Todestages einen Kranz nieder. Schirach rang zäh um Anfangserfolge, verpflichtete am 28. September den Staatsrat Professor Doktor Wilhelm Furtwängler als Dirigenten an die Staatsoper und bildete sich ein, damit etwas Besonderes erreicht zu haben. Blaschke, der am 20. September vor den Teilnehmern der Reichstagung des Auslandsamtes der Dozentenschaft aller deutschen Universitäten und Hochschulen eine grosse Rede über die kulturpolitische Bedeutung Wiens für den Südosten hielt, vergönnte seinem neuen, obersten Gauherren dieses Ungemach. Der wieder schaute sich nach einem kulturellen Generalreferenten um, der auf keinen Fall aus Österreich sein durfte undja keine Bindung an die hiesigen Gretzl haben sollte. Besagter Generalreferent wurde aus dem Altreich geholt, ging ins Burgtheater und sah sich dort «Maria Stuart» an, wo Maria Eis und die von Goebbels nach Wien geschickte Käthe Dorsch grossartig agierten.

Noch im Juli 1940 hatte der Beigeordnete Blaschke an der Ehrung der Gehenkten des Jahres 1934 im Galgenhof des Landesgerichtes sowie vor dem Palais auf dem Ballhausplatz intensiv mitgewirkt. An sportlichen Ereignissen war Blaschke kaum beteiligt. Er übersah den Weltrekord des Wiener Polizeisportlers Toni Richter im beidarmigen Reissen (103,5 kg) und beteiligte sich auch nicht am Tag des Waldlaufes in Wien sowie am Staffellauf quer durch die Stadt. Radrennen über hundert Runden am Wilhelminenberg, über den Laaber Rundkurs, ums Rathaus usw. erfreuten ihn weniger, desgleichen die Parteisportfeste, die Sommersporttage der Betriebe und diverse Meisterschaften der Hitler-Jugend.

Am 3. Oktober fand in einem Saal der Albertina die feierliche Überreichung der vom

Führer verliehenen Goethe-Medaille an Professor Alfred Cossmann statt. 14 Tage später endete Reichsminister Joseph Goebbels im Grossen Konzerthausaal die Versammlungswelle der NSDAP unter dem Leitwort «Die Partei im Kriege» mit einer Ansprache. Der Reichsminister hatte seinen Wiener Aufenthalt benützt, um sich von Schirach «Romeo und Julia» im Burgtheater zeigen zu lassen. Von dieser Mützel-Produktion befriedigt, widmete Goebbels mehrere Aufführungen den Soldaten und Rüstungsarbeitern Wiens, d.h., diese mussten, mit Freikarten bewaffnet, ins Burgtheater marschieren. Auch in der Staatsoper fanden Freivorstellungen für die Wehrmacht statt, und die Philharmoniker konzertierten zu gleichem Zweck im Grossen Musikvereinssaal. Klosterneuburg holte im November etwas von der alten Leopoldi-Stimmung hervor, ohne dass man auf den religiöspatriotischen Kern der Angelegenheit Bezug nahm. Franz Lehár leitete währenddessen die Winterhilfsmusik im Konzerthaus. Lehár hatte Anfang November persönlich die Ouvertüre zum Zarewitsch dirigiert, der im Raimundtheater zum hundertsten Male über die Bretter ging.

Im Musikvereinssaal kam Clemens Krauss mit den Philharmonikern als Wehrmachtunterhalter an die Reihe, denn diese Art des Aufspielens wuchs sich langsam zu einer Wiener Kriegskulturspezialität aus. Am anderen Weite der Achse, in Tokio, ertönte erstmals jene festliche Musik, die Richard Strauss für irgendeine Märchenfeier des japanischen Kaiserhauses komponiert hatte. Knapp vor Weihnachten lud das kurzlebige «Theater in der Praterstrasse» 300 Soldaten zur Eröffnungsvorstellung und Neuaufführung von «Axel an der Himmelstür». Doch auch diese Truppenbetreuung konnte Axel nicht vorm Absturz bis ans Höllentor letztangiger Bühnenleistung bewahren. Zarah Leander, die mit ihrer Version der «Gebundenen Hände» diesem Stück zur Schuschnigg-Zeit in Wien besondere Popularität verschafft hatte, war nun in Berlin und von Herrn Goebbels in Beschlag gelegt. An den Komponisten des Axel erinnerte man sich besser nicht.

Am 9. November stapfte der fanatische Ratsherr Berner in den Galgenhof des Landesgerichtes, um dort einen Kranz Baldurs anzubringen: Am Tag des Marsches zur Feldherrnhalle wollte er auch der justifizierten Juliputschisten gedenken. Dort lag bereits ein Kranz, den der oberste Richter der Partei vor ein paar Tagen hinterlassen hatte. Wenig kümmerte es die beiden, dass sich die braunen Henker nur einige Meter davon entfernt in mehreren Parterrezimmern häuslich einrichteten und zweckdienliche Blutabflussanlagen für den Massengebrauch installieren liessen.

Einige Tage später findet die 6. öffentliche Sitzung der Ratsherren der Stadt Wien statt, die relativ belanglose Dinge erzählen und sich bald mit den Beigeordneten zur nichtöffentlichen Beratung zurückziehen. Immerhin erfährt man aus der Entschuldigungsliste, dass Ratsherr Schoeller durch Abwesenheit glänzt und Ratsherr Brehm unter die schriftstellernden Soldaten gegangen ist. Aber bereits am 14. Dezember, also in unverhältnismässig geringem Abstand, wird die 7. öffentliche Sitzung der Wiener Ratsherren abgehalten. Die grosse Überraschung ist dabei das Erscheinen des seit etlichen Monaten unsichtbaren Exbürgermeisters, Hermann Neubacher. Dieser von vielen sehr vermisste Exponent des Wiener Nazitums setzt sich auf einen Ehrenplatz, und Baldur von Schirach beginnt mit einer längeren Rede. Er verkündet, dass der schon seit längerem durch Provisorien überbrückte Abgang Neubachers aus der Gemeindeverwaltung nunmehr als endgültig anzusehen sei. Er, Neubacher, wünsche, aus dem städtischen Dienst entlassen und von der Verantwortung für das Amt des Bürgermeisters entbunden zu werden. Schirach würdigt darauf die illegale Aktivität Neubachers, erwähnt, dass dieser vor 1938 in wirtschaftlichem Auftrag in Bukarest und Belgrad tätig gewesen ist, und macht bekannt, dass Neubacher eine Ehrengabe der Stadt erhalten sowie als Büste von einem der ersten Bildhauer Wiens im Rathaus aufgestellt werden soll.

Dann begrüsst Schirach offiziell Phillip Wilhelm Jung als «Vertreter des Gauleiters im Bereiche der Gemeindeverwaltung» und betont, dass er zu ihm besonderes Vertrauen habe, rückhaltlos zu ihm stehe und ihn mit ganzer Person decke. Schirach preist Jungs braunes Kämpfertum vor 1933 sowie seinen Anteil bei der Rückgliederung des Saarlandes. Der Reichsleiter übergibt ihm daher die Stadt Wien zu treuen Händen.

Es war klar, dass die formelle Berufung Jungs zum Wiener Bürgermeister eine neue Brüskierung der ansässigen braunen Kämpferschaft bedeutete. In diesem Sinn waren ja auch die Worte des Reichsleiters hinsichtlich der Rückendeckung und des Einstehens zu deuten. Schirach hat dabei wahrscheinlich den in Wien seit urdenklichen Zeiten geübten Lakaiengehorsam unterschätzt, sein Auditorium dachte gar nicht daran, offen aufzumucken. Ebenso aber dürfte der Reichsleiter die Dauer und Hartnäckigkeit der hinter der Maske der Servilität verborgenen Opposition unterschätzt haben. Die oberste Führung bereitete übrigens Trostpflaster vor, z.B. die Anfang 1941 erfolgte Berufung eines ostmärkischen Funktionärs der Hitler-Jugend auf den entfernten Gauleiterposten von Hannover. Solche im Sinne der Reichseinheit versuchten Einsprengel in preussische Verwaltungsdomänen endeten natürlich negativ.

In der Ratsherrensitzung am 14. Dezember 1940 dankt der scheidende Neubacher Schirach und allen anderen Parteigenossen langatmig, wobei er «die Eigenart des neuen Berufes» erwähnt, ohne das Geheimnis um seinen nunmehrigen Aufgabenkreis zu lüften. Jung lehnt es in seiner Erwiderung abermals ab, ein Programm zu entwickeln, weil dies angeblich in der «Systemzeit» Wiens nur zu leeren Versprechungen geführt habe. Er wisse auch, «dass diese Stadt eine ausserordentlich starke Tradition pflegt und die Aufgabe umso schwieriger ist, weil es gilt, eine Synthese zwischen dieser uralten Tradition und dem neuen vorwärtstrebenden Genius der Zeit zu finden». Über solche gegenseitige Lobhudeleien wird es ein Uhr mittags. Alle stimmen daher zum Abschluss in das auf den Führer gemünzte Sieg-Heil-Geschrei Schirachs ein und beeilen sich, zum Essen zu kommen.

Am 21. Dezember 1940 stellte sich Jung in einer Aussendung an die Beamtenschaft als frischgebackener Bürgermeister vor. Er erklärte den damit Angesprochenen, was er unter nationalsozialistischer Lebensauffassung verstehe, und meinte, es sei wichtig, dass man sich jederzeit in die Augen schauen könne.

Am Silvestertag verkündete der Publizist H. Hofer, dass sich Wien auf den Frieden vorbereite. Demgemäss stünden die Vorarbeiten zur Sicherung der zukünftigen Entwicklung Wiens als einem mächtigen Handels- und Kulturzentrum im Südosten des Grossdeutschen Reiches durchaus im Mittelpunkt jeder Planung. Hofer sagte voraus, dass der städtebauliche Umbruch nach dem Krieg die Beseitigung aller Wiener Erbübel bringen werde. Er kommt auf ein neues Spiel- und Sportplatznetz in Wien zu sprechen und erfreut sich am Gedanken über die «Kulturbastion», die von den führenden Männern der Stadt in Erkenntnis der grossen, neuen kulturellen Reichsaufgaben vorbereitet wird. Vielleicht haben aus gleichem Grund Goebbels und Schirach in jenen Tagen die Schirmherrschaft der vom 15. bis 22. Jänner 1941 anberaumten Grillparzer-Woche anlässlich des 150. Geburtstages dieses Dichters übernommen. Galt es doch, Franz Grillparzer in die Bastion hineinzuholen und hinter ihm die Tore zu verrammeln.

Unter den Ankäufen der Städtischen Sammlungen im Jahre 1940 befanden sich die beauftragten Ölporträts des Franz-Ferdinand-Adlatus und nachmaligen Deutschnationalen Carl Freiherr von Bardolff sowie der Architekten van der Nüll und Alexander Wielemann, dessen Justizpalast anno 1927 den Flammen des Schattendorf-Prozesses zum Opfer gefallen war. Andererseits muss eine grosse Radierung von Luigi Kasimir, «Der Stephansturm», dem städtischen Magazin vorenthalten werden, da sie im März der Stadt Danzig, die nunmehr mit

Wien sogar eine direkte Schnellzugsverbindung hat, als Geschenk übereignet worden ist. Der Wiener Maler Ludwig Wieden wird vom Kulturamt beauftragt, den weissbärtigen Professor Doktor Wilhelm Kienzl für die Gemäldesammlung des Museums abzumalen. In einer Leichenhalle im Zentralfriedhof arbeiten Hauk und Andre am «Kreislauf des Lebens» sowie am «Baum als Symbol des Lebens» und am «Feuer als Lebensspender».

Die Parteigenossen fühlten sich überall zu grösster Sparsamkeit bei Sachwerten verpflichtet. Sie liessen die Mehrzahl der Glühbirnen aus den Bürolustern schrauben, zählten das Schreibpapier nach und nahmen mit Befriedigung wahr, dass sowohl die Volksoper wie auch die anderen Wiener Theater keine Personenkraftwagen mehr zur Verfügung hatten. Nur der etwas korpulente Intendant Baumann bemühte sich noch einige Zeit, Benzin für sein Privatauto zu erhalten. Von den Fahrzeugen abgesehen, gebrach es den Wiener Theatern im Herbst 1940 keineswegs an Betriebsgut. Wo das Material knapp wurde, setzten kostspielige Improvisationen ein, welche die Ankäufe der Städtischen Sammlungen bzw. des Kulturamtes weit in den Schatten stellten. Am 26. November 1940 war in der Josefstadt die Premiere von «Des Meeres und der Liebe Wellen» angesetzt, also von jenem Trauerspiel, das der Wessely zu besonderer Publizität verhalf und den neuen Intendanten Heinz Hilpert die Grillparzer-Woche Anfang 1941 in Ehren bestehen liess. Ansonsten gab es dort einige Lustspiele und die Proben für «Theres und die Hoheit», einem Märchen aus dem Vormärz in vier Bildern von Walter Erich Schäfer, das den Ratsherrn Berner sehr geärgert hat. Die Theres wird am 11. Februar 1941 erstmals über die Bretter gehen, Berner in einer eigenen Schrift dagegen werten.

Dann wurde eine neue Seite im Verwertungsplan der Benatzky-Hinterlassenschaft aufgeblättert. Der im Sinn der nationalsozialistischen Lehren untragbare Komponist und Textautor Ralf Benatzky hatte 1940 das rettende Ufer Nordamerikas erreicht. In Wien war sein «Axel an der Himmelstür» zurückgeblieben, den das Theater in der Praterstrasse herunterwürgte. Die Volksoper wollte zwar von Benatzky nichts mehr wissen, doch seine Operette vom «Weissen Rössl am Wolfgangsee» wurde von Vergnügungsfachleuten auf der Bühne und im Kino gern verwendet. Die Kammerspiele taten mit «Bezauberndes Fräulein» einen gewagten Griff in die Schatzkiste des mährischen Lustspiel- und Revueproduzenten Benatzky, der die Operette aus der Epoche Lehars in die Phase des intimen Chansonlustspiels führte.

In der «Wiener Illustrierten» kümmert sich Hauptschriftsteller Kott nebst der offiziellen Kriegspropaganda um die Wiener Film- und Bühnenliebliche, die er beim Heurigen oder im Grinzing Bad, bei Wanderungen, bei Handballspielen zugunsten des Deutschen Roten Kreuzes und bei Schminkproben aufspüren lässt. Die «Wiener Illustrierte» sucht aber auch die jungen Frauen der Gaustadt beim Segelfliegen unter reichsdeutscher Anleitung in Breitenfurt auf, vergisst nicht auf die Rundfunkspielschar der Wiener Hitler-Jugend an der Atlantikküste sowie auf die hierortigen Eisläuferinnen beim Ausgleichssport im Planschbecken oder unter Karli Schäfers Kommando auf der Trainingsfläche. Und schon ist die rührende Wessely, die soeben ihren neuesten Ucicky-Film «Ein Leben lang» beendet hat, wieder da und erinnert den Reporter an die seinerzeitige Kinosensation «Maskerade», wobei er ihren damaligen Partner, Adolf Wohlbrück, der in England geblieben ist, tunlichst vergisst. Auch mit ihrem jetzigen Partner hat die Wessely kein Glück, denn der bringt sich in einigen Wochen samt seiner jüdischen Frau und seinem Kind um. Rasch besucht die «Wiener Illustrierte» noch jene Nachwuchsschauspielerinnén, die jetzt das von A. E. Frauenfeld und Josef Wenter fabrizierte Anti-Habsburg-Drama «Michael Gaismair» proben. Im aufälligen Theater an der Wien und im Theater in der Praterstrasse dürfen die Reporter Willi Forst bei den Dreharbeiten eines neuen Wiener Operettenfilms zuschauen. Er selbst spielt inmitten nackter Statistinnen den Theaterdirektor Franz Jauner.

Im Herbst 1940 zog die «Wiener Illustrierte» nach Holland, wo während der zweiten Oktoberhälfte die grosse «Wiener Festwoche» in Den Haag und in Amsterdam abgehalten wird. Man erfährt aus einem Reisebericht, dass Generalreferent Walter Thomas und Ratsherr Jerger insgesamt 144 Wiener Künstler dorthin eskortiert haben. Acht Veranstaltungen waren ausverkauft, die Philharmoniker boten Dr. Seyss-Inquart sogar eine Stunde Kammermusik vor seinen prunkvollen Privaträumen dar. Der obligate Kameradschaftsabend für die Wiener fand im Luxusbad Scheveningen statt.

In den Umkleidekabinen des «Hauses der Mode» am Lobkowitzplatz fühlt sich die «Wiener Illustrierte» wie daheim, sie besucht aber auch die frühwinterlichen Berge des Gschnitztales, wo böse Heimwehrlaute aus der Systemzeit nach einem Roman von Irmgard Wurmbrand vor Kamerateams der «Märkischen-Panorama-Schneider-Südost» braune Erbhofbauern in spe schikanieren. Die Volksoper wird zwischendurch mehrmals vom Keller bis zum Dach durchstößert, die dortige Solotänzerin muss sich Landser zur Jause in ihre Wohnung einladen und dabei photographieren lassen.

Während Schirach noch vom Anschluss des Theaters «Die Komödie» ans Volkstheater spricht, pirschen sich die Gemeindefunktionäre bereits an den betreffenden Hauseigentümer heran. Es gilt, das Objekt in städtischen Besitz zu bringen und damit den Einfluss der städtischen Kulturamtsleute auf «Die Komödie» zu sichern. Für das kommende Jahr 1941 soll der Kultur- und Gemeinschaftspflegeetat Wiens beträchtlich erhöht werden. Schuld daran sind angeblich die neuen Ehrungen der Stadt, höhere Stipendien sowie erweiterte Volksbildungs- und Brauchtumsaufgaben. Auch die städtischen Sammlungen wollen noch mehr ankaufen als 1940. Für die von Schirach angestrebte Ausgestaltung des Prinz-Eugen-Grabes in St. Stephan ist eine erste Baurate von RM 40.000.– vorgesehen. Nach Einsicht in das Gesamtbudget der Stadt Wien und in Anbetracht der wirtschaftlichen Situation innerhalb der Gaustadt kann jedoch trotz vorgenannter Begründungen eine sachte, allgemeine Teuerung als ursächlich erkannt werden.

In seinem Vorwort zum Haushaltsplan 1941 betrachtet Herr Bürgermeister Jung väterlich die kleinen Wiener, die nunmehr in 643 städtischen Lehranstalten lernen dürfen. Jung erinnert an die enorme Geburtenfreudigkeit nach dem Anschluss und prophezeit, dass 1945 in Wien um 30.000 Kinder mehr als üblich in die Schule wandern werden.

Um es aber gleich vorweg zu nehmen: Das Fazit des Jahres 1940, in dem die Deutschen unter dem «grössten Feldherrn aller Zeiten» die grössten Siege in ihrer neueren Geschichte erfochten, war schlechter als am Dezemberultimo 1939. Dies hat natürlich weder in Wien noch sonstwo jemand wahrhaben wollen oder auch nur annähernd erkannt. Die geheimen Gegner des Dritten Reiches in der Gaustadt konnten lediglich feststellen, dass Grossbritannien durchgehalten hatte und die Italiener, wie nicht anders zu erwarten, militärisch schwach waren. Warum und wieso, das vermochte allerdings kaum einer in Wien wirklich zu begreifen.

Dem «grossen Führer» drohen Propagandisten mit ausländischen Adressen und weisen darauf hin, dass sich der Kriegsverlauf und seine gegenwärtige Teilnehmerschaft vielleicht doch noch ändern könnten. Im von Deutschland besetzten Teil Europas stehen hundert der besten Divisionen bereit, um jede Einflussnahme von aussen zu unterbinden. Trotzdem werden neue Möglichkeiten angedeutet. An die USA denken die Kommentatoren offensichtlich noch nicht, wenngleich sie sich über Roosevelt und seine Absichten keine Illusionen machen. Die japanische Regierung hat schon vorsorglich durch ihren Aussenminister erklären lassen, dass sie eine Intervention der Amerikaner gegen Deutschland nicht hinnehmen werde. Für die Griechen und die Nahostverbände des Commonwealth allein aber ist die deutsche Übermacht denn doch zu gross.

Auf diese offenen Fragen traut sich niemand zu antworten bzw. ist auch niemand dazu

imstande. Wer weiss schon genau, wie schnell sich der Schwerpunkt der historischen Ereignisse ab August 1940 aus Westeuropa entfernt hatte? Der Fehlstart der Italiener war viel schwerwiegender gewesen, als man in Rom und Berlin zunächst annahm. Selbstverständlich hatten die Wiener mit ihrer primitiven Einschätzung der soldatischen Qualität des alten Erbfeinds im Süden zunächst Unrecht. Aber die Wiener hatten im gewissen Sinn doch recht, denn die italienischen Volksmassen standen den Zielen ihrer faschistischen Regierung teilnahmslos gegenüber. Daher hätte der Duce, wie auch der Führer selbst, überragende Waffentaten in Afrika unmittelbar nach der französischen Kapitulation gebraucht, um die Wirkung des deutschen Sieges im Westen auf das französische Kolonialreich zu übertragen, den Suezkanal zu sperren und Äthiopien abzusichern. Seit Herbst 1940 hingegen schien sogar die italienische Position im Dodekanes gefährdet und damit der Krisenherd am Balkan angeheizt zu sein. Am 27. Oktober liess Mussolini fünf Heersäulen aus Albanien in Griechenland einbrechen, um wenigstens von dorthen den Inseln der Ägäis und dem Vorderen Orient nahe zu kommen. Denn sein Marschall Graziani hatte sich bei Sidi el Barani hoffnungslos festgefahren. Aber, wie oft auch die Marcia reale vom mitreissenden Rhythmus der Giovanezza ergänzt wurde, die griechischen Gebirgstruppen liessen die Sänger nur bis zum Acheron kommen. Die Türkei warnte Bulgarien vor allzu grosser Achsenfreundschaft, und die Ungarn schlossen am 12. Dezember mit den Jugoslawen ein Abkommen, ohne auf den Segen Berlins zu warten. Nur in Rumänien ging es drunter und drüber, die Eiserne Garde setzte ihre Mordtaten bis Ende November fort, die Juden wurden überall abgeholt und eingesperrt. Am 4. Dezember machten die Deutschen weitgehende Zusagen zugunsten des wirtschaftlichen Aufbaues in Rumänien und versprachen, sich militärisch im Lande stärker zu engagieren.

Schon am 12. November 1940 war Molotow in Berlin erschienen und hatte hinsichtlich des Balkans weitere russische Wünsche kundgetan. Das Schlimmste aber war, dass er, der in der Reichshauptstadt einige Zeit im Luftschutzkeller verbringen musste, nicht an die bevorstehende Kapitulation Grossbritanniens glaubte. Deswegen hatten der Führer, Göring und Ribbentrop mit dem Besuch aus der UdSSR am Konferenztisch ebensowenig Erfolg wie mit den französischen und spanischen Freunden ein paar Wochen früher. Am 9. Dezember aber wurde offenbar, dass hinter dem Schleier der Wüstenstürme rund um Sidi el Barani von General Wavell, Sir Maitland Wilson und General O'Connor viel mehr vorbereitet worden war, als man dem todwunden England zugetraut hätte. Die Griechen säuberten ihr Land noch vor Jahresende von den Italienern, die erst einige Täler hinter der albanischen Grenze bei heftigem Schneefall Deckung fanden. Was besagte es dagegen schon, wenn sich London am 28., 30. und 31. Dezember nördlich der Themse in Flammen hüllte. Der Krieg ging weiter.

An einem Tag der zweiten Augushälfte fuhr Walter Thomas zum erstenmal in seinem Leben nach Wien. Zunächst steigt er im «Erzherzog Rainer» ab, das auf ihn wegen des Namens besonderen Eindruck macht, und erfragt telephonisch bei einem Ministerialrat im ehemaligen Bundeskanzleramt den Vorsprachetermin. Am nächsten Tag wird Thomas im Bundeskanzleramt (Reichsstatthalterei) vom Reichsdramaturgen Schlösser, der für gewöhnlich in Berlin residiert, empfangen. Schlösser erklärt, dass der neue Reichsstatthalter für Wien, Baldur von Schirach, das kulturelle Leben, das unter seinem Vorgänger angeblich chaotisch vor sich hin vegetierte, reorganisieren wolle. Schirach strebe in Wien nach sichtbaren Erfolgen, und die könne man während des Krieges lediglich auf dem Gebiet der Kulturpolitik erringen.

Kurz und gut, Thomas soll Dezerent für den gesamten Komplex werden, da kein Wiener hiefür in Frage käme. Denn jeder Wiener habe seine Clique und müsse unsachlich handeln,

da er mit allen Leuten zu sehr befreundet oder verfeindet sei. Der Wiener gehe immer von der Person, nie aber von der Sache aus. Daher müsse bei der Besetzung führender Stellungen der Grundsatz herrschen, nur Persönlichkeiten aus dem Altreich zum Zuge kommen zu lassen.

24 Stunden später gehen Schlösser und Thomas ins Parlament, das jetzt Gauhaus heisst, und sprechen bei Schirach vor. Thomas erinnert sich, dass der neue Reichsstatthalter eine elegante Parteiuniform trug und Zigarren rauchte; Schirach hätte sich zunächst über die wirtschaftliche Zukunft der Stadt verbreitert und sei dann auf den Bau des neuen Donauhafens zu sprechen gekommen, der anscheinend erst vor kurzem mit Hermann Göring ausgemacht worden war. Der Führer habe auch im Hinblick auf andere Umbauten Befehl gegeben, die Regulierung der Stadt unverzüglich in Angriff zu nehmen, damit, wenn der Krieg gegen England in etwa einem Jahr zum Abschluss gebracht worden sei, in Wien bereits ein gutes Stück Arbeit erledigt wäre.

Hernach soll Schirach auf die Intensivierung der Beziehungen zum Balkan hingewiesen haben. Wien sei für «Pussta-Magnaten» nicht mehr attraktiv genug, da die Systemregierung vor 1938 der Stadt viele Lockungen entzogen habe. Er, Schirach, werde luxuriöse Bordelle einrichten lassen. Wien solle eher als pikante Lasterhöhle und damit allein schon als Hauptstadt des Balkans gelten, als noch einmal zum Betsaal österreichischer Reaktionäre werden.

So oder so ähnlich dürfte sich Baldur von Schirach Thomas Ende August 1940 gegenüber ausgedrückt und damit auf die Ära des katholisch-strengen Bürgermeisters Schmitz angespielt haben. Tatsächlich besuchte der Reichsstatthalter mit heimischen und auswärtigen Gästen wiederholt das Etablissement Achmed Beh und dessen Frauen unter dem Petersplatz, wo die Gestapo und ihre entblättern Mitarbeiterinnen stets auf unbedachte Worte scharf waren. Für Balkandelegierte mit plötzlichen Wünschen musste die Wiener Polizei Sorge tragen und die ihr seit je gut bekannten Freudenmädchen in den Strassen einsammeln gehen.

Walter Thomas wurde Generalreferent des Reichsstatthalters und konnte zunächst feststellen, dass die gefeierten Grössen des Wiener Kulturlebens kleinlicher, gehässiger und intriganter waren als anderswo. Aber die Arena und die darin agierenden Talente schienen ihm noch immer von unerreichbarer Vollkommenheit, Wien selbst ein Refugium der Sorglosigkeit zu sein. Etwas später glaubte er zu spüren, wie diese Stadt «unter ihrer Fesselung litt», er merkte entsetzt den «schwelenden Hass unter lächelnder Maske», vernahm die «heimlichen Flüche» aus den Arbeiterküchen der Vorstädte, aus den Salons der Aristokratie und des Bürgertums sowie aus den Garderoben der Theater.

Thomas glaubte zu wissen, dass Wien seit der Ära Franz Josephs nicht mehr so viel Geld wie 1940 gesehen hatte. Freilich meinte er, dass Hitler damit auch die Psyche der Wiener beeinflussen wollte, nachdem ihm anscheinend viel von der negativen Einstellung bedeutender Kreise berichtet wurde. Feststehen dürfte auch angesichts dieser Entwicklung, wie wenig die deutschen Machthaber vom Einfluss bodenständiger Nationalsozialisten auf das Wiener Leben hielten. Die braunen Spitzenfunktionäre aus der Illegalität vor 1938 wurden weiterhin systematisch vom Regierungsruder weggedrückt oder fern von Wien verwendet. Sicherlich haben manche von ihnen, so z.B. Globocnik, durch diverse Machinationen dazu Anlass geboten, andere waren von Haus aus nur zum Böllerwerfen befähigt. Aber dies stellt keine ausreichende Interpretation der Lage dar, es sei denn, man erinnert sich einer gewundenen Erklärung Bürckels, derzufolge die Kameraden aus der Ostmark durch die erlittenen Entbehrungen noch nicht vollwertig einsatzfähig seien.

Mit Thomas kam jedenfalls ein neuer Schub altreichsdeutscher Funktionäre in die Gaustadt, denen früher oder später das Lügenhafte bzw. die Hinterhältigkeit Wiens auffiel. Thomas hat dafür 1947 allerdings viele Entschuldigungen parat. Sieben Jahre früher wunder-

te er sich über die doppelschichtige Höflichkeit seiner Wiener Untergebenen, die meist viel älter und wahrscheinlich auch viel lebenskundiger waren als er oder Baldur von Schirach. Thomas erfuhr, dass 1940 bereits nicht weniger als sieben Millionen Mark als jährlicher Zuschuss des Reiches in die Taschen der Wiener Staatstheater flossen. Ähnliche Riesenbeträge standen für Verpflichtungen von prominenten Gastsolisten bereit. Aber auch mit der Judenfrage, die in Wien besonders scharf akzentuiert zu sein schien, wurde Thomas bekannt gemacht. Er war in diesem Belang nicht ohne Vorkenntnis, da er angeblich schon früher zugunsten zweier jüdischer Schauspielerinnen bei der Reichstheaterkammer in Berlin intervenieren musste. Dort traf er als Geschäftsführer einen Wiener Gauleiter aus der illegalen Zeit an, nämlich Herrn Alfred Frauenfeld, den Bruder des in Wien verbliebenen Kämpfers Eduard. Thomas nennt den Geschäftsführer «einen verfetteten Schönling, der wegen politischer Ungeschicklichkeit auf dieses Wartepöstchen abgeschoben worden war». Aber Alfred Frauenfeld verstand die Nöte der beiden Jüdinnen, er schrieb an einen hiefür zuständigen Mann, der jedoch weder etwas für Frauenfeld noch für Thomas oder für die Damen übrig hatte. Frauenfeld schimpfte weidlich und deutete Thomas gegenüber an, wie bestechlich solche Leute wären.

Auch in Wien sprach Thomas zugunsten von nicht-arischen Kulturschaffenden vor, und zwar bei der «jüdischen Auswanderungsstelle» im ehemaligen Rothschildpalais in der Prinz-Eugen-Strasse. Dort besuchte er den gefürchteten Referenten Brunner, einen typischen Vertreter des radikalen Wiener Nazitums: Brunner betonte, dass er direkter Befehlsempfänger aus dem Stabe Himmlers sei und sich weder um Schirach noch um sonst wen zu kümmern brauche. Im speziellen Falle sei er dafür, dass nicht nur jüdische Künstler, sondern auch die jüdischen Frauen arischer Kulturträger Wiens unverweilt abzutransportieren wären. Je früher die Trennung stattfände, desto besser.

De facto ging es doch nicht ohne Ausnahmen ab, wie das Schicksal der Gattinen von Franz Lehár, Theo Lingen und Hans Moser beweist. Auch Herr und Frau Eysler durften sich im 8. Bezirk fürderhin verborgen halten. Edmund Eysler schrieb sogar manchmal an seiner einaktigen Oper «Hochzeitspräludium» und an einigen Wiener Liedern weiter.

Die Aufzeichnungen von Walter Thomas enthalten darüber wenig. Er berichtet vielmehr von einem Hilferuf der Darstellerin Frieda Richard, die eine Tochter aus einer nichtarischen Verbindung besass. Diese Tochter war in Südfrankreich von der SS aufgegriffen worden. Ferner weiss Thomas davon zu erzählen, dass Schirach von mehreren Prominenten, darunter von Wilhelm Furtwängler, um Intervention zugunsten des Verbleibs jüdischer Personen in Wien angegangen wurde. Schirach liess die Angelegenheit aktenmässig weiterbearbeiten, hatte aber damit nicht viel mehr Glück als Frauenfeld in Berlin. Baldur von Schirach nahm hingegen von Unmutsäusserungen im Stile des Geschäftsführers der Reichstheaterkammer Abstand und begnügte sich mit dem Hinweis, dass er eben in dieser Hinsicht machtlos sei.

Ein Jahr später, im Herbst 1941, lernte Thomas jenen berüchtigten Verräter kennen, der dem Ensemble des Burgtheaters angehörte und sich in das Vertrauen vieler österreichisch Gesinnter eingeschlichen hatte. Seiner Denunziantentätigkeit verdankte die Gestapo bekanntlich umfangreiche Informationen, die zahlreiche Verhaftungen und Hinrichtungen nach sich zogen. Thomas aber will die Entlassung dieses Menschen als Mitglied des Burgtheaters bei Schirach durchgesetzt haben.

Ebenso erfolgreich soll Thomas bei der Rettung von Friedrich Wildgans mitgewirkt haben. Die Witwe des grossen Dichters, Frau Lilli, bat wiederholt um Fürsprache zugunsten ihres in einem Konzentrationslager zur Voruntersuchung befindlichen Sohnes. Thomas behauptet, er hätte den Vorsitzenden des Volksgerichtshofsenats derart bearbeitet, dass das Urteil für den «Stinkbombenschleuderer» Friedrich nur fünfzehn Monate betrug.

Später wollten sich die Propagandisten der Gaustadt den 10. Todestag des Anton Wildgans nicht entgehen lassen, ohne den Poeten aus seiner pro-österreichischen Geisteshaltung herauszureissen und im grossdeutschen Lager anzusiedeln. Sie gestatteten deshalb eine politisch sehr gemässigte, dafür aber betont kulturelle Wildgansfeier. Der Sohn Friedrich wurde zu diesem Zweck zeitgerecht aus der Haft freigegeben und erschien bei besagter Festlichkeit. Den Teilnehmern fielen lediglich seine Schlankheit und sein kurzes Haar auf.

Im allgemeinen gingen Versuche, sich gegen das Regime aufzulehnen, nicht mit begrenzten Freiheitsstrafen ab. Die Wiener Feuerwehrlaute, von denen ein rundes Dutzend unter dem Fallbeil endete, die Strassenbahner mit insgesamt mehr als vierzig Justifizierten, die österreichischen Angehörigen der Deutschen Reichsbahn, die es auf mehr als 120 Hingerichtete brachten, und die vielen, nicht nach ihrem Berufsstand organisierten Widerstandsgruppen legen dafür Zeugnis ab. 1940 starben auch etliche Prominente der österreichischen Systemzeit in deutschen Konzentrationslagern, wo sie bereits seit 1938 untergebracht waren.

Thomas kann, bei aller Hochachtung vor den österreichischen Kulturtaten, seiner Mission, die auf eine kreative Durchsetzung des Wiener Kunstlebens mit erstklassigen altreichsdeutschen Kräften hinausläuft, nicht untreu werden. Ewald Balsler, Käthe Dorsch, Horst Caspar, die Mühels, Harald Kreuzberg, Heinz Hilpert und viele andere Einwanderer, von denen manche zu echten Wienern werden, sind ihm besonders ans Herz gewachsen.

Schon im Herbst 1940 machen sich Schwierigkeiten in der Beziehung zwischen Gemeindevverwaltung und Generalreferat bemerkbar. Der ehemalige österreichische Juliputschist Blaschke geht in der Folge mit dem altreichsdeutschen Wiener SS-Regierungspräsidenten Delbrügge eine Art Interessengemeinschaft gegen den als Legitimisten angeschwärzten Stellvertreter des Thomas ein. Dies, obwohl einer der von Blaschke besonders geförderten Beamten im Kulturamt seinerseits als Legitimist verschrien ist. Aber bereits in «den ersten Wiener Tagen», wie sich Thomas ausdrückt, kommt es zu einer Auseinandersetzung auf höherer Ebene, nämlich zwischen dem neuen Generalreferenten und dem Beigeordneten Dipl.-Ing. Hanns Blaschke selbst. Thomas gibt Teile des Disputs wieder, die für die Bestrebungen der österreichischen Nationalsozialisten einerseits und den preussisch geführten Reichsstandpunkt andererseits ungemein aufschlussreich sind, wiewohl letzterer überhaupt nicht beim Wort genannt wird, sondern nur als Spiegelbild erkennbar ist: Angeblich nennt Blaschke Thomas «einen jungen Mann von da drüben, einen Dramaturgen von irgendwoher, der zeigen will, wie man unser Burgtheater dirigiert». Blaschke wirft Thomas vor, dass er «politisch gar nichts» sei, eben nur «ein junger Preusse», wegen dem «wir alten Illegalen den Fusstritt kriegen». Und dafür hätte er, Blaschke, «im Gefängnis gesessen und für seinen Führer dem Tod ins Auge geblickt»? Mehrmals fragt der Beigeordnete, wie Thomas anführt, «ob er das verdient habe». Blaschke meint damit in echt österreichischer Selbstbemitleidung die eigene Person und beileibe nicht den Generalreferenten. Doch Thomas gesteht seinem Gesprächspartner zumindest später etwas verächtlich «hemmungslose Enttäuschung» zu, weil «alles so ganz anders kam, als er damals gedacht, als er im Kampf für ein besseres Österreich nächstens die Wände beschmierte und Telephonhäuschen in die Luft sprengte». Thomas meint, dass dieser Urwiener und Nationalsozialist darauf wartete, «bis seine Stunde gekommen war».

Besagte Stunde kam Anfang 1943, als Thomas Bilder von Käthe Kollwitz und Egon Schiele ausstellte und die Exposition «Junge Kunst im Dritten Reich» veranstaltete. Schon einige Zeit vorher war die Position des Generalreferenten dadurch erschüttert worden, dass man Hermann Stuppäck und Eduard Frauenfeld in den Kompetenzbereich von Thomas einsickern liess. Stuppäck wurde nach dem Hinauswurf Thomas dessen offizieller Nachfolger, während Frauenfeld von der amtlichen Propagandaseite her ins Feuer blies.

Wir können uns damit begnügen, auf eine der letzten Unterredungen des Reichsstatthalters mit Thomas hinzuweisen. Diese fand knapp vor der Kapitulation in Stalingrad statt, als der Generalreferent gerade mit den Vorbereitungen zur Wiener Verdi-Woche beschäftigt war. Schirach soll Thomas nebst persönlichen Vorwürfen gesagt haben, dass diese Verdi-Woche den Abschluss einer kulturellen Ära in Wien zu bedeuten hätte. Er, Schirach, könne sich seine bisherige «Wiener Spezialpolitik» nicht mehr leisten. Thomas bemerkte in diesem Zusammenhang, dass damit für viele politisch und rassisch nicht einwandfreie Persönlichkeiten Wiens der Moment des Abschieds kam.

1940 und 1941 aber ist Thomas überall persona grata. Goebbels wird zunächst nur deshalb auf ihn böse, weil er, Thomas, nicht dem Propagandaministerium entstammt und die Wiener Staatstheater als Gefolgsmann Schirachs beaufsichtigt. Der Minister beschäftigt sich bei seinem ersten Besuch in der von Schirach geführten Stadt intensiv mit Thomas, lässt sich sogar auf eine Debatte über den Dollfuss-Mord im Kanzleramt mit dem neuen Generalreferenten ein. Goebbels nimmt Thomas auch in das Luxusrestaurant «Drei Husaren» mit, das damals vom Hausgastronomen des Reichsmarschalls in Berlin, Herrn Horcher, geführt wurde.

Im Frühjahr 1941 wird Thomas im Hotel Imperial sogar dem Führer vorgestellt, der dort mit Schauspielerinnen und Opernsängerinnen soupiert. Der Generalreferent belauscht bei dieser Gelegenheit den Adjutanten Hitlers, der im Kreise der engeren Begleitung des Braunauers erzählt, dass Hitler den Angriff auf Norwegen, den Durchbruch der Maginotlinie und die Besetzung der britischen Inseln schon im Frühherbst 1939 geplant hatte.

Der seit langem gefeierte Dirigent Wilhelm Furtwängler sollte das Wiener Musikleben reorganisieren und wurde von Schirach gleich nach dessen Amtsantritt besonders ins Vertrauen gezogen. Die Unterredungen des Reichsstatthalters mit Furtwängler hatten vertraulichen Charakter. Furtwängler soll durch peinliche Fragen zur braunen Politik unliebsames Aufsehen bei Schirach und anderen Diskussionsgästen erregt haben. Für den obersten Schirmherrn des Dirigenten, also für Reichsminister Dr. Goebbels, gehörte Wilhelm Furtwängler allerdings in jene Kategorie führender Kulturträger, die zu wertvoll waren, um wegen illoyaler Äusserungen verfolgt zu werden. Furtwängler genoss Narrenfreiheit.

Thomas erinnert sich, dass Furtwängler stets für die Berufung des Leiters der Dresdner Oper, des Generalmusikdirektors Karl Böhm aus Graz, zum Direktor der Wiener Staatsoper eingetreten ist. Furtwängler soll Schirach zu einem diesbezüglichen Vorschlag bei Adolf Hitler veranlasst haben, der aber zunächst fehlging. Richard Strauss unterstützte seinerseits eine Kandidatur von Clemens Krauss auf diesen Posten, der die Wiener und die Münchner Opernhäuser liieren sollte. Hitler wollte Krauss jedoch für die von ihm geplante Mammutoper in der «Hauptstadt der Bewegung» reserviert sehen.

So zogen sich die Dinge hin. Furtwängler, Krauss, Knappertsbusch, der ebenfalls in Frage kam, aber jede feste Bindung ablehnte, sowie Böhm und Richard Strauss höchstpersönlich lösten einander am Dirigentenpult der Wiener Oper ab. Endlich gelang eine von allen Prominenten für dauerhaft angesehene Lösung. Der Direktor des Burgtheaters, Lothar Müthel, wurde Generalintendant beider Häuser am Ring, und Furtwängler konnte schliesslich doch Karl Böhm als musikalischen Direktor der Wiener Staatsoper durchsetzen. Aber das Unglück der deutschen Heere in Russland stand beim Abschluss dieser Angelegenheit bereits unmittelbar bevor und die sich über längere Zeit hinziehende Klärung der Sachlage führte zu keiner allseitigen Beruhigung; nur Karl Böhm und der an die Oper geholte altreichsdeutsche Dr. Schneider konnten sich in spätere Jahrzehnte hinüberretten.

Franz Hadamowsky und Alexander Witeschnik billigen in ihren Schriften Thomas keinen besonderen Einfluss auf das Operngeschehen zu, sondern nennen Dr. Ernst August Schneider, der mit Heinrich Strohm nach Wien gekommen war, als den stillschweigend anerkannt-

ten Nachfolger. Im Herbst 1941 sei bereits Müthel dagewesen und hätte die Situation solange gehalten, bis Karl Böhm am 1. Jänner 1943 die Operndirektion übernehmen konnte.

Eine schöne Musikbeamtin der Stadtverwaltung, die dem Reichsminister Goebbels nahestand, wird überraschend ins Generalreferat versetzt, wo sie ein Archiv aufbauen soll. Die Dame heiratete jedoch einen der Adjutanten des Reichsstatthalters. Auch über die Hochzeit der jungen Aglaia Neubacher wird in Gesellschaftskreisen getuschelt. Die Tochter des Bürgermeisters war gewohnt, ihre aparten Reize grosszügig einzusetzen. Ebenso grosszügig ging die standesamtliche Zeremonie im Rathaus vor sich, zu der noble Kutschen über das höckrige Kriegspflaster Wiens anrollten. Die Bühnenschönheit Maria Holst wiederum bekam einen malenden, oberösterreichischen Grafen in Uniform zum Mann.

All diesen Verbindungen folgten später saure Wochen. Die Bühnenlaufbahn der Holst endete im Nichts, die Tochter Neubachers liess sich scheiden und ging mit einem Amerikaner fort, der Gatte der Archivdame wurde nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet, und der Generalreferent Thomas hatte Mühe, die eigene Haut zu retten.

Aber im Dezember des Jahres 1940, als die Neuordnung Europas fast vollzogen ist und die Briten, die Amerikaner und die Russen vor nahezu vollendeten Tatsachen stehen, denkt Thomas nicht an die eigene Haut. Er scherzt mit den anderen und freut sich auf die unmittelbar bevorstehende Grillparzer-Woche in Wien, weil er sich dabei bereits kräftig einschalten und Blaschke viel an kulturellem Terrain wegnehmen kann.

Am 1. Oktober konnte die Gauleitung ihren Umzug aus dem Hause Am Hof 4 in das ehemalige Parlamentsgebäude am Ring abschliessen. «Wien hat das schönste Gauhaus Grossdeutschlands», jubelten die Zeitungen. Damit kam der Platz «Am Hof» als Aufmarschgelände der braunen Bataillone wieder etwas aus der Mode. Am 21. Dezember 1940 veranstaltete das Kulturamt inmitten des etwas eintönig gewordenen Angebotes der Weihnachtsoder Christkindlmarktständern Am Hof die Aufführung der «Kantate zur Wintersonnenwende» von Erich Pecher und Hermann Pilhs.

Die Funktionäre der NSDAP sahen aus den Fenstern ihres neuen Palastes zum ehemaligen Bundeskanzleramt und zum Rathaus hinüber und überlegten neue gemeinsame Aktionen. Schon am 5. Oktober 1940 hatte ein Kreisleiter namens Pangeri bei der Ecke Hofmoklgasse-Rauchfangkehrergasse eine in Gemeinschaftsarbeit der Ortsgruppe Färbergrund geschaffene Schiessstätte «eingeweiht». Ungeachtet dieses sonderbaren Triumphes musste sich die NSV mit den ersten Transporten von Hamburger Gastkindern befassen, die aus dieser anscheinend doch etwas stärker bombengefährdeten Hafenstadt nach Wien rollten. Reichsminister Dr. Joseph Goebbels führte am 27. Oktober auf einem Appell der Kreis- und Ortsgruppenpropagandaleiter sowie der Vertreter der Wiener Kulturinstitute in Gegenwart Schirachs den Gebietsführer Günther Kaufmann in sein neues Amt als Leiter des Reichspropagandaamtes Wien ein. Bei dieser Gelegenheit verkündete Goebbels, dass nach Beendigung des Krieges die Reichstheaterfestwoche immer in Wien abgehalten werden solle. Den meisten im Grossen Saal des neuen Gauhauses auf diese Weise Apostrophierten war es selbstverständlich, dass die Ankündigung baldigst realisiert sein würde, so nahe schien allen das Ende Albions zu sein. Einige Wochen später berief Goebbels Eduard Frauenfeld zum Leiter der Propagandaabteilung und den Poeten Hermann Stuppäck zum Leiter der Kulturabteilung des Reichspropagandaamtes Wien.

Am 21. Oktober verliessen Schirach, Thomas u.a. die neue Heimat, um an den Veranstaltungen der Wiener Kulturwoche in den Niederlanden bzw. in Den Haag teilzunehmen. Die Wiener Staatsoper und die Philharmoniker waren ihnen bereits vorausgereist. Der eifrige Schirach hatte dort insofern Pech, als er von Seyss-Inquart mit einem dubiosen Bild Vermeers beglückt wurde. Nach Wien zurückgekehrt, versammelte Schirach im Kaisersaal der

Oper die Wehrkreispropagandaoffiziere aus dem gesamten Reichsgebiet zu einer glanzvollen Begegnung, während die Kontroverse über den Wert des Vermeer-Bildes erst Mitte nächsten Jahres losging.

Im November 1940 war auch Hermann Göring da und bildete mit Frau Sonnemann den Mittelpunkt eines überaus festlichen Staatsopernabends. Die Hirschbrunft in der Unteren Lobau, die sich der Reichsmarschall als Reservat für seine Jagdgelüste auserkoren hatte, befriedigte ihn und andere prominente Begleiter, zumal die Verkehrsverbindungen mit Grosssenzersdorf rechtzeitig fertiggestellt werden konnten. Am 17. November 1940 besichtigte der massige Gast als erster Besucher die neueröffnete Wehrmachtausstellung «Der Sieg im Westen» in provisorischen Hallen auf dem Wiener Heldenplatz.

Der Sohn Napoleons aber musste Wien verlassen. Bis zur hundertsten Wiederkehr jenes Tages, an dem der französische Bürgerkönig seinen Vater von St. Helena nach Paris bringen liess, war er unbehelligt in der Kapuzinergruft gelegen. Jetzt aber liess ihn der Führer abholen. Alte Pompes funebres mit gespenstischen Zweispitzen führten den Herzog von Reichstadt zum Wiener Westbahnhof. An der Seine warteten schon die Gendarmen auf den Leichnam und brachten ihn zum Invalidendom, wo er noch heute in einem Seitenabteil des Napoleon-Grabes ruht. Der Braunauer hatte Wien somit um einen halben Habsburger ärmer gemacht und damit den Gefühlen der französischen Faschisten geschmeichelt. Vielleicht gefiel dies auch den in Paris ansässigen ausländischen Pressevertretern, die Anfang Dezember Wien besuchten und im Haus der Mode Tee tranken.

Im Dezember 1940 wurde eine besondere Ehrung in der Gaustadt durchgeführt: Der Beigeordnete Blaschke empfing im Kleinen Festsaal des Rathauses Prof. Josef Hoffmann, der gerade 70 Jahre alt geworden war. Dem Jubilar und den erschienenen Feiertagsgästen erläuterte Blaschke die Verdienste Hoffmanns und verlas diesbezügliche Handschreiben des Reichsleiters Baldur von Schirach sowie des Beigeordneten für Bauwesen, Dr. Tavs. Hoffmann dankte, in die Erinnerung an die Wiener Werkstätte, die Secession und an die toten Weggeführten der Jahrhundertwende versunken.

Wenig später gingen die Wiener Julfeiern los, die von der Reichsstatthalterei und ihren Generalreferenten über die Rathausspitze, die Gauleitung, die SA-Gruppe Donau bis zu den städtischen Kindergärten reichten. Währenddessen setzten sich in der Inneren Stadt, in Gersthof, in den Arbeitervierteln, aber auch in Oberösterreich und in Tirol Leute zusammen und besprachen leise, wie man am österreichischen Staatsgedanken weiterhin festhalten und die Nationalsozialisten schädigen könnte. Nach der Gestapo-Ernte 1940 und den Erfolgen der Deutschen Wehrmacht ein nahezu aussichtsloses, verderbenbringendes Unterfangen! Zumal jetzt, wo man noch knapp vor den Feiertagen leitende Beamte des ehemaligen Bundeskanzleramtes und der österreichischen Frontmiliz wegen aller nur möglichen Dienstdelikte aburteilte und einsperrte. Auch die entlastenden Aussagen Dr. Schuschniggs bei der Münchner Gestapo hatten ihnen nichts genützt.

Der Wiener Literat Rudolf Henz, der aus einem Wehrmachtsbüro, wo er wichtige Unterlagen zu ordnen hatte, schleunigst entfernt worden war, als man seiner politischen Vergangenheit gewahr wurde, hielt sich nur zeitweise in Wien auf. Er besserte schadhafte Kirchenfenster auf dem Land aus und war deshalb für Vernehmungsbeamte schwer erreichbar. Die Parteidienststellen wussten jetzt allerdings, dass nicht Hermann Leopoldi, sondern Rudolf Henz seinerzeit jenes «Lied der Jugend» gedichtet hatte, in dem die neue Zeit mit Dollfuss anfang. Auch der dichtende Priester Heinrich Suso Waldegg lebte noch. Er hatte seinerzeit dem ermordeten Dollfuss eines der schönsten Weihegedichte angefertigt. Nun vegetierte er, völlig herabgekommen, in einem Kabinett und musste ins städtische Kulturamt betteln gehen, da ihn alle sonst vergessen hatten.

## DER BALKANKRIEG

Bald nach der Jahreswende 1940/41 sah es so aus, als ob Bruno Brehm mit seiner Ablehnung einer habsburgischen Donauföderation vor zwölf Monaten recht gehabt hätte. Die europäischen Südoststaaten gerieten immer mehr ins braune Fahrwasser, die Wiener Grossdeutschen und ihre Gesinnungsgenossen in den ehemaligen Bundesländern vermochten in Hitler bereits den würdigen Erneuerer des donauländischen Zusammenschlusses sehen. Dazu kam noch, dass ein bedeutend besserer Kitt für diese Eintracht verwendet wurde, als ihn die Habsburger je anbrachten. Denn der Führungsanspruch schien dem mächtigen Deutschland gesichert zu sein. Die Tschechen waren endgültig zu Menschen zweiter Klasse degradiert worden, brauchten aber dafür keinen Wehrdienst zu leisten. Die Slowaken blieben von madjarischer Herrschaft frei und standen dafür mit Gut und Blut zum Reich. Die Kroaten sehnten sich geradezu, aus dem Völkerkerker der serbischen Generäle herauszukommen, es war abzusehen, dass sie in Bälde selbständige Bundesgenossen Grossdeutschlands sein würden. Die Rumänen hatten bereits ihren eigenen Faschismus und deutsche Truppen im Land. Nur ihre Aussöhnung mit Ungarn liess angesichts der strengen Massnahmen, die Budapest in den ehemals rumänischen Gebieten durchgeführt hatte, auf sich warten, ein Schönheitsfehler, den man jedoch den ungarischen Aristokraten angesichts der Erneuerung der alten Freundschaft mit dem Reich wohl verzeihen musste. Die Bulgaren erinnerten sich mehr und mehr der Waffenbrüderschaft aus dem Ersten Weltkrieg, zumal sie den russischen Bären hinter sich schnaufen hörten und nur mit Mühe der Versuchung widerstanden, nordostgriechisches Gebiet in Anspruch zu nehmen. Blieben die Serben, die hoffentlich bald einsehen würden, wo diesmal ihr Platz in der Weltgeschichte wäre. Jedenfalls, früher oder später würde der Führer in Griechenland Ordnung machen, und dabei könnte mancher Happen für jene abfallen, die rechtzeitig auf der Seite Deutschlands stünden.

So oder so ähnlich dachten viele Nationalsozialisten in der Reichs- und Gaustadt, zumal wenn es sich um ältere Jahrgänge handelte. Die Jüngeren scherten sich nicht viel um Vergleiche mit der k. u. k. Monarchie, sie hatten den Hass auf Habsburg gleichsam mit der Muttermilch eingesogen und lebten ganz der Jetztzeit. Für alt und jung war es aber klar, dass der jüdische Einfluss auf dem Balkan aufhören musste, wenngleich sich niemand vorstellte, wieviele Juden dort lebten.

Tatsächlich war das Verhältnis zwischen dem Dritten Reich und der Sowjetunion bereits wesentlich kühler geworden. Selbst Stalin und die Bewunderer Deutschlands im Kreml führten Klage darüber, dass Hitler den gesamten Balkan für sich beanspruchte und jede weitere Korrektur der russischen Westgrenzen ablehnte. Die britische und die amerikanische Regierung versorgten Moskau mit Hinweisen auf gewisse deutsche Truppenverschiebungen, die allerdings auch im Zusammenhang mit dem griechisch-italienischen Konflikt gesehen werden mussten. Immerhin, die Wirtschaftsverhandlungen und der Warenaustausch zwischen dem Reich und der Sowjetunion entwickelten sich nicht im erwarteten Mass. Die Russen hörten ab und zu auf britische Blockadewünsche, zumal es der Führer offensichtlich verabsäumt hatte, unmittelbar nach Frankreich auch England aufs Haupt zu schlagen. Dies bedeutete nicht, dass nach dem ergebnislosen Molotow-Besuch in Berlin die Türen zugeworfen waren, im Gegenteil, die Deutschen warteten ihrerseits mit Vorschlägen von gemeinsamem Interesse auf, die sogar den Chef der Internationale, Dimitroff, bis in den späten Frühling 1941 hinein an die Vermeidung eines deutsch-russischen Waffenganges glauben liessen.

Die Träumer in Wien hatten davon keine Ahnung. Sie waren auch ohne Kenntnis darüber,

wie sehr sich von Papen um die Türkei bemühte, ja sogar den Päpstlichen Nuntius in Ankara dazu bringen wollte, zugunsten einer Rekatholisierung der Orthodoxie im Nahen Osten an die Seite der Deutschen zu treten. Doch die Anstrengungen des Botschafters konnten nicht darüber hinweghelfen, dass die Deutsche Wehrmacht mit ihrer geballten Präsenz in dieser Ecke auf sich warten liess. W. S. Churchill aber trieb seine zögernden Generäle und Admiräle, die nichts riskieren wollten, zu jenen Massnahmen, die den Untergang der italienischen Herrschaft in Ostafrika und die Beschiessung italienischer Städte an der Mittelmeerküste herbeiführten.

Die Zange, mit der das italienische Oberkommando die Engländer aus Ägypten vertreiben wollte, war mittlerweile für immer zerbrochen worden. Der libysche Arm befand sich in Gestalt von zirka 250.000 Kriegsgefangenen in britischer Hand, der äthiopische Arm wand sich mit rasch abnehmender Kraft unter dem feindlichen Griff. Das Rote Meer konnte für den Transport amerikanischen Kriegsmaterials freigegeben werden. So standen sich in diesem Frühjahr Deutschland und Russland, Japan und die USA gegenüber, Italien zählte militärisch nicht zur ersten Garnitur. Adolf Hitler musste zusehen, wie er schnell mit England im Mittelmeer ins reine käme, denn die Italiener hatten dort versagt.

In Wien war man offiziell völlig überzeugt davon, dass die Deutschen weiterhin die Herren der Situation seien. Im Gegenteil, man glaubte an Überraschungen seitens der Hitler-Wehrmacht, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen würden. Die nächsten Monate sollten den Optimisten tatsächlich recht geben, wenngleich nicht so ausschliesslich und überall, wie allgemein angenommen wurde. Zunächst ging es um die Entscheidung in der Atlantikschlacht, über die Wien trotz aller Nachrichtenmittel einer modernen Zeit lange nicht so gut unterrichtet war wie über die Entwicklung auf dem Balkan. Nicht, dass man hier weniger Informationen als in anderen Städten erhielt, aber man kam hinsichtlich der Vorstellung von Ausmass und Grausamkeit des Ertränkens im Weltmeer nur in ungenügendem Masse mit. Es hätte freilich auch nichts genützt oder geändert.

In den ersten Monaten des neuen Jahres erreichte die Offensive der deutschen Kriegsmarine, von der Luftwaffe aus Frankreich und Norwegen nachhaltig unterstützt, ihren höchsten Gefährlichkeitsgrad für Grossbritannien. Im Mai 1941 gaben die Engländer den Verlust von 658.000 Tonnen Schiffsraum zu. Dies war noch etwas weniger als im April 1917, aber bereits erheblich mehr, als die britischen und die US-amerikanischen Werften ersetzen konnten. Überdies vermochten die Deutschen mehr U-Boote in Dienst zu stellen, als sie auf See verloren.

Noch im Herbst 1940 hatten die Amerikaner den Briten mehrere westindische Stützpunkte gegen fünfzig alte US-Zerstörer abgekauft. Seit Ende März 1941 griffen die USA vorsichtig, aber mit steigender Intensität in die Atlantikschlacht ein. Präsident Roosevelt überliess den Engländern die beschlagnahmten Handelsflotten Hitlers und Mussolinis, amerikanische Truppen besetzten Grönland und lösten die überlasteten Briten in Island ab. Die Operationsmöglichkeit der deutschen Seekriegsführung wurde damit etwas vermindert, zumal neue Methoden der Auffindung und Bekämpfung von Unterseebooten die Offensivkraft der Achsenmächte verringerten. In Wien aber glaubten die Optimisten immer noch, die Vereinigten Staaten würden Kanada schlucken und England abschreiben. Bei Walter Thomas kann eine Episode nachgelesen werden, die das damalige Gespräch Schirachs mit dem Reiseschriftsteller Colin Ross zum Inhalt hat. Ross stellte sich in Gegensatz zur Wiener Meinung, drängte auf einen Aussöhnungsversuch mit Amerika in letzter Minute und warnte vor den Japanern, weil ihr Aussenminister kürzlich, d.h. am 13. April 1941, in Moskau eine Art Neutralitätspakt unterzeichnet hatte. Die Russen dürften Ross wahrscheinlich wegen ihres Nichtangriffspaktes mit Jugoslawien vom 5. April verdächtig vorgekommen sein, Schirach hatte wohl auch noch andere Gründe hiefür.

Der Reiseschriftsteller behielt jedoch mit seiner Anschauung der Dinge ebenso unrecht wie der kleine Parteigenosse auf den Strassen der Gaustadt. Die amerikanische Regierung hatte sich mittlerweile von der Notwendigkeit überzeugt, das Nordatlantische Meer und den grössten Teil des Pazifischen Ozeans durch die US-Flotte zu beherrschen. Nur über das Wie wurde noch auf innenpolitischer Ebene diskutiert.

Nein, das Reich hätte nur noch durch einen Frieden mit London vor dem Zusammenstoss mit den USA bewahrt werden können, und zwar unter Bedingungen, die den Gefolgsleuten des Führers im Frühjahr 1941 völlig unreal erschienen wären. Ihre Gemüter erhitzen sich nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten mit Jugoslawien und Griechenland an den noch nie dagewesenen Erfolgen der Wehrmacht auf dem Balkan, die braunen Fachleute Wiens schwelgten privat in Erinnerungen und Vergleichen mit ehemals, die sehr zuungunsten der k. u. k. Politiker und Militärs ausfielen.

Eigentlich hätten sich die Nationalsozialisten Wiens hinsichtlich ihrer Wichtigkeit bei der Balkankampagne nicht so sehr in die Brust werfen müssen, waren sie doch vom plötzlichen Abspringen der Jugoslawen aus der deutschen Südostordnung ebenso überrascht wie die Kameraden in Berlin. Nur über die Vorgänge in Kroatien war man auf dem laufenden. Der Wiener SS-Rechtsanwalt Führer, ein echter Repräsentant des braunen Clans in Österreich, ging nach Rom, machte den Kroatenführer Ante Pavelic ausfindig, befreite ihn von seinen italienischen Protektoren und ernannte ihn zum Deutschenfreund. Der ehemals österreichische Fliegerkommandant Löhr übernahm den Befehl über einen Teil der deutschen Luftflotte auf dem Balkan, später kamen Globocnik und Fitzthum nach Istrien und Albanien.

Sofort nach dem Beitritt Bulgariens zur Achse Berlin-Rom-Tokio am 1. März 1941 rückten die Deutschen mit sehr starken Kräften von Rumänien her an die griechische, türkische und an die jugoslawische Grenze heran. 35 Tage sollten ihnen dort zur Vorbereitung ihres Feldzuges bleiben.

Die Deutschen standen bald auch anderswo vor der Tür. Ende März warf ihr Afrikakorps die Engländer aus Libyen hinaus, Ende Mai war Kreta in deutscher Hand. Trotzdem erfüllte sich nun jener Ausspruch, den Chamberlain seinerzeit anlässlich des Unternehmens in Norwegen höchst voreilig gemacht hatte. Der Führer «verpasste den Omnibus», wenn auch nur um Haaresbreite.

Am 19. Mai 1941 kapitulierten die Reste der italienischen Streitkräfte in Ostafrika. 12 Tage später schloss General Wavell die Unterwerfung der aufsässigen Iraker ab und entzog den eingesickerten Vorauskommandos der Deutschen die Basis für einen weiteren Aufenthalt in diesem Land. Am 21. Juni fiel Damaskus in die Hände der Briten und der sogenannten «Freien Franzosen», drei Wochen später gaben die regierungstreuen Behörden Frankreichs in Syrien jeden Widerstand auf. Damit entschwand die Möglichkeit für Deutschland, in Syrien als Freund der Regierung Pétain Fuss zu fassen. Übrig blieb die direkte militärische Kraftanwendung, die sich Berlin jedoch nur bei der Verteidigung des europäischen Südostens und im ägyptisch-libyschen Grenzraum zutraute. Also eigentlich ein restriktives Verhalten, das in Wien angesichts des offiziellen Jubels über die Erfolge der Deutschen Wehrmacht auf den historischen Schlachtfeldern des Balkans völlig unbeachtet blieb. Man verstand die britische Art der Kriegsführung zunächst überhaupt nicht.

Der jugendliche Reichsstatthalter und Gauleiter, der sich in Wien eingelebt hatte, sorgte hier für Ablenkung und hochgemute Stimmung. Mancher fragte sich, wieso Hitler eigentlich keinen «Eisenfresser und Analphabeten, die er doch stets in Bereitschaft hielt», nach Wien entsandte, sondern einen «labilen Herrn mit geschmäckerlichen Neigungen». (Nach Thomas.)

Der Führer versuchte wohl, unter den Grossdeutschen Wiens um Sympathien werben zu

lassen und somit ihre Erziehung zu eigentlichen Nationalsozialisten zu fördern. Mit grossdeutschen Gedankengängen kam man ja auch am besten bei den Sozialdemokraten, ja sogar bei den Klerikalen weiter. Schirach verlegte sich in Werbeangelegenheiten allerdings vornehmlich auf die germanophile Oberschicht mit ihren traumatischen Erinnerungen an die Ringstrassenzeit. Sein Sinn für Repräsentanz liess ihn die Erneuerung der Pracht Wiens vor dem Ersten Weltkrieg versuchen. Der Reichsstatthalter liebte Monsterempfänge in der Hofburg, wo er mit seiner Gattin Henriette viele hundert Gäste auf Silber und Porzellan des Erzhauses bewirtete, während die Wiener Sängerknaben oder die Philharmoniker im Scheine hunderter Kerzen für Tafelmusik sorgten.

Anfangs April 1941 hält Schirach den Wiener Kulturschaffenden von der Bühne des Burgtheaters aus eine grosse Rede. Er gibt seiner Überzeugung Ausdruck, «dass wir in einer Zeit der Architektur leben. Der Führer baut sein Reich, sein Weltreich, und fasst die Menschen zusammen zu grossen, zweckmässig und klar gegliederten Gemeinschaften politischer, militärischer und wirtschaftlicher Art. Moritz von Schwind, der Freund Franz Schuberts, sprach das herrliche, das weise Wort: ‚Das Schöne ist das Allernotwendigste auf der Erde!‘ Gibt es eine edlere Rechtfertigung künstlerischen Ringens, Leidens und Triumphes, als dieses einfache, schlichte und erhabene Bekenntnis? ‚Das Schöne ist das Allernotwendigste auf der Erde!‘ Das sei unser Kredo! ‚So wahr uns Gott helfe‘.»

Gottes Hilfe war jedoch nicht so wirksam, vielleicht weil er seine Gnade laut «Völkischem Beobachter» jenen zuwenden wollte, die sich selbst zu helfen gewillt waren, und dabei manchmal sogar die Wiener Bichlmair-Aktion zur Rettung nichtarischer Katholiken berücksichtigte. Nach 1938 hatten der Wiener Jesuitenprediger Bichlmair und die Gräfin Manuela Kielmansegg mit illegalen Hilfsmassnahmen zugunsten dieses Personenkreises begonnen. Nach der Festnahme Bichlmairs schaltete sich die Caritas Socialis ein, doch kam die Aktion situationsgemäss über Einzelerfolge nicht hinaus. Die Machthaber duldeten schliesslich nur Proviantspenden für jene Judentransporte, die über Wiener Bahnhöfe nach Auschwitz geleitet wurden.

Bereits am 12. November 1940 hatte der Führer das Oberkommando des Heeres angewiesen, die Besetzung Griechenlands vorzubereiten. Am 13. Dezember 1940 war das Vorhaben in seinem Planungsstadium so weit gediehen, dass er den Ausführungstermin der Aktion «Marita» nur noch vom Wetter abhängig machte. Am 18. Dezember 1940 erging die Weisung 21, mit der Adolf Hitler endgültig die Vorbereitung eines Feldzuges in Russland anordnete. Dieser sollte ab 15. Mai 1941 möglich sein, und zwar auch dann, wenn der Krieg mit Grossbritannien noch nicht zu Ende gebracht worden wäre. Am 2. Mai 1941 fand bereits eine Besprechung deutscher Staatssekretäre über die wirtschaftliche Ausbeutung der Sowjetunion statt, wobei neun Einzelstaaten unter deutschen Reichskommissaren auf ehemals russischem Territorium angenommen wurden.

Ab Juni 1941 erhielt der Krieg durch überaus blutige deutsche Vergeltungsmassnahmen angesichts der Tötung von Fallschirmjägern auf Kreta durch die dortige Bevölkerung einen zunächst wenig bemerkten weiteren Akzent. Bald darauf kam es zu entsetzlichen deutschen Repressalien bei Belgrad. Der glimmende Funke jenes nichtmilitärischen Widerstandes, den man in Polen fast ausgetreten hatte, loderte sporadisch und in kleiner Flamme auf dem Balkan empor. Aber auch in Holland und in Frankreich kam es zu feindseligen Einzelaktionen, während die Briten ihre Gefängnisse leerten, um Häftlingen Gelegenheit zur Bewährung bei Kommandounternehmungen an der französischen Küste zu geben.

Vor Beginn des Russlandfeldzuges änderte sich die Zielsetzung der deutschen Aussenpolitik, d.h., sie glied sich wieder den in Hitlers Buch vertretenen Grundsätzen an. Eigentlich hätte man alle Kraft auf die Entzweiung der entstehenden Koalition der Feinde in Ost und

West setzen müssen, doch bis heute kennen wir nur einige wenige Anzeichen in dieser Richtung. Es sind dies der Flug des Rudolf Hess nach Schottland, später die lustlosen Geheimverhandlungen mit den Sowjets in Stockholm, der Judenverkauf der SS in die Schweiz und Levante sowie schliesslich das Festhalten am Widerstandswillen in den letzten beiden Kriegsjahren, d.h. an der Hoffnung, die nunmehr übermächtigen Widersacher des Reiches würden eines Tages doch gegeneinander Stellung beziehen und damit die deutschen Niederlagen annullieren.

Schirach fühlte sich im Frühjahr 1941 jedenfalls als angehender Grossbauherr Wiens. Mit Bürckel war auch dessen Protektionskind im Sektor Stadtplanung, der Saarländer Laube, verschwunden. Der neue Reichsstatthalter holte sich den Parteigenossen Dustmann, der in die Familie des Hitler-Photographen Hoffmann eingeehert hatte, also ein entfernter Verwandter Schirachs geworden war. Im ehemaligen Rothschild-Palais, dort, wo Walter Thomas die Bekanntschaft des Gestapo-Beamten Brunner gemacht hatte, quartierte sich Dustmann mit einem Schwarm von jungen Zeichnern und Pläneschmiedern ein. Dustmann zog den jungen Schreier gross, der bald darauf StadtbauDirektor in der Gemeindeverwaltung Wiens werden sollte.

Der Bau- und Planungssektor in Wien war übrigens für alle Beteiligten ein rutschiges Pflaster. Altreichsarchitekten kamen und gingen, wobei jeder irgendeine besondere Idee vertrat, die höheren Orts für einige Monate Wohlgefallen erregte. Da gab es Vertreter städtebaulicher Achsentheorien, die sich auf den Geist Hitlers beriefen: Von der Opernkreuzung sollte eine Achse bis zum Südbahnhof geführt werden, eine andere von der Votivkirche bis auf den Leopoldsberg. Die Experten planten und bauten Arbeiterwohnstätten an der Peripherie der Stadt, wobei sie auf Geschäfte, Kinos, Schulen und öffentliche Dienste vergassen. Immerhin konnte lange danach beim Bau der Südstadt auf positive Überlegungen aus der Zeit vor 1945 zurückgegriffen werden. Die Theaterbauwut hat sich übrigens in der Zweiten Republik nicht fortgesetzt. Während die nationalsozialistischen Planer das Burgtheater ums Doppelte ausdehnen und die Volksoper an die Aiserbachstrasse verlegen wollten, gelang den österreichischen Nachfahren nur die Wiederherstellung der zerstörten Theater.

In den Folgejahrzehnten flüsterten sich manche Wiener und Niederösterreicher unter vorgehaltener Hand Wunderdinge über die Voraussicht, Grosszügigkeit und Repräsentationskraft der braunen Bauplanung zu. Zweifellos war sie auf dem Papier eindrucksvoller als die Zeugnisse der sozialdemokratischen Bautätigkeit vor 1934, wiewohl damals noch wirkliche Meister ihres Fachs aus den Tagen der Monarchie am Werk waren. Die rote Gemeinde hatte sich in der Hauptsache auf den Wohnbau verlegt, während die Gefolgsleute des Führers ausserdem das gesamte Wirtschafts- und Kulturleben Wiens unter dem Gesichtspunkt eines Kerns für halb Europa und Asien vorzeichneten. Die verschiedenen Autobahntrassen sollten Wien über eine Brücke bei Klosterneuburg umschliessen, ein Winterhafen bei Krems gegraben werden, eine Flugzentrale den abendländischen Luftbetrieb bis Taschkent und Teheran an sich ziehen, kolossale Reihenmonumente die Verkehrsadern säumen, Höhenstrassen entstehen und anderes mehr.

Deshalb fragten die Wiener und Niederösterreicher später ein paarmal bei den Hinterbliebenen der braunen Bauära um Rat, profitierten jedoch davon nicht sonderlich. Sie mussten erfahren, dass viele Kardinalfehler scheinbar unausrottbar sind und daher in jedem System emportauchen. Vor 1945 kam es zu Missshelligkeiten mit Berlin, mit ortsfremden Parteileuten und mit der Kriegsmaschinerie, die meist in scharfer Form, also mit Verhaftungen, Abstellung zum Frontdienst oder Versetzung in die Ostgebiete ausgetragen wurden.

Die Öffentlichkeit Wiens schenkte im Frühjahr 1941 den Vorgängen im Bausektor eher

wenig Aufmerksamkeit. Das allgemeine Interesse wandte sich dem kriegerischen Geschehen und seinem mutmasslichen Ende zu bzw. dem persönlichen Schicksal, das jedem im Rahmen der grossen Auseinandersetzung zudedacht war. Daher verschlang man alle diesbezüglichen Nachrichten, ob sie nun in dieser oder jener Werbepackung präsentiert wurden.

In einem der nächsten «Pause»-Hefte ist Hanns Blaschke persönlich an der Reihe. Er spricht vom Frühling 1941 und orakelt: «Wie gross muss die Kraft unseres Reiches sein, wenn neben all den vom Führer angedeuteten Vorbereitungen für den neuen Kampfabschnitt im Frühling das Leben in der Heimat nicht nur seinen gewohnten Gang geht, sondern Grossveranstaltungen aus wirtschaftlichem, kulturellem und politischem Gebiet abgehalten werden... Nun wird seit Wochen im Prater bereits wieder gezimmert, das Messegelände um viele tausend Quadratmeter vergrössert...!» Dann kommt Blaschke zur Sozialpolitik auf Wiener Boden und muss etwas recht Bedenkliches zugeben: «... Vom Reich wurden über Vorstellungen unseres Gauleiters, Reichsleiter Baldur von Schirach, bei Minister Dr. Goebbels dem Gau Wien 20 Millionen Reichsmark als Sondergabe zur Verfügung gestellt, die mithelfen sollen, den Lebensstandard der Wiener Bevölkerung jenem des Städters im Altreich anzugleichen, um damit rascher mit den Nachwirkungen des vergangenen Systems fertig zu werden. Wieviel Freude, wieviel Lebenserleichterung, wieviel Dankbarkeit wird dieser hochherzige Entschluss in unserer Stadt auslösen!»

Wiener Theaterfreuden mit Gusti Huber in Billingers «Gabriele Dambrone» sowie Christl Mardayn in der ominösen Josefstädter Aufführung «Theres und die Hoheit», der bezeichnenderweise nur drei launige Zeilen gewidmet werden, und Paula Pflüger in einem Bokey-Lustspiel des Volkstheaters runden die Berichterstattung ab. Darüber wird jedoch das «Ostmärkische Offiziershaus Grossdeutschland» in Wien nicht vergessen, das später teilweise bombenbeschädigt und etliche Jahre nach dem Krieg völlig demoliert wurde. Der Kommentator erklärt hiezu: «Mit der neuen Fassadengestaltung wurde ein Baukünstler beauftragt, der Wiens beste Tradition in allen Belangen der Geschmackskultur, der Formengebung, des Kunsthandwerks verkörpert: Josef Hoffmann.»

Im Mai 1941 wird der Jahrestag der Gründung der NSDAP in Wien (4. Mai 1926) gefeiert. Es gibt im Messepalast, also in den von Fischer von Erlach erbauten Hofstallungen, eine Gedenkausstellung unter dem Titel «Kampf um Wien», mit der der Wiener Bevölkerung die braunen Anstrengungen ihrer Vaterstadt und deren Leistung im Rahmen der gesamtdeutschen Geschichte vor Augen geführt wurden. Statistiken sprachen von «Hunderttausenden von Besuchern», was auf eine besondere Zubringerorganisation schliessen lässt, und ein Prominenter stellte fest: «Der Sturmangriff der letzten Sturmbataillone der NSDAP in den jüngsten Jahren unserer Stadtgeschichte wurde in seiner Bedeutung erst klar durch das Ringen von Generation zu Generation um dieses Reich, und so konnten die Wiener den Sinn der Erfüllung aus dem grossen Bogen der Geschichte in seiner ganzen Bedeutung erkennen.»

Am Ende dieses grossen Bogens steht ein wuchtiges «Mahnmal der Blutopfer der Volkserhebung vom 25. Juli 1934» in der Ehrenhalle der Ausstellung. Der Bildhauer Hans Andre hatte für die Exposition überdies sein grosses Relief «Die Wacht im Osten» (germanischer Schwerträger, barocker Feldherr, Adler und Türke!) beigesteuert.

Am 1. März 1941 war Adolf Hitler wieder am Wiener Westbahnhof angekommen. Er fuhr sofort ins Belvedere, wo der bulgarische Ministerpräsident in Gegenwart von Ribbentrop, Ciano und den in Berlin akkreditierten Botschaftern Japans, Ungarns, Rumäniens und der Slowakei den Beitritt zum Dreimächtepakt unterzeichnete. Am 25. März kam Hitler abermals nach Wien. Diesmal war die jugoslawische Regierungsdelegation zur Unterschrift erschienen, auch Graf Ciano hatte sich erneut eingefunden.

Zwölf Tage später bot der Balkan ein völlig verändertes Bild; Jugoslawien war nach einem inneren Umsturz sozusagen wieder aus dem Pakt ausgetreten bzw. wollte ihn in einen Nichtangriffspakt umwandeln. Hitler war wütend. Während die deutsche Reichsregierung den Angriff ihrer Wehrmacht auf Griechenland in einer Note mit Memorandum an die Athener Regierung zu motivieren suchte, wurde Belgrad keiner direkten Anrede gewürdigt, sondern nur mit einer «Erklärung über Jugoslawien» samt einem Memorandum zur amtlichen Verlautbarung bedacht. Darin beteuerten die Deutschen, sie hätten am 25. März in Wien keinerlei Durchmarschrechte verlangt, vielmehr dem Belgrader Kabinett die Stadt Saloniki als Ausgang ins Ägäische Meer zugesichert. Allerdings hätten sie dafür die «loyale Mitarbeit beim Neuaufbau des Kontinents» verlangt. Im anschließenden Memorandum priesen die Deutschen jene Zusammenarbeit mit Belgrad, die anno 1934 während des Juliputsches in Österreich so gut funktioniert und später den Anschluss begünstigt hatte. Durch den Offiziersputsch in Belgrad Ende März 1941 wäre alles zunichte gemacht worden.

In diesen Frühlingstagen war Wien infolge seiner geographischen Lage ins Zentrum des Geschehens gerückt, obwohl die Öffentlichkeit nur teilweise informiert und nach Bedarf als Statisterie herbeigeht wurde. Die deutsche Generalität hielt sich in der Gaustadt auf oder reiste durch, Göring und andere Reichsminister, Diplomaten und Agenten trafen einander in den Ringstrassenhotels. Der Führer selbst machte mehrere Abstecher in das Wien seiner Jugendtage, zumal sein Hauptquartier auf Rädern einige Zeit lang in einem Tunnel der Aspangbahn hielt. Man konnte ihn sogar im Café Kaisergarten am Ring erblicken, allerdings nur kurz und unter besonderen Sicherheitsvorkehrungen.

Den Operationen am Balkan ging der Angriff des deutschen Afrikakorps in Libyen voraus. Am Morgen des 4. April mussten die Engländer Bengasi aufgeben, am Morgen des 6. April begann der Vormarsch in Jugoslawien und Griechenland. Die deutschen Kriegsberichte entdeckten zunächst, dass die Metaxas-Linie der Maginot-Linie mindestens ebenbürtig sei, wenngleich natürlich nichts auf dieser Welt den Ansturm der Wehrmacht aufhalten könne. Tatsächlich waren die eingesetzten Truppen von ihrer kämpferischen Überlegenheit überzeugt, und zwar so sehr, dass sich die Leibstandarte Adolf Hitler sogar in einem Bajonettangriff versuchte, der ihr fürchterliche Einbussen bescherte. Allgemein verliess man sich daher auf den zermürbenden Einsatz der Sturzkampfbomber, auf die artilleristische Überlegenheit und auf die unwiderstehliche Panzerwaffe. Vergeblich riet Churchill den Jugoslawen, die Italiener in Albanien zu attackieren, vor den Deutschen aber langsam das Feld zu räumen. Die Jugoslawen wollten ihre Grenzen verteidigen, d.h. den Krieg im herkömmlichen Sinn führen. Sie wurden dabei noch schneller erledigt als die Pessimisten in London es erwartet hatten. Am 17. April streckte der Rest der serbischen Wehrmacht die Waffen, nachdem der jugoslawische Staat schon einige Tage früher zu bestehen aufgehört hatte.

Die Deutschen wandten ihre Kraft Griechenland zu. Am 18. April durchstießen sie das Bergland nordostwärts des Pindos, am 23. April zwangen sie die griechische Epirus- und Mazedonienarmee zur Kapitulation. Drei Tage später versuchten sie bereits, den britischen Rückzugsweg in den Peloponnes abzuriegeln. Dies gelang zwar nicht rechtzeitig, aber die Engländer erlitten bei der Einschiffung und auf See schwere Verluste. Am 4. Mai konnte Adolf Hitler vor den Männern des Reichstages einen abschliessenden Rechenschaftsbericht geben, wobei er jene deutsche Zeitungsnachricht aus den Apriltagen, derzufolge etwa 50 jugoslawische Kampfflugzeuge in Richtung Sowjetunion abgeflogen wären, übergang.

Schon am 15. April 1941 hatte der Führer den steirischen Reichsstatthalter und Gauleiter, Dr. Uiberreither, und den stellvertretenden Gauleiter Kärntens, Kutschera, zu Chefs der Zi-

vilverwaltung in den besetzten Gebieten der ehemaligen Untersteiermark, Kärntens und der nördlichen Krain ernannt. Uiberreither und Kutschera unterstanden in dieser Eigenschaft unmittelbar ihrem obersten Herrn. Eine formelle Einverleibung dieser Landstriche in die Gaue Steiermark und Kärnten, etwa so wie dies 1938 an der Nordgrenze der Gaue Nieder- und Oberdonau vollzogen wurde, erfolgte nicht. Andererseits war die Eindeutschungspolitik im Süden sofort bedeutend härter fühlbar als den Tschechen gegenüber. Es muss jedoch festgehalten werden, dass alle diese Arrondierungen des altösterreichischen Gebietes keine grössere Stimmungsreaktion in Wien oder in den ehemaligen Bundesländern hervorriefen. Das Gefühl der Befriedigung wollte sich fast nirgends einstellen, Gleichgültigkeit und Befasstsein mit anderen Sorgen behielten die Oberhand. Ein paar Feierlichkeiten und Festreden konnten den örtlichen Charakter nicht sprengen, die Cliques junger SS-Führer aus Kärnten oder aus steirischen Bezirken, die sich nun auf Slowenien stürzten, blieben unter sich.

Das offizielle Wien schwebte gleichsam in höheren Sphären und war darauf bedacht, nicht allzuoft mur- oder drauabwärts zu blicken, damit niemand sagen könne, die Wiener nähmen die Tradition des Habsburgerstaates wieder auf. So betrachtete man lieber jenen entkleideten Jüngling, den der Bildhauer Kubiena für das geplante Houston-Steward-Chamberlain-Denkmal im Esterhazypark geschaffen hatte. Ernst Wilhelm Kubiena war für den jungen Mann mit dem ersten Preis einer städtischen Jury ausgezeichnet worden.

Der Generalreferent Thomas verkündete in einem Interview, dass die Theaterfreudigkeit des Wiener Publikums enorm gestiegen sei und daher eine Reihe von bis dato geschlossenen Bühnen die Pforten wieder öffnen werde. Als erstes Unternehmen sei das Bürgertheater hierfür ausersehen, dann käme die Renaissancebühne an die Reihe. Das Bürgertheater werde unter bewährter Leitung den Spielbetrieb als eine Art Revuebühne aufnehmen.

Am südöstlichen Ende Europas hatten ungarische Truppen das Drau-Donau-Dreieck unter ihre Kontrolle gebracht und waren damit, wenn auch sehr vorsichtig, dem Reich bei der Zerteilung Jugoslawiens nachgefolgt. Das deutsche Afrikakorps berannte Tobruk und Solum, und im Schatten jenes Gewölks, das sich Ende April vor den Mond legte, verliessen die letzten Commonwealth-Soldaten auf Barken den Peloponnes.

Frankreich trat formell aus dem Völkerbund aus, hatte aber noch immer mehr als 500.000 Arbeitslose, deren Schaffenskraft von der deutschen Rüstungsmaschine dringend begehrt wurde. Das bulgarische Aussenministerium lobte Hitler amtlich als grossen europäischen Sozialreformer, während der Anschluss Skandinaviens an das deutsche Wirtschaftssystem und sein Hineinwachsen in die ökonomische Struktur des neuen Europa in vollen Gang kam. In den Niederlanden aber liess Herr Seyss-Inquart jenen österreichischen Mieterschutz einführen, der ihm aus der Zeit Kaiser Karls in Wien noch lebhaft im Gedächtnis zu sein schien.

Schon seit Anfang des Jahres gingen wieder Judentransporte von Wien nach Polen ab. Manche Juden konnten sich rechtzeitig als Zwangsarbeiter bei der Wehrmacht oder bei verlagerten Betrieben, darunter auch bei Filialunternehmen bedeutender Wiener Firmen, verdingen und damit am Leben erhalten. Innerhalb dieser Produktionsstätten betätigten sich auch arische Fachkräfte aus Wien, die wegen politischer Unzuverlässigkeit aus der Gaustadt entfernt worden waren. Im spätwinterlichen Polen hörte man wohl von den Heldentaten der 15. und 21. Panzerdivision und der 90. leichten Infanteriedivision in der libyschen Wüste; man spürte auch das Kommen und Gehen vieler Regimenter und Spezialeinheiten vor und nach der deutschen Aktion am Balkan. Aber der Gesichtskreis des einzelnen war ebenso beengt wie in Wien. Nur echte Spione machten sich ihren Reim auf die vielen deutschen Einheiten, die jetzt im Generalgouvernement Quartier nahmen. Andererseits reichten die

Nachrichten, die aus Polen oder aus anderen unter deutscher Herrschaft stehenden Gebieten in Wien eintrafen, kaum über offizielle Erfolgsnotizen hinsichtlich einer totalen Neuordnung der dortigen Zustände oder über Soldatenschwänke hinaus. So wussten z.B. nur wenige mit Judenangelegenheiten befasste Personen, welche Rolle Josef Bürckel zur Zeit bei den Deportationen aus Frankreich spielte oder wofür die auf Transport geschickten Juden bestimmt waren.

1947 wird Viktor Brack aus der Kanzlei des Führers als Angeklagter aussagen, es sei Ende März 1941 in höheren Parteikreisen ein offenes Geheimnis gewesen, dass die gesamte jüdische Bevölkerung in Deutschland und in den besetzten Gebieten ausgerottet würde. Manchmal spukte noch der Umsiedlungsplan nach Madagaskar durch die SS-Gehirne, aber Reichsleiter Alfred Rosenberg vermied diesen Namen bereits sorgfältig, als er am 28. März 1941 von einem «fernen Reservat für die Deportierung der europäischen Juden» sprach. Im Oktober 1941 werden weitere 5486 Wiener Juden in fünf Zügen nach Lodz verschickt, wohin bereits laufend Transporte aus Berlin, Prag und Köln gehen. Die Stunde der Balkanjuden schlägt am 6. April 1941 nach dem Bombardement Belgrads, die Rumänen hatten schon nahezu drei Jahre vorher mit antisemitischen Massnahmen durchgegriffen. Am 2. August 1941 beträgt die jüdische Bevölkerung im Herrschaftsbereich Dr. Seyss-Inquarts, also in den Niederlanden, trotz der Flucht vieler Juden während des Frankreichfeldzuges und den ersten Festnahmen, noch immer 140.552 Köpfe. Ungefähr 100.000 holländische Juden werden bis 1945 für immer verschwunden sein.

Im Mai 1941 wird in Wien versucht, das aus dem seinerzeitigen Informationsbüro der Vaterländischen Front hervorgegangene Operationsbüro wieder zu errichten. In Oberösterreich und Salzburg entstehen Geheimorganisationen, an denen sich der ehemalige Schutzbundkommandant Richard Bernaschek beteiligt, bis ihn Gauleiter Eigruher in Mauthausen einsperren lässt. Die Zeit des Liebäugelns zwischen Bernaschek und den Nazis ist damit für immer vorbei. Der Sohn des Burgschauspielerpaars Seidler-Eidlitz versucht im Frühjahr 1941 einen «Österreichischen Kampfbund» zu schaffen, der sich später bei der Gemeinde Wien ein paarmal durch Sabotageakte in E-Werksanlagen unangenehm bemerkbar macht. In der Umgebung von Innsbruck, Landeck und im Ötztal werden 1941 erste Schritte zum Partisanendasein probiert. Im gleichen Jahr kamen auch jene österreichischen Freiwilligen, die seinerzeit bei den Internationalen Brigaden gedient hatten und von den Franzosen interniert worden waren, nach Dachau, wo viele – so wie Bernaschek in Mauthausen – ermordet wurden. Eine andere Gruppe war seinerzeit schon vor der Räumung Kataloniens in die UdSSR gebracht worden, von wo sie erst 1944 zu den beiden österreichischen Bataillonen der Partisanenarmee Titos abgehen wird. Während der nachmalige Bürgermeister Wiens, Felix Slavik, bereits unter die Verhaftungswelle bei der österreichischen Widerstandsbewegung im Winter 1939/40 gefallen war, befand sich sein späterer Kollege, der Vizebürgermeister Lois Weinberger, noch in Freiheit. Weinberger war 1941 um die Sammlung österreichischer Kräfte bemüht und suchte auch nach Verbindung mit Linkskreisen. Dies sollte ihm und vielen anderen zum Verhängnis werden, da sich die Gestapo durch ihre Agenten einschalten konnte. Altbürgermeister Seitz war ebenfalls noch relativ unbehelligt, legte sich jedoch im Umgang mit Gesinnungsfreunden allergrösste Vorsicht auf. Seine elegante Erscheinung am Ring oder in der Strassenbahn genügte, um Passanten und Fahrgäste durch betonten Gruss, natürlich ohne das offiziell geforderte «Heil Hitler», zu einer kleinen Demonstration zu veranlassen.

Die Deutsche Wehrmacht tat, um hunderttausende frisch Einberufene vermehrt, mit neuen Waffen Dienst, denn nach einem Führerwort um die Jahreswende 1940/41 sollte es eine Niederlage Deutschlands weder militärisch, noch zeitmässig, noch wirtschaftlich geben.

«Was immer auch geschehen mag, Deutschland wird aus diesem Krieg siegreich hervorgehen», erklärte der Führer.

Dieser Ansicht war auch Herr Schirach in Wien, und da ihm das Kulturelle so nahestand, bewegte er sich dort in siegesgewohnten Distanzen, wobei ihm biedere Nationalsozialisten nicht immer zu folgen vermochten. Die Tage, in denen Gauleiter Bürckel Glas um Glas leerte und dabei die Kulturbeflissenen im Wiener Rathaus bzw. den Bürgermeister Neubacher erfolglos bekittelte, kehrten nicht wieder. Klar und deutlich sprach dies Schirach am 6. April 1941 im Burgtheater aus, nachdem sich das Staatsopernpublikum zwei Tage früher bei «Johanna Balk» geohrfeigt hatte, Verhaftungen vorgenommen werden mussten und der Unterschied zwischen Kunstbegeisterung und politischen Ressentiments in Frage gestellt zu sein schien: «Wir wollen hier keine kulturelle Friedhofsruhe. Wien hat wieder etwas gewagt und hat seine Bühne, ebenso wie das die Staatsopern von Dresden und Berlin vorher getan haben, einem jungen Musiker zur Verfügung gestellt.»

Baldur von Schirach freut sich dabei, dass die Wiener Unzufriedenheit ein Ventil im Kulturellen gefunden hat. Dort kann er getrost Dampf ausströmen lassen und sich derweilen auf die Jugend stürzen, wofür er ja als Reichsführer a. D. viel Erfahrung mitbringt: «Auch kommen wir an der Tatsache nicht vorbei, dass unsere heutige Jugend, so wie jede Generation vor ihr, neue und eigenartige Inhalte und Formen ihres künstlerischen Erlebens gefunden hat», meint er. Schirach versichert weiters, wie sehr die Nationalsozialisten die Jugend ernst nehmen, und ruft zu einer Art Umzug auf: «Die Fahne der Kunst darf in dieser Stadt nicht in der Nische eines Museums hinter goldenen Gittern aufbewahrt werden, auch wenn sie dafür drei Sterne im Baedeker erhält und der Museumsdiener sie täglich abstaubt, um den staunenden Fremden ein auswendig gelerntes Sprüchlein von ihrem Glanz herzusagen. Wir wollen sie über die alten Strassen und Plätze tragen und dort, wo die Reaktion Barrikaden errichtet hat, soll sie das Sturmzeichen unseres Kampfes sein.»

## DIE GRILLPARZER-WOCHE

Im Nachrichtenblatt der Stadt Wien ist im Jänner 1941 eine wenig aufschlussreiche Auslassung hinsichtlich Grillparzer veröffentlicht worden. Da wird nicht von Österreich geredet, sondern davon, dass eine «Grillparzer-Woche am 15. Jänner 1941 in einer weihevollen Feierstunde im Grossen Festsaal des neuen Wiener Rathauses, an der zahlreiche Vertreter aus Partei, Wehrmacht, des Staates und der Stadtverwaltung sowie aus dem Kulturleben teilnahmen, vom Reichsstatthalter in Wien Baldur von Schirach eröffnet wurde. Mit der Bevölkerung Wiens huldigt in diesen Tagen die gesamte deutsche Nation dem Dichter Franz Grillparzer, der von der Donaustadt aus seinen Weg in den Olympierhimmel unserer Literatur nahm, und reiht ihn zu den grössten Erscheinungen des Deutschen Geisteslebens ein.»

Am 15. Jänner 1941 entwirft Schirach im Festsaal des Rathauses ein Grillparzerbild, das von diesem Augenblick an für die nächsten 1'000 Jahre Leuchtkraft haben soll. Der poetische Sinn bleibt dabei nicht nur an althergebrachten Farbflecken haften, der Reichsstatthalter kleckst da und dort noch etwas dazu, hellt auf oder macht die Brauntöne stärker: «... Erst heute, 150 Jahre nach seiner Geburt, erfüllt sich seine Sendung. Ein grossdeutscher Dichter wird in diesen Tagen in grossdeutschem Rahmen geehrt und in einer Weise, die seinem Wesen und seiner Persönlichkeit gerecht wird.» Daraufhin stellt sich Schirach selbst als Sohn Weimars vor und vergleicht die Eltern Goethes mit jenen Grillparzers. Er zwingt Grillparzer zwischen Kant und Beethoven, Friedrich dem Grossen und Maria Theresia, zwischen Amüsischem und Gefühlsbetontem ein und ersucht plötzlich alle Anwesenden, auf den «edlen Prinz Eugen nicht zu vergessen». Ähnlich ist es auch um die Liebe des Reichsstatthalters zum Schikaneder-Textbuch der «Zauberflöte» bestellt, die ihn höchst merkwürdig mit Grillparzer verbindet. So glaubt Schirach, dass man aus diesem Text mehr über das deutsche Gemüt als über die Freimaurer herauslesen könnte, und zwar im Gegensatz zu Frau Ludendorff, die Schikaneder kategorisch abgelehnt hatte. Nach solchen Abschweifungen läuft Schirach wieder Grillparzer nach, der mittlerweile offenbar «eine Brücke von Wien nach Weimar schlug. Goethe und Grillparzer, ein neues Reich der deutschen Dichtung war gegründet». Schirach eilt mit Grillparzer über diese Brücke, sieht ihn vor Goethe, dem «König und Vater», zusammenbrechen und behauptet dreist, dass die an sich unglückliche Begegnung der beiden Dichter den Höhepunkt in Grillparzers Dasein bildete. Der Reichsstatthalter erwähnt voll Genugtuung, dass der «Kämpfer Grillparzer» als Achtzigjähriger gegen den klerikalen Ungeist ins Herrenhaus ging, dass er damit das Dritte Reich erahnte und dass er überhaupt ein Mann war. Was mit letzterem gemeint ist, erklärt Schirach nicht näher, sondern zitiert den Nachruf Grillparzers für Beethoven, in dem allerdings kaum etwas von einer deutschen Auferstehung enthalten, sondern einiges vom menschlichen Ursprung und Ziel zu hören ist.

Mancher Zuhörer im Rathaussaal wunderte sich, dass der Reichsstatthalter in seiner Rede nicht mehr auf die Habsburger losdrosch und Hitler ad personam benedekte. Schirach war anscheinend dafür zu vornehm, zu kultiviert oder zu berechnend. Ausserdem fiel dem Auditorium auf, dass Blaschke und seine Kulturamtsleute wohl im Festsaal und auch sonst überall herumstanden, jedoch nicht auf jenem ersten Platz sassen, den sie bei der Raimund-Feier beansprucht hatten.

Für die Veranstaltungen der Grillparzer-Woche der Stadt Wien unter der Schirmherrschaft des Reichsministers Dr. Joseph Goebbels und des Reichsleiters Baldur von Schirach liess man ein mit dem Wappen der Gaustadt verziertes Programm drucken. Demnach begann

die Festfolge bereits am Dienstag, dem 14. Jänner, um 15 Uhr mit einer jener steifen Kranzniederlegungen am Grabe des Dichters auf dem Hietzinger Friedhof. Dann ging es mit den festlichen Eröffnungen und Sondervorstellungen, Fachexpositionen und dgl. los, wobei Reichsleiter Baldur von Schirach stets die erste Geige spielte. Hunderte Adabeis aus Deutschland waren in Sache Grillparzer auf Dienstreise gegangen, doch keiner würdigte Blaschke. Auch die Presse übergibt seine diesbezügliche Tätigkeit vollkommen.

Am Nachmittag des 15. Jänner war die Festsitzung in der Akademie der Wissenschaften mit dem Festvortrag Universitätsprofessor Dr. Josef Nadlers sowie der Verleihung eines Grillparzer-Preises der Akademie der Wissenschaften und des neuen grossen Dichterpreises der Stadt Wien anberaumt. Um 19 Uhr begann die Festaufführung der «Ahnfrau» mit einem Prolog im Burgtheater. Für 22 Uhr war ein Empfang des Reichsstatthalters in Wien, Reichsleiter Baldur von Schirach und dessen Gattin, im Zeremoniensaal der Hofburg gegen besondere Einladung angesetzt, und die Wiener Schauspielerprominenz diente ihnen dort als propagandistisches Schmuckstück. Am Donnerstag ging es mit einem Fragmenteabend des Burgtheaters und der Grillparzer-Gesellschaft im Akademietheater («Alfred der Grosse» sowie Gedichte und «Hannibal») weiter. Anschliessend war ein zwangloser Kameradschaftsabend der Künstler im Rathauskeller vorgesehen. Am Freitag ging das Gastspiel der Städtischen Bühne Bochum im Burgtheater mit «Ein Bruderzwist in Halbsburg» über die Bretter; nachher wanderten die Mitwirkenden wieder zu einem zwanglosen Kameradschaftsabend in den Rathauskeller, und Schirach konnte rückblickend feststellen: «Die Grillparzer-Woche erhielt dadurch besonderen Wert, dass sich Wiener Inszenierungen, die unsere hiesige Theaterarbeit eindrucksvoll kennzeichnen, mit den Aufführungen führender Bühnen des Altreiches vereinten.» Nicht alle Wiener Kunstfreunde waren damals der Meinung, Bochum gehöre auf Burgtheaterbretter.

Am Samstag rauschten «Des Meeres und der Liebe Wellen» durch das Theater in der Josefstadt. Am Sonntag fand eine musikalische Morgenfeier im Redoutensaal der Wiener Hofburg mit Gedichten Franz Grillparzers und Vertonungen der Grillparzer-Texte von Beethoven und Schubert statt. Abends wartete «Ein treuer Diener seines Herrn» im Deutschen Volkstheater auf sein Publikum.

Am Montag wurde die «Ahnfrau» im Burgtheater wiederholt, Dienstag gab es ein Gastspiel der Volksbühne Berlin mit «Medea» im Deutschen Volkstheater. Mittwoch war die abschliessende Festaufführung der «Libussa» im Burgtheater angesetzt. Nachher begab sich alles zum grossen Kameradschaftsabend der Wiener Künstlerschaft in den Rathauskeller.

Im und ausserhalb des Burgtheaters wurde eine Festschrift verteilt, die Lothar Müthel herausgab. Darin kam jener Festprolog zur Feier von Grillparzers 150. Geburtstag am 15. Jänner 1941 von Ernst Scheibelreiter zum Abdruck, mit dem dieser dem Raimund-Prolog Weinhebers nacheiferte, ohne ihn auch nur entfernt zu erreichen. Weinheber hatte diesmal abgesagt. Dafür nahm Scheibelreiter auf die Bewährung Deutschlands Bezug.

In der Festschrift wird Max Mell zu dem Artikel «Grillparzer: Wien und Weimar» veranlasst. Er meint, dass die Abneigung gegen den «Donaustaat», die offenbar während des 19. Jahrhunderts im «übrigen» Deutschland Wurzel fasste, auch Grillparzer in der Wertung benachteiligte. Über diesen Donaustaat stolpert Mell in das nunmehr «geeinte Deutschland», das angeblich «jeden seiner grossen Söhne an seinem Platze» sehen will.

Dann kommen Grillparzer-Grüsse von Richard Billinger und anderen, darunter Eberhard Wolfgang Möller, der Grillparzer einen Euripides nennt. Möller will von Wien lernen, wie man «grosse, auseinanderstrebende Räume beherrscht». Wie so oft geben sich die meisten Altreichsdichter kaum mit politischen Rückschlüssen ab, ja machen sogar vor dem alten Österreich ihre Reverenz. Die ostmärkischen Poeten können sich das nicht leisten, sie spu-

cken entweder in das eigene Nest oder bemühen sich zumindest, grossdeutsche Gesinnung anzudeuten. Letzteres wohl aus Angst, man könnte ihre innere Haltung in Zweifel ziehen.

Doch alles verblasst gegen eine Rede des Gebietsführers Günther Kaufmann im Burgtheater, die dieser unter dem Motto: «Der Gaupropagandaleiter von Wien an die Gäste» abdrucken und in die Grillparzer-Programme einkleben lässt. Kaufmann wälzt sich zunächst im mythischen Begriff eines zeitlosen und grenzenlosen Reiches, «der schon länger unter den Deutschen wirkt, als die politische Wirklichkeit ihn hervorbrachte». Er versteigt sich sogar zu der Behauptung, dass zur Zeit, als Napoleon bei Jena und Auerstedt siegte, bereits ein Titan in der Gestalt Goethes an diesem werdenden Reich schuf. Wenn Kaufmann daraufhin Grillparzer antreten lässt, so kann sich dieser damit trösten, dass auch Shakespeare herbeikommandiert wird. Denn «wir führen diesen Krieg nicht gegen Shakespeare, sondern gegen Churchill. Jener war vielleicht der einfallsreichste und edelste Mann, dieser der einfallsloseste und schamloseste Vertreter des Britenvolkes. Glaubt nicht, was vielleicht irgendein gefälliger Schwätzer mit Vorbedacht flüsternd verbreitet, dass am Ballhausplatz nun etwa nur die Musen regieren. Ich kann Euch versichern, dass dort heute tagtäglich auf Metternichs Schreibtisch nicht der Theaterzettel, sondern der Lohnzettel liegt und dass hier die Freude am kulturellen Aufbau der Stadt von den Sorgen, die Eure Sorgen sind, ständig begleitet wird.»

Für die Gedenkschau «Franz Grillparzer und seine Zeit» im Rathaus waren das Historische Museum und die Stadtbibliothek hauptverantwortlich. Mehrere Säle offerierten wissenschaftlich bearbeitetes Material über die Jugend Grillparzers, Leben und Wirken des Dichters sowie über seine Liebe zur Musik, ferner ein kulturgeschichtliches Zeitbild und allgemeines Schrifttum. Die Grillparzer-Ausstellung, durch die der Bibliotheksdirektor den Reichsstatthalter von Vitrine zu Vitrine führen darf, wird seitens der Presse über den grünen Klee gelobt. Sie endet natürlich nicht mit der offiziellen Grillparzer-Woche, sondern bleibt wegen des grossen Interesses bis auf weiteres geöffnet. Täglich konnten sich daher die insgesamt 20.000 Besucher das neuaufgestellte Grillparzer-Zimmer aus dem Hause Fröhlich, vielerlei Souvenirs und Unikate anschauen, darunter auch jene Federzeichnung von Isabey über den Wiener Kongress, die der Louvre herleihen musste.

In seinem gleich neben dem Ratsherrensaal gelegenen Zimmer arbeitete Jölli unermüdlich an der Organisation der Grillparzer-Woche. Einmal war Thomas in dieses Gemach gestürzt und hatte die Assistenz eines Reichsdeutschen vom «Büro Dr. Goebbel» aufgezwungen. Genannter kümmerte sich aber nur um einen beachtlichen Anteil von kostenlosen Sitzplätzen für amtsunbekannte Damen. Am 15. Jänner 1941, als sich der Wiener Dichterkreis im tief verschneiten Volksgarten vor dem Grillparzer-Denkmal versammelte, waren diese Jüngerinnen der Kunst nicht dabei. Der Trompetenchor der Stadt Wien blies als Uraufführung eine Fanfare von Robert Ernst, dann sprach Jelusich einen «Gruss der Ringenden an den Sieger». Alle Anwesenden froren fürchterlich, besonders die Trompeter, deren Instrumente vereisten.

Einige Stunden später werden Josef Weinheber, Ina Seidel und Mirko Jelusich erstmals mit dem grossen Dichterpreis der Stadt Wien geehrt. Zu solchem Zweck findet eine feierliche Sitzung im Festsaal der alten Universität, also in der Akademie der Wissenschaften, statt, wo deren Präsident, Dr. Heinrich Ritter von Srbik, Gauleiter Schirach und andere Prominente begrüsst. Hernach tut Blaschke im Auftrag Schirachs die jährliche Verleihung dieser Preise an jedem 15. Jänner kund, stellt die Poeten vor und würdigt ihr Werk. Weinheber sagt er die priesterliche Strenge des dienenden Lyrikers nach sowie Härte gegen sich selber und begeistertes Mittönen, «als die Ostmark den Weg ins Reich antrat. Der heute Achtundvierzigjährige hat Segen und Leid der dichterischen Stille genügsam erfahren, dass er den Ruhm, der

ihm heute widerfährt, mitzeugen lässt am Geschlecht neuer dichterischer Taten!» Blaschke verschweigt, dass Österreich den Dichter bereits vor 1938 mit dem Professorentitel bedacht hatte. Die priesterliche Strenge hingegen, das Dienen, die Eigenhärte und das Mittönen wurde vom Herrn Professor bekanntlich durch allerlei Ausgleichssport unterbrochen, worüber Blaschke und die Seinen jetzt gütig hinwegsehen. Ina Seidel aus Halle an der Saale hält sich jedenfalls mehr zurück und forscht lieber diskret um die Geheimnisse von Blut und Erbe. Dem Mirko Jelusich hingegen, der laut «Völkischem Beobachter» auf dem Marsch der Ostmark zum Reich von vielen als Richtmass und Wegweiser angesehen worden ist, hat es vor allem der Führermythos angetan.

Am nächsten Tag führt der Chef des Kulturamtes der Reichsjugendführung, in dessen Obergerietsführeruniform niemand anderer als der Berliner Reichsdramaturg Rainer Schlösser steckt, die Kulturreferenten der HJ dem Reichsstatthalter im ehemaligen Bundeskanzleramt vor. Gemeinsam mit diesen Referenten lauschen dann Frau Schirach und mehrere Poeten im Palais Lobkowitz der HJ-Rundfunkspielschar Wien. Inzwischen sind auch jene deutschen Schriftleiter, die aus Anlass der Grillparzer-Woche vom Kulturreferat der Reichsregierung nach Wien geladen wurden, von Schirach empfangen worden, der ihnen die besonderen Kulturaufgaben für Wien nach dem Siege erläutert. Nachher besuchen die Redakteure das modernisierte Atelier der Wien-Film auf dem Rosenhügel. Im Volkstheater stellt sich Liselotte Schreiner inmitten ihres Berliner Ensembles als die Medea der gleichnamigen «Rassentragödie» vor. In den einzelnen Wiener Kreisen gibt es Grillparzer-Feiern, in der Urania, in Linz, Horn, Baden, Salzburg, ja selbst in Prag und Bukarest wird der Dichter geehrt. Dr. Goebbels kommt nach Wien und bleibt im Hintergrund, besucht jedoch das Josefstädter Theater sowie den Musikverein, wo Mengelberg dirigiert.

In der «Volkszeitung» wird jene Gedenkmünze gezeigt, die der Medailleur Josef Tautenhayn nach der Grillparzer-Lithographie von Kriehuber angefertigt hat und die «Wiener Neuesten Nachrichten» bringen eine Karikatur zweier zeitunglesender Juden in London mit der Legende: «Grillparzer-Woche in Wien? Glauben Sie wirklich, dass man so etwas ohne uns würdig begehen kann?» Die Berichterstatter der «Wiener Illustrierten» reisen in die Reichshauptstadt, um beim «Libussa»-Abend des Wiener Burgtheaters im Berliner Schillertheater dabei zu sein. In der vom Kulturamt geförderten Zeitschrift «Der Augarten» schreiben Kremser, Scheibelreiter und Zeleny Fachartikel rund um das lange Poem «Die Ruinen des Campovaccino in Rom», mit dem man Grillparzers antiklerikales Sehertum deutlich zu machen hofft.

Einige Wochen nach dem Ende der Grillparzer-Feiern trat der Reichsstatthalter auf die Bühne des Burgtheaters, um von dort aus sein kulturelles Arbeitsprogramm für die nächsten Jahre zu verkünden. Im Winter war ihm für die Vorbereitung seiner Pläne zuwenig Zeit geblieben, er und sein Stab konnten gerade noch die Grillparzer-Angelegenheiten verkraften. Andererseits stellten ihn seine Schwäche für zeitgenössisches Musikschaffen und die Wiener Reaktion darauf vor unerwartete Probleme, denen er durch Enthüllung seines Gesamtprogramms zu begegnen hoffte. In diesen Ausführungen knüpfte er kräftig an jene Wendung über das Lohn- und Sozialgefühl an, die Kaufmann in Zusammenhang mit dem Schreibtisch Metternichs im Bundeskanzleramt gebraucht hatte.

In das Wien-Klischee Schirachs passt auch die legendäre Theaterbesessenheit der Bevölkerung, die Schmeichelei verdient, obwohl man nie weiss, wieweit kramphaftes Ablenkungsbedürfnis oder Sich-flüchten-Wollen dahinterstehen. In diesem Zusammenhang kommt Schirach auf die städtische Volksoper zu sprechen, wo Baumann plötzlich gestorben ist und Blaschke möglichst unbehelligt seine Leute hineinsetzen will: «Die Volksoper steht nach dem Tode ihres Intendanten Baumann unter kommissarischer Leitung und wird in Zukunft eine grosse Mission zu erfüllen haben, nämlich eine besondere Stätte für die Ausbil-

dung des sängerischen Nachwuchses zu sein. Es wurden bereits Abmachungen getroffen, die dahin gehen, dass an der Volksoper junge Künstler einige Zeit bleiben, ihr Repertoire erweitern, um dann als Nachwuchskräfte für die Staatsoper zur Verfügung zu stehen.

Dann erinnert sich Schirach an die von den Reichspropagandaleuten und von Blaschke initiierten Gastspielreisen, denen die Staatstheater nicht nachstehen wollten: «Ein wichtiger Weg für die Durchsetzung der Wiener Bühnenkunst ist bereits beschritten worden, und zwar das Austauschgastspiel. So stand das erstmalige Auftreten des Burgtheaters in Berlin als Austausch mit dem Gastspiel des Schillertheaters in Wien am Anfang einer neuen Ära Wiener Theaterpolitik.»

Auf dem Gebiet des Tanznachwuchses wurde ähnliches geplant. Es war gelungen, den größten Tanzsolisten, den Deutschland damals besass, an Wien zu binden: Harald Kreutzberg. Dieser sollte von Wien aus den gesamten Tanznachwuchs auf eine neue Ebene heben. Zu diesem Zweck wurde in Wien eine staatliche Akademie für Tanzkunst gegründet, die unter Leitung Harald Kreutzbergs führende Tanzpädagogen des Reiches zusammenrief. Diese Kreutzberg-Akademie war eine Lieblingsidee von Walter Thomas, deren Blüte aber infolge sittlicher Bedenken besonders strenger Persönlichkeiten nur sehr kurz währte. Auch das Regieseminar Schönbrunn als Heimstätte für den Schauspielernachwuchs trieb nicht die erhofften Blüten, was Thomas dessen Leiter, Professor Niederführ, zuschob.

Bald nach der Grillparzer-Woche ging man auf die Suche nach einer neuen Staatstheaterbühne. Vor den Toren des langsam verfallenden Theaters an der Wien erlitten die Gefolgsleute Schirachs eine Niederlage und reihten sich damit jenen «Invasoren» an, die von Blaschke und seinen Leuten dortselbst seit 1938 hinausgeworfen wurden. Etwas später gelang dem Generalreferenten die Inbesitznahme des Redoutensaales in der Hofburg. Dieser Raum, in welchem anno 1815 eine Galareunion von der Kunde der Rückkehr Napoleons aus Elba gesprengt wurde, bot 1941 ein ziemlich verstaubtes Bild. 1927 war er das letzte Mal von Max Reinhardt für theatralische Zwecke benützt worden. Im Herbst 1941 eröffnete ihn Karl Böhm mit «Figaros Hochzeit» abermals, wobei Kaspar Neher als Bühnenbildner und Oskar Fritz Schuh als Spielleiter für die notwendige Atmosphäre sorgten. Ungefähr zur gleichen Zeit durchbrach das deutsche Ostheer den äusseren Verteidigungsgürtel Moskaus.

Wie süß auch der Cherubim nach Liebe gefragt haben mag, dem Generalreferenten wurde sie seitens des Reichspropagandaministeriums nur selten zuteil. Der Braunauer selbst hatte ja entschieden, dass sein Statthalter in Wien stets als Vertreter des Reiches über allen staatlichen Kulturinstituten thronen sollte, also auch für die Wiener Staatstheater allein verantwortlich sei. Hitler dürfte dabei noch immer von seinen Jugenderinnerungen an die k. k. Hofoper und an das Burgtheater verfolgt worden sein. Ihm war hier die weitere Eigenständigkeit wichtiger als der Berliner Zentralismus. Wir können uns heute kaum mehr vorstellen, welche Besessenheit damals bei verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen für die beiden Häuser am Ring vorherrschend war. Der Führer mit seinen Opernbesuchen war nur ein Beispiel. Treffender wäre es noch, an jene Arztsgattin zu denken, die in ihrer Prachtwohnung gegenüber dem Burggarten eine Art kulturellen Salon unterhielt. Sie lud Gesellschaften von fünfzig bis hundert Leuten ein, stellte junge Talente vor und kaperte fast jeden einigermaßen tischfähigen Kultursendling von auswärts hiefür. Besagte Dame benahm sich bei der umstrittenen Aufführung der Johanna Balk von Rudolf Wagner-Régeny derart temperamentvoll, dass sie trotz weitreichender Verbindungen einige Tage hinter Schloss und Riegel gesetzt werden musste.

Angesichts dieser Situation nimmt es nicht wunder, dass Dr. Goebbels Schirach um die

alleinige Verantwortung in diesem Bereich beneidete. Im Verlauf diesbezüglicher Kompetenzkämpfe kam es schon früher zu einer offenen Auseinandersetzung zwischen dem Leiter der Reichspropagandaamtsstelle in Wien und dem Generalreferat Schirachs, wobei ersterem jede weitere Einmischung bei den Staatsbühnen untersagt wurde. Dies bedeutete einen Schlag gegen die Kulturautorität, die Doktor Goebbels gerne ausübte. Die Einladungen, die Schirach wiederholt an den Reichspropagandaminister zwecks Besuch der Gaustadt und Teilnahme an hiesigen Kundgebungen richtete, dürften nicht zuletzt deswegen ergangen sein, um den Groll Dr. Goebbels zu mildern.

Nach dem gemeinsamen Besuch einer «Versöhnungsvorstellung» war die Prominenz zum Abendessen in die «Drei Husaren» gefahren. Schirach soll dort eine Bemerkung zugunsten Frankreichs gemacht haben, worauf Goebbels entgegnete, er, Schirach, müsse doch wissen, wie der Führer über Frankreich denke: Die Franzosen seien ein krankes, verkommenes Volk, das sich selbst preisgegeben habe. – Es mutet seltsam an, wenn man diese Äusserung mit jener Stellungnahme vergleicht, die Roosevelt auf der Konferenz in Teheran später abgab: Der amerikanische Präsident glaubte nicht, dass sich Frankreich in absehbarer Zeit wieder zu einer Grossmacht entwickeln könne, und bezichtigte die Franzosen der Zusammenarbeit mit Hitler, ja er wollte sie dafür sogar bestraft wissen.

Aber wir stehen erst am Beginn des Jahres 1942, in dessen Verlauf der Reichsmarschall allen Landsleuten erklären wird, dass Deutschland nunmehr so viele Rohstoffe und Nahrungsquellen besitze, um alle Feinde in alle Ewigkeit aufhalten zu können. Aber die Feinde Deutschlands waren gar nicht aufs Aushungern ihres Gegners aus. Sie traten zu Angriffen an, die durchaus nicht so leicht wie bisher zurückgeschlagen wurden, im Gegenteil, sie erbrachten unverzüglich Schrumpfung der eben erst erreichten geographischen Stellung von peinlichem Ausmass.

Der Führer ärgerte sich masslos über diese Störung seines Konzeptes, beschuldigte später Feldmarschall Rommel übereilten Zurückweichens in der libysch-ägyptischen Wüste, wollte ihn und mehrere Heerführer der europäischen Ostfront für eine Zeitlang wegen übergrosser Nervosität beurlauben sowie einen sicheren Korridor zu der (gegen Ende dieses Jahres) in Stalingrad ausharrenden Armee freikämpfen lassen. Denn die Wolga musste seiner Meinung nach ebenso im Griff der Grossdeutschen Wehrmacht verbleiben wie Tripolis. Nur hinsichtlich der Cyraenaika war er zu zeitweiligem Verzicht bereit. Über den Kurs Frankreichs bzw. seiner Regierung im Mutterland freute er sich insgeheim, wenn ihm auch nicht alles gefiel.

## DAS SCHLECHTERE PAPIER

Das Jahr 1941 wurde im Wiener Alltagsleben durch etwas schlechteres Papier gekennzeichnet. Die Neuerscheinungen am Büchermarkt waren unansehnlicher als 1940. Die Zeitungen erschienen auf gelblichgrauen rissigen Bogen, manche Blätter sparten einige Seiten ein. Sogar die «Pause» kämpfte von Nummer zu Nummer um ihre berühmte Papierqualität. Die Parteigenossen waren davon jedoch keineswegs beeindruckt, sondern rechneten sich eben auf etwas schlechterem Papier aus, wann die deutschen U-Boote den englischen Schiffsraum soweit dezimiert hätten, dass der Tommy die Hände hochheben müsste. Aber zu kriegerischen Spekulationen blieb wenig Zeit, denn schon im Vorfrühling hiess es, der Gemeindedienst habe sich auf den neuen Organisationsplan der Gemeindeverwaltung, der im Herbst 1941 Wirklichkeit werden soll, einzurichten. Überdies hatte ja auch das grosse Mozart-Gedenkjahr, mit seinen voraussichtlichen Höhepunkten im nächsten Winter, begonnen.

Die Stadtverwaltung wird die «Landesbildstelle Wien-Niederdonau» übernehmen, den Majoritätsanteil an der «Wiener Porzellanmanufaktur Augarten» AG erwerben, das «Theater in der Josefstadt» durch Erwerbung der Anteile an der Schauspielhaus AG ankaufen, die Neuorganisation des «Wiener Kunsthandwerksvereins» in die Wege leiten, dazu eine Versuchs- und Entwurfswerkstätte unter der Leitung von Professor Hoffmann errichten und das Referat für «Wiener Theaterforschung» unter Dr. Aurel Wolfram ausbauen. Zahlreiche wissenschaftliche Vereine und Kulturinstitute müssen mit Subventionen bedacht, die Gedenkstätten im Pasqualatihaus und Figarohaus eröffnet und im Zusammenwirken zwischen den neu ernannten Kreis- und Ortsgruppen-Hauptstellenleitern für Kultur innerhalb der NSDAP sowie mit dem auf dem Gebiet Kulturpflege tätigen Wiener Gauwart Binder als Führer der NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude» die «Feierabendstunden» in den einzelnen Ortsgruppen eingeführt werden. In der städtischen Volksoper sind soeben neun Sänger und sieben Sängerinnen fix angestellt worden. In ihrer Mitte lassen Oeggel, Pantscheff, Pernersdorfer und Emmi Funk ihre Stimmen mit besonderem Wohllaut erschallen. In den Folgejahren werden auf Initiative Jöllis, der deswegen mehrere Reisen durch Balkanstädte unternimmt, talentierte junge Gäste aus dem Südosten dazustossen. Kritiker meinen rückschauend, dass die Volksoper zwischen 1940 und 1945 oftmals bessere Leistungen vollbracht hat als das Haus am Ring.

Auch im Generalreferat des Reichsstatthalters muss man gespürt haben, dass Blaschke und Jölli mit ihrem «Opernhaus der Stadt Wien» der Staatsoper dicht auf den Leib rückten. Auf der Suche nach einer sensationellen Wendung der Dinge fuhr Walter Thomas an einem Sommertag des Jahres 1941 nach München. Er schaut sich dort zunächst eine Arabella-Aufführung an. Am nächsten Tag trifft er in Garmisch-Partenkirchen ein und begibt sich sofort in die Strauss-Villa, wo er den berühmten Komponisten beim Studium der Werke Goethes antrifft. Strauss hatte vor kurzem an einen Bekannten in der Wiener Staatstheaterverwaltung geschrieben und den Wunsch geäussert, wieder nach Wien zu übersiedeln, um sich hier der Oper und dem Musikleben zu widmen. Allerdings wollte er nicht ungebeten erscheinen und nicht wie jeder gewöhnliche Reichsbürger behandelt werden. So präziserte der Meister, zu dessen hervorragendsten Eigenschaften bekanntlich niemals die Bescheidenheit gezählt hat, seine einschlägigen Wünsche: Demnach sollte ihm ein Privatauto samt unabkömmlich gestelltem Chauffeur und genügend Treibstoff zur Verfügung gestellt werden, ferner Lebensmittelzuteilungen in jener Höhe, wie sie sonst nur Regierungspräsidenten und Gauleitern gewährt wurden, sowie amtlicher Schutz für die Schwiegertochter und die beiden Enkelkinder, die alle an der Übersiedlung teilnehmen sollten. Die Gattin des Sohnes von Richard Strauss

galt amtlich als Volljüdin, die Kinder demnach als Mischlinge ersten Grades. Sie durften keine höhere Schule besuchen, wurden angeblich auf dem Marktplatz in Garmisch misshandelt, während ihre Mutter ebenfalls öffentlich im Ort beleidigt worden sein soll. Nun verlangte Richard Strauss vom Generalreferenten Schirachs, dass beide Buben in Wien normalen Unterricht geniessen dürften.

Dem kam der Wiener Reichsstatthalter auf halbem Wege entgegen. Er sicherte ihm genügend Kohle und Koks für den Winter zu, gab sein Placet zur Autoangelegenheit, wobei er versprach, den Chauffeur solange wie irgendwie möglich zu halten. Die Gauleiterrationen an Lebensmittel lehnte Schirach ab, sagte jedoch zu, Strauss auf dem Ernährungssektor persönlich zu helfen. Eine definitive Erklärung zugunsten der Schwiegertochter und ihrer Kinder wollte Schirach weder mündlich noch schriftlich abgeben und überliess es dem Generalreferenten, von einer Art persönlichen Schutzes seitens des Reichsstatthalters für die gesamte Familie während ihres Wiener Aufenthaltes zu reden. Richard Strauss ging auf dieses merkwürdige Angebot ein und übersiedelte mit Gattin, Sohn, Schwiegertochter, Enkeln, Chauffeur, Gärtner, Köchin und anderen Hausangestellten in jenes kleine Palais in der Jaquingasse, das ihm die österreichische Bundesregierung seinerzeit im verzweifelten Konkurrenzkampf mit Berlin eingerichtet hatte. Freilich war diese Heimkehr in die Gaustadt keine ungetrübte Freude. Thomas nimmt an, dass die Rückkehr des Meisters im Ausland als ein neuerliches Bekenntnis zur braunen Kulturpolitik und ihren Absichten in Wien gewertet wurde, während leitende Persönlichkeiten des Reichspropagandaministeriums darin eher eine Stärkung des Wiener Kulturseparatismus sahen und dementsprechende Stellungnahmen abgaben. Auch viele Wiener Nationalsozialisten sollen dagegen gewesen sein, weil sie befürchteten, Strauss werde sich in der Gaustadt mit alten Freunden, vornehmlich Aristokraten und Juden, abgeben. Tatsächlich kam es im Hause des Meisters mehrmals zu grösseren Gesellschaften mit diesem Einschlag, doch fiel es der geheimen Staatspolizei leicht, die Leute ausreichend zu überwachen. Strauss war seinerseits daran interessiert, nicht allzuviel Anstoss zu erregen, was angesichts seiner Abhängigkeit vom Wohlwollen Schirachs verständlich ist. Aus seinem enormen Selbstbewusstsein und seiner totalen Bezogenheit auf das künstlerische Werk resultierte eine gewisse Glätte. Er komponierte sein Capriccio bezeichnenderweise im Jahre 1942. Dieses Feinschmeckergespräch, für das Clemens Krauss die Worte geliefert hatte, dreht sich endlos um den Vorrang von Text oder von Musik, wozu die fürchterlichen Vorgänge zur Zeit seiner Vertonung in merkwürdigem Kontrast stehen. Strauss, der zur gleichen Zeit, der Erinnerung mehrerer Personen gemäss, die ersten staatsgefährlichen Äusserungen in der Öffentlichkeit fallen liess, war also mit seinem Capriccio ein Paradebeispiel jener Reichspropaganda, die sich die allseits unerschütterliche, immerwährende Existenz der alt-hergebrachten Zustände im Dritten Reich als Leitziel gesetzt hatte.

Aber man vergisst bei einer solchen Überlegung gewöhnlich drei Dinge: Erstens die suggestive Wirkung der braunen Propaganda, die besonders die überraschend primitiven Seiten jedes wirklichen Genies ansprach, also auch bei Strauss, Hauptmann und Lehar lange Zeit überaus wirksam sein musste. Zweitens die Abhängigkeit dieser an ihren hohen Lebensstandard gewöhnten Leute von den Zuwendungen des Regimes sowie die sogenannten dunklen Flecken auf den Westen, die sie jederzeit den Machhabern ausliefern oder der öffentlichen Herabsetzung überantworten konnten. Schliesslich die persönliche Eitelkeit sowie das Bestreben, immer wieder offizielle Bestätigungen des eigenen Wertes zu erhalten. Die innere Unsicherheit der Betreffenden, die für derartige Sehnsüchte ursächlich ist, wird faktisch niemals durch bereits errungene Erfolge kompensiert. Es geht eben nicht um grundsätzliche Anerkennung, sondern um die Furcht vor Bemerkungen wie «den Höhepunkt überschritten haben» oder einfach «alt werden».

Strauss soll sich bei Gelegenheit mit einem Berg verglichen haben, der am Rande einer Ebene oder eines weiten Tales aufragt. Er meinte damit, nach ihm käme nichts Gleichwertiges mehr, er stelle gewissermassen den Abschluss einer ganzen Epoche dar. Sicher ist, dass sowohl er wie Gerhart Hauptmann und Franz Lehár 1942 bereits allgemein wie ein grosses Erinnern an «früher» wirkten. Das 19. Säkulum reichte mit seinen Ausläufern bis damals heran und liess diese grossartigen Greise in einer gewissen Verlassenheit zwischen den monströsen Gebilden einer totalen Umwälzung stehen. Dem Wiener Grossdeutschtum mit seinen am gleichen Zeitraum saugenden Wurzeln war die Kontaktnahme und Pflege der Alleingelassenen Herzenssache. Eine politische Extratour ist daraus jedoch nicht entstanden; die Fäden und die Finanzkanäle liefen vielmehr in Berlin zusammen, und in der Gaustadt hatte der importierte Reichsstatthalter stets das letzte Wort.

1941 konnte Josef Gregors Werk «Kulturgeschichte der Oper» mit in Zürich deponierten Verlagsrechten am Wiener Büchermarkt erscheinen. Gregor, der Strauss zweimal als Textproduzent gedient hatte, widmete diese Publikation im Gedenken an die seit 1925 gemeinsam geleistete Arbeit den «Meistern Alfred Roller und Richard Strauss». Bei Strauss fällt dem Autor auf: «Es handelt sich um einen Meister, der sich auch heute noch in bewundernswerter Schaffenskraft befindet, dessen gewaltige Aufgabe es also darstellte, ein halbes Jahrhundert zu überbrücken, und eines, das aus hundert Gründen wahrhaftig kein aufbauendes war!»

Doch Gregor ist kein unfehlbarer Prophet. Er irrt, wenn er behauptet, seiner Beobachtung nach wäre die Zerstörung der Form als abgeschlossen zu betrachten und man blicke jetzt den wiedererreichten Fundamenten im Weltenaufbau entgegen.

Strauss zeigte sich jedenfalls wesentlich pessimistischer. Auch Hauptmann oder Lehár gaben, jeder in seinem Schaffensbereich und auf seine Art, dem Wiedereintritt ins Mythische oder Melodische geringe Chancen, wenn ihnen auch das «amerikanische Jahrhundert» in seiner ganzen Weite damals nicht erkennbar wurde. Den Pessimismus in seiner politischen Schattierung, den Strauss trotz seines gegenteilig angelegten Gemüts sachte auszustrahlen begann, haben manche Freunde bei Begegnungen in Wien und in Salzburg zu spüren bekommen. Aber auch die Gemeindeverwaltung der Gaustadt bekam davon ihren Teil ab. Zwischen Strauss und den Stadtvätern fungierte Intendant Jölli als Mittelsmann, d.h. er lud zu kleineren Empfängen oder nahm daran teil. Einmal äusserte er, dass es riskant werde, mit der Schwiegertochter des Meisters länger zusammen zu sein. Sie schimpfte trotz ihrer heiklen persönlichen Situation heftig auf das Regime und bringe damit ihre Zuhörer in Gefahr.

Im Frühjahr 1941 war allgemeiner Pessimismus nur selten verspürbar, es sei denn, die Betroffenen beklagten vorsichtig ihr persönliches Schicksal unter der Herrschaft Adolf Hitlers. Die Unüberwindlichkeit des Reiches schien so augenfällig zu sein, dass die Wiener Kulturapostel die deutschen Strahlungen im künstlerischen und im wissenschaftlichen Bereich für unwiderstehlich hielten.

Selbstverständlich wurden österreichische Juden von dieser Übernahme ausgeschlossen sowie betonte Katholiken in den Hintergrund abgedrängt. Ganze Jahrzehnte österreichischer Dichtung gerieten damit in den Schatten, Wissenschaftler fielen gruppenweise dem Vergessen anheim. Der Kampf um die Plätze in den Regalen der Leihbibliotheken ging planmässig zu Ende. Bei den Fachbüchereien war es etwas schwieriger, und die privaten Bücherschränke widerstanden der Säuberung bis auf weiteres. Aber von einer Ausbreitung unerwünschten Gedankengutes konnte nicht mehr gesprochen werden. Im Einklang damit vollzog sich der Geschichtsunterricht in den Pflicht- und in den ehemaligen Mittelschulen, wo die Periode der «für die Übergangszeit» zugelassenen Lektüre nahezu abgeschlossen war.

Die grossen Ausnahmen, wie etwa die «Arisierung» der Familie des Walzerkönigs oder die Toleranz gegenüber Hugo von Hofmannsthal als Textdichter bei Richard Strauss, wurden offiziell sowenig wie möglich beachtet. Bei Stefan Zweig gab es kein Pardon, während man Anton Wildgans die «Rede über Österreich» eher verziehen hätte. Guido Zernattos Lyrik existierte einfach nicht mehr, er galt als schäbiger Emigrant, den man so schnell wie möglich aus dem Gedächtnis streichen sollte.

Amerika schien hinter dem Mond zu liegen und nur als Judendorado zu existieren. Wien war sicher keines mehr, denn im Februar und März 1941 gingen wieder fünf Judentransporte nach Polen ab. Am 28. März 1941 eröffnete Alfred Rosenberg das deutsche «Institut zur Erforschung der Judenfrage» in Frankfurt am Main und kündigte die Vertreibung auch des letzten Juden aus Europa an. In der Slowakei wurden bei Seres und Novaky Zwangsarbeitslager für die slowakischen Juden vorbereitet, mit Herbsttermin 1941 war die Eröffnung des Gettos Theresienstadt geplant. Dieses altösterreichische Refugium an der Elbe sollte betagten Wiener Kulturjuden zur letzten Heimstatt werden und eine Art Mustersiedlung mit Verwaltungsautonomie darstellen. Die Prozesse, die nach dem Kriege darüber in Leitmeritz, Wien und Graz abgewickelt worden sind, vermitteln freilich das Bild eines Durchschleuselagers mit beschränkten Tötungsmöglichkeiten.

Aber 1941 ahnte man in der Gaustadt nichts Böses und auch später hörte man nicht viel darüber. Der Kontakt mit den Verschickten war praktisch Null, ihre Wohnungen und Häuser wurden sofort anderweitig vergeben. Die Nachfolger wussten oft nur vom Hörensagen, wer vorher dort daheim gewesen war. Andererseits existierten öfter arische Verwandte oder zumindest Mischlinge in Wien weiter, die bald versuchten, mehr über das Los der Verschwundenen zu erfahren und Erleichterungen für sie zu erwirken. Es gab einige Bestechungsaffären, die meist mit dem Tod der Beteiligten, darunter auch höherer SS-Leute, endeten, doch für Aussenstehende völlig im dunkeln blieben. Jedermann hatte seine eigenen Sorgen.

Der März 1941 mit seiner Messewoche war wieder ein Monat voller Empfänge und Feierlichkeiten. Zunächst besuchte eine Abordnung der ungarischen Levante-Jugend die Rathausgrössen, hernach folgten Elternabende, Spiel- und Tanzveranstaltungen der Mädchenringe des BdM-Untergaues Wien, Massenversammlungen, Volkskundgebungen. Die Festaufführung der 9. Symphonie Beethovens und Paraden zur Erinnerung an den 12. März vor drei Jahren schlossen sich an. Am 13. März fanden im Deutschen Volkstheater und im Raimundtheater – laut offizieller Version «aus Anlass des Tages der Heimkehr der Ostmark ins Reich» – Freivorstellungen für die Schaffenden der Wiener Betriebe statt, und am 17. empfingen Jung und Blaschke den norwegischen Kulturstaatsrat Lunde im Rathaus.

Tags darauf vereidigt Schirach die Beigeordneten Blaschke, Kozich, Rafelsberger und Tavs, da alle vier nunmehr in das städtische Beamtenverhältnis berufen worden sind. Für Tavs und Blaschke ist die seinerzeitige Patentamtstätigkeit endgültig zu Ende, d.h. es bleiben nur einige finanzielle Erledigungen mit den Reichsbehörden und den Mitbesitzern der Anwaltskanzlei im Ersten Bezirk übrig. Blaschke, der nun in den luxuriösen Diensträumen Schirachs im ehemaligen Kanzleramt seinem Reichsstatthalter und Gauleiter gegenübersteht, kann sich trotzdem eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren. Flüchtig denkt er an jenen glühend heissen Julinachmittag vor sieben Jahren zurück, an dem er mit Parteigenossen Wächter vor demselben Haus vergeblich nach Rintelen Ausschau gehalten hatte. Ins Palais konnten sie damals nicht mehr hinein, obwohl sie gerne gesehen hätten, ob dort drinnen der kleine Dollfuss kirre gemacht würde. Aber die Tore waren fest versperrt und aus den Strassenschluchten des nahen Michaelerviertels sowie aus den schattenspendenden Alleen des

Heldenplatzes liessen sich Kommandorufe, Marschritte, Motorengeräusch und Waffengeklirr hören. Dann schlichen sie in die Johannesgasse zur Ravag hinüber, wo jetzt die städtischen Musikschüler singen und musizieren. Damals krachten dort die Karabiner und irgendein Hahnenschwänzler oder Alarmabteilungspolizist schrie sie an, dass sich Unbeteiligte gefälligst zum Teufel scheren sollten. Später waren sie zum Hofrat Steinhäusl ins Polizeipräsidium hinaufgerannt, doch den hatten die Vaterländischen bereits festgenommen.

Nun ist der Steinhäusl auch tot und begraben! Dies und anderes fällt dem Blaschke ein, und er fühlt sich inmitten all der blitzenden Uniformen, des etwas norddeutschen Konversationsstils, der Teppiche und kostbaren Möbel plötzlich sehr einsam. Aber dann denkt er an den finanziellen Ruhegenuss, der ihm und den anderen drei Funktionären nunmehr in Aussicht steht, wenn sie für Wien genug geleistet haben. Und wie's dem Generalmajor Zehner und den anderen Schwarzen, die 1934 gegen sie gestanden sind, 1938 heimgezahlt worden ist. Egal ob in diesem Gebäude, ob drüben im Rathaus, überall muss jetzt ganzer Einsatz geleistet werden, denn die Balkanfrage wird anscheinend doch vor den Toren der Gaustadt bzw. im Belvedere endgültig gelöst. Die Griechen werden schon sehen, wohin sie mit ihrer Widerborstigkeit kommen!...

Blaschke freut sich auf die bevorstehende Neuorganisation der Wiener Gemeindeverwaltung, in die er bereits als beamteter Funktionär hineinwächst. Wer weiss, ob jemals wieder so eine günstige Gelegenheit ausreift. Er merkt, dass er damit auch Schirach gegenüber festeren Grund unter den Füßen bekommt, und nimmt sich jedenfalls vor, seinen Kollegen und Untergebenen die nahezu geringschätzig klingende Anrede «Herr Beigeordneter» abzugewöhnen. Blaschke will lieber mit «Stadtrat» tituiert werden.

Später unterhält sich Blaschke mit einer schweizerischen Journalistendelegation im Wiener Rathaus, eilt zu einem Empfang der deutsch-ungarischen Gesellschaft, um dem königlichen Geheimrat Ladislaus von Vay die Hand zu drücken, beobachtet schadenfroh das Schirach-Experiment einer festlichen Aprilwoche in der Staatsoper und sieht zu, wie der Reichsstatthalter den Intendanten Lothar Müthel vom Burgtheater in das Opernhaus herüberlotsen muss, wo dann zusammen mit Generalreferent Thomas irgendwie weitergewurstelt werden soll. Bürgermeister Jung hingegen beschäftigt sich lieber mit Fanfarentüchern, Paukenbändern und Schellenbäumen, die er dem Wiener Wachbataillon schenken will. Am 13. April überreicht Müthel dem unverwüstlichen Staatsschauspieler Otto Tressler die ihm von Hitler zuerkannte Goethe-Medaille. Den Ehrenring der Stadt Wien hatte Tressler schon vor 1938 erhalten, doch im Zuge der Kriegsereignisse sollte der Mime das Schmuckstück verlieren und daher nach Kriegsende von der Gemeinde einen Ersatzring bekommen. Dies war allerdings nicht das einzige Ungemach, das dem Schauspieler bevorstand. Ein Sohn Tresslers versuchte als Wehrmachtsangehöriger in die Schweiz zu entkommen und wurde dabei gefasst. Der Vater hatte grösste Mühe, die Hinrichtung des Unglücklichen zu verhindern.

Schirach reist Anfang Mai zur Leipziger Kriegskantate, und die Symphoniker konzertieren in Bukarest. Der Lenz bringt auch die traditionelle Wiener Modewoche, für die Jung wieder im Rathausfestsaal einen seiner Empfänge geben kann. Die Kulturabteilung des Obergaues Wien des Bundes deutscher Mädel hatte sich zur selben Zeit auf einen Lehrgang ins Schloss Freiland zurückgezogen. Am 27. Mai beruft Schirach den Oberbaurat Dr. h.c. Josef Hoffmann als Sonderbeauftragten der Stadt Wien für die künstlerische Neubelebung des Wiener Kunsthandwerks, und am Monatsletzten nimmt Blaschke in Vertretung des Reichsstatthalters die feierliche Zuerkennung des Raimund-Preises der Stadt Wien, der am 4. Februar gestiftet worden war, für das Jahr 1941 vor: Die Preisträger sind Hans Baumann und Rudolf Kremser für Dramatik sowie Ingeborg Teuffenbach und Hermann Stuppäck für lyrische Werke.

Nach den Dichtern kommen die Musikanten an die Reihe. Im Juli 1941 erkennt das Preisgericht in dem von der Stadt ausgeschriebenen Wettbewerb zur Förderung zeitgenössischer Musik drei Komponisten die Siegespalme zu. Es sind dies Armin Kaufmann mit seinem Werk «Musik für Streichorchester», Max Hager mit der Komposition «Konzert für Streichorchester» und Erich Marckhl mit dem Werk «Grosse Fuge für Streichorchester».

Schon im Juni 1941 hatten musikalische Sommeraufführungen in Mödling begonnen, und im Kaufhaus der Wiener war eine Ausstellung zum 50-jährigen Künstlerjubiläum des Liederkomponisten Ludwig Gruber eingerichtet worden. Am 22. Juni füllte der Trompeterchor der Stadt Wien den vormittägigen Arkadenhof des Rathauses mit Gebläse. H. H. Scholtys dirigierte Turmmusiken, Fanfaren, Märsche, heitere Madrigale und Volkslieder, wobei der Kammerchor der Wiener Staatsoper die Trompeter ergänzte. Wohlgefällig lauschten Blaschke und die städtische Kulturprominenz, während sich an den neugotischen Fensterreihen des Hofes Beamte und Bittsteller herumdrückten. Ende Juni liess Schirach, der sich jetzt viel mit Kinderlandverschickungsfragen aus dem ganzen Reich beschäftigt, die Hamburger Pflegekinder ein paarmal ins Burgtheater bringen, wo sie den Alpenkönig und den Menschenfeind bewundern dürfen. «So leb' denn wohl, du stilles Haus, wir zieh'n betrübt zum Tal hinaus ...sumtten einige von ihnen nach, als der Vorhang niederging, ohne dabei zeitgemässer Parallelen gewahr zu werden. Am 4. Juli bemühte sich der Leiter des japanischen Reisebüros in Berlin, Herr Dr. Jamaguchi, in einem Vortrag, den Wienern Verständnis für das Fremdenverkehrsgewerbe des fernen Nippon abzugewinnen.

Auch anderweitig war der Frühsommer 1941 mit Besuchen ausgefüllt. Italienische Kultur- und Parteidelegationen kamen ins Rathaus, slowakische Hlinka-Funktionäre folgten, HJ-Führer reisten von überall her in die Stadt, Journalistendelegationen visitierten Wien und Niederdonau, Magyaren und Kroaten tauchten allorts auf, und Wiener Kinder wurden sogar ins NSV-Heim nach Riccione und nach Ungarn auf Erholung geschickt. Bandagierte kamen aus den Lazaretten ins Rathaus gehumpelt, die ersten Kriegsblinden tasteten sich mühselig am Arm von NS-Frauenschafter-Mitgliedern die Gassen entlang und Ordensgeschmückte sammelten sich zu Gedenkfeiern für diesen oder jenen, der soeben vorm Feind geblieben war. Den HJ-Gebietsführer von Niederdonau, den Sportler Kotratschek, den Maler Planckh, den Kreispreseamtsleiter aus Wien X, den Stadtbeirat Heyna, den Skimeister Walch, den Beigeordneten Scholz, den Chefadjutanten des Reichsstatthalters, den Eiger-Nordwand-Spezialisten Vörg, den SA-Brigadeführer May, den Ortsgruppenleiter Tomaschek und hunderte andere hatte soeben die Kriegsfurie zerbrochen. Wann der Oberstleutnant und Gauleiter von Niederdonau a. D., Josef Leopold, sein Blut in den östlichen Sand verströmte, konnte man im Rathaus zunächst nicht genau eruieren. Irgendwann in diesem Juli musste es gewesen sein, vielleicht gerade als der Kameradschaftschor der Wiener Strassenbahner im hiesigen Luftgaulazarett ein Konzert geben wollte. Wie konnte das alles plötzlich geschehen?

Einem jungen Dichter der Kriegszeit, der damals gerade in Paris stationiert war, verdanken wir die eindrucksvolle Schilderung von Zuständen am Tage des deutschen Einfalls in Russland. Er erzählt, dass die Frauenwelt jener grossen Bordelle, die 1941 und später durch die Träume aller deutschen Dienstgrade in Europa geisterten, über die blutigen Anfangsergebnisse viel früher und genauer informiert war als ihre feldgrauen Besucher. Die Damen setzten ihre Bettgefährten davon in Kenntnis, wie bald diverse Einheiten aus Frankreich nach Osteuropa verlegt werden würden, und betonten, wie sehr die zu erwartenden oder schon eingetretenen Verluste allseits zu Herzen gingen.

Die Wiener Gegenstücke waren für derartige Gespräche zu primitiv. Auch in den Cafés wurde das Publikum von den Vorfällen im Osten gänzlich überrascht und sah sich bei bitterem Ersatzgetränk auf die Lektüre jener Blätter beschränkt, die erste Schilderungen von

Kriegsberichtern der Propagandakompanien wiedergaben. Blaschkes «Wiener Soldatenbriefe», für die das Druckpapier nur noch unter grossen Mühen aufgetrieben werden konnte, nahmen zunächst überhaupt keinen Bezug auf diese Entwicklung. Sie gaben sich fast weltabgewandt kulturell und fanden sogar bei jenen Wehrmachtsangehörigen, die von dieser Publikation noch erreicht wurden, immer weniger Beachtung. Man hatte jetzt an der Front wirklich andere Sorgen.

In einer der nächsten Ausgaben schildert der Offiziersschreiberling Tröge den feierlichen Staatsakt für den eben verstorbenen Böhm-Ermolli und ist so gerührt, dass er nur im Telegrammstil zwischen Punkterln berichten kann. Auch jenes Gemälde von Hermann Hanatschek aus dem Heeresgeschichtlichen Museum, das heute im Offizierskasino der Stabsakademie in der Stiftskaserne hängt, wird bereits in den Soldatenbriefen hergezeigt. Darauf ist Böhm-Ermolli bei einer Lagebesprechung anno 1916 zu sehen, wobei sich rechts von ihm Bardolff als Stabschef postiert. Tröge erinnert an die wunderliche Erlaubnis des Führers, dass der greise Böhm die Uniform eines deutschen Generalfeldmarschalls mit österreichischem Marschallstab tragen dürfe, und spricht von seiner soldatisch gerafften Erscheinung und seinem ewigen Jungsein. Die deutsche Wochenschau aber hatte besagten Böhm in diesem Aufzug vorgeführt, wobei der jammervolle Eindruck eines von Alter und Sorge Zermürbten keineswegs verborgen blieb. Die Soldatenbriefe bringen auch ein mit «Gerstenbrand» zart signiertes Porträt des Generalobersten Rommel, Tröge sucht die «Blutzusammenhänge deutscher Soldatengeschlechter» heraus, Grimschitz referiert über die Ringstrasse, Ann Tizia Leitich über die Wienerin und Orel über die Donauwellen von Johann Strauss.

Wesentlich aktueller stürzt sich der Reichsamtsleiter Doktor Max Freiherr Du Prel auf «Wien und seine neuen Aufgaben im Journalismus». Seine Leute hausen in den Prunkräumen des Palais Schönborn, dem Sitz der neuen Union nationaler Journalistenverbände. Diese Institution hat sich in Wien niedergelassen, um daselbst 1945 wieder zu entschlafen.

Ungefähr zur gleichen Zeit werden in Wien jene Veränderungen bekannt, die im Stift St. Florian in Oberdonau vorgenommen worden sind, wo es natürlich keine Mönche mehr gibt. Man konnte sich ausmalen, was die Gauführung bezüglich der Klöster Wiens nach dem Endsieg vorhatte. «Vor allem aber soll neues Leben in den alten Stiftsbau einziehen und deshalb wird im Geiste des grössten Künstlers von Oberdonau, Anton Bruckner, Sankt Florian zu einer gesamtdeutschen Weihstätte der Musik ausgestattet werden. Grösste Pläne sind hier im Werden, die Bruckner-Feste sollen in engster Verbindung mit dem Grossdeutschen Rundfunk zu europäischer Bedeutung gebracht werden und auch die Jugend wird ihren Einzug halten.» Dieser offizielle Kunstfreund teilt noch mit, dass ein musikalisches Gymnasium sowohl in eine eigene Gebäudegruppe wie auch in die Prachträume von St. Florian einziehen soll und die deutsche Bruckner-Gesellschaft dortselbst nach dem Willen des Führers ihren Sitz haben wird. Auch das in Gründung begriffene Institut für Landesforschung von Oberdonau dürfte in St. Florian unterkommen und «durch Zusammenziehung von stiftlichen Büchern, Handschriften und Urkunden daselbst die gewaltige Grundlage für seine Forschung erhalten».

## DIE FÄHNLEIN AUF DEN LANZEN

Angesichts der in Mitteleuropa bis heute vorherrschenden Unkenntnis über die Entwicklung im Westen des Kontinents Anfang der vierziger Jahre erscheint es angebracht, kurz auf die dortigen Verhältnisse Bezug zu nehmen. Denn das Schicksal Wiens wurde aus dieser Richtung ebenso beeinflusst wie vom Balkan oder von der Levante.

Der amerikanische Unterstaatssekretär Sumner-Welles hat in seinen Erinnerungen auf die Situation Frankreichs hingewiesen, wobei er die Differenz zwischen dem US-Standpunkt und den Intentionen Grossbritanniens klar zum Ausdruck brachte. Auch Sumner-Welles registriert die Anstrengungen der Deutschen, in Französisch-Nordafrika Fuss zu fassen, wobei die Aktionen der Engländer und der Gaullisten im gleichen Territorium Hitler zunächst sehr willkommen waren. Dadurch sah sich nämlich die Regierung Petain ins braune Fahrwasser gedrängt, was den Deutschen recht sein musste.

Im Gegensatz zu London billigte Washington den Vichy-Franzosen von 1940 bis 1942 eine beachtliche Rolle in der internationalen Politik zu und schickte deshalb einen extra hierfür ausgewählten Botschafter zu ihnen. Die Amerikaner erkannten frühzeitig, dass Hitler mit dem Waffenstillstand in Compiègne, als er den Franzosen Gelegenheit zur Neuordnung im faschistischen Sinne geben wollte, einen grossen Fehler gemacht hatte. Wohl bewegte sich Frankreich in der gewünschten Richtung, aber die Ansprüche Spaniens in Afrika, die Rivalität zwischen Petain und Laval, das Versagen Italiens und die Interventionen der amerikanischen Diplomaten verlangsamten den Prozess aufs folgenschwerste. Als sich Petain am 12. August 1941 endlich zum Oberhaupt einer antiparlamentarischen Staatsform proklamierte, war – zumindest nach Auffassung Sumner-Welles – die Krisenzeit für die westliche Hemisphäre schon überbrückt. Französisch-Nordafrika wurde bereits von Amerika aus mit dem Notwendigsten beliefert, wobei die britische Blockadeflotte die Augen zudrückte.

Erst im darauffolgenden Frühjahr warf Hitler die amerikanischen Sendboten aus Frankreich hinaus, nachdem er angesichts ihrer Konkurrenzangebote von einem fundamentalen wirtschaftlichen Grundsatz abgehen musste: Die Reichsregierung hat es bis dahin stets abgelehnt, den unterworfenen Gebieten Lebensmittel zukommen zu lassen. Im Falle Frankreichs aber war ein grösserer Export aus dem von der Wehrmacht besetzten Norden in die Zone der Vichy-Regierung bewilligt worden, in der sich zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch keine deutschen Truppen befanden. Mit solchen Zugeständnissen handelte sich Berlin jedoch bei den Leuten um Petain nicht mehr ein, als eine gewisse Mithilfe bei den Judenfangaktionen und bei der Anwerbung oder Verschickung französischer Arbeitsloser ins Reich.

Das Festhalten der französischen Regierungskreise am eigenständigen Weg zum Faschismus gallischer Prägung, das Ausbleiben jedweder formellen Friedens- bzw. Bündnisverhandlungen mit Hitler-Deutschland mag 1941 den Widerstand in Belgrad gegen den Beitritt Jugoslawiens zum Dreimächtepakt zusätzlich angeheizt haben. Zumindest musste man am Hofe des frischgebackenen Königs Peter nicht auf die Haltung der ehemaligen Freundin Frankreich Rücksicht nehmen.

Im Frühling 1941 war in Wien niemand befugt, Kombinationen zwischen der Situation in Westeuropa und der Lage im Südosten zu überdenken. Dazu wäre eigentlich 1914 das letzte Mal Gelegenheit gewesen. Jetzt kamen eine Menge volksdeutscher Flüchtlinge aus Jugoslawien ins städtische Versorgungshaus Baumgarten; bald darauf leerten die Donaudampfer «Uranus» und «Schönbrunn» 900 Angehörige der reichsdeutschen Kolonie in Belgrad auf

dem Praterkai aus. Bald darauf demonstrierten die Kroaten vor der Karlskirche gegen die serbische Hegemonie, die zu dieser Stunde bereits unter den Schlägen der Deutschen Wehrmacht wankte.

Sondergerichtssenate reisten immer öfter in die Gaustadt, wo sich Verdunklungsverbrecher, Lebensmittelschieber, Schwarzschlächter, Sexualattentäter, ja sogar 20 tschechische Brandstifter verantworten mussten. Natürlich auch diverse Verschwörer gegen das Reich, die ja jetzt am Belgrader Beispiel sehen konnten, wohin plötzlicher Ungehorsam führte; desgleichen Wehrdienstgegner, Wehrkraftzersetzer, Schwarzsender und -hörer, Saboteure und Heimtücker. Bald werden Vater und Sohn im Wiener Landesgericht unters Beil gezerrt werden, Eheleute kommen – natürlich getrennt – zur Hinrichtung, Fiebernde und Gelähmte werden, in Ketten verschnürt, auf die Richtbank geworfen, Verurteilte, deren zahlreiche Brüder in der Wehrmacht für Führer, Volk und Reich gestorben sind, müssen sich den Kopf abhauen lassen. Langsam, aber sicher bahnten sich die grossen weltpolitischen Entscheidungen an. In diesem Frühjahr hatte noch der sogenannte Ribbentrop-Plan Chancen, der damals natürlich nur Persönlichkeiten ausserhalb [Wiens geläufig war. Demnach sollte sich Italien über Nordafrika ausbreiten, das Dritte Reich den übrigen schwarzen Kontinent vereinnahmen, die UdSSR mit Persien sowie mit einigen indischen Gebieten abgefunden werden und Japan sein grossostasiatisches Reich bis nach Australien ausdehnen. Aber gegen Jahresende wird Stalin bereits beim britischen Aussenminister die Wiederherstellung Österreichs sowie die Schaffung eines bayrischen Staates verlangen, während die Engländer und Amerikaner den Russen noch immer jene Länder, die sie im Zeichen der Freundschaft mit Hitler vereinnahmt hatten, streitig machen wollen. Die Deutschen werden dazu lachen, weil sie zum Jahresultimo alle genannten Diskussionsobjekte fest in der Hand haben und auf den moskowitzischen Zusammenbruch bzw. auf das «Hissen der weissen Fahne am Capitol zu Washington» (nach Dr. Goebbels) warten.

Damit wären wir allerdings schon im Winter 1941/42, also bei der Schlacht um Moskau und der Katastrophe von Pearl Harbour. Bevor wir jedoch zum vorangehenden Jahresablauf 1941 zurückkehren, sei noch ein Blick auf die Aussichten im Westen gestattet, wobei diesmal weder Frankreich noch England, sondern die weltpolitische Position der USA unser Interesse in Anspruch nimmt. Gegner und Anhänger des braunen Regimes in Wien schätzten Amerika Ende 1941, also knapp nach Beginn der offiziellen Feindseligkeiten, falsch ein: Die einen freuten sich darüber, dass die isolationistische Haltung sowie das Neutralitätsdenken der USA durch die Ereignisse im Pazifik ad absurdum geführt wurden, und übersahen bewusst die schwierige militärische Lage, in die Amerika durch eben diese Ereignisse geraten war. Die anderen, darunter etliche Professoren an Wiener Mittelschulen, erklärten ihren Zuhörern schlankweg, Amerika würde jetzt ebenso wie England den Krieg verlieren, weil hier wie dort der jüdische Spaltpilz und das materialistische Gedankengut die Verhältnisse beherrschten und die Wehrkraft zersetzten.

In der Tat gestaltete sich die Entwicklung der USA äusserst kompliziert; ein japanischer Angriff auf das amerikanische Festland, etwa in der Zone des Panamakanals oder weiter im Süden, hätte wahrscheinlich einen neuen Schauplatz für Triumphe der Achsenmächte schaffen können. Deutsche U-Boot-Besatzungen filmten nachts die Lichter von New York und versenkten im Golf von Mexiko und im Südatlantik enorme Mengen an Handelstonnage. Die Haltung Argentiniens und Chiles war einige Monate schwankend, das Stehvermögen der Briten in Hinterindien ebenso ungewiss wie die Möglichkeit, den Russen über Persien und das Eismeer genügend Durchhaltmaterial zukommen zu lassen.

Die amerikanische Diplomatie fürchtete sich 1941/42 sehr vor einem Separatfrieden zwischen Moskau und Berlin. Sie schwächte deshalb ihren Druck auf Russland in der Frage der europäischen Nachkriegsgrenzen ab, gab die baltischen Staaten gänzlich verloren und klam-

merte sich an Stalins Zustimmung für ein geeintes nationalistisches China. Aus ähnlichen Motiven wird Amerika mitten im Krieg den Aufbau einer kräftigen Weltorganisation betreiben, welche die Fehler des Völkerbundes vermeiden soll. Bei der Ausschaltung der japanischen und der deutschen Machtposition zeigte sich Washington stets entschlossener als andere Alliierte. Wenn in Wien 1941/42 grossdeutsche Elemente verkündeten, man werde nach dem Osten mit Strenge regieren und dem Westen gegenüber freundlicher sein, so erwies sich solche «Milde» zumindest den Amerikanern gegenüber als völlig unangebracht. Da hatten wieder jene Gegner des braunen Regimes recht, die das Feuer einer protestantisch-religiösen Welterneuerungssucht jenseits des Ozeans mitsamt ihrer ungeheuren wirtschaftlichen Basis erkannten und schadenfroh feststellten, dass F. D. Roosevelt anscheinend über ebenso starke Führerqualitäten verfüge wie der Mann aus Braunau. Die Grundsätze der im Sommer 1941 verkündeten Atlantik-Charta hingegen wurden weniger ernst genommen, jedoch das Faktum registriert, dass britische und amerikanische Kriegsschiffe mitten im Kampfgebiet des Weltmeeres den Staatsmännern beider Länder sicheren Unterschlupf gewähren konnten.

Die Italiener, für die sich Erwin Rommel mit dem britischen Pechvogel Auchinleck im libysch-ägyptischen Grenzgebiet herumschlug, waren davon nicht so überrascht. Die Verluste ihrer eigenen Handels- und Kriegsmarine erreichten bereits beachtliche Höhen, die Erfolge italienischer U-Boote sowie der an die Kanalküste entsandten Bomber hielten sich in mässigen Grenzen. Die neuen kroatischen Machthaber suchten von römischen Ratschlägen möglichst freizukommen, die Deutschen übten im adriatischen Raum und in der Ägäis sehr bald nachhaltigen Einfluss aus. In Nordafrika wurden nur ein paar italienische Eliteverbände den Anforderungen des Krieges gerecht, sonst wusste südlich der Alpen niemand genau, wofür eigentlich gestorben werden sollte. Dessenungeachtet wollte der Duce sogar Truppen nach Russland senden. Die ersten kleinen Kontingente kamen jedenfalls schon am 11. Juli 1941 in Wien durch. Einige Wochen vorher war Hitlers Stellvertreter Hess in einer Jagdmaschine bis Schottland geflogen, um den Briten ins Gewissen zu reden. Doch die hörten bloss zu, wenn er den Angriff auf die UdSSR erwähnte, und schienen sonst verstockt zu sein. Sie ereiferten sich lieber darüber, wie ihre Leute auf der «Hood» von der «Bismarck» ins Nordmeer versenkt wurden und wie dann die «Bismarck» Stunde um Stunde von der englischen Heimatflotte gejagt wurde. Der buchstäblich aus allen Wolken gefallene Hess wurde eingesperrt, das britische Kriegskabinett aber wartete gespannt auf den erlösenden Angriff der Deutschen im Osten. Der spätere Sowjetmarschall Schukow beschreibt in seinem Erinnerungsbuch, wie zögernd Stalin damals allen Berichten von Überläufern und Agenten hinsichtlich der deutschen Vorbereitungen gegenüberstand; auch Churchill spart in seinen Memoiren nicht mit diesbezüglichen Vorwürfen an die Adresse Moskaus. Allerdings, ob er den Russen damals tatsächlich überzeugende Details über die bevorstehende Aktion zukommen liess, blieb bis heute ungeklärt.

In der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1941 wurde ein Wiener Emigrantenehepaar in einem Erholungsheim an der Krimküste durch dumpfes Dröhnen geweckt. Zunächst glaubten die beiden, die erst tags zuvor aus Moskau in die Ferien reisen durften, an ein Gewitter. Aber es war die deutsche Luftwaffe, die Siferopol bombardierte.

Am wolkenlosen Morgen des 22. Juni 1941 verkündete Dr. Goebbels durch die grossdeutschen Lautsprecher, dass der Führer das Schicksal und die Zukunft des Deutschen Reiches und Volkes wieder in die Hand seiner Soldaten gelegt hätte. Hitler selbst war bei der Überwindung eines Grenzflusses anwesend und liess sich dabei aus umliegenden Hütten von angstvollen Juden zusehen. Leicht hätte damals ein Schuss die Welt geändert, doch niemand gab ihn ab.

Im hohen Gras an der deutsch-russischen Grenze standen die Unteroffiziere und zeigten

jungen Wienern, die gerade ihre Ausbildungszeit in Enns oder Brunn hinter sich gebracht hatten, wie man auf die Besetzung der hölzernen Wachtürme zielte und wie diese Menschen dann, reifen Marillen ähnlich, zur Erde sausten.

Tatsächlich brauchten die Russen etwa zehn weitere Monate zur Erholung, doch bereits gegen Jahresende 1941 vermochte die Rote Armee 300 neue Divisionen aufzustellen. Schlimmer als die kolossalen Verluste an Menschen und Material wog die Schwerfälligkeit der russischen Strategen. Die «schöpferische Phantasie» Budjennis und anderer alt gewordener Revolutionsgeneräle, das sture Festhalten an eingebleuten Lehrsätzen bei Kriessakademikern jüngeren Datums und die Selbsttäuschung aus dem finnischen Winterkrieg führten bald zu chaotischen Zuständen unter den Landesverteidigern. Man schlug sich, so gut es eben ging, und hatte kaum Zeit, den einfachen Genossen zu erklären, wieso die deutschen und österreichischen Proletarier anscheinend auf die berühmte internationale Arbeitersolidarität vergessen hatten. Die blutige Säuberung der Jahre 1937 und 1938, der auch mehrere österreichische Flüchtlinge in Moskau zum Opfer gefallen waren, tat ein übriges. Viele fähige Offiziere, die man erschossen oder verschickt hatte, fehlten jetzt an den Fronten.

Die vielbesungenen Fähnlein auf den Lanzen der deutschen Dragoner flatterten überall siegreich im Morgenwind, wengleich dies natürlich nur symbolisch gemeint war. Im sogenannten Russlandlied, also der melodischen Propagandahauptwaffe, war auch nur ganz allgemein von vorwärtsstürmenden Heeren die Rede, die von Finnland bis zum Schwarzen Meer gegen Osten brausten und die Freiheit als Ziel mittels eines Sieg verheissenden Paniers anstrebten. Tatsächlich offenbarten bestimmte Vorausabteilungen, die eine merkwürdige Zusammensetzung an Panzern, motorisierter Artillerie und Infanterie in geeigneten Transportfahrzeugen aufwiesen, wahre Wunder an Schnelligkeit und Überholvermögen. Einige deutsche Offiziere, die 1944 von den Verfolgern des Attentats auf Hitler grausam erdrosselt wurden, erwarben sich jetzt als Führer solcher Detachements legendären Ruhm. Auch die aufschliessenden Verbände wurden vom «Grossen Rausch», wie ein hoher SS-Funktionär den Russlandfeldzug nach Kriegsende bezeichnen sollte, erfasst.

Dieser Zustand kann als deutsche Version jener etwas stilleren österreichischen Sehnsucht gewertet werden, die Bruno Brehm und seine Gesinnungsfreunde in Wien dem Südosten gegenüber immer wieder bekundeten. Brehm hatte den Westen Europas als schön, den Osten aber als faszinierend bezeichnet, wobei er in der Differenziertheit seiner Gefühle offensichtlich mehr auf die Erinnerung an vergangene Situationen als auf die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus Bezug nahm. Daher zog es den dichtenden Offizier der Grossdeutschen Wehrmacht mehr nach Italien und zum Afrikakorps, während er den Massnahmen im Osten lieber aus der Ferne zusah bzw. die Szenerie nur in Exkursionen kennenlernen wollte.

Erwin Rommel bevorzugte, ebenso wie sein Kollege Generaloberst Dietl, das steirische Land und die Hügel Niederdonaus. Nach einer Operation kurierte er sich auf dem Semmering aus. Dietl, der 1941 noch an der Lapplandfront befehligte, sollte etwas später in dieser Gegend sterben, während der Wüstenfuchs 1944 in seiner engeren, schwäbischen Heimat zugrunde ging.

Ab Juni 1941 war das Dritte Reich vom Feldzug um die östlichen Bodenschätze und Arbeitsreserven ebenso in Anspruch genommen wie Japan beim Vordringen zum süd pazifischen Gummi und Erdöl einige Monate später. Wie Eisenhower in seinem «Kreuzzug in Europa» berichtet, hätten die Amerikaner 1941 gerne gewusst, ob die deutsche Kraft durch Russland ungeteilt in Anspruch genommen sei. Nach ihren zunächst sehr mangelhaften Informationen schien das nicht der Fall zu sein. Wahrscheinlich also rechnete Hitler mit dem baldigen Nachlassen der Grosskämpfe im Osten, wollte dann nur etwa 60 Divisionen dort

belassen und sich auf den Nahen Osten werfen oder wieder gegen England wenden. Inzwischen musste es seinen Leuten gelingen, Europa in eine ähnliche Rüstungsfabrik zu verwandeln, wie die USA eine war. Die Deutschen arbeiteten daher 1941 nicht bloss zugunsten des russischen Kriegsschauplatzes, sondern bereiteten ihre Luftwaffe, das Heer und die U-Boot-Flotte auch für andere Unternehmungen vor. Dies allerdings unter der Voraussetzung, dass der Feldzug gegen die Bolschewisten in absehbarer Zeit beendet wäre und die Hilfsquellen der eroberten Gebiete in vollem Umfang ausgenützt werden könnten. Freilich, in einer solchen im Vergleich zur Lage bei Kriegsausbruch völlig veränderten Position war man schon gegen kleinste Rückschläge am Produktionssektor empfindlich und dementsprechend auf jeden Saboteur scharf, ob er sich nun in der Ostmark oder sonstwo bemerkbar machte. Die Justiz begann daher mit einem Ausrottungsfeldzug gegen mutmassliche oder tatsächliche Kommunisten in allen Wirtschaftsbetrieben. Während in Wien bereits relativ harmlose Verabredungen mit der Todesstrafe geahndet wurden, berichteten deutsche Zeitungen im Herbst 1941 offiziell von Geiselerchiessungen unter französischen Kommunisten im Verhältnis 50:1. Diese Massnahme wurde nach Anschlägen auf deutsche Offiziere angewandt. Später hörte man aus dem Munde des Braunauers über den Reichsrundfunk, dass es ihm immer wieder schwerfalle, ein deutsches Angriffsunternehmen mit entsprechenden Verklüsterwartungen zu befehlen, während es ihm demgegenüber nichts bedeute, «ein paar hundert Spitzbuben über die Klinge springen zu lassen».

Vom Balkan, wo das Morden nach Attentaten oder im Zuge der Judenverfolgung bald vier- und fünfstellige Zahlen erreichte, aus der Ukraine oder aus Weissrussland, erfuhr Wien nur durch zufällige, zusammenhanglose Erzählungen von Fronturlaubern. Die Nachrichten aus dem Protektorat waren dichter, weil man irgendwo in der Stadt deutsche Zeitungen aus Brünn erhielt, die nach der Beseitigung des Reichsprotektors Heydrich tagelang die Listen Justifizierter veröffentlichten. Die Aufstandsversuche im Warschauer Getto, die Partisanentätigkeit, die Überfälle und die Sabotageakte wurden offiziell mit zwei, drei Worten, wie «Bestien, Untermenschen, Bereinigung, Liquidation», abgetan. Von der Umwandlung der KZ in riesige Wirtschafts- und Vernichtungsunternehmen, von den Häftlingsversuchen und Krematorien, von den Einsatzkommandos und den osteuropäischen Pogromen ist in Wien kein Sterbenswörtchen veröffentlicht worden. Freilich wurde der Kreis der daran Beteiligten, der Wirtschaftsführer oder der zufälligen Augenzeugen und Nachbarn grösser; aber was machte das schon bei einer Millionenstadt, die ihre Informationen zumeist nur aus der gleichgeschalteten Presse und den neuen Volksempfängerapparaten beziehen konnte, aus!

Erst nach und nach kam die amtliche Schrecktherapie mit Plakaten besonders ausgewählter Hinrichtungen in Wien zur Anwendung und durchlöcherte damit die Mauer des Schweigens und die Illusion der braunen Kulturarbeit. Selbstverständlich handelte es sich dabei um Urteile und Vollstreckungen im Gerichtsbereich der Gaustadt, wobei nur der zivile Sektor Berücksichtigung fand, Nachrichten über Erschiessungen und Erhängungen bei der Wehrmacht also unberücksichtigt blieben. Aus Mauthausen und anderen Orten, wo Österreicher gefangengehalten wurden, drangen ebenfalls keine Informationen an die Öffentlichkeit.

Im Frühjahr 1941 standen die Drahtzieher dieser Massenverfolgung erst am Anfang ihrer Untaten, die Wiener wussten bloss vom Hörensagen, dass man sich sehr in acht nehmen müsse und dieser oder jener auf geheimnisvolle Art verschwunden sei. In den Morgenstunden bildete sich vor Gefängnissen eine Menschenschlange aus Angehörigen, die Lebensmittel oder warme Sachen für die Eingesperrten abgeben wollten. Aber solche Leute verhielten sich ausserordentlich ruhig und fielen nicht weiter auf. Sie schienen so grau zu sein wie die bröckeligen Häuserfronten, die immer schäbiger wurden, obwohl der Reichsstatthalter die

allgemeine Erneuerung des Stadtbildes weiterhin betrieb. Deshalb glaubte er, im April 1941 bereits eine flüchtige Rückschau andeuten zu dürfen. Er sagte nämlich damals auf einer Kundgebung: «Auf dem Gebiet der Baukunst sind in den vergangenen Monaten unter der Initiative und Leitung meines Mitarbeiters Dustmann eine Reihe von Plänen entwickelt worden. Wesentlich ist die Feststellung, dass eine einheitliche Gesamtplanung mit der Tätigkeit Dustmanns erstmalig begonnen hat. Das baukünstlerische Erbe Wiens soll nicht der Willkür und dem Zufall überlassen bleiben. Der Gesamtplan für die zukünftige Entwicklung Wiens ist dem Führer ausführlich vorgetragen worden und wird bis in alle Einzelheiten hinein durch den Führer bestimmt. Es ist selbstverständlich, dass nach Beendigung des Krieges die Lösung des Wohnungsbauproblems wichtiger ist als alle anderen Bausorgen.»

Aus solchen Schirach-Reden wird deutlich, wie sich der Reichsstatthalter zur Kulturpflege hingezogen fühlte und wie fern ihm im Grunde doch die anderen Probleme der von ihm beherrschten Stadt bleiben sollten. Wenn wir seinen Weg bis gegen das Ende im Jahre 1945 kurz ausleuchten, so stossen wir immer wieder auf Schwierigkeiten, in die Schirach durch diese kulturelle Beflissenheit, die öfter in Spielerei und blosser Beweihräucherung der eigenen Person ausartete, geriet. Thomas, der sich von Schirach in solche kulturelle Wagnisse hineinlaviert und dann als Sündenbock geopfert fühlte, schreibt seinem Meister dabei viele unschöne Eigenschaften, wie Prunksucht, Weichlichkeit, Vertrauensbruch und mangelnde Entschlussfähigkeit, zu. Freilich hat das auch zu einem dauernden Missverhältnis Schirachs mit seinen Parteifreunden geführt, das der Reichsstatthalter trotz emsiger Bemühung nie ganz überbrücken konnte. Aus der zweiten Hälfte des Jahres 1943 und später sind Korrespondenzen zwischen höchsten Reichsstellen erhalten, in denen die Abberufung Schirachs zur Debatte steht. So berichtete der niederösterreichische Gauleiter, Dr. Jury, an Bormann mit Datum vom 6. Dezember 1943, man solle Schirach doch auf seinem Posten belassen, weil man sonst einen geborenen Wiener als Nachfolger nehmen müsste. Er, Dr. Jury, sei kaum in der Lage, Niederdonau mit Wien zu vertauschen, und könne sich höchstens mit einer provisorischen Personalunion befreunden.

Wie aus der damaligen Korrespondenz weiter hervorgeht, wünschte Hitler mindestens zeitweilig die Absetzung Schirachs, sprach sich aber gegen jede Verbindung zwischen Wien und Niederdonau aus. Sehr interessant ist ein Bericht Kaltenbrunnens an Bormann. Kaltenbrunner hatte die Situation in der Gaustadt persönlich untersucht, scheinbar unerkant oder nur inoffiziell Fabriken, Rettungsstationen, Verkehrsknotenpunkte und so weiter visitiert und herausgefunden, dass die Stimmung der Bürgerschaft ganz besonders schlecht sei.

An prominenter Stelle ist eine spätere «Vorlage an den Reichsleiter...» (also an Bormann!) aufbewahrt. Darin wird Schirach als ungeeigneter Phantast hingestellt, der Südsträume hege und Aussenminister spielen wolle bzw. seinen Spitznamen «Baron» völlig verdiene. Schirach masse sich ausserdem eine erhöhte Stellung unter den Ostmarkgauleitern an und lasse zu, dass sich Leute aus den anderen Donau- und Alpengauen an ihn mit Bittschriften wenden. Schirach kümmere sich nicht um die Verwaltung bzw. um den «Oberbürgermeister» Blaschke, der ein völliger «Kulturmensch» und eine «Niete» sei. Wien scheine viele «reaktionäre Kreise» zu haben und liege zum Glück nicht an der Westfront. Ein «Brand in der Tschechoslowakei» könne im fremdblutig durchsetzten Wien schwere Rückwirkungen zeitigen. Scharitzer und einige wenige hielten hier die Parteiarbeit in Schwung, während in den Wiener Gliederungen der NSDAP nur «der Kalk riesele». Frauenfeld käme als Schirach-Ersatz in Frage, sei aber ein «Bluffer» mit Allüren, wie sein Leben in einer «Görring-Villa in Hietzing» (Weidlichgasse) zeige.

1941 war man allerdings weit davon entfernt, in Schirach eine Verlegenheitslösung zu sehen. Insbesondere Blaschke bemühte sich noch als lustloser Vollstrecker der Intentionen

seines Gauleiters und Reichsstatthalters, obwohl ihm dies manchmal schwer genug wurde. In Vertretung Schirachs empfängt er deshalb im kleinen Festsaal des Rathauses die rumänischen Philharmoniker, die unter Leitung von George Enescu in Wien spielen und an den Gräbern von Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert und Brahms Kränze niederlegen. Er kondoliert der Witwe des soeben verbliebenen Kunsthistorikers Hofrat Prof. Dr. Strykowski, während über Auftrag des Kulturamtes an mehreren Stellen der Reichs- und Gaustadt mit musikgeschichtlichen Vortragsreihen begonnen wird. Die neuernannten Stützpunktleiter des Wiener Verkehrsvereines aus den eingemeindeten Randgebieten kommen ins Rathaus, wo Hanns Blaschke die Angelobungsformel abhört. Wenige Tage darauf macht ihn Schirach zum Kontorinhaber des Wien-Kontors der Nordischen Gesellschaft. Blaschke hält vor den Mitgliedern dieser Vereinigung eine programmatische Rede, die vom Siegeswillen aller nordisch beeinflussten Lebewesen trieft.

Dessen ungeachtet marschierte Bürgermeister Jung mit Gefolge hinters Rathaus, um dort beim Denkmal des vor fünfzig Jahren verbliebenen Baumeisters Friedrich Schmidt einen Kranz zu deponieren. Dies war ein schwacher Trost für den also Geehrten, denn Schmidt hatte aus der architektonischen Mitte des Platzes in die nördliche Ecke flüchten müssen, um einem im Bau befindlichen Riesenbunker nicht weiter im Wege zu sein. Ungefähr gleichzeitig wird Kurt Hanke zum Stadtkämmerer ernannt, und die Wiener NS-Frauenschaft richtet Turnabende für Hausfrauen und Berufstätige ein. Blaschke interessiert sich dafür weniger, er schaut lieber darauf, dass Professor Heinrich Krause für sein Bild «Reichsautobahn bei Giesshübl» den Preis der Stadt Wien erhält.

Bald nach diesen Ereignissen hatte man etliche Gross- bzw. Jubiläumskonzerte für die Wehrmacht, das Rote Kreuz, das KWHW hinter sich gebracht und soziale Freivorstellungen in den Staatstheatern genossen, wobei sich Goebbels in der Oper besonders an «La Traviata» entzückte. Schirach benagelte zugunsten einer gaeigenen Strassensammlung als erster ein Rathausmannrelief und konnte bei der nämlichen Kollekte dann unter allen deutschen Gauen den höchsten Ertrag buchen. Kurz darauf eröffnete Blaschke im Hernalser Heimatmuseum höchst feierlich die Ausstellung «Hernals in schwerer Zeit» und bemühte sich einige Tage später um die Eröffnung einer Schau, die von den bildenden Künstlerinnen der Ostmark in der Halle Zedlitzgasse eingerichtet worden war. Die Damen, die bisher in getrennten Gruppen gearbeitet und sich beföhdet hatten, vereinigten sich nun schwesterlich zu gemeinsamer Darbietung ihres Schaffens.

Die Wiener Hofburg schloss damals eine etwas lächerliche Briefmarkenausstellung ab und öffnete sich den Besuchern für eine neue Exposition, die bereits wesentlich näher an die Szenen auf höherer Ebene heranrückte, handelte es sich doch um die Präsentation jener Waffen und Rüstungen, die nach dem Sieg in Frankreich aus dem Pariser Musee de l'armee zurückgebracht wurden. Darunter befanden sich Exponate, die einst von Napoleon I. beschlagnahmt und nach Frankreich transportiert worden waren, und zwar sowohl aus habsburgischem Besitz wie auch aus dem Wiener Zeughaus.

1941 kümmerte man sich in Wien um kulturelle und soziale Belange besonders lautstark, während England die Kluft zwischen hoch und niedrig in solchen Angelegenheiten noch als gottgegeben empfand, so sehr auch die radikalen Anhänger der linken Seite des Kriegskabinetts dagegen wetterten. Die Wiener «Pause» erwärmte sich damals sehr für die mit Kunst zu beglückenden breiten Massen der Stadt und gab ihrer Abscheu gegen Bildungs- und Vermögensprivilegien Ausdruck: «Eines jedenfalls ist sicher, dass die Einstellung des nationalsozialistischen Volksstaates zur Kunst eine Hebung des geistigen Niveaus des Gesamtvolkes voraussetzt und mit sich bringt.» Unerwähnt bleibt in diesem längeren Aufsatz jene Propagandaufgabe, die der Kunstpflege zweifellos als vornehmstes Ziel zugunsten des politischen Zeitgeistes zugewiesen war.

In einem späteren Heft des Jahres 1941 wird die Burgtheaterrede Schirachs als «Anruf zur Selbsterfüllung» gewertet. Demnach bedeutet diese Ansprache «den Beginn eines neuen Zeitabschnittes in der kulturellen Geschichte unserer Stadt. Vor allem bezeugt sie (die Rede des Reichsleiters! Anm. d. Verf.) uns die für unser nationales Denken schlechthin entscheidende Tatsache unserer im kurzen Zeitraum dreier Jahre vollendeten Verflechtung mit Volk und Reich». Der nur mit den Buchstaben R. K. unterzeichnende Einpeitscher glaubt weiter, «dass von allen politischen Problemen Wiens nur noch eines übriggeblieben ist: Die Entscheidung über die Art, in der diese Stadt Deutschland am besten zu dienen vermag». Trotzdem muss er etwas später «noch heute unverheilte Wunden an den edelsten Organen Wiens» feststellen. Aber natürlich, «wenn das nationalsozialistische Wien einen gewichtigen moralischen Anspruch auf die Mithilfe des ganzen deutschen Volkes hat, so liegt dieser Anspruch in dem tragischen Umstand begründet, dass Wiens deutsche Menschen um höchster nationaler Zwecke willen einen unerbittlichen Kampf gegen einen skrupellosen Feind führen mussten, der seiner Selbstbehauptung alle zu opfern entschlossen war». R. K. weiss, dass der Reichsleiter bei seinem grosszügigen Kulturprogramm auch an diese Tatsache gedacht hat, befasst sich jedoch lieber mit der künftigen Reichstheaterwoche, der Theaterwoche der HJ, der Mozart-Woche und dem in Aussicht genommenen Europäischen Musikfest.

Ein «Europäisches Musikfest» hätte freilich friedlichere Zustände gebraucht. Zwischen der letzten grossen Aktion des Reiches auf dem Balkan und dem Beginn der Feindseligkeiten im Osten lagen nicht mehr als drei Wochen. Am 30. Mai 1941 beendeten die Deutschen ihren zehntägigen Feldzug zur Eroberung Kretas und schlossen damit den Balkankrieg ab. Die britische Mittelmeerflotte erlitt durch deutsche Luftangriffe so schwere Schäden, dass sie aus den Gewässern um Kreta abgezogen werden musste.

Drei Wochen später begann der Kampf gegen den Bolschewismus, mit dem Adolf Hitler einerseits fertig zu sein hoffte, bevor Amerika ein Maximum an Stärke erreicht hätte und von dem er andererseits erwartete, dass der Westen diesen Kreuzzug gegen die Kommunisten mit gewisser Kompromissbereitschaft lohnen würden. Die Kämpfe in Nordafrika, im Atlantik und im deutschen Luftraum sollten ihn hinsichtlich der Einstellung im Westen bald enttäuschen.

Die Russen wichen zunächst unter beträchtlichen Verlusten auf die Stalin-Linie zurück, mussten diese nach dem 11. Juli 1941 ebenfalls aufgeben und den grossen deutschen Umfassungsoptionen im ukrainischen Raum zusehen. Nachher kamen die russischen Armeen im Mittelabschnitt an die Reihe; die Umsicht und Kaltblütigkeit der deutschen Offiziere und Mannschaften wurde dabei oftmals unter Beweis gestellt.

Vor Leningrad bleiben die Divisionen des Feldmarschalls Leeb, den der Braunauer im Februar 1942 abberuft, stehen. Immerhin müssen die Russen sogar am alten Panzerkreuzer «Aurora» die Geschütze abmontieren und an die nahe Verteidigungslinie schicken. Zwei Jahre lang lässt Hitler die Stadt an der Ostsee berennen, die Widerstand leistet, wie wenn sie mit Ketten am Himmel hinge. Als die Deutschen langsam zum Rückzug blasen, wird ein junger preussischer Leutnant den Wienern in seiner Batterie befehlen, das Haus, in dem er die letzten Monate gewohnt hatte, auf Glanz zu putzen. Die nachstossenden Russen sollten sehen, wie turmhoch überlegen ihr Gegner an Sauberkeit und Ordnungsliebe sei. Vielleicht hat er aber die Wiener mit diesem Auftrag nur ärgern wollen ...

Das Stehenbleiben vor Leningrad fiel in der Gaustadt an der Donau zunächst nicht sonderlich auf. Lediglich die geschworenen Feinde des Regimes sahen darin ein Hoffnungslicht, besonders Kundige erinnerten sich an den Vormarsch einer napoleonischen Armee durchs Baltikum, die St. Petersburg ebenfalls nie erreichte. Doch am 3. Oktober 1941 teilte der Führer anlässlich der Eröffnung des Kriegswinterhilfswerkes über den Rundfunk mit, «dass sich

in diesen Stunden an unserer Ostfront eine neueingeleitete Operation als gewaltiges Ereignis in gigantischem Ausmass vollziehe». Tags zuvor hatte er bereits in einem Tagesbefehl an die Soldaten der Ostfront erklärt, dass nun der Beginn der letzten grossen Entscheidungsschlacht gekommen sei. Am 9. Oktober, also fünf Tage später, versicherte der Reichspressechef den Journalisten, dass «der Feldzug im Osten entschieden ist. Damit ist sehr klar gesagt, dass weder der Krieg beendet noch der Ostfeldzug zu Ende ist, wohl aber, dass dem Feind das Rückgrat gebrochen ist». In Wien hörte man gerüchteweise von entsetzlichen Greueln der fliehenden Russen, von elenden Verhältnissen in eroberten «Paradies der Arbeiter und Bauern» und von nie dagewesenen Strapazen der Soldaten im herbstlichen Schlamm. Allgemein wurde eine politische Umwälzung im Sowjetbereich erwartet, wobei sogar manche Gegner Hitlers in Wien flüsternd darauf hinwiesen, dass diktatorisch regierte Staaten, also Russland oder Deutschland, grosse militärische Niederlagen nicht ohne inneren Zerfall hinnehmen könnten. Dieser müsse daher im Osten bei Stalin eintreten und werde hoffentlich zum Ende des beiderseitigen Blutvergiessens führen.

Die Führung des Reiches aber liess sich nicht in die Karten schauen. So erfuhr niemand genaue Verlustzahlen oder das magere Resultat der Vorbereitungen zugunsten eines faschistisch-ukrainischen Staates. Die Einführung der Galgenjustiz in den eroberten Dörfern blieb ebenso unbekannt wie das Entfachen der Riesenpogrome in den jüdischen Siedlungen in Russland. Hinter den enorm hohen Gefangenzahlen vermuteten die wenigsten, dass sich ein Gutteil dieser Menschenmassen wenig später in der Weite des Landes verlor und von den Organisatoren des sowjetischen Partisanenkrieges erfasst werden konnte.

In Wien blieb die genauere Kenntnis der einzelnen Vorgänge ausschliesslich der mit Sonderinformationen versorgten politischen Führungsschicht vorbehalten. Selbst Nachrichten aus der näheren Umgebung der Stadt wurden möglichst verdünnt oder bagatellisiert angeboten. In Prag übergab damals der SS-Obergruppenführer Heydrich den Deutschen das seinerzeit von den Tschechen als Parlamentsgebäude benützte Rudolphinum, und in Krakau wurde der Anschluss des neuerworbenen galizischen Raumes an das Generalgouvernement festlich begangen. Reichsminister Dr. Seyss-Inquart kam am 26. Oktober wegen dieser Feierlichkeiten aus den Niederlanden in seinen alten Wirkungskreis auf Besuch. Die Rumänen gliederten sich Odessa an, die Türken schlossen einen vom Reich seit längerer Zeit gewünschten Handelsvertrag mit Berlin. Gegen Monatsende gab der Wehrmachtsbericht bekannt, dass einzelne Vorausabteilungen bereits bis auf 60 Kilometer an Moskau herangekommen seien. Nachher schien die sowjetische Hauptstadt in den Berichten nicht mehr auf.

Als Treffpunkt von europäischen Staatsmännern trat Wien merklich in den Hintergrund, und Schirach konnte sich daher wieder ungestört der eigenen Hofhaltung auf der Hohen Warte widmen. Die grossen Begegnungen fanden jetzt im Führerhauptquartier irgendwo im Osten statt. Die Bevölkerung der sogenannten «Befreiten Gebiete» der Untersteiermark, Kärntens und Krains wurde in deutsche Staatsangehörige und in Schutzangehörige des Deutschen Reiches geteilt, die Heil- und Pflegeanstalten erhielten einen Reichsbevollmächtigten, der die rapide geleerten Häuser in Lazarette oder in zivile Spitäler verwandeln sollte. Standesamtliche Trauungen durften ab sofort nur noch unter nachweislich Erbgesunden vollzogen werden, die Zahl der kirchlichen Feiertage wurde drastisch reduziert, das Beamtengesetz und die Gewerbeordnung auf modernen Stand gebracht. Auch die Anfahrten oder die Urlaubsreisen der vielen Fremdarbeiter bedurften neuer Vorschriften, die französischen Hilfskräfte bekamen ihre eigene Krankenkasse, die Tschechen erhielten höheres Krankengeld. Die Politik der Regierung in Vichy gab übrigens wieder einmal Anlass zu öffentlicher Klage. Wohl bekämpfte man dort die heimischen Kommunisten, verfolgte die Freimaurer und lie-

ferte gewisse Judenkategorien an die Deutschen aus. Aber die Männer um Petain verbohrten sich immer mehr in berufsständische Ordnungsideale, begünstigten die katholische Kirche und benahmen sich den früheren, zum Grossteil inhaftierten Machthabern Frankreichs gegenüber auffallend lau.

Die Wirtschaftsführung des Reiches nahm ihrerseits zu einschneidenden Lenkungsmaßnahmen Zuflucht, um den gefährlich anwachsenden Kaufkraftüberschuss angesichts der Warenverknappung abzuschöpfen. Viele Wiener, die nun das «eiserne Sparen» mit seinen diversen Sperrkonten kennenlernten, schenkten der offiziellen Propaganda Gehör, die ihnen sagte, dass äusserste Disziplin den deutschen Endsieg garantiere, während jenseits der Front im Osten bereits chaotische Zustände herrschten. Niemand konnte sich vorstellen, wie streng gerade jetzt in Moskau alle Dinge des täglichen Lebens geregelt wurden. Die Wiener Emigrantenfamilien mussten dort plötzlich in wackelige Autobusse einsteigen, die sie zu den Bahnhöfen brachten. Ein Flüchtlingstransport nach dem anderen verliess die Stadt zu wochenlangen Irrfahrten in eisiger Kälte, der nicht wenige Passagiere zum Opfer fielen. Vor Jahresende kamen die deutschen Panzerrudel zweimal ganz nahe an Moskau heran, wo Stalin in einer Untergrundbahnstation zum allgemeinen Widerstand aufrief.

Im Reichssicherheitshauptamt in Berlin amtierte währenddessen der 35-jährige SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann als Chef der Stelle NB 4, das heisst, er hielt sich dort auf, wenn dies seine ausgedehnten Reisen quer durch Europa gestatteten. Sein Aufgabenbereich war im Frühling 1941 mit Judenangelegenheiten und Räumungsangelegenheiten umschrieben worden, bis Oktober 1943 sollten noch die Agenden «Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens, Aberkennung der deutschen Reichsangehörigkeit» hinzukommen. In dieser Zeit wurden in Wien und anderen deutschen Städten überall querflächige Plakate angebracht, auf denen eine grosse Zahl der aus den östlichen Kesselschlachten in die Gefangenschaft strömenden Rotarmisten hineinkopiert war. Die Männer sahen, was ihren Gesichtsausdruck, ihre Gestalt als Ganzes und ihre zerlumpte Kleidung anbelangte, schreckenerregend aus. Den Propagandisten schienen diese Figuren jedoch nur Mittel zum Zweck zu sein, der eigentlich auf Roosevelt und Churchill abzielte. Beide hatten sich bekanntlich mit ihren Beratern Anfang August auf dem amerikanischen Flaggschiff vor Neufundland getroffen und dort nebst der Formulierung der Atlantik-Charta sowie militärischer Absprachen demonstrativ an einem Gottesdienst auf hoher See teilgenommen. Auch nachher war von ihnen wiederholt christliches Vokabular zur Anfeuerung der Kämpfer gegen Deutschland verwendet worden. Nunmehr stellten die Propagandisten diese Phrasen den offensichtlichen «Untermenschen» auf den Werbeflächen kritisch gegenüber.

Ende 1941 arbeiteten mit Eichmann mehrere hohe SS-Funktionäre zusammen, die der unter «ostmärkischen Umständen» ausgebrüteten Ideenwelt Hitlers ebenso verbunden waren wie er selbst. Sie fühlten sich beileibe nicht als Österreicher, aber sie hatten von Schönerer mehr als andere gehört und waren dem Braunauer besonders zugetan, obwohl sich dieser vor einer wirklichen Bevorzugung solcher Männer hütete.

Im zweiten Halbjahr 1941 unternahm Eichmann Dienstfahrten nach Majdanek, Minsk und Litzmannstadt, wo er sich mit Globocnik über das Ausrottungssystem für Juden beriet. Im Februar 1942 begannen neue Aktionen, nachdem Globocnik Vergasungssachverständige zugeteilt erhalten hatte. Ebenfalls im Herbst 1941 gaben mysteriöse Bombenanschläge auf mehrere Pariser Synagogen das Signal zum Beginn neuer Judentransporte aus Frankreich nach Polen. Auch in Wien war die Stunde der Endlösung nähergerückt. Die hiesige Zentralstelle für jüdische Auswanderung erhielt im September den Runderlass zur Durchführung der Polizeiverordnung zwecks Tragen des Judensterns sowie das Verbot für die Benützung

bestimmter Verkehrsmittel durch Juden. Am 25. November 1941 wird den emigrierten Juden die deutsche Staatsangehörigkeit entzogen und dieser Entzug, was weitaus schlimmer war, auf alle Deportierte ausgedehnt.

Für den 9. Dezember 1941 berief der Chef der Sicherheitspolizei und des SD eine Konferenz aller an der Judenfrage Beteiligten in der Dienststelle der Internationalen Kriminalpolizeilichen Kommission am grossen Wannsee ein. Der Angriff auf Pearl Harbour und die Vorbereitung der deutschen Kriegserklärung an Amerika machten die Verschiebung dieser Wannseekonferenz auf 20. Jänner 1942 notwendig, und an jenem Tag wurde beschlossen, die Federführung der Judenfrage ohne Rücksicht auf geographische Grenzen zentral beim Reichssicherheitshauptamt zu belassen. Dort war Eichmanns Position inzwischen ausserordentlich gestärkt worden, da Heydrich im September 1941 die Befugnisse eines Reichsprotektors für Böhmen und Mähren zusätzlich übernommen hatte und sich daher bis zu seinem jähen Ableben oft in Prag aufhielt.

Es wäre abwegig zu glauben, irgend jemand unter den Wiener «Normalverbrauchern» hätte von der Wannseekonferenz ein Sterbenswörtchen erfahren. Auch die Schwierigkeiten, die bereits dort und auch später bezüglich der exakten Durchführung aller Pläne ruckbar wurden, sind verborgen geblieben. Es gab Protestnoten ausländischer Schutzmächte, Einsprüche befreundeter Staaten und Vorstösse der katholischen Bischöfe in einzelnen Ländern. Das slowakische Staatsoberhaupt wollte sogar die Lager seiner Juden besuchen, was freilich verhindert wurde.

Aber noch war nicht alles verfahren! Bulgarien befand sich mit der UdSSR weiter im Frieden und selbst die Kroaten hätten vielleicht noch irgendeine Möglichkeit zu selbständigem Handeln gefunden, hätten sie zwischen Berlin und Rom lavieren wollen. Auch der Papst wäre wahrscheinlich zu einer Friedensinitiative bereit gewesen, wenn er eine Erfolgchance hiefür gesehen hätte. Von Tokio gar nicht zu reden. Auch dort herrschte mit Moskau noch Frieden. Doch alle Verständigungsversuche des Dritten Reiches mit den Westmächten oder mit der Sowjetunion während des Zweiten Weltkrieges weisen Charakteristika auf, die sowohl angesichts der diktatorischen Staatsform Deutschlands wie auch mit Rücksicht auf die zeitweise realistische Einschätzung der Lage durch die NS-Regierung überraschen: Es gelang niemals, die Gespräche der einzelnen braunen Machthaber mit den Gegnern zu koordinieren oder hiefür eine einheitliche Linie innerhalb der Reichspolitik zu finden. Das gegenseitige Misstrauen wie die Angst vor Hitler, der solchen Versuchen nie eine Chance gab, waren zu gross.

## DER IDEALZUSTAND

1941 war nicht nur das 150. Todesjahr Mozarts, sondern auch das 160. seit der Übersiedlung zum dauernden Aufenthalt nach Wien und das 185. seit seiner Geburt in Salzburg. Daher nimmt bereits Anfang 1941 die Mozartgemeinde Wien vorbereitende Arbeiten für besondere Ehrungen W. A. Mozarts auf.

Die kulturellen Ambitionen der Stadt beschränken sich aber nicht auf Mozart! In diesen Tagen erwirbt die Stadtbibliothek für ihre Musikabteilung Originalhandschriften des Wiener Kapellmeisters Philipp Fährbach, darunter Kompositionen wie «Der Erlenhain» sowie Orchesterbearbeitungen von Beethoven bis Suppé. Im Schubert-Museum ist man mit dem stilgerechten Ausmalen und der Möbelreinigung fertig geworden. Das jüngst erworbene Kupelwieser-Bild des Schubert-Sängers J. M. Vogl und ein Ölbildchen von J. Danhauser mit einem schubertähnlichen Menschen inmitten anderer Musikfreunde vermehren die Kollektion dieses Hauses.

Im Wohnhaus Mozarts im ersten Bezirk stehen allerdings die grösseren Arbeiten erst bevor. In der städtischen Volksoper beginnen die Mozart-Feieri<sup>^</sup> aber schon am 23. Jänner 1941 mit einer kostspieligen Neuinszenierung der «Zauberflöte». Noch kann der todgeweihte Baumann selbst die Inszenierung leiten, Kolisko den musikalischen Teil betreuen, Hedy Zumtobel die Bühnenbilder und Kostüme entwerfen. Fritz Klingenberg aber zieht es vom Währinger Gürtel nach Baden hinaus, wo er als Intendant der Gaubühne Niederdonau wirken möchte. Dort redet ihm jedoch der Reichsdramaturg Schlösser ziemlich viel hinein, verlangt zum Beispiel, dass die Mydas-Rolle in der «Schönen Galathee» zeitgemäss geändert wird und die «Peppina» von Robert Stolz ja nicht auf den Spielplan kommt. Nur «Das grosse deutsche Welttheater» von Calderon darf Klingenberg ungehindert in Baden zeigen und die Wiener Städtische Volksoper sowie die Wiener Sängerknaben für den kommenden Winter zu Gastspielen einladen.

Am 6. März 1941 bietet die Volksoper, die zu diesem Zeitpunkt von Kolisko allein gesteuert werden muss, alles auf, um einer Neuinszenierung des «vangelimann» zum Erfolg zu verhelfen. Altmeister Kienzl bemüht sich noch einmal persönlich auf die Bühne und dankt dem überaus beifallsfreudigen Publikum. Schon am 3. Oktober 1941 sinkt er in ein Ehrengrab der Stadt Wien.

Mittlerweile meldete sich das befreundete Ausland auf dem Währinger Gürtel. Gastspiele wurden im Mai 1941 von Mitgliedern der Königlich-Rumänischen Oper in Bukarest mit «Boheme», «Butterfly», «Tosca» und «Maskenball» gegeben. Im Dezember kam Harald Kreutzberg mit seinen Tanzdarbietungen hinzu. Noch 1943 wird das Opernensemble des kroatischen Staatstheaters Zagreb erscheinen. Gastspiele ausser Haus werden in Pressburg und in Wien selbst im Volkstheater stattfinden. Die Wiener Staatsoper hatte also wirklich keinen Grund, auf ihre Schwester im 9. Bezirk herabzublicken. Freilich konnte man im Opernhaus der Stadt Wien mit einem Set Svanholm in den Wagner-Partien oder mit der Rohs, der Cebotari und der Reining in der «Figaro»-Aufführung anlässlich der Mozart-Woche nicht konkurrieren. Auch mit «Cosi fan tutte» und mit «Wiener Blut» gelangen der Staatsoper einmalige Leistungen, zumal in ihrer Zweigstelle im Redoutensaal.

Unentwegt hielten die Beamten der Städtischen Sammlungen, der Bibliothek und des Archivs nach möglichen Neuerwerbungen Ausschau, die zwar nicht so international interessant waren wie die Ankäufe der staatlichen Dienststellen, aber doch mitunter eine erhebliche Wertvermehrung des städtischen Kulturschatzes darstellten. Unter den Erwerbungen sind jene Kartons des Moritz von Schwind erwähnenswert, die der Maler seinerzeit eigenhändig

auf die Wände des Stiegenhauses der Villa Arthaber in Döbling übertragen hatte. Die braunen Julikämpfer Unterberger, Schredt und Domes sowie Franz Lehar und Lotte Medelsky werden nun als Porträts in den Sammlungen inventarisiert, desgleichen kommen die Totenmasken von Julius Bittner und Franz Kiessling ins Rathaus. Ein spätgotisches Holzrelief, das angeblich lange Zeit im Türkenschanzpark vergraben war, wird der Plastikabteilung einverleibt, und ähnliches mehr.

Doch was galt dies gegen die betäubliche Neuigkeit, dass der den Wienern von ihren Sonntagswanderungen wohlbekannte Baumriese am Anninger, die 20 Meter hohe «Krauste Linde», eingegangen war. Das nach ihm benannte Gasthaus «Zur krausten Linde» verlor damit einen 140 Jahre alten Beschützer, den wahrscheinlich die erlittenen Frostschäden im ungewöhnlich strengen Winter 1939/40 zum Absterben gebracht hatten. Umso erbitterter zieht man daher im Frühjahr 1941 vom Rathaus für eine 200 Jahre alte Eiche ins Feld, die am Modenapark steht und laut Amtsblatt seinerzeit schon von einem Mitglied des kaiserlichen Hauses und einem jüdischen Bauherrn – allerdings erfolglos – in ihrem Bestand bedroht worden war. Jetzt wird der Parzellierungsplan für dieses Gebiet aufgehoben und das Gewächs unter Naturschutz gestellt.

Im sachlichen Verlauf einer Ratsherrensitzung berichtet Tavs, dass der Grossraum Wien schon in nächster Zeit von der Reichsautobahn erreicht werden wird. Er geht auf die projektierte Hangstrasse ein, die von der Autobahn bei Giesshübl abzweigen soll, und versichert, dass diese Verkehrsfläche zur Entlastung des innerstädtischen Verkehrs oberhalb von Perchtoldsdorf und Rodaun über das Liesingtal hinweg durch den Maurer Wald, an Ober St.-Veit vorbei ins Wiental hinüberführen wird. Ob den Rathausmännern dabei als Fremdenverkehrsleuten oder als Naturschutz- und Stadtbilderhaltern die Herzen höher schlugen oder tiefer hinabsanken, lässt sich heute nicht mehr feststellen.

Die Wiener Stadtbibliothek befindet sich andauernd unter den kulturell Beschenkten. Weinheber überlässt ihr das Original seines Gedichtes «An Rudolf Stürzer, Vorspruch und Nachruf», Scheibelreiter schickt das Manuskript seines Prologes zur Festaufführung der «Ahnfrau» anlässlich der Grillparzer-Woche ein. Aus dem Hofmannsthal-Schlössl in Rodaun kommt die Dichterin Maria Grengg, um die Niederschrift ihrer bereits 1937 preisgekrönten Erzählung «Der Flüchtling» abzugeben. Jetzt erhält die Stadtbibliothek auch ein eigenes Referat für Theatergeschichte: Darin soll das gesamte einschlägige Material an Druckwerken, Handschriften, Briefen, Theaterzetteln und Zeitungen zusammengefasst und der Öffentlichkeit erschlossen werden. In Schönbrunn hat sich bereits eine Gauschulungsborg eingemietet, in der die magistratischen «Arbeitskameraden» nationalsozialistische Ideologie und Kameradschaft lernen. Die einwöchigen Lehrgänge in Schönbrunn gelten für die Teilnehmer als normale Dienstleistung.

Der Propagandist Frauenfeld eilt ins Café Korb, um dem Wiener Stadtmeister im Schachspiel feierlich den Ehrenpreis des Bürgermeisters, einen prachtvollen Schimmel aus feinstem Augartenporzellan, zu überreichen. Schirach tut es bei nämlicher Gelegenheit nicht unter einem Silberpokal.

Für die Frühjahrmesse 1941 greift Herr Blaschke zur Feder. Für ihn hat alles nunmehr einen «Idealzustand» erreicht. Sogar die Messe konkurrenziert niemanden mehr, sondern ergänzt ihre Messeschwestern bzw. sie «taucht ihre Veranstaltung in eine Atmosphäre, die in künstlerischer, gesellschaftlicher und pfleglicher Beziehung jene aufgeschlossene Stimmung erzeugt, die neben der Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse notwendig ist, um die Veranstaltung zum inneren und äusseren Erlebnis zu machen».

Inzwischen hatte der Reichsleiter Baldur von Schirach dem Reichsminister Dr. Goebbels über die vielfach noch unzulängliche soziale Lage von Teilen der Wiener Bevölkerung ausführlich Mitteilung gemacht. Reichsminister Dr. Goebbels stellte zur Behebung dieser Not-

stände aus Mitteln des Kriegs-Winterhilfswerkes und der NSV 20 Millionen Reichsmark zur Verfügung, womit vor allem besonders bedürftigen Familien geholfen werden sollte. Schirach formulierte dies linksintellektuell im Konzerthaus bei einer Kundgebung unter den Augen des Reichsorganisationsleiters, Dr. Robert Ley, folgendermassen: Der Rhythmus unseres neuen Wiener Lebens ist nicht der Dreivierteltakt der unvergänglichen Walzerklänge, sondern das Stampfen der Maschinen in unseren Betrieben, denn sosehr wir die Stadt Wien als die hohe Burg deutscher Kultur empfinden, begreifen wir doch dieses Wien als ein Symbol der Arbeit.»

Mit grösster Einsatzbereitschaft haben sich das Wiener Streichquartett und das «Orchester Wiener Sinfoniker» in den Dienst der Konzerte zur Förderung zeitgenössischer Musik gestellt. Dabei kam jedoch eine höchst sonderbare Methode auf, die den Wert des Gebotenen merkbar in Frage stellte: Um den Künstlern die Möglichkeit zu geben, öfter zu Worte zu kommen, wurden aus jedem Werk bloss die markantesten Sätze gespielt, dafür aber mehr junge Autoren zur Aufführung gebracht. Ausserdem gab es Austauschkonzerte, die jungen Wiener Künstlern Vortragsreisen in andere Gaue Deutschlands ermöglichten und umgekehrt. Aus Wien hatten dabei die Damen Dr. Isakides, Margaritella und Hütter guten Erfolg. Wenn man gewusst hätte, dass sich die junge Isakides bald staatsfeindlichen Umtrieben zuwenden sollte, wäre der Erfolg dieser Pianistin den Protektoren wohl weniger beachtenswert erschienen.

Im Juni 1941 wird mitgeteilt, dass «zur Förderung der Medaillenkunst von der Stadt Wien laufend Wettbewerbe zur Erlangung von Entwürfen für Gussmedaillen ausgeschrieben werden». Die Medaillen sollen jeweils als «Medaille des Jahres» die bedeutendsten Geschehnisse dieses Jahres im Raum des deutschen Volkes festhalten und zur Darstellung bringen. Als erste «Medaille des Jahres» gilt jene für das Jahr 1938 als dem Jahre des Anschlusses der Ostmark sowie des Sudetenlandes an das Reich. Dann kommt die «Medaille des Jahres 1939» an die Reihe, wobei als wichtigstes Geschehen der Beginn des Krieges zu werten ist. Für die Judenaustreibung soll es zwar keine Triumphplakette geben, aber man bleibt trotzdem auch in dieser Richtung aktiv. Ab 1. August dürfen daher über Veranlassung des Gauschrifttumsbeauftragten in allen Wiener Leihbüchereien an Juden keine Publikationen mehr verliehen werden, eine höchst überflüssige Anordnung, da sich die Eingeschücherteten 1941 kaum noch in Bibliotheken getraut haben.

Ungeachtet gegenteiliger Aufrufe sowie überfüllter oder verspäteter Züge fahren die Wiener in diesen Wochen aufs Land. Ihre Geldbörsen sitzen lockerer als sonst in den Taschen. Die meisten wollen ihren Verdienst keineswegs aufsparen, sehen sich aber beim Geldausgeben einem immer kleiner werdenden Konsumgüteranbot gegenüber. Draussen in den Sommerfrischen gibt es noch immer besser und mehr zu essen als in der Stadt. Die Kinder sollen endlich etwas Fett in ihre mageren Körper füllen, und man will neue Hamsterbeziehungen für Herbst und Winter herstellen. Solcher Fremdenverkehr ist freilich nicht nach dem Geschmack der «Deutschen Kameradschaft Touristik» oder des Wiener Verkehrsvereins. Die offizielle Seite hat jedoch mit dienstlichen Besuchen, Umquartierungen, Durchschleusungen, Führungen und Empfängen genug zu tun. Die deutsche Lufthansa verbindet jetzt täglich Wien und das befreundete Pressburg, am 4. August 1941 wird sogar eine Autobuslinie Wien-Krakau eröffnet. Der deutsche Einfluss in Persien, an dem auch Schirach seinerzeit beteiligt war, wird währenddessen von den Feinden des Reiches beseitigt. Einzelnen oder in Gruppen kommen von dort sowie aus Afghanistan Deutsche nach Wien zurück, wo sie versorgt werden müssen, bevor die Reise weitergeht. Auch volksdeutsche Jugendliche aus der Slowakei, aus Ungarn und vom Balkan marschieren durch die Strassen, freilich noch nicht als Flüchtlinge. Bulgarische und spanische Staatsjugendführer folgen ihnen. Die Kontakte des Berufs-

jugendlichen Baldur von Schirach, der am 28. August in Breslau beim Schlussappell der Teilnehmer an den Sommerkampfspiele der Hitler-Jugend vor den einschlägigen in- und ausländischen Funktionären eine seiner «richtunggebenden» Reden loslässt, sind weiter eng.

Ende Juni ist die Niederschrift der 10. öffentlichen Beratung der Ratsherren der Stadt Wien veröffentlicht worden. Man erfährt einiges vom Kriegswohnbauprogramm, das sich offensichtlich nach dem Standort neuer oder erweiterter Industrieanlagen richtet, und vom Ankauf des Hauses L, Johannesgasse 4, mit dem Theater «Die Komödie».

Die Wiener Ratsherren nahmen weiter den Ankauf der Liegenschaft Goritschitzten am Wörthersee als Ferienhaus für die Wiener Sängerknaben unter die Lupe. Zu dieser Liegenschaft gehörten unter anderem ein Wohngebäude mit mehreren Nebengebäuden und eine eigene Wasserleitung für Trink- und Nutzwasser. Milderungen in der Vergünstigungssteuer und Grundankäufe bei Dornbach zur Erhaltung des Wald- und Wiesengürtels rundeten das kulturell interessante Erscheinungsbild ab, das durch eine seltsame Kriegsmassnahme abgegrenzt wurde: Durch eine Bekanntmachung der Rechtsamt-Abteilung für Militärangelegenheiten wurde die alte Sitte der Bürgerquartiere in Erinnerung gebracht, nach der Inhaber grösserer im Reichsgau Wien gelegener Wohnungen ersucht werden, Einzelräume als Offiziersunterkünfte (Bürgerquartiere) zur Verfügung zu stellen. Je nach Dienstrang sind hierfür von den Frequentanten pro Übernachtung –90 RM bis 1.60 RM zu entrichten. Andererseits muss die Gemeindeverwaltung gegen das Überhandnehmen der saisonbedingten Sperren bei den Wiener Gaststätten Massnahmen einleiten. Die Wirte möchten gar zu gern allesamt mit den ihnen noch verbliebenen Kellnern, Köchen und Serviererinnen auf Urlaub gehen und die Tore zu ihren immer ungastlicher werdenden Räumen schliessen.

In der 12. öffentlichen Beratung der Ratsherren Mitte Oktober 1941 dokterte man an der neuartigen Vergünstigungssteuer herum und brachte nachträglich weitere Grundankäufe der Stadt zur Kenntnis. Ph. W. Jung führte dabei aus, dass die Gemeinde bestrebt wäre, den eigenen Wald- und Wiesengürtel um die Stadt nach und nach zu schliessen. Jung unterliess es, auf jene verheerenden Einbrüche in den Grüngürtel einzugehen, die gleichzeitig im höheren «Reichsinteresse» in der Lobau, in Mauer u.a. Gebieten erfolgten.

Auch im Wiener Kulturleben gelangen immer neue Kraftleistungen, die sich die Stadtverwaltung mit dem Generalreferat organisatorisch teilte. Die Grabarbeiten für verdienstvolle Tote gehörten vielleicht weniger dazu, obwohl sie nicht minder wichtig und stets eine Angelegenheit der Gemeinde waren. So legte man jedenfalls den grossdeutschen Politiker, Staatsrat a. D. Hermann Karl Wolf, für den sogar Hitler Trauerzeichen von sich gab, in ein Ehrengrab. Universitätsprofessor Dr. Oswald Redlich wurden solche Grabeshren nicht zuteil, obwohl er doch 1933 «Bürger der Stadt Wien» geworden war und einst als Präsident der Akademie der Wissenschaften höchstes Ansehen genossen hatte. Auch für den am 18. August 1941 verstorbenen ehemaligen Direktor der städtischen Poliklinik, Hofrat Dr. Julius Mannberg, und für den bekannten Musikschriftsteller Ernst Deszey, der am 17. März 1941 im Judenviertel starb, hatten die NS-Gewaltigen nichts übrig. Beide Herren hatten das Glück, rechtzeitig zu sterben. Auch die Beschlagnahmen und Besetzungen, die jetzt die Gestapo-Leitstelle Wien im berühmten Missionskloster Sankt Gabriel und in dessen Ordenszufluchten sowie bei christlichen Sekten durchführte, konnten wohl kaum unter die kulturellen Grosstaten gerechnet werden. Möglicherweise gehörte aber die Gründungsfeier der Wiener Zweigstelle der Deutsch-Slowakischen Gesellschaft im Ratsherrensaal am 12. November hierher oder das festliche Konzert der Bukarester Philharmoniker im Musikverein am 22. November sowie die Sonderexposition «Hausmusik» in der Neuen Hofburg. Während der Gauleiter zum Präsidenten einer neuen Prinz-Eugen-Stiftung avancierte, welche Studierende aus dem Südosten nach Wien bringen sollte, begnügte sich die Gemeindeverwaltung mit der

Eröffnung eines neuen Schülerheimes in der Langegasse. Schirach freilich fühlte sich zu grösserer europäischer Leistung berufen, zumal sich in diesem Herbst bewaffnete Spanier, Franzosen, Belgier, Holländer, Skandinavier, Kroaten, Ukrainer und andere östliche Völkerschaften in Scharen dem deutschen Heerbann und seinen Verbündeten anschlossen und bei Grausamkeiten besonders hervortaten.

Anfang September übernahm der Gauleiter formell die Schirmherrschaft über das Wiener Künstlerhaus und berief den Kulturamtsmanager Oskar Jölly zum Intendanten der verwaisten Volksoper.

In Wien jubilierten 1941 mehrere Vereinigungen. Der Wiener Männergesangverein ernannte noch im April den Hofrat Millenkovich-Morold feierlichst zum Ehrenmitglied. Auch hatte es bereits eine Sängertagung des Sängerkreises Wien im Brahms-Saal gegeben. Wenig später fand das Festkonzert einer Singgemeinschaft mehrerer Wiener Männergesangvereine vor dem Schönbrunner Schloss statt; am 14. Juni wurde erstmals im Grossen Konzerthausaal das «festliche Singen» der Kindersingschule der Musikschule der Stadt Wien absolviert. Gesangskomiker und Volkssänger feierten selbst irgendwo im Freundeskreis ihr jahrzehntelanges Wirken oder wollten von der Gemeinde offiziell geehrt sein. Der Bielefelder Kinderchor, der kroatische Männerchor Zvonimir u.a. liessen sich in Wiener Sälen vernehmen, und im Oktober wurde der Kulturstadtrat Blaschke zum Ehrenmitglied des bulgarischen Volkschores «Gusla» ernannt.

Aber nicht nur die Stimmgewaltigen, auch die Instrumentalisten regten sich. Im Oktober wurde vor dem Schwarzenbergpalais ein Wettbewerb sämtlicher Spiel- und Musikeinheiten der HJ des Gebietes Wien abgehalten. Die bisherige Staatsakademie für Musik und darstellende Kunst erklomm am 24. Oktober gemeinsam mit der staatlichen Kunstgewerbeschule den Rang einer Reichshochschule für Musik bzw. einer Reichshochschule für angewandte Kunst. Gleichzeitig damit beauftragte Schirach Professor Wolfgang Schneiderhan mit der Betreuung des Geigernachwuchses in Wien. Die Wiener Philharmoniker absolvierten ihre Wehrmachtskonzerte und gastierten mit Furtwängler in Budapest. Am 13. Dezember gaben sie in Wien ein ausserordentliches Konzert für ihren Ehrengast Winifred Wagner, an das sich ein Empfang im Philharmonikerheim schloss. Der Hausmusiktag am 18. November 1941 zog klingend vorbei, und am 31. Dezember blies der Trompeterchor der Stadt Wien zu nächtlicher Stunde vom Stephansturm herab.

Aber wo immer auch Geigen gestrichen, Mundstücke angesetzt, Trommeln gerührt, Ansprachen gehalten oder Fahnen geschwungen wurden, die schwer arbeitenden Volksmassen, die gemassregelte Intelligenz, die verdrossene Beamtschaft, die zurückgedrängte Geistlichkeit, die vor der Einberufung bangenden Jugendlichen nahmen daran immer weniger Anteil. Freilich, alle Veranstaltungen schienen überfüllt zu sein, aber man sah stets dieselben Gesichter, ergänzt nur von jenen, die gestern erst angekommen waren und morgen schon wieder fort sein sollten. Der feldgraue Prozentsatz mit Offiziersdistinktionen erhöhte sich von Mal zu Mal in den Sälen. Auch der Gauleiter war viel unterwegs. Er fuhr in diesen Tagen zur Eröffnung der Exposition «Wiener Kunst in Düsseldorf» an den Rhein, wo er besonders braune Definitionen des Künstlerischen zum besten gab. Die Düsseldorfer verliehen ihrerseits dem Dramatiker Josef Wenter den Immermann-Literaturpreis.

Dass Deutschland auf dem Höhepunkt seines Prestiges angelangt war, hatte man bei der Wiener Herbstmesse 1941 konstatieren können, als ein Schock von Ministern und hohen Funktionären aus Südosteuropa bewirtet wurde. Am 17. Oktober trafen zahlreiche ausländische Dichter und Schriftsteller in Wien ein. Dr. Goebbels liess diese Gruppe durch ganz Deutschland führen, damit ihnen Macht und Grösse des Dritten Reiches klar werde, und die Wiener Kulturbetreuer halfen dabei mit. Noch immer war des Feierns kein Ende. Am 5. November kam das Kunsthistorische Museum, das mit Dworschak einen neuen Leiter be-

kommen hatte, als 50-jähriger Bestandsjubililar an die Reihe, und der Wissenschaftsminister Rust erschien persönlich im Haus. Das Kunsthistorische zeigte sich dieser Ehre wert, als es am 22. November die dem Stift Klosterneuburg entwendeten Schätze als eigene Museumsabteilung dem Publikum darbot. Am selben Tag eröffnete Schirach die Jubiläumsausstellung des Künstlerhauses und verkündete dort die Stiftung von drei grossen Kunstpreisen. Doch auch die Erinnerung an die Ausstellung «Sowjetparadies» stammt aus diesen Tagen. Am 13. Dezember eröffneten Scharitzer und Kaufmann im Deutschen Volkstheater diese Schau, die den ganzen Messepalast füllte. Besondere Attraktionen waren zweifellos die erbeutete Schallplattensammlung einer Stalin-Rede von sechs bis sieben Stunden Dauer und eine nachgebaute Folterkammer der GPU, die sich alle Wiener Schulkinder ansehen mussten.

Es gab auch einige merkwürdige Abschlüsse am Realitätssektor. Bei der schon bekannten Abrundung des städtischen Wald- und Wiesengürtels fällt auf, dass sich unter den Verkäufern vornehmlich die drangsalierten Stiftsverwaltungen befinden, und die Niederschrift der Ratsherrensitzungen nennt diese etwas altertümlich: «Die tote Hand». Die Stadt erwirbt ferner aus der Zwangsversteigerung des Besitzes von Richard «Israel» Kronstein dessen Villa in Wien XIX, Hohe Warte 50, die noch im Zusammenhang mit den Wiener Sängerknaben von Interesse sein wird, sowie das Dominikaner-Weingut in Maria-Enzersdorf, das der städtischen Weinbauschule Gumpoldskirchen zufällt. In der Böcklinstrasse 39 wird die ehemalige Liechtenstein-Villa zur Erweiterung des städtischen Heimes für blinde Kinder angekauft.

In diesem ersten russischen Kriegswinter erreichte die Ungleichheit aller dem Willen Adolf Hitlers unterworfenen Menschen einen vorläufigen Höhepunkt. Irgendwie sickerte bis nach Wien durch, dass unten am Asowschen Meer wie auch oben vor Moskau nicht alles nach Wunsch des Führers gegangen sei. Die Jahreszeit breitete plötzlich überall ihre Leichentücher aus und leitete damit zu einer grossen Kleidersammlung für die Ostfront über. Vielen Gläubigen des Regimes kam es zunächst merkwürdig vor, dass man plötzlich den Stadtpelz oder die verstärkte Unterwäsche zugunsten der Wehrmacht ausziehen sollte. Nicht das Opfer an sich mutete seltsam an, sondern der Gedanke, demzufolge die Kämpfer draussen offensichtlich bisher nicht mit allem Nötigen versorgt worden waren. Erst die vielen rührenden Beispiele der Gebefreudigkeit verscheuchten solche Überlegungen aus Wien.

In der eisigen Nacht Russlands zerbröckelte währenddessen die weiter westlich oft rühmend erwähnte deutsche Hauptkampflinie. Jetzt entschieden die Dienstgrade vom Feldwebel aufwärts über Leben und Tod des einzelnen, nämlich, ob man unter dem Vorwand irgendeiner Obliegenheit am wärmenden Feuer eines Bauernofens bleiben durfte oder hinaus in die erstarrten Wälder und Ruinen musste, wo es keine Verbindung mehr nach rechts oder links gab. Sicherlich wollte nicht jeder der verummten Feinde feldgraue Gliedmassen einzeln abhacken oder alle deutschen RK-Schwester lebend zerschneiden. Aber mit menschenfreundlichen Formalitäten zugunsten eingefangener Trupps oder von Alleingängern faschistischer Provenienz hielt sich bestimmt niemand auf, das Nachhinterbringen wäre zu beschwerlich gewesen. In der Gaustadt war man sich darüber nicht ganz im klaren, schauderte allerdings vor Gerüchten über Kannibalismus in den Lagern der entwaffneten Rotarmisten zurück.

Inzwischen rollten enorme Mengen von Sachwerten auf allen Schienen Europas dahin. In Wien sassen hunderte Sonderbeauftragte, Wirtschaftskundige und Transportleiter, die ständig der Versuchung, mit dem anvertrauten Gut Handel zu treiben, ausgesetzt waren. Viele erlagen dem lockenden Angebot, wurden reich oder sahen sich verraten, erschossen sich selbst oder verschwanden irgendwohin. Mancher lebte jetzt mit Freunden und Frauen in Durchgangsquartieren, so, als ob jede Stunde die letzte wäre.

Dabei gingen die Kämpfe im Osten erst nach Neujahr richtig los, wenngleich die Russen dabei weder mit Kriegsglück noch mit neuen strategischen Erkenntnissen gesegnet waren. Unter grossen Verlusten sicherten sie Leningrad, schlossen weiter südlich einige deutsche Kampfverbände ein, ohne diese Igelstellungen jedoch tatsächlich liquidieren zu können. Sie drückten vergeblich gegen Charkow und begannen jene unglückliche Offensive auf der Krim, die sie fürchterliche Opfer kosten und Sewastopol doch nicht entlasten sollte. Am Balkan verbreitete währenddessen der deutsche Soldatensender Belgrad Abend für Abend mit seinen Übertragungen aus dem «Café der tausend Sterne» weltmännischsoldatische Atmosphäre über Europa. Der Wiener Jugend gefiel dies mindestens so gut wie Ö 3 etwa 30 Jahre später. Die Sendungen erfreuten sich solcher Beliebtheit, dass sie sogar von den britischen und später von den amerikanischen Truppen abgehört wurden, obwohl sie samt Händeklatschen, näherkommenden Schritten und so weiter im Schallplattenstudio produziert wurden. Dort trat Lale Andersen nach Überwindung mancher politischen Schwierigkeit mit dem Lili-Marleen-Lied ihren Siegeszug durch den Äther an, gefolgt von Rosita Serano mit «Roter Mohn» und von der nicht ganz arischen Evelyn Künnecke mit «Sing, Nachtigall, sing». Die Traurigkeit dieser Weisen, die stark romanisch gefärbt zu sein schienen, passte zum grossen Selbstmitleid ebenso wie zum «Was hilft's, es muss halt sein» einer Gemütskomponente, die von den Propagandaexperten stets entsprechend gepflegt und auffrisirt wurde. Noch 1944 wird der amerikanische Kriegskorrespondent und Zeichner Bill Mauldin, der in seinen Schriften sonst an den Deutschen kein gutes Haar lässt, zugeben, dass «Lili Marleen» zum beliebtesten Song der Anglo-Amerikaner auf dem italienischen Kriegsschauplatz geworden ist, und General Clark bemerkt, wie vorrückende amerikanische Verbände mit dem Lili-Marleen-Lied in Italien die befreiten Zivilisten konsternierten.

In Anbetracht solcher Zustände kann man sich gut vorstellen, dass während des Kriegswinters 1941/42 manche jüngeren Wiener noch immer den Drang zur Bewährung im Stahl- und Eisbad des Ostens in sich fühlten, zumal wenn die Schikanen bei der Ausbildung im Hinterland KZ-artige Formen annahmen.

Schon vor einigen Monaten hatten mehrere europäische Staaten unter deutscher Dominanz, etwa Norwegen, Kroatien u.a., die Arbeitsdienstpflicht eingeführt, um in den nunmehr unausweichlichen Wirtschaftsschlachten ihren Mann zu stellen. Denn die Hoffnung auf ein baldiges, siegreiches Kriegsende war verschwunden. Sogar die Schweden halfen den Finnen bei deren Landwirtschaft mit Arbeitskräften aus, weil letztere jeden Waffenfähigen für die russische Front brauchten, von Nachschubzügen über schwedische Bahnlinien für den Lapplandabschnitt ganz zu schweigen. Trotzdem, völlig war die Sache des Friedens Anfang 1943 noch nicht verfahren, noch gab es Ansatzpunkte für einen Ausgleich auf dem Parkett einiger Botschaftszimmer, wenn die Deutschen nur eingesehen hätten, wie schlecht es um sie plötzlich stand und ihre Gegner etwas stärkeres Mitgefühl für menschliches Leid aufgebracht hätten.

## STADT IN LEIBESÜBUNGEN

Laut Verordnung vom 20. Juni 1940 bezüglich der «Aufgaben des Reiches, der Länder» bestand keinerlei gesetzliche Verpflichtung zu sportpflegerischer Tätigkeit. Der finanzielle Aufwand für die Sportpflege lag daher im Ermessen der einzelnen Selbstverwaltungskörperschaften und hing damit von deren jeweiliger Leistungsfähigkeit ab.

In einer 1941 erschienenen Publikation hatte H. Hofer seinen Einleitungsartikel mit «Stadt in Leibesübungen» betitelt. Er demonstrierte darin an Hand propagandistisch wirksamer Volksszenen die Sportfreudigkeit der braunen Wiener und meinte: «Wiens Weltruf ist durch die Höhe der kulturellen Leistungen begründet worden, die in dieser Stadt dem deutschen Volk zur Ehre gesetzt wurden. Aber schon an zweiter Stelle steht der Ruhm, der Wien aus der sportlichen Begabung seiner Bevölkerung erwachsen ist.»

Hofer zählt daraufhin die initiativen Massnahmen der Stadtverwaltung für sportliche Belange auf. Es sind dies die Stiftung einer Sporthreznadel der Stadt Wien, deren Verleihung meist Schirach persönlich vornimmt, ferner die zahlreichen Ehrenpreise und budgetären Zuwendungen. Hofer gibt sodann einen Überblick über die gegenwärtige Situation Wiens bei sportlichen Wettkämpfen und glaubt, dass sich der Wiener Fussballsport auf anerkannter Höhe befinde. Die Schwerathleten eilen von Erfolg zu Erfolg, zählen bereits drei deutsche Meister des Gewichthebens in ihren Reihen und holen sich drei Weltbestleistungen sowie ein paar deutsche Bestleistungen. Die Erfolge des Wiener Eiskunstlaufes scheinen der Tradition des Olympiasiegers Karli Schäfer entsprossen. Im Radsport liegt Wien mit 6 Vertretern unter den 15 ersten Plätzen der Rangliste Grossdeutschlands, woran die alljährliche Raserie rund um das Rathaus nicht unschuldig ist.

Anlässlich der Wiener Frühjahrmesse 1941 erinnerte sich die Öffentlichkeit an die sportlichen Südostbeziehungen Wiens, an Fussballstädte Spiele und anderes mehr. Man ging zu den neuen Städtewettkämpfen zwischen Wien und Pressburg auf dem Gebiete der Leichtathletik, des Eishockeys und des Eisschaulaufens. Ähnliche sportliche Intimitäten wurden mit Budapest, aber auch mit Partnern in Rumänien und Jugoslawien angestrebt. In den Ratsherrensitzungen war Kozich hingegen nicht so freundlich, ja er zeigte sich als Kritiker, wie es sich sonst nur der Kreisleiter Berner zu tun getraute. Wahrscheinlich war dies ein Spiel mit verteilten Rollen. Kozich erklärte also: «Der Forderung des Nationalsozialistischen Reichsbundes für Leibesübungen, die es den Stadtverwaltungen zur Pflicht machen sollte, zur Pflege der Leibesübungen ein Freiflächenausmass von fünf Quadratmetern pro Kopf anzusetzen, steht in Wien eine Spielfläche von durchschnittlich nur eineinhalb Quadratmetern gegenüber. Die tatsächlich nutzbare Spielfläche macht hier bloss etwa 2,700.000 Quadratmeter aus. Damit steht Wien weit hinter den Städten des Altreichs ...»

Während der Wintermonate 1940/41 stellte das Amt für Leibesübungen den Wiener städtischen Schulen eine Reihe privater Eislaufplätze für das klassenweise Eislaufen – an Stelle des Turnunterrichts – unter Führung von Lehrpersonen kostenlos zur Verfügung. Jene städtischen Hauptschulen, die am Stadtrand in geeignetem Gelände lagen, sollten lehrplangemäss auch dem Skisport huldigen.

Im Jänner 1941 verstopften alle sportlich Ambitionierten die städtischen Strassenbahnwaggons mit Schneeschuhgerät, denn Kozich veranstaltete im Wienerwald seinen Volksski-tag mit allerlei Wettspielen und Zeitabnahmen. Für die Skimeisterschaften von Wien und Niederdonau begnügte man sich mit dem damals liftlosen Tümitz, wo auch die Wiener Studentenschaft und die Hitler-Jugend der Gaustadt wiederholt ihre Meister ermittelten. Die «Wiener Skizunft» veranstaltete wenige Tage später einen reichsoffenen Torlauf auf der Ho-

hen-Wand-Wiese bei Hadersdorf-Weidlingau. Für Mitte Jänner war der erste Wintersporttag der Betriebe Wiens angesetzt, den Skiwettbewerb Wien-Budapest gewann Wien bald darauf.

Die Eisläufer der Gaustadt wärmten sich allerorts an den Strahlen ihres jungen Ruhms. Im Kunstlaufwettbewerb des Eissportdreistädtekampfes Budapest-Wien-Berlin errangen die Wiener Martha Musilek und Edi Rada den ersten Preis, bei den Bereichsmeisterschaften im Eiskunstlauf hielten Rada, die Geschwister Pausin und Hanne Niemberger die Spitze. Die Pausins belegten in der deutschen Paarlaufmeisterschaft kurze Zeit später den zweiten Platz, die Eishockeymannschaft der Wiener Eissportgemeinschaft eilte von Sieg zu Sieg, diverse Schaulaufen erregten die Gemüter, und am 3. März wurde sogar ein «Eisgy der Betriebe» auf der Kunstbahn Engelmann unter Teilnahme Karli Schäfers veranstaltet.

Hans Kasperek, Sepp Brunhuber und Adi Wiegele gelang am 20. Februar 1941 die erste Winterbesteigung der Hochtör-Nordwand im Gesäuse, dem Wiener Kletterparadies der dreissiger Jahre.

Am 11. März fand ein grosses Schlussfest des Gebietes bzw. Obergaues Wien der Hitlerjugend statt, bei dem die kürzlich errungenen Erfolge der Wiener während der Deutschen Jugendmeisterschaften in Garmisch-Partenkirchen zelebriert wurden. Alle deutschen Jugendmeister waren auf dem Engelmann-Eis zu sehen, sogar die Spanische Hofreitschule wirkte mit, und die Prominenz konnte viele Hände schütteln und Empfänge geben.

Ende März wurden die Waldläufe mit dem Frühjahrswaldlauf des Postsportvereines eingeleitet; der «Tag des deutschen Rudersports» am 6. April brachte das «Anrudern und Flaggenhissen», die Gymnastikturnerinnen der Wiener HJ-Spielschar entzückten in Rom ihre Zuschauer, die Wiener Radrennsaison hub an. Am 11. Mai 1941 eilte man per pedes im Grossstaffellauf «Quer durch Wien» vom Burgtor bis in den Prater. Die Sportgruppen der NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude, Wasserballer, Champagnereiter, Wurftaubenschützen, Kanu- und SA-Kutterfahrer, Deutsche Turner, Fechter, Stemmer, Hallenschwimmer und die vielen Fussballenthusiasten lösten einander ab; athletische Abendfeste, Bergfeste, Richtfeste, Saalsportfeste, und wie diese Begegnungen alle noch heissen mochten, folgten. Anfang Dezember 1941 konnten sich die schwedischen Eishockeymeister beim Engelmann nur mit Mühe gegen die Wiener durchsetzen, die Weltrekordschwimmerin Ragnild Heger startete im Amalienbad und wurde hernach offiziell empfangen; bei den Gebiets- und Obergaumeisterschaften der Wiener HJ im Eissport siegten Eva Pawlik, Martha Musilek, Otto Ehrhart und Rudi Seeliger. Nicht zu vergessen die Wiener Kajaksiege auf der Enns sowie Dusikas Radrennerfolge. Am 13. Dezember mussten dann Männlein und Weiblein aus 250 Wiener Betrieben beim sogenannten Winterschwimmtag ins Wettbewerbswasser der Hallenbäder steigen. Bei der deutschen Meisterschaft im Eiskunstlauf im Berliner Sportpalast wurde Rada Zweiter, die Juniorenbewerbe dortselbst sowie in Köln gewannen Wiener Läufer. Am 16. Dezember versuchte Karli Schäfer eine grosse Eisrevue beim Engelmann zu zeigen, bei den Deutschen Tanzpaarmeisterschaften auf dem Eis in Garmisch, am 28. Dezember 1941, errang das Wiener Paar Winkelmann-Löhner den Meistertitel, die Wiener Paare Stöhr-Hackel und Hörmann-Kolbinger erkämpften den zweiten und dritten Platz.

Im April besuchten die Teilnehmer der Bereichswettkämpfe im Boxen Pommern-Ostmark sowie der Bereichsvergleichskämpfe im Ringen Bayern-Ostmark den Stadtrat und Sportgauführer im Rathaus. Die Deutschen griffen gerade in Jugoslawien und Griechenland an, eine Sensation, der sich Kozich in seiner Rede vor den Boxern und Ringern nicht verschliessen konnte. Er erklärte ihnen, es sei „die Reichsaufgabe Wiens, friedliche Mittlerin deutscher Kultur und deutschen Wesens nach dem Südosten zu sein, und daher nicht unsere

Schuld, wenn der deutsche Tross nun wieder wie einst mit Stuck und Wagen gegen Stadt und Festung Belgrad hinübereücken müsse. Die NS-Leibeserziehung bereitet diesen Einsatz entsprechend vor».

Am 22. Juni 1941, einem heissen Sommertag, waren die Sportveranstaltungen im Gau Gross-Wien unterdurchschnittlich schlecht besucht. Dem frühmorgens publizierten Aufruf Hitlers zufolge standen unzählige russische Divisionen an der östlichen Reichsgrenze. Seit Wochen war diese angeblich immer wieder von den Russen verletzt worden. Vor drei Tagen wären sogar bolschewistische Patrouillen erst nach längerem Feuergefecht aus dem deutschen Hoheitsgebiet verschwunden. Nunmehr, so hatte der Führer erklärt, sei die Stunde gekommen, diesem Komplott jüdisch-angelsächsischer Kriegsanstifter und ebenso jüdischer Machthaber der bolschewistischen Moskauer Zentrale entgegenzutreten.

Im darauffolgenden September veranstaltete die Stadtverwaltung einen besonders eleganten Empfang für die Teilnehmer und Sieger des grossen Wiener Reit-, Spring- und Fahrturniers 1941, und Anfang Oktober erhielten die Ostmarkmeister im Zweisitzerfahren die silberne Ehrennadel des NS-Reichsbundes für Leibesübungen. Kozich aber freute sich auf jene schlanken Fechterinnen, die ihn anlässlich des Dreistädtekampfes Wien-Berlin-Offenbach am 18. Oktober im Rathaus besuchen wollten. Im November empfing er die am Frauenstädtekampf Wien-Budapest beteiligten Schwimmerinnen sowie deren männliche Kollegenschaft vom Wasserball-Städtekampf Wien-München. Später kamen noch kroatische Sportler zu ihm, die getröstet werden mussten, weil sie in Wien immer verloren. Am 18. November konnte der Gausportführer nach einem Empfang des Mailänder Eishockeyteams einen Oberbereiter der Spanischen Hofreitschule namens Ferdinand Lindenbauer im Gobelinsaal des Rathauses willkommen heissen. Lindenbauer erhielt anlässlich seines 60. Geburtstages ein Ehrengeschenk des Reichssportführers von Tschammer und Osten.

Soweit schien also die Sportstadt Wien in Ordnung zu sein, wenn auch Dr. Karl Gaulhofer, Rektor der Akademie für Leibeserziehung in Amsterdam und Begründer des «Natürlichen Turnens» in Österreich, am 28. Oktober 1941 unbemerkt verstorben war. Jedenfalls hatte es in diesem Jahr auf den Wiener Rennplätzen viele Siegeslorbeeren, z.B. den Preis der «nationalsozialistischen Erhebung» und ähnliches, gegeben, während man auf dem Fussballrasen um den Tschammer-Pokal erfolgreich das Leder getreten hatte. Die durch die Einberufungsscheine gerissenen Lücken konnten immer wieder geschlossen werden.

Der erste Krisenwinter des Dritten Reiches, also die Zeit nach der Jahreswende 1941/ 42, schränkte das Wiener Sportleben nicht merkbar ein. Im Gegenteil, das Bemühen um Ablenkung und Ertüchtigung war unverkennbar, wenn auch Heizschwierigkeiten bei Turnsälen entstanden und die Schneeräumung der Plätze viel Kopfzerbrechen verursachte. Sicher ist, dass jetzt viel mehr Balkansportler nach Wien kamen als in späteren Jahren. Nach Auslassungen Kozichs in jenem grossen Wien-Buch, das von der Stadtverwaltung 1941 vorbereitet wurde, galt nunmehr im Ausland der Wiener Sport nicht weniger als die Wiener Kultur. Kozich beruft sich dabei freilich in erster Linie auf die Wiener Fussballschule von einst, bewundert aber auch die Gewichtheber und Faustkämpfer späterer Zeiten. Er kündigt an, dass im Schloss Wildegg ein Jugendbergsteigerheim errichtet wird, und freut sich über das grosse Heim der Hitler-Jugend, das bald im Augarten vollendet werden soll. Für Kozich sind Jugenderziehung und Körpererziehung zwei eng verwandte Aufgaben, die er gerne gemeinsam wahrnimmt. Er lobt den schon etwas älteren Major Podhajsky, der die Spanische Hofreitschule betreut, ohne zu ahnen, dass dessen weisse Pferde in vier Jahren zu den Amerikanern galoppieren werden und Podhajsky frische Ehren suchen wird.

1941 beteiligten sich tausende zivile Schiesswütige an einschlägigen Wettbewerben,

während andere dem Segelfliegen und dem dazugehörigen Modellbau huldigten. Hiefür leisteten die Wiener Modellfluggemeinschaften des DJ, die Flieger-HJ und das NSFK entsprechende Hilfe. Die Stadtverwaltung stellte sich ihrerseits mit einem Heissluftballon, den sie dem NSFK schenkte, in die Reihe der Flugsportförderer.

Kozich glaubte, dass der Krieg dem deutschen Sportleben nichts anhaben könnte, und hoffte, dass die Kunst- und Kulturstadt Wien auch als Sportstadt des Dritten Reiches in Zukunft eine bedeutsame Rolle spielen würde. Die Rollschuhläufer, die erst seit dem Umbruch in Wien gewisse Förderung genossen, sollten ebenso dazu beitragen wie die Benutzer jener klassischen Wettbewerbsstrecke im Wasser der Alten Donau, wo grosszügige Investitionen geplant waren. Aber der Krieg dauerte an und hinderte viele gut gemeinte Absichten. Aus Sportlern wurden Rekruten und schliesslich Mitglieder von Marschkompanien.

Trotzdem war man in Wien – und schliesslich auch anderswo – überzeugt, dass die Deutsche Wehrmacht nach der Schnee- und Schlammperiode erneut zum Angriff antreten werde, um den durch die Naturgewalten hervorgerufenen Rückschlag der letzten Wochen des Jahres 1941 aufzuholen. Dieses erneute «Nach Ostland wollen wir reiten» mag manchen in Wien an die Erschliessung des amerikanischen Westens und an die Ausrottung der Prärieindianer erinnern haben, doch offiziell scheute man solche Vergleiche, zumal anerkannt werden musste, dass die Völker der Sowjetunion bzw. das System der Bolschewiken anscheinend nicht so ohne weiteres zu brechen waren. Auch die Nachkriegspläne bezüglich des gewonnenen Raumes wurden nur sehr zögernd auf den Tisch gelegt. Wohl dürften viele höhere Offiziere erwartet haben, dass sie mit Landgütern dortselbst ausgestattet würden, doch die unteren Ränge mussten sich zunächst mit Lebensmittelpaketen bei Antritt des Heimaturlaubs und mit der vagen Anwartschaft auf eine Art Wehrbauerntum samt vielen slawischen Bediensteten zufriedengeben. Wie weit schien bereits angesichts solcher Aspekte jene Schirach-Rede in Wien zurückzuliegen, in der die «goldene Kulturfahne» angepriesen wurde, die von der Jugend der Stadt beim Kampf gegen die Reaktion verwendet werden sollte. Immerhin gab es jetzt für jüngere Wiener Techniker eine Menge in Russland zu tun, wenn sie beim Ingangsetzen der eroberten Stahlwerke, Kohlengruben und Kraftstationen helfen durften. Andere politisch besser eingestufte Kollegen waren sogar beim Baubeginn grosser Staudämme in den Alpentälern dabei, wo hunderte Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene unter Tag fronen mussten. Sogar grässliche Massenunglücksfälle mit Explosionen und Bränden gelang es dort so zu vertuschen, dass die Gaustadt nichts davon vernahm.

Doch das sportliche Training war, ungeachtet aller Berufungen und Versetzungen, wichtig: Die Wiener Gaufrauenchaftsleiterin, Else Muhr-Jordan, empfahl es ihren Schäflein zwecks Steigerung der Arbeitskraft ebenso wie die Maler und Bildhauer ihren Lieblingsmodellen. Sogar Kubienas Version des Chamberlain-Symbols, jenem wolkenchiebenden Jüngling, war die sportliche Ertüchtigung anzumerken.

Währenddessen fragte Bürgermeister Ph. WJung in den Wiener Soldatenbriefen die Kämpfer für Grossdeutschland: «Nun möchten wir Eure Wünsche hören! Sagt, ob Euch der Gruss aus Wien vertraut genug klingt. Schreibt der Schriftleitung dieses Soldatenblattes, was ihr insbesondere auf diesen Seiten, Bildern und Berichten finden wollt. Auch Eure Zufriedenheit wird ein Band sein, das Wien mit seinen Söhnen an allen Fronten dieses schicksalvollen Kampfes verbindet! Heil Hitler!» Gleich darauf begründete Tröge in einem Aufsatz über «Front gegen Osten; Gedanken rund um den Stephansdom» den Überfall auf die Sowjetunion: «Dem Führer schenkte das Schicksal tiefste Einsicht in das Ostproblem. Darum löste er den Tschechenstaat auf, darum zerschlug er Polen, und aus demselben Grunde musste der Kampf gegen die Riesenheere Sowjetrusslands gewagt werden, wo Stalin als

würdiger Nachfolger König Etzels mit gleichen Methoden zu fanatischem Kampfe gegen das Reich aufrief.»

Der Winter 1941/42 und das im Schnee eingebettete Weihnachtsfest, das von den orthodoxen Nationalsozialisten nach wie vor als Julfest bezeichnet wurde, brachten der Gaustadt abermals eine Quelle besonderer Exaltationen. Später, als die Erzeugungsschlacht eine besondere Ehrung der Rüstungsarbeiterschaft angezeigt erscheinen liess, gab Göring in seiner Rede vor angetretenen Werktätigen ein Stimmungsbild des Führers im Winter 1941/42: Demnach ging Hitler ruhelos in seinem Bunker auf und ab, ohne dabei an Leibesübungen zu denken. Er liess sein Herz, laut Göring, von Güte, aber auch von notwendiger Härte überströmen, kümmerte sich um die kleinsten militärischen Dinge, war mit einem Wort «nimmermüd». Sicher ist, dass er damals, also knapp nach dem Hinauswurf des Generalfeldmarschalls Brauchitsch, für zivile Angelegenheiten, z.B. für die Entwicklung Wiens als Sportstadt, viele Wochen lang weder Zeit noch Interesse hatte.

Während Reichsmarschall Göring angesichts der immer stärker werdenden Luftangriffe auf Deutschland wütend versicherte, dass man erst später sehen werde, wie gründlich und todbringend die deutschen Flieger in Grossbritannien gehaust hätten, war die Wiener Öffentlichkeit von solchen Vergleichen nicht sonderlich berührt. Die Stadtverwaltung bemühte sich lieber um die Erhaltung des Auwaldbestandes beim Kaisermühlendamm, wo sich die Grabelaktion nachteilig bemerkbar machte, stellte die sogenannten Buckelbäume als Wahrzeichen von Ebergassing unter Naturdenkmalschutz und liess formschöne Spitzpappeln entlang des Wiener Neustädter Kanals anpflanzen.

Im Sommer 1941 griffen die Engländer in einem nächtlichen Unternehmen die Stadt Münster in Westfalen an. Die beachtlichen Schäden und Opfer, die dabei anstanden, fanden ihre merkwürdige Ergänzung in zahlreichen Beschlagnahmen und Verhaftungen, die ungefähr zur gleichen Zeit von der Gestapo im Bereich katholischen Kirchengutes vorgenommen wurden.

Am 13. Juli 1941 wagte der dortige Bischof eine sehr vorsichtige, aber nichtsdestoweniger anklagende Kanzelrede und rief dabei aus: «So ist also der Klostersturm, der schon länger in der Ostmark wütete, auch hier in Westfalen ausgebrochen.» In Wien waren die Ausführungen des Bischofs kurze Zeit später in Maschinschrift unter der Hand zu haben, ohne dass damit naturgemäss irgendein Einfluss auf den Gang der Dinge gelingen konnte. Höhere Nationalsozialisten der Gaustadt kümmerten sich um derlei Dinge überhaupt nicht, sondern überliessen es gerne den fanatischen Angehörigen irgendeiner Parteiformation, dem Wiener Kardinal ab und zu öffentlich entgegenzutreten und ihm einen Dämpfer zu geben.

Die Ansicht des westfälischen Oberhirten hinsichtlich des Zeitunterschiedes von Kirchenstürmereien in seinem Bistum und in der Ostmark war jedoch nicht ganz richtig. Die allgemeine Entwicklung verlief jetzt völlig gleichgeschaltet, frühere Aktionen in Wien und in den ehemaligen Bundesländern gingen vielmehr auf das Sonderkonto des Anschlusses bzw. des katholischen Kurses in den Jahren vorher. In diesem Sinn muss auch die Sache mit den Turnsälen verstanden werden, die man Wiener Pfarreien oder geistlichen Institutionen wegnahm, um die Allgemeinheit zu bereichern.

Vielleicht lag der Unterschied darin, dass die Klosterpolitik in der Ostmark nicht der Gestapo allein anvertraut wurde, sondern dass man bestrebt war, mit einer breiteren Gruppe von Freisinnigen zu operieren, also die Sache als Volksbewegung antiklerikaler Art hochzuspielen. Ein Beispiel für die zahlreichen Aufhebungen – nicht nur in Wien, sondern in ganz Österreich – Anfang der vierziger Jahre ist folgender Bericht aus Hollabrunn: Demnach war die Beschlagnahme des Dominikanerkonvents in Retz ein Anliegen der Hollabrunner Kreisleitung. Diese liess einen vom zuständigen Landrat unterfertigten Bescheid durch den

nächsten Gendarmerieinspektor zustellen, wonach das Kloster bis sechs Uhr abends zu räumen wäre. Die Insassen durften ihre Privatsachen mitnehmen, sollten sich aber um ihr künftiges Zuhause selbst kümmern. Dieser Bescheid hatte auch für jene abwesenden Ordensleute Geltung, die zur Wehrmacht eingezogen waren und dort als gemeine Soldaten dienten. Bei der Räumung des Schulbrüderkonvikts in Speising, bei der Beschlagnahme des Jesuitenkollegs in Kalksburg, bei der Austreibung der Augustiner-Chorherren aus Klosterneuburg oder bei den Polizeimassnahmen in St. Gabriel waren, je nach der Situation, verschiedene Amtsstellen eingeschaltet, ohne dass deren Tätigkeit den Eindruck rechtlich fundierten Vorgehens erwecken konnte.

Nicht nur die Sportler rannten währenddessen im Gau Gross-Wien umher, auch die Poeten schwärmten durch Gassen und Waldungen. Zumeist trotzten sie Einrückungsbescheiden oder Dienstverpflichtungen, hofften auf den Schutz des Reichsstatthalters oder schützten selbst Krankheiten vor. Sogar Bruno Brehm war oft auf Besuch, blickte von den Wienerwaldbergen weit ins Land und meinte, in der Stadt eine nach Osten strebende Galionsfigur am Bug des grossen Reichsschiffes zu erkennen. Die Grenzen schienen ihm jetzt beruhigend weit gegen Osten und Norden vorgeschoben. Karl Hans Strobl zog es zwischen Perchtoldsdorf und seiner Heimatstadt Iglau hin und her, der alte Millenkovich-Morold wanderte oft nach Baden hinaus, Siegfried Freiberg erging sich in Wiesen und Auen, die seiner Ansicht nach alles Harte und Ungemässe Gross-Wiens milderten. Max Mell durchschritt resigniert den Garten seines Heimes am westlichen Stadtrand, Josef Weinheber wollte hinter den Höhen der Weinhügel ungestört trinken, Ernst Scheibelreiter sass in einem Kaffeehaus am Stephansplatz und dachte angestrengt über die, wie er sich ausdrückte, «Zuneigung des Führers für die alte deutsche Kaiserstadt» nach. Dem Publizisten und Wissenschaftler Orel war kaum nach Spaziergängen zumute. Er vergrub sich in die Mozart-Forschung und fand nach mühevollen Grundbucheinsichten heraus, dass der Hausherr Mozarts im Jahre 1773 niemand anderer als der Hofkoch Fischer gewesen sein konnte.

Alle diese geistig und körperlich Regsamen warteten auf eine beglückende Wende des Zeitlaufes, etwa nach der Art des Weihnachtswunders, von dem Franz Vogl im Kulturamt sagte, dass es dabei um ein Siegesfest des Lichtes und damit um eine Wiedergeburt des Lebens gehe. Der Zwicker in seinem strengen Lehrgesicht funkelte dementsprechend.

Im Wiener Gesundheitsamt arbeiteten die Beamten und Ärzte unverdrossen an ihrer zentralen Erbkartei weiter. Es handelte sich um eine Auskunfts- und Nachschaustelle, die zur grössten ihrer Art im ganzen Reich geworden war. Die Wiener Geburtenrate hielt sich in diesem Herbst auf wünschenswerter Höhe, und alle Frauenleiber mussten daher amtlich aufs beste gepflegt werden. 100 Mütterberatungsstellen standen zur Verfügung, Mutterberatungsautos fuhren in die entlegensten Winkel des Reichsgaues und brachten alle notwendigen Unterlagen und Gerätschaften mit.

Auch für die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und der Tuberkulose waren neue Einrichtungen geschaffen worden. Motorisierte Schulzahnkliniken schauten der Jugend am Rande der Stadt in den Mund, Einheitsfürsorgerinnen kamen überall nachsehen, ob punkto Charakter und Gesundheit nichts Böses im Anzug wäre. Die Wiener Armenärzte wurden abgeschafft, denn ab 1941 konnte jeder Arme den Hausarzt oder Facharzt nach Wahl aufsuchen, der seinerseits mit dem Hauptwohlfahrtsamt das Honorar verrechnete. Der zuständige Stadtrat, Prof. Max Gundel, glaubte angesichts dieser Entwicklung, dass die kommenden Friedensjahre auf dem Gebiet des Gesundheits- und Wohlfahrtswesens «eine beträchtliche Reihe grosszügiger Vorhaben» bringen würden. Schon jetzt seien zwei neue Frauenkliniken im Aufbau begriffen, später sollten weitere Krankenanstalten, Jugendfürsorgestellen, Bezirksgesundheitsämter usw. entstehen. Momentan

musste allerdings das Vorhandene voll ausgenutzt und nach Möglichkeit ergänzt werden, während das geduldige Papier mit Plänen und Berechnungen für später bedeckt werden durfte. Den Standpunkt der Wohltäterei von anno dazumal lehnte Gundel ab, er wollte ihn durch selbstverständliche Leistungen des Staates und der Gemeinschaft zugunsten bedürftiger Volksgenossen ersetzt sehen. In diesem Sinn erhielten kinderreiche Familien einmalige Wirtschaftsaushilfen der Stadt Wien. Zu ungebildeten Weibern aber, denen man bereits die Männer ihrer ganzen Bekannt- und Verwandtschaft eingezogen hatte und die deshalb am Strich oder in die Donau gehen wollten, kamen staatliche Fürsorgebeamte auf Besuch.

Inzwischen waren aus allen Schul- und Lehrerbüchereien nach einheitlichen Richtlinien jene Bücher ausgeschieden worden, die wegen ihres Inhaltes oder Autors nicht mehr als Lesestoff beibehalten werden konnten. Sie wurden in einigen Schulen gesammelt und sollten eingestampft werden. Es handelte sich um zirka hunderttausend Bücher im Gewicht von mehreren Eisenbahnwaggonladungen. Die endgültige Sortierung und Verwertung konnte jedoch nicht abgeschlossen werden, da sich die Berliner Zentralstelle das Verfügungsrecht vorbehalten hatte, es aber nicht ausübte. Man kam zur Ansicht, ältere, weniger bedenkliche Lehrbücher für die Schulen, die in den Ostgebieten errichtet werden sollten, bereitzuhalten, da eine Beistellung neuer Schulbücher während des Krieges nicht möglich war. Die Kämpfe zwischen der Stadt Wien und den staatlichen Dienststellen ruhten nicht. Es ergaben sich vielmehr ständige Schwierigkeiten mit der staatlichen Schulaufsichtsbehörde, da die Reichsstatthalterei stets auf allen Gebieten die Tendenz verfolgte, die Gemeinde Wien für alle Schulen als Lastenträger anzusehen und sie andererseits von einer Mitwirkung in Schulfragen möglichst vollständig auszuschalten. Das von der Gemeinde in dieser Richtung immer wieder gezeigte Entgegenkommen und die weitgehende Bereitschaft für eine objektive Zusammenarbeit blieben ohne Eindruck auf die Schulaufsichtsbehörden. Im Verwaltungsbericht der Stadt wurde z.B. voll Zorn darauf hingewiesen, «dass der Reichsstatthalter bei der Vorschreibung des von der Gemeinde als Schulträger an die staatliche Verwaltung zu leistenden Anteiles der Personalkosten der an den Wirtschaftsoberschulen und Wirtschaftsschulen tätigen Lehrkräfte, die insgesamt nur RM 1.100.000.– betragen, um mehr als RM 300.000.– zuviel angerechnet hat». Sicher ist davon nichts zurückgegeben worden, und im Rathaus hielt die bürokratische Erbitterung an.

## DAS MOZART-FEST

Angeblich ist das Projekt der Wiener Mozart-Woche 1941 beim Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda zunächst auf Ablehnung gestossen. Zumindest der Umfang und die Art der geplanten Veranstaltung waren der Berliner Kritik ausgesetzt und sind erst nach längeren Verhandlungen genehmigungsreif gemacht worden. Wir erinnern uns an die Raimund-Woche 1940, bei der die Stadtverwaltung mit Blaschke noch ziemlich ungestört am Werke gewesen war, und an die Grillparzer-Woche Anfang 1941, bei der bereits Schirach und sein Generalreferat das Heft in die Hand zu bekommen versuchten. Bei der Wiener Mozart-Woche zog die oberste Reichsinstanz an den Fäden, ohne dass Schirach und Blaschke deshalb arbeitslos geworden wären.

Das eigentliche Fest begann am 28. November 1941 mit der Eröffnung einer Mozart-Gedenkstätte im Haus Wien I, Schulerstrasse 8, bzw. knapp vorher mit der feierlichen Eröffnung der «Mozart-Woche des Deutschen Reiches» durch Baldur von Schirach im Grossen Konzerthausaal vor einem riesigen goldenen «M».

Manche Zuhörer blätterten bereits in einer soeben erschienenen festlichen Veröffentlichung zum Mozart-Jubiläum. Offiziell hiess diese Schrift: «Wolfgang Amadeus Mozart, herausgegeben zur Mozart-Woche des Deutschen Reiches in Zusammenarbeit mit dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und dem Reichsstatthalter in Wien von Walter Thomas.» Als Verlag fungierte «Die Pause» in Wien in Gemeinschaft mit dem Verlag Bibliographisches Institut AG Leipzig. Reichsminister Dr. Goebbels und Reichsleiter Baldur von Schirach hatten die Reihe von 26 Beiträgen der bedeutendsten Mozart-Forscher, Musiker und Schriftsteller des Reiches mit Vorworten eingeleitet. Den Beginn aber machte ein Weinheber-Prolog, in dem der Dichter den «Hohen Sendling aus dem Reich des Schönen» per Du anspricht. Neun Strophen lang besingt Weinheber den Komponisten und schliesst, nachdem er Mozart einen «Darsteller der ganzen deutschen Seele» genannt hat»:

Da wird der Abgrund erst der Dissonanzen  
von letzter Weisheit Güte überbrückt.  
Die Erde dauert, und die Sterne tanzen,  
das Göttliche erweist sich, unzerstückt.  
O mög ein Hauch davon in diesen Stanzen  
zu spüren sein – es wäre viel geglückt.  
Denn bleiben wird, was nachlebt deinen Tönen:  
Das sinnvoll Gute in dem zwecklos Schönen.

Demgegenüber sind Goebbels und Schirach in ihren dem Prolog folgenden Vorworten viel zeitbezogener gewesen: Goebbels erklärt sofort, dass sich Europa gerade jetzt eine neue politische Gestalt zu eigen macht, und skizziert Mozart als einen Einiger der Völker und damit einen Vorläufer Adolf Hitlers. Schirach sagt ähnliches, und in dieser Tonart geht es auch bei allen Fachbeiträgen weiter.

Es gab auch eine Wiener Parallelaktion. Ihr Falflugblatt trägt den Titel «Wiener Programm im Rahmen der Mozart-Woche des Deutschen Reiches» und zählt für den ersten Tag, also Freitag, den 28. November 1941, bereits sechs Nachmittags- und Abendvorstellungen auf. Darunter befinden sich die «Entführung aus dem Serail» in der Volksoper unter Leitung von Kolisko, das Orchesterkonzert für die HJ unter Wawaks Stabführung im Musikverein

und eine Mozart-Feier der NS-Gemeinschaft KdF im Spiegelsaal zu Schönbrunn. Am zweiten Tag dirigiert in der Volksoper Kolisko die «Zauberflöte» und Reichwein leitet ein Instrumentalkonzert. In der Urania referiert L. G. Bachmann über «Unser Mozart». Am dritten Tag hält die Abteilung für Kirchenmusik der Reichshochschule für Musik in der Augustinerkirche ihre Mozart-Gedenkstunde ab. Dies um 15.30 Uhr, damit man das Vorhaben um Gottes willen nicht für eine konfessionelle Veranstaltung halten kann. Abends singen die Sängerknaben im Redoutensaal unter dem Motto «Der heitere Mozart» und Kolisko dirigiert in der Volksoper «Die Hochzeit des Figaro». Aus den Ereignissen des vierten Tages sticht der Mozart-Kongress in der Akademie der Wissenschaften besonders hervor. Während dieses Kongress noch vier Tage lang von Fachreden widerhallt, spielt man am 2. Dezember in der Volksoper «Die Gans des Kalifen», feiert die NS-Gemeinschaft KdF im Grossen Konzerthausaal den Tondichter, musiziert die Mozart-Gemeinde im Kleinen Konzerthausaal, tanzt das Ballett in der Staatsoper nach Mozart-Weisen. Am sechsten Tag gibt es fünf Höhepunkte, darunter die Musik auf alten Instrumenten im Kleinen Saal der Musikschule der Stadt Wien. Am siebenten Tag belegt die Reichshochschule für Musik den Musikverein und das Schönbrunner Schlosstheater. Der achte Tag, d.h. der 5. Dezember, ist der eigentliche Todestag Mozarts. In der Wiener Staatsoper dirigiert Moralt «Die Zauberflöte», in der Volksoper tut Kolisko das gleiche. Aber in beide Häuser dürfen nur Soldaten und Rüstungsarbeiter. Am neunten Tag leitet Furtwängler im Musikverein das Requiem. Am zehnten Tag, also am Sonntag, dem 7. Dezember, gibt es noch einmal ein Konzert für die Hitler-Jugend.

Das Kulturrat bemerkt in seiner Veröffentlichung ausdrücklich, dass es sich beim Requiem Mozarts unter Furtwängler um eine Wiederholung aus dem sogenannten Reichsprogramm handelt, mit dem man sich im Rathaus offiziell nicht näher befassen darf. Der Ratgeber des Verkehrsvereins publiziert auch dieses Reichsprogramm: Da gibt es zunächst die festliche Eröffnung der Mozart-Woche des Reiches in Wien mit dem Festredner Baldur von Schirach, mit dem Dirigenten Karl Böhm und dem Stadtorchester Wiener Symphoniker, das innerhalb beider Programme von Saal zu Saal eilt. Irgend etwas scheint bei der Organisation danebengegangen zu sein, der Saal weist bei dem eröffnenden Festakt jedenfalls beträchtliche Besucherlücken auf. Der Hochgradfreimaurer Mozart, der nunmehr anscheinend die deutsche Stabsmusikmeisteruniform tragen soll, wird davon unvergleichlich weniger berührt als die armen Beamten in Gemeinde und Staatsverwaltung. Es gibt entsetzliche Krachs und das amtsübliche Suchen nach Schuldigen, die sich jedoch rechtzeitig irgendwo verschanzen können.

Am 29. November stösst die Arbeitsgemeinschaft für alte Musik an der Musikschule der Stadt Wien bei einer Veranstaltung im Palais Pallavicini in Bereiche des Reichsprogramms vor, in der Nationalbibliothek wird die Ausstellung «Mozarts Schaffen in Dokumenten» von Generalintendant Dr. Dreves eröffnet. Das Reichsprogramm der Folgetage bewegt sich weiter auf höchsten Ebenen, in die auch die Grosse Galerie zu Schönbrunn, das Palais Lobkowitz, der Rittersaal der Hofburg, der Zeremoniensaal dortselbst, die Burgkapelle mit Grossmanns Sängerknaben und das Winterpalais Prinz Eugens einbezogen werden. In Berlin, mit seinen nächtlichen Alarmen und langsam häufiger werdenden Detonationen britischer Kampfmittel, wären Festivitäten nicht mehr so glatt gegangen.

Für 4. Dezember ist um 15 Uhr jene kulturpolitische Kundgebung in der Staatsoper festgesetzt, auf der Reichsminister Dr. Joseph Goebbels eine seiner grossen Wiener Reden vom Stapel lässt. Am 5. Dezember soll es zur Mozart-Huldigung mit einer Kranzniederlegung vor dem Mozart-Denkmal auf dem Albertinaplatz sowie zu einem Staatsakt im Musikverein kommen. Doch im letzten Augenblick verlegt man alles auf den Stephansplatz. Der Platz hinter dem Stephansdom war besonders intensiv mit Hakenkreuzsäulen, Opferflammen, Fahnen usw. geschmückt worden, um ihm den katholischen Charakter zu nehmen. Die Mam-

mutkränze lagen in mehreren Reihen ausgerichtet, kurz, es sah aus wie vor der Münchner Feldherrenhalle an den Jahrestagen des 9. November 1923.

Nach der Dezemberfeier 1941 sank jene Kreuzkapelle an der Nordseite des Domes, die früher für die Einsegnung der Armenleichen verwendet wurde und jetzt als Abgang zu den Katakomben diente, wieder ins Dämmerlicht der Wintertage zurück. Der Wiener Verkehrsverein bemühte sich weiter um die Fremdenverkehrsangelegenheiten, so, als ob die im Eis erstarrte Ostfront eine völlig belang- und einflusslose Angelegenheit geworden wäre. In seiner Geschäftsstelle auf dem Stephansplatz 7 wurden Werbeschriften und Stadtpläne verteilt, in der Geschäftsstelle auf dem Schuberttring sechs Stadtrundgänge und Fremdenführer angeboten. Die Mozart-Woche war für viele Kulturschaffende des Dritten Reiches und seiner Verbündeten zum Anlass einer Reise nach Wien geworden.

Für jenen Prolog Weinhebers, den er anlässlich der Mozart-Woche verfasst hatte, war, wie bei der Raimund-Feier vor mehr als einem Jahr, wieder Raoul Aslan als Interpret gewonnen worden.

Im Spiegelsaal des Schlosses Schönbrunn sprach Aslan vor erlesenem Publikum den Prolog zum Mozart-Fest. Anschliessend hielt Franz Karl Ginzkey seine grossangelegte Gedächtnisrede zugunsten des Tonschöpfers. Kopf an Kopf standen oder sassen die Zuhörer, ordenübersät oder mit Hakenkreuzbinden und Parteiabzeichen geschmückt. Vor den hohen Fenstern wartete ein hässlicher Dienstagvormittag, denn es war jener 2. Dezember 1941, an dem die Rote Armee bei Tula drei Panzer- und zwei Infanteriedivisionen Guderians in einem flankierenden Angriff zurückwarf. Um 17 Uhr gaben die Wiener Philharmoniker im Rittersaal der Hofburg ihren dritten Kammermusikabend unter dem Motto «Leopold Mozart und seine Zeitgenossen». Um 20 Uhr dirigierte Clemens Krauss das dritte Festkonzert der Philharmoniker im Musikverein. Man trug die Messe in c-Moll mit Maria Cebotari, Julius Patzak und dem Staatsopernchor vor.

Reichsminister Dr. Goebbels kam erst während der zweiten Wochenhälfte nach Wien. In seinem Berliner Ministerium hatte er schon vor Monaten die Gelegenheit wahrgenommen, an den Vorbereitungen der Feierlichkeiten zum 150. Todestag W.A. Mozarts in Wien heranzufeuern. Der Wiener Kulturpropagandist Frauenfeld musste ihn seither auf dem Laufenden halten, und nun, während des Wiener Aufenthaltes, gab Reichsbühnenbildner Benno von Avent dem Minister sachkundige Hinweise. Arent, der den Spitznamen «Pylonen-Benno» trug, wurde allerdings von Kritikern insgeheim die fachliche Qualifikation für solche Erläuterungen abgesprochen.

Inzwischen konnte der Reichsminister seinen eigenen Beitrag zum Mozart-Fest beisteuern, d.h. am Donnerstag, dem 4. Dezember, um 15 Uhr bei der sogenannten Kulturpolitischen Kundgebung in der Staatsoper eine Rede halten, die von der Ouvertüre zu «Titus» und den Mozart-Variationen Regers umrahmt war. Zwei Stunden später kamen Goebbels und Avent nochmals ins Haus am Ring. Beide Herren besuchten die abendliche Festaufführung der «Zauberflöte», die in einer szenischen Einrichtung der Berliner Staatsoper von Gustav Gründgens neu gestaltet worden war. Am Dirigentenpult stand Knappertsbusch. Der Reichsminister zeigte sich schlecht gelaunt und war mit dem Bühnenbild Traugott Müllers sehr unzufrieden.

Am nächsten Tag fand die nahezu ungeheure Kranzniederlegung an der Aussenfront des Stephansdomes statt, die zum Bekenntnis des neuen Europa für Mozart werden sollte. Dementsprechend legten zunächst die diplomatischen Vertreter jener Nationen, die mit dem Reich halbwegs befreundet waren, Kränze nieder. Auch die Japaner, die Repräsentanten Mandschukos und die Vertreter des besetzten China traten dazu an. Alle waren extra aus Berlin angereist bzw. einem Kurier gefolgt, der aus dem Führerhauptquartier nach Wien fuhr

und die Weisung überbrachte, Schirach möge einen Kranz Hitlers vor die Einsegnungskapelle legen. Angesichts dieser Neuigkeit soll Dr. Goebbels damals wütend auf jede weitere Mitwirkung verzichtet haben. Er hätte nämlich in diesem Falle den eigenen Kranz erst nach Schirach deponieren dürfen, weil letzterer mit dem Blumenkranz Hitlers bewaffnet erscheinen sollte. Vom Auftritt des Reichsministers bei der Kundgebung in der Oper, am Donnerstag, dem 4. Dezember, existieren einige zeitgenössische Berichte. Demnach liess der Besuch des Hauses zu wünschen übrig, und Goebbels soll sich nachher sehr unmutig über die Organisation der Veranstaltung geäussert haben. Er verbot auch die beabsichtigte Rundfunkübertragung des Mozart-Requiems aus dem Musikvereinsaal, da es angeblich zuviel katholisches Gedankengut enthielt.

Freitag abend musste der Generalreferent Walter Thomas vor Goebbels im Hotel Bristol erscheinen. Thomas erinnert sich, dass ihn der Reichsminister damals mit Vorwürfen bezüglich der Mozart-Woche überhäufte und ihn beschuldigte, er, Thomas, hätte sich von der «liberalistischen Wiener Reaktion» umgarnen lassen. Insbesondere ärgerte es den Minister, dass ohne sein Wissen Franzosen, Belgier, Rumänen, Ungarn und andere nach Wien eingeladen worden waren. Laut Thomas äusserte Goebbels bei dieser Gelegenheit, er könne, wenn er wolle, Wien zu einem kulturellen Dorf machen.

Am Samstag und am Sonntag stand nur noch das Wiener Programm auf dem Tapet. Die Reichsveranstaltungen waren bereits zu Ende. Nur das Requiem wurde noch einmal wiederholt, obwohl niemand ahnte, wie aktuell mittlerweile diese Trauermusik geworden war.

Stunden vorher hatte der Präsident der Vereinigten Staaten eine Botschaft an Kaiser Hirohito geschickt, in der gegen die umfangreichen Truppenkonzentrationen der Japaner in Indochina Einwände erhoben wurden. Etwas später erreichte eine japanische Flotte unbenutzt den Einsatzraum vor Hawaii. Während Furtwängler in Wien den Taktstock schwang, erlitt die US-Marine im Perlenhafen den schwersten Schlag ihrer Geschichte.

Manche Gäste des Mozart-Festes, von denen die meisten nicht auf eigene Kosten gekommen waren, sondern entweder auf Einladung des Reichsgaues oder der Stadtverwaltung in Wien wohnten, blieben noch ein, zwei Tage hier und schützten zu diesem Zweck irgendwelche dienstliche Obliegenheiten vor.

Die Wiener Schausammlungen boten während und nach der Mozart-Woche bei aller sachlichen Bezogenheit doch ein typisches Abbild des Zeitgeistes. Die Galerie Welz in der Weihburggasse zeigte als Verkaufsexposition «Deutsche, französische und holländische Meister des 19. Jahrhunderts», wobei die Herkunft der Franzosen und Niederländer mit den guten Beziehungen des Inhabers zu den besetzten Gebieten in Einklang gebracht werden konnte. Die Staatliche Graphische Sammlung Albertina hielt ihre «Wilhelm-Busch-Ausstellung» voll kernig-deutschen Humors offen. Die Galerie des 19. Jahrhunderts war tatsächlich nur den österreichisch angekränkelten Kunstliebhabern hold, das Kunsthistorische Museum offerierte bereits «Heroldsgewänder und Heroldsstäbe aus dem 17. und 18. Jahrhundert anlässlich des Sieges in Flandern und im Artois». Ausserdem gab es eine Sonderausstellung mit niederländischen Tapissereien, deren Zustandekommen wohl auch im Hinblick auf den kulturbefflissenen Seyss-Inquart und seine Tätigkeit in Holland zu verstehen war.

Die Leitung des Naturhistorischen Museums ging noch einen Schritt weiter. Das Haus bot als Sonderausstellungen eine «Kolonialschau», eine Raumbildexposition namens «Grossdeutschland» und «Das körperliche und seelische Erscheinungsbild des Juden». Das Völkerkundemuseum beschäftigte sich merkwürdig intensiv mit der Rassenentwicklung, mit dem Irak und mit Japan. Das Kunstgewerbemuseum war bis auf «Rumänische Volkskunst» neutral, das Römische Museum zeigte den «Boden Wiens im Nordischen Lebenskreis».

Die Kunde all dieser Aktionen hätte man dem Mozart ins Grab nachrufen können, wenn jemand seine letzte Ruhestätte zu finden imstande gewesen wäre. Über die Lieblosigkeit seiner Bestattung hatten sich 1941 viele Prominente ereifert und dabei ausser acht gelassen, dass im Zeitalter des Rationalismus Interessellosigkeit am toten Körper nach dessen Einsegnung nicht unbedingt als ein Zeichen der Gleichgültigkeit angesehen wurde. Jetzt aber schienen die Tage kultischer Pietät von Amts wegen nicht mehr aufhören zu wollen. In dieser Richtung wird etwas später sogar der Reichsführer SS wegen der Wiedervereinigung des Haydn-Schädels mit dem Korpus in der Eisenstädter Bergkirche bei den Wiener Dienststellen intervenieren. Zur selben Zeit streuten andere die Asche der Hingerichteten in alle Winde, und die Zahl jener, die man nach ihrem erzwungenen Ableben für immer unauffindbar machen wollte, mehrte sich rapide. Auch Rentabilitätsberechnungen über die Leichenauswertung in den Konzentrationslagern existierten bereits.

Offiziell gab es nur pflichtgetreue Volksgenossen. Die Regimegegner auf der anderen Seite schienen davon Lichtjahre weit entfernt zu sein, gleichsam auf einem anderen Stern zu leben. Für sie gab es nur die alliierten Rundfunksender, sie atmeten von einem Feinderfolg zum anderen durch, empfanden die heimische Administration laufend als unerträglich. Die Briefträger mit den Stellungsbescheiden und die Blockleiter als Todesboten der im Feld stehenden Verwandten waren die einzigen Bindeglieder zu den oben erwähnten, anderen Bevölkerungsteilen, eine Kluft, die wir abgewandelt bei den meisten Nationen Europas vorfinden.

Immerhin, der sozusagen brave Anteil der Bewohner Wiens und der Besucher aus ehemals österreichischen Ländern wurde durch das im Sommer 1942 veröffentlichte Kulturprogramm bei der Stange gehalten. Die Veranstaltungsfolge sollte von September 1942 bis zum Juni 1943 dauern und vom Generalreferat für Kunstförderung, Staatstheater, Museen und Volksbildung gemeinsam mit dem Kulturamt der Stadt Wien sowie der Kulturabteilung des Reichspropagandaamtes Wien realisiert werden. Als Sonderleistungen wurden die kulturelle Fürsorge für die Kriegsverwundeten sowie für die halbzerstörten Städte im Altreich, wohin Wiener Ensembles für sporadische Darbietungen reisten, angesehen. Die Wiener Staatsoper sah der Erstaufführung von «Capriccio» entgegen, womit der Geburtstag von Richard Strauss am 11. Juni 1943 gefeiert werden sollte. Max Mell wird aus gleichem Anlass mehrere Ehrungen entgegennehmen und K. Schäfer sein erstes Wiener Eisballett für die kalte Saison entsprechend vergrößern.

## NEUES RINGEN

Die Möglichkeiten des Braunauers waren Anfang 1942 noch lange nicht auf Null reduziert, wengleich seine Wiener Anhänger die notwendigen Details bevorstehender Massnahmen deutscherseits nicht mehr diskutierten. Man überliess alles dem Führer, der schon wissen würde, wo und wann vorzugehen wäre. Die Siege der Wehrmacht wurden für selbstverständlich gehalten. Man verstand Anfang 1942 in Wien darunter die Einnahme Leningrads und Moskaus, obwohl Hitler beides nicht mehr in Szene setzen konnte. Aber dies wussten nur ganz wenige.

Dabei hätte den Begeisterten Anfang 1942 auffallen müssen, wie sehr deutsche Stellen um die Ausstrahlung nach Spanien und von dort weiter nach Südamerika bemüht waren. Hitler brüstete sich mit dem Anrücken der spanischen «Blauen Division» im Nordabschnitt, vergass aber nicht, dass viele junge Holländer, Franzosen, Belgier, Dänen, ja, nach anfänglichem Zögern auch die Kroaten die Ostfront verstärken wollten. Dort standen bereits die Rumänen, Ungarn, Slowaken und Finnen neben den Deutschen und Italienern in «europäischer Waffenbrüderschaft».

Auch die Freiheitsbestrebungen Indiens begannen für die Achse interessant zu werden. In Wien und Berlin tauchten weitere indische Emigranten auf. Sie alle fügten sich willig in jene Reichspolitik ein, die jetzt innerhalb der nächsten zwölf Monate die endgültige Entscheidung zum Ziele haben musste. Mehr Zeit konnte man sich angesichts der materiellen Möglichkeiten in der Neuen Welt wohl nicht mehr lassen.

Im Hinblick auf eine etwaige Verzögerung im deutschen Terminplan, etwa im Falle weiterer bolschewistischer Durchhalteversuche, bestand unter gewissen Umständen die Möglichkeit separater Friedensverhandlungen mit dem östlichen oder mit dem westlichen Gegner. Selbstverständlich durfte niemand anderer als höchste Persönlichkeiten des Staatsapparates an derlei Dinge denken, aber in der Praxis konnte jeder still für sich darauf hoffen, zumal das Wort von der «bedingungslosen Übergabe» als einigendes Band aller Widersacher des Dritten Reiches noch nicht ausgesprochen worden war.

Aber jeglicher Friedenswunsch oder Kompromissgedanke blieb 1942 schon im Stadium seines Entstehens stecken. Das launische Schicksal bot in diesem Jahr eigentlich nur ein paar französischen Militärpersonen in Algier die Chance, zwischen den Fronten zu lavieren. Doch diese Männer waren schwache Spieler. Auch der Generalissimus Franco hätte noch ein Wort mitzureden gehabt, wenn ihm danach zumute gewesen wäre.

Dagegen traute die Welt den Deutschen einen Stoss bis zur russisch-persischen Grenze zunächst ebenso zu wie die zeitweise Eroberung des Suezkanalufers und die Errichtung eines neuen, lebensfähigen Staatswesens in der Ukraine. Während sich die Russen einredeten, sie hätten die Deutsche Wehrmacht bereits derart zur Ader gelassen, dass 1942 nicht mehr viel passieren könne, sank in den heller werdenden Nächten rund ums Nordkap ein erheblicher Teil der alliierten Geleitzüge für die Sowjetunion unter der Einwirkung deutscher Torpedos und Bomben auf den Meeresgrund.

In Wien war vom Ausbluten der deutschen Kraft noch nichts zu bemerken. Für die Schuljugend gab es zwar ein paar Wochen Kälteferien, die älteren Semester wurden als Hilfschaffner auf der Strassenbahn eingesetzt, verliefen sich aber bald bis auf einige Mischlinge, die froh waren, dass man ihnen nicht Schlimmeres zuschanzte. Die Lehrerschaft sammelte sich mittlerweile in den Kartenstellen oder bei der NS-Volks wohlfahrt, um dort nützlich zu sein. Die Mode der Damen, die merkwürdigerweise noch immer auf der ganzen Welt gewisse

Ähnlichkeiten aufwies, brachte keinerlei Akzente ins verschneite Strassenbild, obwohl sich manches Fräulein fürs Ausgehen auffallend schön machen wollte. Die Spielschar der Wiener Hitler-Jugend probte schwierige Weisen, um damit den Reichsstatthalter bei seinen Gastmählern zu erfreuen. Die zunehmende Härte des Ringens gegen Ost und West wurde davon freilich nicht berührt. Anfang Jänner 1942 hörten die Deutschen mit Rettungsaktionen zugunsten schiffbrüchiger Matrosen von alliierten Transportern oder Fischkuttern im Ozean auf, und am 15. wurde SS-Obergruppenführer Heydrich vom Reichsmarschall mit vorbereitenden Arbeiten zur Endlösung der Judenfrage beauftragt. Im Osten begann die Wehrmacht eigene Bataillone aufzustellen, die es der Ordnungspolizei und der Waffen-SS bei der Partisanenvernichtung an Rücksichtslosigkeit gleichzutun sollten. In Serbien wurde den Truppen eine neue Exekutionsordnung bekanntgegeben, die Einsatzgruppen des Sicherheitsdienstes nahmen sich überall im Osten der Beseitigung von Juden, Zigeunern und bolschewistischen Kommissaren als Hauptaufgabe an.

In Wien teilte der Regierungsdirektor Dr. Schlesinger am 29. Jänner 1942 der Gemeindeverwaltung in Eigenschaft einer unteren Naturschutzbehörde mit, dass mit der Erklärung der Perchtoldsdorfer Heide zum Naturdenkmal zugewartet werden solle, bis die Trassenführung der grossen Wiener Hangstrasse in diesem Teilstück ausgearbeitet worden sei. Die Beamten der Unterbehörde waren darüber verwirrt, hatten sie doch gehofft, mit derartigen Schutzmassnahmen endlich die Panzer und Raupenfahrzeuge der Wehrmacht bei ihren Übungsfahrten vom Heideboden abzudrängen und so den letzten Standort des Steinröschens im Gebiet des Reichsgaues Wien zu erhalten. Am 26. März erfuhren sie, dass die Planung für die Hangstrasse derzeit nicht weitergeführt werden könnte und es daher mit dem Heideschutz überhaupt zu Ende sei. Aber die Unterbehörde liess nicht locker. Sie brachte es binnen Jahresfrist wenigstens zu einer Sicherungsverordnung für das Gelände am Ostrand des Wienerwaldes.

Im Winter 1941/4 war die Gaustadt im Begriff, ein Eisenbahnknotenpunkt erster europäischer Ordnung zu werden. Obwohl der Führer in aller Öffentlichkeit den endgültigen Erfolg des Feldzuges im Osten verkündet und alles weitere zu blossen Festigungs- und Okkupationsmassnahmen degradiert hatte, schienen plötzlich neue Transportaktivitäten an die Stelle der oft verschobenen allgemeinen Beruhigung getreten zu sein.

Über die Wiener Verbindungsbahn rollten unaufhörlich Feldeinheiten und Nachschubzüge, auf endlosen Rangiergleisen wurden neue Garnituren für kriegswichtige Transporte zusammengestellt. Tag und Nacht qualmten die schweren deutschen Lokomotiven vor unzähligen Güterwaggons, waren Frontleitstellen, Sanitätskommandos, Truppenbetreuungsoffiziere und Wehrmachtstreifen in den verussten k. u. k. Stationsgebäuden an der Arbeit.

In der Volkshalle des Rathauses aber fanden sich die Schauspieler Marte Harell, Rudolf Forster, Paula Pflüger, Hans Olden, Hilde Krahl, Matthias Wiemann, O.W. Fischer und der Eisstar Karli Schäfer ein, um bei einer mit grösstem Propagandaaufwand in Szene gesetzten Spinnstoffsammlung für die Front mitzuwirken. Die Tobis-Filmkunst veranstaltete einen populären Photowettbewerb zur Ermittlung der schönsten Wienerin und das Technische Museum zeigte im Jänner 1942 die Sonderausstellung «Behelfsmässiger Kriegsbau». Nach gleichzeitig erschienenen Zeitungsmeldungen blühte und gedieh Wien aufs beste an Stelle der ehemals «Sterbenden Märchenstadt», so ein Lied, das «ein feister Jude geschrieben hatte und dick daran verdiente».

Furtwängler und Mithel betreuten Beethovens «Fidelio», der im Jänner 1942 in der Staatsoper Premiere hatte, und Karl Pauspertl-Drachenthal dirigierte das traditionelle Frontkämpfer-Neujahrskonzert im «Auge Gottes». Im Rathaus erinnerte man sich voll Genugtung an das Turmblasen des Trompeterchores auf der südlichen Giebelgalerie des Stephans-

domes in der Silvesternacht, zu dem eine grössere Menschenmenge herbeigeströmt war. Erstmals hatten die Lauscher dabei die «Kleine Trompetermusik» sowie das «Feierliche Lied» vom Musikschuldirektor Othmar Steinbauer, ferner die «Festmusik» von Richard Strauss, den Choral aus dem «Heldischen Hymnus» und die «Turmmusik» von Karl Hermann Piehl gehört. Franz Lehar dirigierte am 15. Jänner das vierte Grosskonzert der Wehrmacht in Wien, und in der Praterstrasse 48 konnte die NS-Gemeinschaft KdF eine Übungsstätte für fröhliche Gymnastik eröffnen.

Jung und Kozich hiessen bald nach Jahresbeginn 1942 im Rathaus den ersten Ritterkreuzträger des Sturmbannes IV der SA-Standarte Feldherrnhalle willkommen, in der fast lauter sogenannte Ostmärker dienten. Der Grazer Oberbürgermeister Kaspar eiferte währenddessen den Wienern bezüglich ihrer Kultur-Preis-Politik nach. Er stiftete Anfang 1942 einen «Kunstpreis der Stadt der Volkserhebung» in drei Stufen für steirische Künstler auf dem Gebiet der Architektur, Bildhauerei, Dichtkunst, Komposition und Malerei. Der Wiener Männergesangverein hingegen widmete drei Preise einem Männerchorwerk, das beim hundertjährigen Bestehensjubiläum im Jahre 1943 uraufgeführt werden sollte. Etwas später empfingen Gemeindevertreter im Gobelinsaal des Wiener Rathauses die Sieger und Siegerinnen der Deutschen Meisterschaft im Eiskunsläufen für Frauen sowie im Juniorenpaarlaufen. Man gab der Befriedigung Ausdruck, dass diese Meisterschaftsveranstaltung trotz der «Erneuerung der Welt und Aufbruch der Völker Europas» stattfinden konnte, und Blaschke beteiligte sich auf kulturellem Sektor gleichzuziehen. Deshalb wurde der 80-jährige Oberbaurat Dr.-Ing. Fritz von Emperger, dem Hitler bereits die Goethe-Medaille verliehen und den Schirach sowie Jung beglückwünscht hatten, der aber bald sterben sollte, für die Ehrengalerie der Stadt Wien gemalt. Auf dem Rosenhügel drehte Willi Forst sein «Wiener Blut» mit einem Grossaufgebot von Schönheiten und Komikern. Die Wessely, die Wirte der Wiener Heurigenlokale, der Deutsche Sängerbund und die Eisrevue Schäfers wurden für die nächste gauseigene Sammlung zugunsten des Kriegs-WHW mobilisiert, der Wintersporttag der Betriebe verwandelte sich, da man offiziell alle Skier der Ostfront schenken musste, in einen Winterwandertag mit Eislauf- und Rodeleinlagen.

Mitte Jänner 1942 wollte ein Berichterstatte den soeben 65 Jahre alt gewordenen Karl Hans Strobl in Perchtoldsdorf besuchen. Doch das dortige «Igelhaus» Strobbs mit den Erinnerungen aus der braunen Kampfzeit stand leer, der Dichter war nunmehr endgültig nach Iglau heimgekehrt. Doch er wird wiederkommen und auch nach dem Krieg noch ein paar Jahre in Perchtoldsdorf leben.

Viele Interessenten bestaunten die stolzen Künstlerhaus-Preisträger, und zwar vornehmlich jene, die soeben auch die Preise der Stadt Wien erhielten, also Josef Müllner, Karl Stemolak, Rudolf Eisenmenger und Hans Ranzoni. Diese wurden von Blaschke im Roten Salon des Rathauses mit entsprechenden Urkunden beteiligt. Bei Alfred Gerstenbrand, der nur eine Auszeichnung der Landesleitung Wien der Reichskammer der bildenden Künste erhielt, meinte Herr Neumayer in einem Zeitungsartikel, dass «Wien da einen Sohn hätte, den es lieben muss!». Also ein Wink mit dem Zaunpfahl für künftige Ehrungen.

Im Grossen Saal des Reichssenders in der Argentinierstrasse veranstaltete das Kulturamt bald darauf gemeinsam mit dem Wiener Männergesangverein einen Festakt zur 75-Jahrfeier der Uraufführung des Donauwalzers: Stadtrat Blaschke stand mit einer grossen Rede im Mittelpunkt des Zusammenseins, wobei er den geheimen Judenstämmling Johann und mit ihm dessen Heimat Wien als klassischen Urgrund deutscher Volksmusik pries. Ein Festgedicht Weinhebers, die Sängerknaben und funkelnde Namen von Bühne und vom Konzertpodium gaben den Rahmen für diesen Auftritt ab. Blaschke, der kürzlich Präsident der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft in Wien geworden war, ging öfter zu abendlichen Festkonzerten bulgarischer Komponisten und in bulgarische Gemäldeexpositionen, wurde je-

doch von dem gleichfalls erschienenen SS-Gruppenführer Kaltenbrunner etwas in den Schatten gestellt.

In dieser Tonart ging das Kulturleben weiter, während Feldmarschall Rommel seine mei-sterlichen Wüstenmärsche vollführte, deutsche U-Boote die Atlantikschlacht schlugen und die Rotarmisten bei Charkow und auf Kertsch erfahren mussten, dass ihnen die Deutsche Wehrmacht weiterhin sehr gefährlich werden konnte. In Wien sangen die Sängerknaben auf Kreisfeiern, trugen Aslan und andere in der Kulturvereinigung Reime vor, wurde die Hausmusik in Parteiheimen intensiviert, lasen zeitgenössische Romanciers aus ihren Werken, fuhr die HJ-Spielschar nach Pressburg – kurz: die Kulturarbeit hörte nimmer auf. Ganz zu schweigen von Richard Strauss, der in der Staatsoper den Taktstock ergriff oder von der Exl-Bühne mit ihrem alten Eduard Köck, die beide ein 40-jähriges Jubiläum feierten, das ihnen nur die Wiener Propagandaleitung verschönte, während die Gemeinde im Hintergrund grollte. Die Kohlenferien der Wiener Theater, d.h. kurzfristige Schliessungen aus Gründen der Brennstoffersparnis, gingen zu Ende, d<sup>er</sup> Frühling 1942 kündigte sich allmählich mit milderem Wetter an.

Anfang März wurde Weinhebers 50. Geburtstag zelebriert. Thomas brachte den betrunkenen Dichter mühsam ins Palais Lobkowitz, wo ihn die gesamte braune Hautevolee erwartete. Der Reichsstatthalter feierte den «Herold der deutschen Sprache» und steckte ihm den Ehrenring der Stadt Wien an den Finger. Der Herold aber benahm sich beim Festessen im Rathaus den Repräsentanten des Regimes gegenüber recht ungebührlich und liess allerlei alkoholische Äusserungen hören, obwohl er bereits ein Geldgeschenk von Goebbels, das Ehrendoktorat der Wiener Universität sowie manche Festgabe aus Niederdonau eingesteckt hatte. Ungefähr zur gleichen Zeit verlieh Schirach den «Grillparzer-Preis der Stadt Wien» in Höhe von 10.000 RM für das Jahr 1942 dem Dichter Doktor h.c. Emil Strauss, der einer altösterreichischen Familie entstammte, jedoch in Pforzheim geboren wurde und in Freiburg lebte.

Bis Ende März hatte Robert Valberg das Wiener Bürgertheater so weit auf Stand gebracht, dass er mit des Kulturamtes Hilfe als Schauspielregisseur hervortreten konnte. Die «Ringstrassenmelodie» von Weyss und Loubé mit Schott-Schöbinger in der Hauptrolle schmeichelte durch einige gängige Lieder den Wiener Konsumenten leichter Musenkost in jener gemütsriefenden Art, welche Schöbinger bereits beim «Brasilianischen Kaffee» in den Kammerschauspielen ausprobiert hatte und die noch 24 Jahre später im Theater an der Wien als «Heimweh nach St. Pauli» nicht umzubringen sein wird. Schott-Schöbingers Rolle war jetzt viel klarer als 1938 bei der Leitung der Scala, wo sein Amtsvorgänger, Direktor Beer, Selbstmord beging. Nur sein Kollege Horky, der vom Wiener Werkel ins Bürgertheater wechselte und über merkwürdig viel Kleingeld verfügte, blieb politisch undurchsichtig. Die Ringstrassenmelodie («... wer sie gehört hat, vergisst sie im Leben nie!») wies tatsächlich mit ihren meckernden Legionären aus Vindobona gewisse Ähnlichkeit zur Werkel-Opposition auf.

Aber im Frühling der Gaustadt gab es auch Ereignisse grösseren Formats. Thomas transportierte ein neues Rembrandt-Bild ins Kunsthistorische Museum, Schirach und Goebbels begingen den fünften Jahrestag des Umbruchs mit Versammlungswellen, Aufmärschen und Freivorstellungen für Arbeiter und Soldaten. Die Sängerknaben musizierten in Spanien, die Hitler-Jugend durfte kostenlos ins Opernhaus der Stadt Wien, und der Kameradschaftschor der Wiener Strassenbahner beging mit strammen Gesten seine 40-jährige Bestandsfeier. Die Wiener Philharmoniker hatten es bereits auf hundert Jahre gebracht und sonnten sich mit Ratsherrn Jerger an der Spitze im Glanz einer Festfolge, die von den Nicolai-Gedenkstätten Wiens über eine Sonderexposition sowie ausserordentliche Konzerte bis zum Empfang in

Schirachs Villa auf der Hohen Warte reichte. Die Nicolai-Medaille wurde bei dieser Gelegenheit sorgsam ausgewählt an Musici, braune Kämpfer, Generäle, Kulturschaffende und andere verteilt.

Im Rathaus begann die Wien-Film mit Aussenaufnahmen für den Lueger-Film unter dem Arbeitstitel «Wien 1910». E. W. Emo führte Regie, zum schönen Karl des Rudolf Forster gesellten sich Heinrich George als Ritter von Schönerer und Lil Dagover als weibliches Ideal des Wiener Bürgermeisters. Goebbels liess später die Fertigstellung des Drehvorhabens aus politischen Gründen untersagen.

Ungefähr zur gleichen Zeit liquidierten die Japaner Niederländisch-Indien, und der «Völkische Beobachter», Wiener Ausgabe, schimpfte auf Churchill, weil sich der Premier in London vor Downing Street Nr. 10 irgendein Feldgerät, das von Wiener Emigranten gespendet wurde, schenken liess. Dabei kam seine heimliche, kleine Schwäche fürs alte Wien zum Vorschein, was den «Völkischen Beobachter» masslos aufbrachte.

Im Frühjahr 1942 kam Frau Marie Hamsun in die Gaustadt und las im nordischen Wien-Kontor aus den Werken ihres Gatten vor. Schirach aber erlaubte in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift «Wille und Macht» einem Jugendführer zu sagen: «Wir haben, es klingt sehr gross, ein neues Verhältnis zu Gott und den Menschen gefunden. Aber man rührt heute besser noch nicht daran!» Dieses Verhältnis wurde vielerorts spürbar: Die Sondergerichte arbeiteten auf Hochtouren, aus Polen wurden offiziell Massenverurteilungen zum Tode berichtet, während in der Scala und im Busch-Kino Willi Forsts «Wiener Blut» vor Partei und Wehrmacht Galapremieren hatte.

Die Wiener Hamerling-Gesellschaft veranstaltete Anfang April 1942 einen Vortragsabend mit Dichtungen von Ginzkey bis Mell und Weinheber, wobei trotz einer Warnung des Kulturamtes der politisch missliebige Prof. Carl Lafite am Klavier spielen durfte. Blaschke feierte das Osterfest mit seinen Bulgaren im Kursalon und sprach am 17. April im Auditorium maximum über «Die kulturelle Ausstrahlung Wiens nach dem Südosten». Seine Ausführungen fügten sich in die Reihe sogenannter volkstümlicher Universitätsvorträge ein, in deren Verlauf auch der nunmehrige Sondergesandte, Dr. Hermann Neubacher, über die von ihm beeinflusste Balkanwirtschaft zu Worte kommen sollte. Im «Theresenschlossl» erzählte Prof. F. Grossmann von den Erfolgen seiner Sängerknaben bei den Flamen sowie bei den französischen Rüstungsarbeitern, und Schirach feierte den fünfzig Jahre alt gewordenen Orgelprofessor Franz Schütz coram publico im Brahmsaal. Die neue musikalische Version Robert Ernsts vom Weinheber-Kalendarium wirkte auf die Gäste einer Kulturveranstaltung im Kreis III ein, und Thomas kündigte vor Journalisten eine «Woche zeitgenössischer Musik», die «Hebbel-Woche» und eine für November in Aussicht genommene «Dramatisch-zyklische Veranstaltung anlässlich des Geburtstages von Gerhart Hauptmann» an.

Unwiederbringlich fern und vergessen schienen die Tage der alten Wiener Ravag zu sein, als Joseph Schmidt sein «Es wird im Leben dir mehr genommen als gegeben» mit Schmelz vortrug, Greta Kellers dunkles Organ von der hinter den Dächern versinkenden Sonne erzählte und Hermann Leopoldi die Überraschungsfahrt ins Blaue anpries. Der kleine Schmidt mit der grossen Stimme war unbemerkt in einem Schweizer Flüchtlingslager gestorben, die Keller und der Leopoldi hatten Amerika erreicht. Letzterer allerdings war vorher in einem deutschen Konzentrationslager inhaftiert gewesen.

In Wien versuchten sich einige Talente, soweit sie in relativer Freiheit lebten oder im Gefängnis dazu Gelegenheit erhielten, mit Prosa und Lyrik in oppositionell-politischem Sinn. Die alte grossdeutsche Schicht der Gaustadt aber, die noch vor kurzem das kulturelle Leben in seiner gesellschaftlichen Erscheinungsform entscheidend mitbestimmt hatte, zog sich langsam zurück, schwächte den Kontakt zur Umwelt ab bzw. wurde durch immer häufigere Sterbefälle dezimiert.

Am Hitler-Geburtstag durften 20.000 Wiener Kinder auf Parteikosten in den Wurstelprater gehen. Knapp vorher war es noch zu jenem Rekordereignis der Wiener Kultur gekommen, mit dem die ältere Generation der Gaustadt ihren wiedergewonnenen Richard Strauss feierte. Der Meister schwang höchstpersönlich den Taktstock über die mit den Symphonikern vereinten Philharmoniker, d.h. über 200 Musiker. Strauss führte mit ihnen die «Alpensymphonie» auf. In der Pause wurde von kompetenter Seite ein Riesenwirbel inszeniert, gigantische Lorbeerkränze kamen aufs Podium, Reden und Tränen der Rührung flossen reichlich. Der Lärm stand in seltsamem Gegensatz zu den Dunkelkonzerten des Stadtorchesters, wo Weisbach jetzt Sibelius entdeckte. Am 20. April füllte sich der Adolf-Hitler-Platz vor dem Rathaus mit tausenden Marschierern, die diverse Redner, den Trompeterchor der Stadt Wien und den Männerchor des Sängerkreises Wien vernahmen. Der Trompeterchor unter Scholtys wird elf Tage später, am sogenannten Nationalfeiertag, auch auf dem Josefsplatz zu hören sein, aber dabei nur als eines unter vielen Ensembles konzertieren. Mit offizieller Fröhlichkeit ging nämlich der 1. Mai 1942 auf vielen Plätzen Wiens vorüber. Die allseits hochgeschätzte, wenn auch bejahrte Kammersängerin Anna Bahr-Mildenburg liess sich gleich darauf für Sonderkurse für musikdramatische Darstellung an der Reichshochschule für Musik in Wien verpflichten und sorgte damit für eine personelle Verbindung zur Musikschule der Stadt Wien, wo sie ebenfalls als Lehrerin tätig war. Reichsminister Dr. Goebbels und Reichsleiter Baldur von Schirach aber reorganisierten einvernehmlich, d.h. als gleichberechtigte Partner, die kulturpolitischen Dienststellen im Bereich Wiens.

Anlässlich dieses Revirements erinnern wir uns an die Klage des Generalreferenten Thomas, der darin bekanntlich den Anfang seines Endes erblickte.

24 Stunden nach der französischen Erstaufführung von Pfitzners «Palestrina» in der Grossen Oper in Paris gaben die Wiener Sängerknaben dort ein vielbesuchtes Konzert. Die Sängerknaben fügten sich so in das deutsche Liebeswerben um Frankreich ein, das 1942 seinen Höhepunkt erreichte und die Grand Nation in zwei unversöhnliche Teile zu spalten drohte. Die Beschussungen durch die britische Flotte, die anglo-amerikanischen Operationen gegen Madagaskar und andere französische Überseegebiete, die Luftangriffe auf Paris und weitere Industriestädte des Mutterlandes hatten das ihre zu dieser Bewusstseinspaltung beigetragen.

Inzwischen zeigte sich im «Ausstellungshaus in der Friedrichstrasse», also in der ehemaligen Secession, wieder einmal, dass Wien und Niederdonau doch enger verbunden waren, als dies zwei gleichgestellten und peinlich voneinander getrennten Gauen zukam. In Anwesenheit seines Kollegen Schirach eröffnete dort Gauleiter Jury die Schau «Niederdonau, Mensch und Landschaft» als erste Exposition dieser Art in Wien und gab nachher einen Riesenempfang im Hotel Imperial.

Während diverse Zeitungsschreiber kurz darauf einen neuen Reichshöflichkeitsfeldzug den Wiener Verhältnissen anzupassen suchten, veröffentlichte die Verwaltung der Gaustadt ein neuartiges Rationierungssystem für Theaterkarten: Ab sofort wurden Kundenlisten bei den einzelnen Kartenbüros aufgelegt, wobei diese Läden ihrerseits grössere Kontingente bei entsprechender Provisionssenkung erhielten. Für den Tanzabend des neuaufgestellten Balletts der NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude» aus Berlin, im Opernhaus der Stadt Wien am 2. und 3. Mai, galt diese Regelung allerdings nicht. Die Mädels hüpfen am 2. nur vor Rüstungsarbeitern und Soldaten, für den 3. Mai wurden in mehreren KdF-Verkaufsstellen Anrechtscheine zum Besuch des Balletts abgegeben. Zur selben Zeit veranstaltete das Kulturamt mit der Mozart-Gemeinde einen zeitgenössischen Kammermusikabend, in dessen Verlauf auch Werke des SS-Komponisten Geutebrück zum Zuge kamen, der im Reichssender Wien eine gewisse Rolle spielte.

Am 1. Mai 1942 wurde die Vergabe der Kunstpreise der Stadt Wien 1942 durch Schirach an Drobil, Kempf von Hartenkampf und an Cossmann veröffentlicht. Schon zwei Tage früher hatte Blaschke im Roten Salon die Überreichung vorgenommen und dabei vor einem illustren Publikum das Bemühen um die Popularität des Kunstschaffens unterstrichen. Drobil darf jetzt im Auftrage Josef Bürckels für Metz ein kolossales Kriegerdenkmal schaffen und den Neubau der Kriegsschule in Wiener Neustadt ausschmücken. Der alte Kempf kann in seinem Quartier bei Kitzbühel über zahlreiche Bildankäufe durch höchste Parteibonzen jubilieren. Cossmann findet sich samt seinen Schülern in einer Kupferstichausstellung des Museums zu Flensburg reichsweit gewürdigt, woran sich merkwürdigerweise sehr bald die Gemeinde Leoben als Aussteller anschliesst.

In seiner Prachtvilla auf der Hohen Warte ruhte Schirach vom Wiener Kulturleben aus und dachte an kommende Aufgaben. Langsam rückte für seinen Arbeitsbereich die Bergung, d.h. die Absicherung und Verschickung der Wiener Kunstschätze ausserhalb der luftgefährdeten Zonen in den Vordergrund. Das Bewahren kultureller Güter und Baulichkeiten in der ihm anvertrauten Stadt war Schirach stets ein Bedürfnis, dem er die Arbeitskraft zahlreicher Fachleute, insbesondere der Photographen, Kopisten und Vervielfältiger aller Art, widmete. Ungerührt billigte Baldur hingegen, dass zwischen dem 1. April 1940 und dem 31. März 1945 in sechs jüdischen Friedhöfen Wiens keinerlei Beerdigungen, sondern nur Demolierungsarbeiten stattfanden, wobei die Gemeinde Wien aus kulturpolitischen Gründen für die Erhaltung der einen oder anderen Gräberstätte eintrat. Nach seiner Ruhepause auf der Hohen Warte fuhr der Reichsleiter im Sonderwaggon nach Salzburg. Während sich Schirach dort um die Kulturtag der Hitler-Jugend kümmerte, wo zu allen Kunstfragen Stellung genommen und dabei dem Dichter Kolbenheyer besonders aufmerksam zugehört wurde, vernahm das braune Wien mit gläubigem Staunen die Worte des Reichsmarschalls anlässlich der Verleihung des Ritterkreuzes zum Kriegsverdienstkreuz an den Obermeister Hahne. Göring beklagte das tragische Los der Arbeiterschaft in den Demokratien und die Unterdrückung und rücksichtslose Vernichtung des Arbeiters im Zeichen des Bolschewismus und meinte, dass dort «das Endziel die Vernichtung aller Kultur» gewesen sei. Nach ihm hätten dies jetzt «Millionen deutscher Volksgenossen, die heute an der schwersten aller Fronten kämpften, erkennen gelernt». Da konnte man des Lebens in der Gaustadt Wien froh sein, wo die Symphoniker soeben Pfitzners Kantate «Von deutscher Seele» mit dem Schubertbund und der Wiener Singakademie aufgeführt hatten.

Nach einem Gedächtniskonzert für Josef Reiter im Musikverein, mehreren Dichterlesungen des Volkstheaters im Hause der «Komödie» in der Johannesgasse sowie Ausführungen des Parteigenossen Merz im Kontor der nordischen Gesellschaft über «Der volkstumszersetzende Einfluss des Jazz» wollte der Trompeterchor der Stadt Wien im Arkadenhof bzw. bei Schlechtwetter im Grossen Konzerthausaal blasen. Im Zusammenhang damit sprachen Fachleute von einer «Blüte der Bläserliteratur in Wien», wobei die politischen Choräle des Pilss, die von mehreren Bläserquintetten auf verschiedenen Rathausbaikonen produziert wurden, besondere Anerkennung fanden.

Die Wiener Sängerknaben erregten zur selben Zeit im In- und Ausland angenehmes Aufsehen. Franz Burkhart, Erich Marckhl und Armin Kaufmann sowie Walter Tschoeppe und Robert Ernst standen in der ersten Reihe der von den Knabenstimmen bevorzugten Tondichter, es folgten Apostel, Kornauth, Skorzeny und Emmers. Allerorts wurde auch der 60-jährige Professor Joseph Marx geehrt. Stadtrat Blaschke überreichte ihm den Ehrenring der Stadt Wien und sprach in Schirachs Namen langgezogene Glückwünsche aus. Anschliessend übergab Stuppäck Marx ein Schirach-Bild mit Widmung, und der Reichsleiter verfügte die Vergabe eines Joseph-Marx-Preises im Werte von jeweils 500 RM. Nicht alle Regungen des Meisters wurden jedoch in der Folge so hoch geschätzt wie damals.

Bald nachher liess der Reichsstatthalter Werksverträge mit sechs jungen, besonders förderungswürdigen Komponisten abschliessen, die es ihnen ermöglichen sollten, durch eine Reihe von Jahren, völlig befreit von den Sorgen des Alltags, nur dem eigenen Metier zu leben. Einige der von Sorgen Befreiten durften sogar in das ehemalige Stift Klosterneuburg einziehen und dort auf Musenküsse warten.

Weiter westlich, in Salzburg, warnte der Oberbannführer Danzinger die dort angetretene Hitler-Jugend vor der «Flucht in den Frieden». Von der Höhenfeste dröhnte die Fanfare des Komponisten Biebl, Inge Capra-Teuffenbach, aber auch Miegel, Springenschmid und Waggerl lasen den Jugendlichen aus eigenen Werken vor.

Deutsch-italienische Gesellschafter, viele Kroaten und Slowaken besuchten jetzt Wien, und das Burgtheaterensemble fuhr zu Seyss-Inquart nach Holland. Angeblich kamen zahlreiche Niederländer in die Gastvorstellungen dieser Wiener Bühne, auch ein Vortrag Prof. Nadlers soll von den Einheimischen stark frequentiert worden sein. Auf Anordnung des Reichsstatthalters Baldur von Schirach wurde etwa zur gleichen Zeit die Grabstätte Hebbels und seiner Frau, der Wiener Burgschauspielerin Christine Enghaus, im Matzleinsdorfer Friedhof von der Stadt Wien in Betreuung genommen. Die Gemeinde konnte scheinbar überhaupt nichts mehr ohne Anregung oder Auftrag des Reichsstatthalters tun, sogar für die Anbringung von vier Gedenktafeln an ehemaligen Hebbel-Wohnhäusern bedurfte es seiner persönlichen Initiative. Die Wiener Heurigen aber schlossen auf magistratische Anordnung hin noch vor Beginn der warmen Jahreszeit ihre Tore. Ab nun musste der Wein abgeliefert oder sachgemäss eingelagert werden.

In der gesamten Ostmark schwelgten die Regimetreuen in Erinnerungen an die Erfolge von gestern und die Inhaftierten dachten schauernd an ihre bevorstehende Exekution. Rechnet man die Unabkömmlich-Gestellten, also die vom Wehrdienst vorläufig sicheren Parteilosen, die Ariseure, d.h. jene, die jüdischen Besitz von der Reichsverwaltung gekauft hatten, die alten Beamten und die zackigen Jugendführer, die Wirtschaftstreuhänder, Agrarfunktionäre und die Werkmeister in Reitstiefeln hierher, so ergibt sich eine bizarre Volksgemeinschaft, die mit früheren Zuständen nicht vergleichbar war.

## DIE STUNDE DER OFFIZIERE

Im März 1942 hatte Josef Weinheber sein 50. Geburtstagsfest begangen. Nadler und Thomas waren zeitgerecht um eine besondere Ehrung des Dichters bemüht und setzten die Ernennung zum Ehrendoktor der Wiener Universität durch. Dies wurde zum Anlass einer grossen akademischen Feierlichkeit genommen, in deren Verlauf Weinheber ein allseits mit grossem Beifall aufgenommenes Festreferat über den antiken Vers und seine Bedeutung für die Gegenwart hielt. Vorher und nachher gab es weitere Ehrungen des Jubilars; Weinheber trank ununterbrochen, konnte jedoch der Uraufführung von zwei neuen Liedern, die Richard Strauss nach Texten des Dichters vertont hatte, einigermassen folgen. Strauss arbeitete damals bereits an dem symphonischen Werk «Die Donau» für Orchester, Chor und Soli, das nach Worten Josef Weinhebers entstand. Die Germanisten der Wiener Universität wollten den Poeten mit dem Ehrendoktorhut nicht ohne weiteres ziehen lassen und richteten Kurse zur Sprachpflege unter Weinhebers Leitung ein. Der aber versprach dieses und jenes, nahm besagten Hut und liess sich kaum noch blicken. Erst zur Gerhart-Hauptmann-Woche im November 1942 bot er mit einer Ode auf den greisen schlesischen Meister eine neue Bestleistung dar.

Während des Sommersemesters 1942 besuchten viele junge Offiziere oder Offiziersanwärter die Wiener Universität. Die Abkommandierungen zum Studienurlaub blieben nicht auf Mediziner beschränkt, auch anders orientierte Akademiker konnten die Vorlesungen besuchen, zumal, wenn sie sich bereits irgendein Leiden an der Front geholt hatten und daher zur Zeit nicht voll einsatzfähig waren. So schritten junge Feldwebel der Luftwaffe, denen einige Finger fehlten und die noch immer an das viele vergossene Blut beim Absprung über Kreta denken mussten, über die Prunkstiegen hinauf, Leutnants mit steifgeschossenem Arm hatten Mühe, die vielen Bücher und Hefte unterzuklemmen. Ringsum drängten sich die Studentinnen in massloser Überzahl, da sie nicht nur aus allen Gauen des Reiches, sondern auch aus den volksdeutschen Siedlungsgebieten im Südosten nach Wien geströmt waren.

Die jungen Militärs hatten sich ein eigenes Weltbild zurechtgezimmert und gaben ihrem Gedankengut in lässig-eleganter Art durch Haltung, Uniform sowie durch kurze Bemerkungen steten Ausdruck. Die Kunst Weinhebers war ihnen kein unbedingtes Anliegen. Der Dichter schien von den älteren, hohen Offizieren, die jetzt in immer grösserer Zahl die Büros der Gaustadt bevölkerten, jedenfalls mehr geachtet zu werden, sofern diese Vielbeschäftigten Zeit für ihn erübrigen konnten. Denn die wehrwirtschaftliche Konzentration aller europäischen Kräfte wurde im Frühjahr 1942 zum Hauptproblem der weiteren Kriegführung. Um den geschlossenen Einsatz sowie eine den wechselnden Anforderungen der Front entsprechende Schlagkraft der Rüstungsorganisation zu ermöglichen, hatte der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht dem Reichsminister für Bewaffnung und Munition ein eigenes Rüstungsamt eingerichtet. Die zahllosen Rüstungsinspektionen und Rüstungskommandos in Europa waren mit einem Schlag zu Aussenstellen des besagten Ministers geworden, und die daraus gefolgerten neuen Posten und Kompetenzen, die Neuverteilung der Einflusszonen und Geldquellen waren auch für die in Wien stationierten Herren beachtlich.

Das Jahr 1942 brachte den Offizieren höherer Dienstklassen auf der ganzen Welt eine noch nie dagewesene Machtfülle, stärkte ihr Selbstvertrauen und ihre Ambition, die Völker dieser Erde wohlgeordnet aufs Schachbrett des Krieges zu führen. Die Leiden der kämpfenden Truppe schienen den Männern aus der Sicht von Dienstreisen, kürzeren Besuchen vorgeschobener Einheiten und der Beobachtung von Angriffswellen am Beginn grosserer Ope-

rationen hinreichend bekannt zu sein. Sicher war Feigheit kein wesentliches Attribut dieser Leute, die manchmal sogar aufatmeten, wenn sie von ihrer zermürbenden Schreibtischarbeit wegakamen und vorne Nachschau halten konnten. Aber sie waren sich des Wertes ihrer persönlichen Erhaltung für das Gesamtgeschehen bewusst.

Der bisherige Verlauf des Krieges liess den hiesigen Repräsentanten dieses Systems die Gegensätze der grossdeutschen Auffassung und der seiner «ailglo-amerikanisch-moskowitischen» Gegner klar werden. Zumindest glaubten sie es. Die Strategie der Gegenseite war ihrer Meinung nach extrem materialistisch orientiert und die alliierte Siegeshoffnung musste sich daher auf das Rüstungspotential der anglo-amerikanischen Welt und auf die von den Sowjets scheinbar aus dem Boden gestampften Industrien und Menschenmassen gründen. Dem stand im Frühjahr 1942 auf brauner Seite das «tief in Charakter und Erfahrung verwurzelte Wissen einer soldatischen Nation» gegenüber, demzufolge geistige und sittliche Kräfte im Kriege entscheiden. So wenigstens erklärte man sich die Sachlage und schöpfte hiefür bei Weinheber und anderen bedeutenden Künstlern je nach persönlicher Disposition neue Kräfte. Doch man wusste auch, wo Freizeitbeschäftigung aufhörte und der eigentliche Ernst des Lebens begann. In diesem Augenblick aber ging es nicht um Geist oder Sittlichkeit, sondern einfach darum, wer die grösseren Menschenreserven schneller und umfassender ausbilden, sie mit besseren Waffen versehen und rascher an die schwachen Stellen des Feindes heranführen konnte. Diese Rechnung sah – auf lange Sicht – für Deutschland nicht mehr günstig aus, es sei denn, man konnte den Gegner zu einem derartigen Verschleiss seines Potentials verleiten, dass ihm die Lust an weiteren Kriegshandlungen verging. Die Briten hoffte man mit japanischem Beistand bald dazu gebracht zu haben, die Russen mussten nach deutscher Ansicht in einigen Wochen unwiderrufflich am Ende sein. Dann würden die Amerikaner vielleicht von selbst aufgeben.

Angesichts solcher Überlegungen können wir uns vorstellen, wie desorientiert alle weiter vom Geschehen entfernt arbeitenden Personen, etwa die Beamten der staatlichen und städtischen Verwaltung Wiens, gewesen sind. Sie konnten aus scheinbar zusammenhanglosen Einzelmassnahmen nur vage Schlüsse ziehen: So meldete ein Gemeindebericht hinsichtlich der damaligen Zeitläufe, dass die lange Dauer des Krieges an das Personal immer grössere Anforderungen stelle. Fast jeder jüngere einsatzfähige Bedienstete musste der Wehrmacht zur Verfügung gestellt werden. Um Kräfte für die Front freizumachen, wurden ältere dienstfähige Beamte nicht in den Ruhestand versetzt und die Altersgrenze von 65 Jahren für die Dauer des Krieges aufgehoben. Aus Mangel an Arbeitskräften wurden Beamte, die nach der sogenannten Berufsbeamtenverordnung entlassen oder in den Ruhestand versetzt worden waren, wieder verwendet. Wo es anging, mussten männliche Arbeitskräfte durch weibliche ersetzt werden. Durch verschiedene «Auskämmaktionen» wurden immer wieder männliche Arbeitskräfte der Verwaltung entzogen, die an die Wehrmacht, ihre Hilfsdienste und die Heimatflak abgegeben oder in Rüstungsbetriebe sowie schliesslich zum Stellungsbau abbeordert worden sind.

Um jede Erinnerung an die frühere Selbständigkeit Österreichs auszumerzen, durfte die Bezeichnung «Ostmark» nicht mehr verwendet werden; die Reichsgaue, in die das Gebiet Österreichs aufgeteilt worden war, waren stets einzeln anzuführen.

Die Berufung des Wiener SS-Hauptsturmführers Brunner durch Eichmann ins Berliner Auswanderungsamt stand Anfang 1942 unmittelbar bevor, und damit ergab sich seine weitere Zusammenarbeit mit Globocnik und Wächter in Polen. Viele Wiener Juden trafen in den bereits leer gewordenen Gettos rund um Lublin ein, um dort die Endlösung zu erwarten. Ausser einem verschleiert bösartigen Artikel in der Wiener Ausgabe des «Völkischen Beobachters», in dem das «alte deutsche Weistum: Wer zum Schwerte greift, wird durch das

Schwert umkommen. Wer den Landfrieden bricht, wird vogelfrei!» an Stelle des einschlägigen Bibelwortes manipuliert wurde und täglichen Einzelhinrichtungsmeldungen blieb hinsichtlich einer Opposition gegen die Nationalsozialisten in der Gaustadt alles still. Hier, sowie in Tirol, Oberösterreich und Salzburg, mühten sich bereits zehn bis vierzehn Widerstandsgruppen in staatsfeindlicher Absicht, doch war die Gestapo meist so gut darüber informiert, dass ihnen keine grössere Aktion gelang.

Am 28. Mai 1942 ist in Wien kurz bekanntgegeben worden, dass der stellvertretende Reichsprotektor in Böhmen und Mähren, der Judenspezialist SS-Obergruppenführer Heydrich, am Vortag von Attentätern verwundet worden sei. Man vernahm bei dieser Gelegenheit, dass Heydrich «erst vor kurzem» das politische Leben in Prag befriedet habe und dass er bei den tschechischen Arbeitern und Bauern auf wachsendes Verständnis gestossen wäre. Heydrich starb Anfang Juni. Dann begann die grosse Vergeltungsaktion gegen alle missliebigen Tschechen, ob sie nun etwas mit dem Anschlag zu tun hatten oder nicht.

Am 1. Juni 1942, also am Geburtstag Ferdinand Raimunds, überreichte Stadtrat Blaschke in Schirachs Namen den Raimund-Preis der Stadt Wien für das laufende Jahr dem steirischen Dichter Dr. Hans Klöpfer, der nunmehr 75 Jahre alt geworden war. Blaschke bat Klöpfer, in dieser Auszeichnung einen Beweis dafür zu erblicken, dass sein Werk über seine eigene Heimat hinaus erklinge. Währenddessen erhöhten die deutschen Unterseeboote ihre diesjährige Versenkungsrate auf 3,100.000 Bruttoregistertonnen samt den dazugehörigen Mannschaften.

Am nächsten Sonntag fingen in Mödling unter dem Ehrenschutz des Reichsministers Dr. Goebbels die Sommeraufführungen 1942 an. Am 3. Juni vergab Srbik in der Akademie der Wissenschaften vor den Spitzen der braunen Gesellschaft mehrere Preise und liess anschliessend das Ehrenmitglied Kolbenhoyer über «Die volksbiologische Funktion des Geisteslebens und der Geisteserziehung» zu Worte kommen. Andere Kreise des Kulturlebens feierten Friedl Czepa, die im Stadttheater nunmehr zum 550. Male «Lisa, benimm dich!» gespielt hatte. Das grosse Hebbel-Jubiläum, das freilich keine Reichssache, wie etwa die Mozart-Huldigung, war und daher nur dem Generalreferat zufiel, setzte kurz darauf mit voller Stärke ein. In der Akademie der Wissenschaften glänzte der Ortsgruppenvorsitzende der Hebbel-Gesellschaft in Wien, Professor Nadler, mit seinen Kenntnissen über den Dichter. Kindermann wollte es ihm bei einem Referat im Akademietheater gleichtun. Am 6. Juni besuchten zahlreiche holsteinische Gäste der Wiener Hebbel-Woche die Hebbel-Gedenkstätten in der Bräunerstrasse, in der Liechtensteinstrasse sowie in der Lenaugasse und in der Loidoldgasse. Nach einem Abstecher zur Sommerfrische Hebbels in Penzing fuhr alles nach Matzleinsdorf hinüber, um einen Kranz am Grabe des Dichters niederzulegen. An einem der nächsten Samstagnachmittage musste Blaschke vor seinem Reichsstatthalter strammstehen, und zwar in der Hebbel-Ausstellung der Nationalbibliothek, wo auch Leihgaben der Städtischen Sammlungen gezeigt wurden: Blaschke und Thomas bewegten sich sogar gemeinsam hinter dem Wiener Oberhaupt einher, das von Exponat zu Exponat schritt und sich vieles vom Generaldirektor Heigl erklären liess. «Der Bart muss ab», schrieb am 9. Juni der «Völkische Beobachter» in seiner Wiener Ausgabe und bezog sich damit auf die wünschenswerte Entwicklung der Jugendliteratur innerhalb der Gaustadt. In Afrika war das Rommel-Korps zur gleichen Stunde bereits beim Rasieren. Die Briten, die soeben Bir Hacheim geräumt hatten, verloren am «Schwarzen Samstag» fast drei Viertel ihrer Panzerwaffe. Erstmals half ein amerikanisches Bomberkommando bei der Sicherung des daraufhin notwendig gewordenen Rückzuges der Engländer nach El Alamein.

Am 10. Juni 1942 begann die grosse deutsche Sommeroffensive im Osten. Nach alliiert-

ten Schätzungen nahmen daran 179 Divisionen der Wehrmacht des Dritten Reiches teil. Dazu kamen 22 rumänische, 14 finnische, 13 ungarische und 10 italienische Divisionen. Eine Division stellten die Spanier, eine weitere die Slowaken. Die Kroaten hatten keine selbständigen Verbände geschickt, sondern kämpften innerhalb des deutschen Ostheeres mit. Für den allgemeinen Vormarsch war es eigentlich etwas spät geworden, doch bald wurde erkennbar, dass es sich um eine gezielte, kühne Operation gegen die kaukasischen Ölfelder und den Mittleren Osten handelte. Die amerikanischen Strategen hielten angesichts dieser Absicht den Zusammenbruch der UdSSR selbst dann für möglich, wenn im russischen Mittel- und Nordabschnitt keine grösseren deutschen Bewegungen erfolgen sollten.

In Wien glaubte man Anfang des Sommers 1942 eigentlich nicht mehr an einen raschen russischen Kollaps. Am Vortag des neuen deutschen Schlages im Osten wallten viele Ablenkungssüchtige in die Nussdorfer Strasse hinaus, um einer neuen Form des Musischen zu huldigen. Dort wurde in Schuberts Geburtshaus die erste der nunmehr alljährlich vorgesehenen Feierstunden abgehalten, die Professor Alfred Orel mit einer Ansprache einleitete. Dann kam das Schubert-Gedicht Weinhebers zum Vortrag, und die ausübenden Musiker bildeten den Abschluss. Im Grossen Konzerthausaal verebte die amtlich forcierte Tanzwoche der Saison mit Darbietungen von Traudl Samesch und ihren Schülerinnen, während die Berufsschule für Damenkleidermacher und Wäscheerzeugung der Stadt Wien in der Sperrgasse die jährliche Abschlusschau ihrer Schülerarbeiten zeigte: Dirndlkleider triumphierten! Ein bekannter Zeitungsmann eilte etwas später zur «Verherrlichung der Frau als Grundzug der Wiener Kunst», d.h. in die Ausstellung «Das schöne Wiener Frauenbild» im Künstlerhaus. Aber es betrückte ihn etwas, dass die meisten Bildnisse auf die Darstellung vornehmer Damen beschränkt waren. «Vorstellbar wäre die Darstellung der Frau in ihrem eigenen Lebenskreis», ertönte daher die leise Klage des Schreibers. Sonst aber lobte er alle Maler, und ein Bild Paula Wesselys von Streit hatte es ihm besonders angetan. Diese weibliche Galerie war ein Teil jener grossen Frühjahrsausstellung 1942, die in Anwesenheit Schirachs und Scharitzers am Samstag, dem 13. Juni, feierlich eröffnet wurde. Damals hatte Eisenmenger dem Reichsstatthalter für die Initiative zur Schau «Das schöne Wiener Frauenbild» gedankt.

Die vielen hohen Offiziere der Gaustadt, ob es sich um den alten Bardolff samt seiner hoheitsvollen Gattin oder um den noch betagteren SS-Brigadeführer, den ehemaligen Generalmajor Hornung, um Aktive wie den eleganten Obersten Kodre oder den Stadtkommandanten Stümpfel mit seiner altösterreichischen Art, den ehemaligen Legionsführer Reschny und andere handelte, die bald hier, bald dort zu sehen waren, konnten sich auf die nächste Bühnen- und Kinosaison freuen: Die wunderschöne Judith Maria Holzmeister, deren berühmten Vater man in der Türkei vergessen hatte, wanderte von Linz ans Deutsche Volkstheater, und Monika Burg suchte im deutschen Filmbetrieb hochzukommen, bevor sie in französische Haut schlüpfte. Eine Wiener Brunnen-Reportage zeigte noch einmal den kürzlich verschwundenen Aiszauberbrunnen auf dem Elterleinplatz in Hernals, jene respektable Anlage von Prof. Karl Philipp. Aus Bronze gegossen sassen einst Willi Strohmaier, Johann Schrammel, Franz Fibrich und Alfred Rondorf mit ihren Instrumenten über dem Wasserbecken. Der neue Mozart-Film mit Hans Holt, die pompöse Gründung des «Europäischen Jugendverbandes», die Schönerer-Ausstellung als politische Schau zur Reichsidee in Wien werden bald auf den Aiszauber vergessen machen. Nun wird auch offenbar, warum der Geist Georg Ritter von Schönerers jetzt immer öfter in Wien herumrasselt. «Schönerer – der Seher deutscher Zukunft – Deutschland rüstet zu seinem 100. Geburtstag am 17. Juli» – verkünden die Zeitungen und eröffnen damit eine neue publizistische Welle. Trotzdem wächst sich die Schönerer-Huldigung des Jahres 1942 letzten Endes nur zu einer Schwärmerei der alten

Kämpfer Wiens aus, denn die Führer der Hitlerjugend, die eben erwachsen gewordenen SS-Kommandeure, die frischgebackenen Offiziere der Wehrmacht und ihre jungen, braunen Frauenzimmer waren viel zu sehr mit der Gegenwartsaffäre beschäftigt, als dass sie sich ausser Bismarck auch noch dessen Verehrer Schönerer merken wollten. Den Altreichsdeutschen in der Gaustadt schien Schönerer von vornherein völlig unbekannt zu sein.

Dagegen bereiteten sich viele Wiener zum zweiten Sportappell der Betriebe 1942 vor, dem sogenannten Sommersporttag, nachdem der Frühjahrslauf mit einer Mehrbeteiligung von 65 Prozent gegenüber 1941 abgeschlossen werden konnte. An der Reichsbrücke wurde das erste Motorboot der Marine-SA Standarte 112 mit dem Namen «Josef Staller» gekennzeichnet, weil besagter Josef 1932 bei einem Propagandamarsch der Partei in Simmering von Schutzbündlern erschossen worden war. Im Burgtheater sangen und tanzten Theateramateure aus Zagreb vor Prominenten, und die Städtischen Büchereien verzichteten auf ihre gewohnte Sommersperre, damit sie die Urlaubslosen oder Kurzurlauber ohne Unterlass mit Literatur versorgen konnten. Während Schirach höchstpersönlich seinen illustren Gästen aus dem Altreich die Ausstellungen im Künstlerhaus und in der Zedlitzhalle zeigte, wurde am 12. Juli 1942 erstmals öffentlich in Wien erwähnt, dass «serbische Kommunisten, geführt von bolschewistischen Agenten und verstärkt durch versprengte Reste der geschlagenen ehemaligen jugoslawischen Armee, seit Abschluss der Kampfhandlungen auf dem Balkan einen Bandenkrieg auf eigene Faust führen». Niemand dachte zunächst viel darüber nach. Man nahm dies genauso zur Kenntnis wie die erste Ausstellung des Aktspezialisten Lengrüssler in der Kunsthandlung Edhoffer und Kasimir oder die bevorstehende Ehrung Gustav Klimts anlässlich dessen 80. Geburtstages. Schirach schickte deswegen seinen Adjutanten, den SS-Obersturmführer der Waffen-SS Heinz Sachse, auf den Hietzinger Friedhof, damit dieser am Grabe Klimts einen Kranz niederlege.

Die vom Publikum beifällig aufgenommene Wiener Erstaufführung von Hans Pfitzners neuestem Kammermusikwerk gab zwar den Kommentatoren eine Möglichkeit, die musikalische Entwicklung der Gegenwart mit Prophezeiungen und Forderungen des Führers zu verquicken, doch trat diese Gedankenspielerei angesichts der Schönerer-Feiern im Juli in den Hintergrund. Vor dem Geburtshaus des Politikers in der Nähe des Südbahnhofes konnte Stadtrat Blaschke mit einer dem Braunauer huldigenden Rede die Inobhutnahme der neuesten Gedenktafel durch die Stadtverwaltung aussprechen. Der Text dieses Motivzeichens liess an Klarheit nichts zu wünschen übrig: «Georg Ritter von Schönerer, Erwecker des völkischen Gedankens in der Ostmark, Begründer des Antisemitismus, Bahnbrecher eines sozialen Arbeiterschutzes, Vorkämpfer für All-Deutschland, wurde in diesem Haus geboren.» Die Gedenktage häuften sich, sei es für Bruno Brehm anlässlich seines 50. oder für Gregor Mendel anlässlich seines 120. Geburtstages. Von Erstgenanntem, der in seiner Urheimat im Sudetengau durch Gauleiter Henlein besonders belobigt wurde, las man in diesem Sommer zahlreiche Aufsätze über Sinn und Notwendigkeit des Ostfeldzuges, obwohl dem Propagandisten Brehm der Osten innerlich näher zu stehen schien als den meisten seiner Kameraden. Solche kleine Schwächen wurden aber gerne entschuldigt, ja von Schirach sogar mit der Prinz-Eugen-Medaille der Stadt Wien belohnt. Schliesslich war auch Reichsminister Seyss-Inquart 50 Jahre alt geworden, und Gauleiter Reichsstatthalter Dr. Hugo Jury hielt auf ihn hierzulande eine Laudatio. Jury erwähnte den Kulturaustausch zwischen Wien und den Niederlanden als musisches Anliegen des Jubilars, der seinerseits einem Mitglied der Vereinigung bildender Künstlerinnen Wiens einen Spezialpreis schickte. Lilly Charlemont hiess die für ihre Gemälde «Praterlandschaft» Ausgezeichnete.

Die Prinz-Eugen-Medaille der Stadt Wien, die Brehm erhalten hatte, war die erste ihrer

Art. Sie sollte ab nun zur Kriegszeit in Eisen, nach Friedensschluss aber in Gold oder Silber verliehen werden. Diese Medaille würden, so sagte Schirach in seiner Rede, wobei er das vertrauliche Du bei Brehm anwandte, fürderhin nur Persönlichkeiten erhalten, die sich in Wien um das Reich hohe Verdienste erworben hatten. Nach Rückfrage beim Führer verlieh Schirach ausserdem an Brehm das goldene Ehrenzeichen der Hitler-Jugend, die höchste Auszeichnung dieser Organisation. Schon einige Tage früher hatte Henlein in Eger Brehm einen Schrifttumspreis des Sudetenlandes zwecks Weitervergebung anheimgestellt, den letzterer dem aus Tirol stammenden Poeten Franz Turnier zusprach.

Am Samstag, dem 25. Juli 1942, kam Leo Schödl in der Wiener Ausgabe des Völkischen Beobachters auf jenen 25. Juli vor acht Jahren zu sprechen, an dem Dollfuss ermordet worden war. Nach dem sich Schödl mit verschiedenen Begleiterscheinungen des Juliputsches beschäftigt hatte, entfuhr ihm prophetische Worte: «... Wir erkennen im Juliaufstand am Ballhausplatz und in den Bergen der Donau- und Alpengau den ersten geschlossenen Kampfeinsatz der Nationalsozialisten, der in diesem Weltkrieg seine millionenfach verstärkte Fortsetzung findet und mit ihm sein Ende haben wird. Die sechs oder sieben Lastkraftwagen, die damals in das Bundeskanzleramt einfuhren, sie rattern heute in zehnt- und hunderttausendfacher Zahl durch die Weite. Am 25. Juli 1942 unterblieb jedoch der traditionelle Marsch der Putschisten von der Turnhalle im 7. Bezirk zum Ballhausplatz; nur im Galgenhof des Landesgerichtes wurde eine Feier voll düsteren Gepräges aufgezogen. Den Ton gab diesmal der höhere SS- und Polizeiführer SS-Gruppenführer Dr. Kaltenbrunner an; SS-Oberführer Dipl.-Ing. Hanns Blaschke trug lediglich den Kranz der Kameradschaft der Julikämpfer.

Im Juli 1942 führte Schirach mit dem «Walter-Rütt-Radrennen» eine neue Sensation in Wien ein. Deutsche, Österreicher, Schweizer, Ungarn, Kroaten und Slowaken jagten am 26. Juli auf ihren Drahteseln durch hundert Runden, vierhundert Kurven und fünfzehn Wertungssprints inmitten der Inneren Stadt herum. Im Waldbad Purkersdorf ging gleichzeitig ein Sommerfest der Betriebe des Kreises I in Szene, das Liebesfreudigen beiderlei Geschlechts allerlei geheime Vergnügungen bot. Arbeitskameradinnen zwischen 15 und 50 entpuppten sich als neckische Badefeien, die es mit der Abgeschlossenheit ihrer Kabinen nicht so genau nahmen.

Die in der Gaustadt vorübergehend tätigen Offiziere hielten sich bei ausgeprägten Parteiveranstaltungen, Belustigungen und Sportfesten der geschilderten Art im Hintergrund, es sei denn, sie waren besonders eingeladen und daher auf den Ehrentribünen anwesend. Sonst übten sie eher etwas Zurückhaltung, auch wenn sie, was in steigendem Masse gefördert wurde, aus dem Mannschaftsstand emporstiegen, bzw. den Proletarierfamilien jenseits des Gürtels entstammten. Übrig blieben bei allen Festen ein paar offizielle Vertreter der Wehrmacht, also die Typen aus den ständigen Wiener Kommandostellen, sowie die wachsende Gilde der jungen Ritterkreuzträger, die von der Partei extra herbeigeht und propagandistisch ausgewertet wurden. Nur bei seriösen Kulturdarbietungen fiel der starke Prozentsatz von Feldgrau und Luftwaffenblau mit Offiziersrang auf. Die wenigen Armeeführer österreichischer Abstammung, etwa Rendulic oder Löhr, gaben sich, falls sie in der Gaustadt zu tun hatten, hingegen sehr exklusiv.

Im Sommer 1942 und in den späteren Kriegsmonaten hatte man in Wien von General Clark, der damals in Schottland eingetroffen war, nicht die geringste Ahnung, niemand konnte sich hierzulande vorstellen, welche Beutung dieser Mensch in Kürze für das Schicksal der Stadt haben sollte. Die Kriegskunst der deutschen Offiziere, ob diese nun den ehrgeizigen Familien der Gaustadt entsprossen oder aus dem ganzen Reich zusammengetrommelt worden waren, schlug alles in ihren Bann. Am 7. Juli rollten die Panzer Hitlers bei Wornesch an hunderttausend gefangenen Russen vorbei über den Don. 18 Tage später fiel Ro-

stow abermals in deutsche Hände, gewaltige Luftflotten hieben auf die über Woroschilowgrad zurückweichenden Rotarmisten ein. Am Kuban gab es kein Halten mehr, die Schluchten des Kaukasus öffneten sich den Angreifern, denen von daheim neue Jahrgänge zum Kämpfen und Sterben nachdrängten. Am 8. August leuchteten die Flammen der Ölfelder um Maikop den Deutschen entgegen, Hirten kamen mit riesigen Schafherden die Berghänge herab, Mädchen in dünnen weissen Kleidern bestaunten die Autokolonnen der Wehrmacht am Strand kleiner Schwarzmeerbadeorte. Bei Kalatsch ergaben sich sechzigtausend Russen, und General Jeremenko begann in höchster Eile Stalingrad zu befestigen. Während der staubig-heissen Septembertage rumpelte eine deutsche Panzerkolonne vor die Stadt und nahm die Höhe 102.

Vom 2. bis 8. August hatte die Länderzone Südost der deutschen Europasender eine vielsprachige Sendereihe unter dem Titel «Mit dem Donausender in Wien» veranstaltet, wodurch die Beziehungen der Gaustadt zu den europäischen Südoststaaten untermauert werden sollten. Diese propagandistische Anstrengung, bei der sich mehrere ausländische Generalkonsuln und Persönlichkeiten des Wiener Kulturlebens hervortaten, ist bereits einer letzten Daseinsphase Wiens als «ungekrönte Königin der Donau» hinzuzurechnen. Viel Eindruck hat die Sendereihe jedenfalls nicht hinterlassen.

Inzwischen war in der ehemaligen Secession die Ausstellung «Schlesische Kunst» und im Künstlerhaus die Wehrmachtsschau «Krieg und Kunst» vorbereitet worden. Doch die Beamten der Gaustadt marschierten nicht zur Kunstbetrachtung, sondern in den Wienerwald, um dort beim Holz sammeln zu helfen. Am 8. August setzte sich Walter Pollak in einem Zeitungsartikel mit dem geistigen Erbe Wiens auseinander, wobei er der Wiener Unterhaltungssucht, dem Hang zur Selbstpersiflage, zu Ironie und Skepsis eine gehörige Standpauke hielt. Ein grosses Sommerstrandfest der Kreise III und X lockte die sinnenfreudige Jugend ins KdF-Bad an der Alten Donau; rings um Wien organisierte Gauleiter Dr. Jury Spezialkuren gegen die Kinderlosigkeit, und der Reichsminister des Inneren gab einen neuen Erlass über Rassenforschung heraus. Im Opernhaus der Stadt Wien begann die Arbeit für eine neue Spielsaison mit dem Appell des Betriebsobmannes, der seine Verdienste um die Gefolgschaft durch Schaffung einer Werkküche, kostenloser Landaufenthalte und Besoldungsverbesserungen aufzählte. Bereits am 22. August wollte Jölli am Währinger Gürtel den Vorhang wieder hochgehen lassen. Für 6. September war «Aida» unter einem rumänischen Dirigenten und einem sächsischen Spielleiter vorgesehen, hernach sollte ein Richard-Strauss-Ballettabend die Gäste erfreuen. Für Dezember 1942 waren ein neues Weihnachtsmärchen sowie diverse Kinderopern geplant. Kapellmeister Kojetinsky aber würde nicht mehr dabei sein, da er als deutscher Musikdirektor nach Thorn gehen wollte.

Unglaublich hoch, in der grenzenlosen Weite des Herbsthimmels verborgen, flogen deutsche Fernaufklärer über der Türkei, dem Iran und der Sowjetunion. Ein Wiener Spezialpilot nahm mit seiner Kamera jene 50 amerikanischen Lokomotiven auf, die damals aus dem Perserreich entlang der Kaspischen See nach Norden dampften. Genügend Triebfahrzeuge also, um einen grossen, militärischen Aufmarschplan zu realisieren. Die mit der Photoauswertung betrauten Offiziere zuckten die Achseln.

Um die Jahresmitte 1942 war in einem Münchner Verlag die neueste Publikation über Josef Weinheber und sein Werk erschienen. Der Autor, Franz Koch versuchte in seiner Schrift eine Gesamtinterpretation dieses Phänomens in betont brauner Schau. Er nahm es dabei auf sich, die öffentliche Würdigung des Dichters vor 1938 völlig zu vergessen. Auch mit Richard Strauss und seinem Vorleben in der Ersten Republik wurde 1942 ja in der Tagespresse ganz ähnlich verfahren.

Koch erklärte im Hinblick auf das Wirken Weinhebers vor dem Anschluss u.a.: «Ein zutiefst einsamer Mensch hält dem Chaos, das immer weiter um sich greift, mahnend und triumphierend die heidnischen Werte des Mutes und Opfers, eines adeligen Seins entgegen... Es war ein Werk typischen ostmärkischen Gepräges: Voll reifsten Kunstverständes und gekelterter Weisheit, aber auch – und das überraschte manchen, der im Österreicher nur eben den musisch Begabten zu kennen glaubte – härtesten Willens und bedingungslosen Anspruchs.

Ein Schreiber im «Völkischen Beobachter» kehrte bei den «Wiener Stadtgärtnereien als Gemüsefarmen» ein und stellte unter diesem Titel im Hinblick auf das Stadtbild fest: «Das Hauptinteresse gilt den Nutzpflanzen... Die schöneren Schwestern des Spinats und der Petersilie erfreuen sich nur insoweit einer uneingeschränkten Pflege, als sie zur Ausschmückung der ganz grossen Gartenanlagen Wiens dienen ... Alle kleineren Anlagen müssen sich jetzt mit bescheidenerem Schmuck begnügen, wenn sie nicht gar dazu herangezogen werden, an der Heimatfront Kriegsdienst zu leisten, indem sie statt Nelken und Levkojen Sonnenblumen pflanzen müssen.» Damit wurde ein Weg beschritten, an dessen vorläufigem Ende der Heldenplatz in ein wogendes Getreidefeld verwandelt wurde, das seinerseits vor Lösschteichen endete.

Der Herbstwind 1942 fegte die letzte Wärme aus der Kalmücken-Steppe, vor Leningrad brach Frost ein und über die Gaustadt kamen die Novembernebel. Kriegsberichterstatter Doktor Franz Pesendorfer erzählte am 1. November den Wienern «Vom leichten Sterben» im Feld. Aber Harry Fuss und Mimi Shorp haben als Ottakringer Liebespaar auf der Bühne des Bürgertheaters grösseren Erfolg beim Publikum, Rudolf Carl begeistert die Lacher im Stadttheater, die staatlichen Bühnen bereiteten sich über Weisung des Reichsstatthalters auf Gastspiele am Rhein vor, die möglichst bald unter dem Motto «Wiener Tage in Köln» stattfinden sollen. Der Reichsstatthalter war in den letzten Wochen des öfteren beim Führer und in Berlin gewesen, wo er wegen einer infolge des fürchterlichen Luftbombardements dringlich gewordenen Kinderlandverschickung Verhandlungen gepflogen hatte. Zahlreiche kinderlose Familien brauner Geisteshaltung in Wien nahmen Kinder aus Hamburg und Bremen in Kost.

Unter Dr. Koliskos Taktstock sang die füllige Gänsemagd Ljuba Welitsch in ihrem von der Staatsoper ausgeborgten Kostüm am Währingergürtel in Humperdincks «Königskindem», Hermann Pilss begleitete den Sänger Dr. Alfred Poell in der Wiener Ortsgruppe der Heibel-Gesellschaft am Klavier, und der Mütterdienst der NS-Frauenschaft warb um neue Mütterschullehrerinnen, die selbstverständlich ohne grössere Kosten ausgebildet werden sollten. In Strebersdorf wurde die 5. Lehrerbildungsanstalt Grossdeutschlands im Gebäude der vertriebenen Schulbrüder eröffnet. In den Wiener Kammerspielen feierte das unmoralische «Südbahn-Hotel» die hundertste Aufführung, und Generalintendant Iltz erwarb das dreiaktige Monsterwerk «Richard der Grosse» von Filmregisseur Geza von Cziffra zur Uraufführung im Deutschen Volkstheater. Die «gestaltende Abteilung der Herrenschnneider-, Damenschneider und Putzmacherschule der Deutschen Arbeitsfront in der Michelbeuerngasse» zeigte mit Schülerinnen als Mannequins die «Frühjahrs- und Sommermodeschau 1943». Das eben ausgegebene 42. Stück des Verordnungs- und Amtsblattes für den Reichsgau Wien enthielt jene Bekanntmachung des Kulturamtes, mit der die Satzungen für die Verleihung der Wiener Kunstpreise nun auch formell veröffentlicht wurden. Es ging dabei um den Grillparzer- sowie um den Raimund-Preis, die beide am 4. Februar 1941 gestiftet wurden, ferner um den Raphael-Donner-Preis, den Kriehuber-Preis und den Waldmüller-Preis, alle mit Stiftungsdatum 20. November 1941. Dann kamen der Beethoven-Preis, gestiftet am 3. März 1942, der Schubert-Preis, gestiftet am 31. Oktober 1942, und schliesslich der Alfred-Roller-Preis, gestiftet am 12. August, sowie der Fischer-von-Erlach-Preis, gestiftet ebenfalls am 12. August 1942, an die Reihe.

Der Tag vor dem deutschen Heldengedenktag bzw. der Löwenbräureden in München war der fast sommerlich heiter anmutende Sonntag, der 8. November 1942. Vor der nordafrikanischen Küste donnerten die schweren Schiffsgeschütze, als zur selben Stunde W. Thomas in Köln vor der westdeutschen Presse in beredten Worten jene Not und Enge schilderte, in der das Wiener Kulturleben vor 1938 dahinvegetieren musste. Erst die grosszügige Unterstützung des Reiches hätte, laut Thomas, die Wiener Kulturkräfte wieder freigelegt und eine Zeit der Aufwärtsentwicklung angebahnt. So schätze sich Wien glücklich, jetzt am Rhein eine Probe seines künstlerischen Wollens zu zeigen, womit bereits der Anfang für die Wien-Tage in Köln gegeben war.

Während man daraufhin in Köln versuchte, zwischen den von der britischen Luftwaffe erzeugten Schuttbergen ein paar fröhliche Ereignisse zu inszenieren, beugten sich an der Donau kleine Modeschöpferinnen über ihre ersten Entwürfe für den Kriegsalltag und für die erhofften besseren Zeiten. Seit dem Jahre 1939 wurde nämlich die ehemalige «Frauenakademie» von der Gemeinde Wien geführt und zunächst als «Kunst- und Modeschule der Stadt Wien» weiterentwickelt. Zweck der Lehranstalt sollte die Heranbildung von Kunsthandwerkern, vor allem von künstlerisch gebildeten Modeschaffenden sein, also etwas anderes als die Schneiderei bei der Deutschen Arbeitsfront in Michelbeuern.

Die Textilfächer wurden allerdings auch hier besonders ausgebaut und das Schneidern zum Pflichtfach erklärt. Im Zusammenwirken mit dem Haus der Mode durfte die Kunst- und Modeschule der Stadt Wien mithelfen, den alten Ruf der Stadt auf dem Gebiet des Kunsthandwerkes und der Mode zu mehren. Die Schülerinnen sollten, auch wenn sie nicht in das Berufsleben eintraten, dazu befähigt werden, in die Dinge ihrer Umgebung Schönheitssinn und Kultur zu bringen. Über Einladung der Vereinigung bildender Künstlerinnen hatte sie mit 25 Modeentwürfen an einer Ausstellung im Juni 1942 teilgenommen, wo zwei der Arbeiten Förderungspreise des Hauses der Mode erhielten. Auch die Abteilung für Bildhauerei stellte fünf Plastiken in Holz oder Stein in dieser Ausstellung zur Schau. Eine Arbeit wurde mit dem Jugendförderungspreis ausgezeichnet und ein zweites Produkt vom Kulturamt der Stadt Wien angekauft. Was doch die süßen Wiener Mädels für Sorgen haben, dachten die jungen Offiziere, wenn sie des Abends die eine oder andere Modeschülerin ausführten und sich dabei etwas von des Tages Müh' und Plage vorzwitschern liessen. Unter den nachsichtigen Zuhörern der Modemädchen befanden sich Männer, die bereits am Rhein gesehen hatten, wohin punkto Luftkrieg der Hase lief.

In diesem heissen Sommer präsentierte sich Wien – schon ziemlich verwahrlost und mit vielen kriegsbedingten Zusätzen wie Flakhelferunterkünften, Behelfswerkstätten, Sondermagazinen, Arbeitsdienstlagern, KZ-Exposituren und dergleichen mehr versehen – den Besuchern, die, mit irgendeiner Uniform angetan, zu den zahlreichen Dienstbesprechungen, Kammer-Konferenzen, Planungsgemeinschaften und Projektgruppen hierher anreisten. Umgekehrt verliessen tausende Wiener das sonnendurchglühte Häusermeer ihrer Vaterstadt, um im ehemaligen Österreich Lebensmittel ohne Marken zu hamstern, Wertgegenstände irgendwo bei Freunden am Land einzulagern oder auch nur, um mit ihren Lieben noch einmal die übrig gebliebene Luft des toten Bundesstaates zu atmen, bevor irgendein Bescheid die Familien für immer auseinanderriss. Um die zahlreichen Aufrufe, auf nicht kriegswichtige Reisen unbedingt zu verzichten, kümmerte sich niemand mehr.

## EIN JUGENDKONGRESS

Innerhalb der hohen Beamtenschaft Wiens gab es einige Skeptiker, also Männer, auf die ein in der Tagespresse 1942 abgedruckter Vorwurf über mangelndes Selbstvertrauen gemünzt sein konnte. Freilich liessen sich die Leute nach aussen noch nichts anmerken. Auch konnten sie sich vom Lauf der Welt keine rechte Vorstellung machen. Aber irgendwie beeindruckte es diese Beamten doch, dass der «Narr im Weissen Haus», wie sich die deutschen Pressekommentatoren ausdrückten, ein Budget von märchenhaften Massen für 1942/ 43 durchgezogen hatte.

Dafür konnten sich die Wiener 1942 von sozialen und kulturellen Problemen in zunehmendem Masse befreit fühlen. Die Einschränkung des individuellen Lebensanspruchs zugunsten kollektiver Gleichheit auf unterer Ebene machte rapide Fortschritte, denn letzten Endes war jedermann froh, wenn er selbst noch nicht ins Feld abzugehen brauchte bzw. seine dorthin vorausgeeilten Angehörigen noch am Leben wusste. Der früher so aufreizende Luxus der Stadt zog sich in unnahbare Bereiche zurück. Nur die Ritterkreuzträger, die, von Partei- und Verwaltungsfunktionären umschwärmt, zu Vorträgen, Empfängen usw. nach Wien kamen, bildeten eine ostentative Oberklasse, doch schienen ihre Aufenthalte in der Gaustadt nicht von langer Dauer zu sein. Andernfalls vermochte sich jeder Volksgenosse Theater-, Kino- oder Konzertbesuche zu leisten, und so wurde manche Kulturexpedition ins Stadtzentrum unternommen, die vor 1938 undenkbar gewesen wäre. Primitive Gemüter suchten Sonntag beim Rundfunkgelaile des Sängers Strienz im Deutschen Volkskonzert gefühlvollen Trost, weil ihnen das Lied «Wovon kann der Landser denn schon träumen» zu Herzen ging. Andere entrüsteten sich über die fortwährende Rassenschande, die von den Juden laut Gerichtssaalchronik in Wien betrieben wurde, als ob die semitischen Überbleibsel dauernd voll Geschlechtsgier durch die Strassen eilten. Verzweifelte Wilderer, Feldpostmarderinnen, Kartenstellendiebe und andere warteten auf ihre qualvolle Hinrichtung, und man erzählte sich hinter vorgehaltener Hand, dass auch hohe Parteibonzen bei grossangelegten Schiebungen ertappt worden wären. Nur von den Häftlingen und Todeskandidaten aus Treue zu Österreich oder von den eingefleischten Marxisten traute sich niemand zu sprechen. Nie wurde von den Richtern proösterreichische Einstellung als Urteilsbegründung angegeben. Im September 1942 erfolgte zwar erstmals die Bekanntgabe einer Exekution von vier Kremsern wegen «kommunistischer Betätigung», doch die österreichisch Gesinnten schienen in der braunen Welt ringsum versunken zu sein, also von jener ungeheuren Propagandawoge verschlungen, die einst Schirach bis weit über Vorderasien zu schleudern hoffte. Seit dem 3. Schahriwar, das war der 25. August 1941, als sowjetische und britische Bataillone im Iran einmarschierten, hatte es sich dort zwar mit der Gedankenerziehung im Sinne Schirachs aufgehört, aber jetzt kamen die deutschen Kaukasuskämpfer wieder an diese Gegend heran.

Während ungarische Delegationen, Presse- und Propagandaexperten ins Palais Schönborn wanderten oder fleissig die Oper besuchten, überreichte der stellvertretende Gauleiter Scharitzer im Gauhaus dem Maler Prof. Franz von Matsch die ihm vom Führer verliehene Goethe-Medaille. Junge Künstler visitierten die HJ-Führerheime der Stadt, die italienische Luftwaffenmusik gab einige Grosskonzerte, und das Schneiderhan-Quartett sowie die Bläservereinigung der Wiener Philharmoniker kamen von den Salzburger Kriegsfestspielen nach Wien zurück. Clemens Krauss, Ernest Ansermet, Willem von Hoogstraten, das Weissgerber-Quartett und der Staatsopernchor unter Dr. Rossmayer waren dort ebenfalls erfolgreich tätig gewesen.

Nunmehr wurde auch das Kulturprogramm 1942/43 im Auftrage des Reichsstatthalters bekanntgemacht, d.h. «die für die Zeit von September bis Juni des nächsten Jahres im Zusammenwirken des Generalreferates für Kunstförderung, Staatstheater, Museen und Volksbildung mit dem Kulturamt der Stadt Wien und der Kulturabteilung im Reichspropagandaamt Wien nach der Initiative des Reichsleiters vorgesehenen Veranstaltungen» mitgeteilt.

Im einzelnen handelte es sich bei den bevorstehenden Attraktionen der Gaustadt um das 80. Geburtstagsfest Gerhart Hauptmanns, der höchstpersönlich im November auf längere Zeit hierorts Zuflucht finden sollte. Alle grösseren Sprechbühnen wollten sich seiner annehmen. Kommenden April sollte eine Wiener Verdi-Woche die kulturelle Verbundenheit des Reichs mit Italien unter Beweis stellen, denn niemand ahnte, dass dieser Achsenpartner dann bereits seinen Todeskampf absolvieren würde. Die Wiener Staatsoper sah der Erstaufführung von «Capriccio» entgegen, womit der Geburtstag von Richard Strauss aufs festlichste zelebriert werden sollte. Ins Burgtheater kam «Der Nibelungen Not» von Max Mell, in den Redoutensaal ein Tanzabend zum 100. Todestag Lanners, und das Akademietheater wollte «Die Weisse Dame» Schreyvogels in den Spielplan aufnehmen. Das Volkstheater gab dem «Samurai» des Mirko Jelusich Obdach, die Komödie zeigte Billingers «Melusine», die Exlbühne blieb bei ihrem bäuerlich-bodenständigen Programm. In den Staatstheatern wären festliche Gastspiele anlässlich der Gründung des Europäischen Jugendverbandes vorgesehen, die Oper würde in Breslau und am Balkan gastieren. Eine musikalische Pfitzner-Ehrung und die Feier der fünfzigjährigen Zugehörigkeit Hedwig Bleibtreus zum Burgtheater sollten etwas später nachfolgen.

Schon im Oktober wollte Schirach in der Hofburg die grossangelegte Ausstellung «Wien – Kunst und Kultur einer Stadt» dem Publikum öffnen. Anfang 1943 sollte Ferdinand Waldmüller anlässlich seines 150. Geburtstages ins Obere Belvedere einziehen. Für nächstes Frühjahr bereitete das Künstlerhaus seine Ausstellungen über «Das schöne Wiener Stadtbild» und «Die Wiener Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts» mit stark politischem Einschlag vor.

Die KdF-Konzertringe der Spielzeit 1942/43 beinhalteten den Meisterzyklus, den sogenannten Wiener Künstlerring und den allgemeinen Konzertring, für den wie üblich Generalmusikdirektor Weisbach zur Verfügung stand. Mehrere Darbietungen sollten einen Beweis für die innigen künstlerischen Beziehungen zwischen Wien, dem Südosten Europas und Italien liefern. Dazu kam die etwas skurrile Pflege des Puppenspiels bzw. die Gründung einer Marionettenbühne, von der 1942/43 die Kasperln in die Betriebe Wiens eindringen sollten. Der KdF-Gauwart Binder sprach abschliessend über die «oft unklare Sehnsucht der Werktätigen nach Kunst und Bildung, der KdF ein klares und erreichbares Ziel gesetzt hat».

Während bei Restaurierungsarbeiten an der Ostseite des Stephansdomes Fresken aus der Zeit Friedrichs III. entdeckt wurden, eröffnete die Galerie Welz unweit davon eine zeitgenössische Dobrowsky-Ausstellung. Doch die Stadt erwartete bereits eine andere grössere Sensation.

Den auf Wiener Bahnhöfen ankommenden Zügen entquollen im Spätsommer 1942 alle möglichen Jugendführer der Kontinentalstaaten, um zu Schirachs Gründungsveranstaltung des Europäischen Jugendverbandes am 14. September ins Gauhaus zu schreiten. «Kinderkongress» nennen es die Wiener Skeptiker unter sich, obwohl Schirach auch viele ältere Berufsjugendliche eingeladen hatte. Zur Kongressprominenz zählten Ley, Lutze, Axmann, Jutta Rüdiger, Tschammer und Osten sowie viele volksdeutsche Schriftleiter und Altreichsreporter. Die Arbeitsgemeinschaft des Kongresses für Kultur und Kunst übernahm der Holländer Van Geelkerken, die Schulerziehung der Slowake Matschek. Die Jugendvertreter ver-

anstellten Paraden, gingen in feierlichem Aufzug in die Oper, besuchten einen Walzerabend im Grossen Musikvereinsaal sowie eine Sonderausstellung in der Nationalbibliothek, wo ihnen der letzte Erlass des Wiener Ministeriums des Äusseren über den vollzogenen Anschluss anno 1938 unter die Nase gehalten wurde. Die Schuljugend bekam eine Erinnerungsplakette aus Leichtmetall, die Jugendführer empfangen das «Pause»-Sonderheft «Europa» und folgten schliesslich einer Einladung des Bürgermeisters ins Rathaus. Dort durfte Blaschke Jung ziemlich auffällig vertreten und eine grosse Rede halten: Demnach wären Kongress und Verbandsgründung zu einem historischen Ereignis geworden und Dank gebühre Schirach dafür, dass er Wien für immer mit dem Europäischen Jugendverband verbunden habe. Nach einer Vertiefung ins Kongressinnere und kühnem Vergleich mit dem Wiener Kongress 1814/15 schwelgte Blaschke in den «städtischen Gegebenheiten aus Blut, Wort, Ton und Stein» und äusserte seherisch, dass Wien seiner Würde als Geburtsstätte des geeinten jungen Europa stets eingedenk sein werde. Der Folgeredner, Reichsjugendführer und Kongresspräsident Axmann, konnte längere Zeit nicht zu Wort kommen, so stürmisch beklatschten alle Anwesenden die rhetorischen Kunststücke Blaschkes.

Die Bemühungen Schirachs um die europäische Jugend konnten insofern als aktuell bezeichnet werden, als die Alliierten den jugendlichen Teilnehmern am Partisanenkampf gegen Deutschland steigendes Interesse entgegenbrachten. Ungefähr zur gleichen Zeit richtete Frau Eleonor Roosevelt eine Botschaft an die europäische Jugend und belobte den Widerstand gegen das Dritte Reich.

Ein Blick hinter die Kulissen der Wiener Veranstaltung ist freilich nicht geeignet, die Zielsicherheit der Massnahmen des Reichsstatthalters zu unterstreichen. Wenn wir W. Thomas glauben dürfen, so haben sich schon bei den Vorbereitungen dieses Ereignisses die üblichen Eifersüchteleien auf höchster Ebene und knapp darunter ergeben. Schirach dürfte mit dem Plan eines Jugendkongresses aussenpolitische Ambitionen verbunden haben, wie er ja wiederholt von Wien aus versucht hat, auf diesem Sektor Karriere zu machen. Tatsache ist, dass er einen Gutteil der Berliner Reichsjugendführung für diesen Zweck einspannen konnte oder sich mit jüngeren Ehrgeizlingen in Berlin verbündete. Schon Monate vorher kamen zahlreiche Sachbearbeiter, Referenten und Sekretärinnen aus Berlin nach Wien, wo Schirach stundenlange Konferenzen mit den Chefs des Vorbereitungsstabes abhielt.

Offensichtlich hatte der Reichsstatthalter gehofft, beim Europäischen Jugendkongress 1942 in Wien viele Souveräne, Ministerpräsidenten, Botschafter und sonstige Repräsentanten der in Frage kommenden Länder begrüssen zu dürfen. Das Bekenntnis dieser Leute zum neuen Europa wäre der Position Schirachs auf pseudointernationalem Parkett ebenso förderlich gewesen wie seiner Stellung dem Führer gegenüber. Verständlicherweise bremsten Reichsausserminister von Ribbentrop und seine Ressortbeamten den Wagemut des Wiener Reichsstatthalters. Die ausländischen Potentaten sagten ihr Erscheinen unter allen möglichen Vorwänden ab, selbst die Botschafter waren plötzlich am Kommen verhindert. Doch der grossangelegte Rahmen des Kongresses konnte nicht mehr verkleinert werden, und so war für minder wichtige Gäste Gelegenheit gegeben, die vorbereitete Fülle und Prachtentfaltung entsprechend zu geniessen.

Die Repräsentationskosten und der Verbrauch des kriegswichtigen Benzins für Dienstfahrten anlässlich des Kongresses sollen dem Braunauer zur Kenntnis gebracht worden sein und dessen besonderen Unwillen erregt haben. Manche glauben, dass Hitler bei dieser Gelegenheit auf Schirach ernstlich böse wurde. Dazu trat die ablehnende Haltung des Reichspropagandaministeriums, das der Wiener Aktion nicht jene Werbekraft zumessen wollte, die Schirach erwartete. Dementsprechend mager fiel die Berichterstattung in Presse, Rundfunk

und Wochenschau des Reiches aus. Nachrichtensperren konnten nur teilweise überwunden werden, und der Propagandaregen in den Heimatländern der Delegierten tröpfelte schwach hernieder. Am letzten Tag des Kongresses schien die ganze Angelegenheit trotz der Unterzeichnung diverser Deklarationen und gemeinsamer Pläne für die Zukunft bereits überall so gut wie vergessen und begraben zu sein; die eingesetzten Komitees und Unterausschüsse versandeten bald nachher. Der Europäische Jugendkongress hatte sich nicht über ein altersmässig genau umgrenztes Anliegen erhoben, wenn auch bejahrte Männer in schmucker Uniform mit dabei gewesen waren. Die vielen Gruppenbilder, die in Wien anlässlich einer Unterschriftenzeremonie wiedergegeben wurden, muteten eher wie eine Parodie auf die Schiedssprüche im Belvedere während der ersten Kriegsjahre an. Dies mag jenen Jugendführern, die im September 1942 zu Wien auf habsburgischen Tellern ihre Galasoupers einnahmen, zunächst nicht so vorgekommen sein. Im Hauptquartier Hitlers aber, wo man sich zur selben Zeit bereits mit dem Nachlassen der deutschen Angriffskraft im Osten herumplagen musste und die ersten Kundschafternachrichten über die sowjetischen Gegenmassnahmen erhielt, wurde das Wiener Schauspiel zweifellos realistischer beurteilt. Es gehörte eben zum persönlichen Pech Schirachs, dass sein Jugendkongress in einer anderen Atmosphäre vonstatten ging, als während der langen Vorbereitungsperiode angenommen worden war.

Anfang Juni 1942 hatten die Japaner die Bereitstellungen für ihre Offensive gegen Amerika abgeschlossen und waren mit einer gewaltigen Armada wieder in Richtung auf Hawaii ausgelaufen. Die Aktion ging aber nicht mehr so glatt wie seinerzeit beim Überraschungsangriff auf Pearl Harbour ab, im Gegenteil, eine Kette verlustreicher Seeschlachten sowie mehrere Landungsversuche des Gegners auf vorgeschobenen Inselfestungen Japans splitterten die Kräfte des Tenno auf. Im Frühherbst tasteten sich die Amerikaner, die aus der Erfahrung gelernt und wichtige Kommandostellen umbesetzt hatten, erstmals bei Guadalcanal sowie durch die Wildnis Neuguineas vor, und die Soldaten und Matrosen des japanischen Kaisers verloren allmählich den Ruf der Unbesiegbarkeit. Im darauffolgenden Jänner eroberten die Australier mit amerikanischer Hilfe den Südosten von Neuguinea und machten damit die Ausgangsbasis des alliierten Vormarsches gegen die Philippinen frei.

Mitte November 1942 durchstieß F. J. Tolbuchin die nördliche Flanke des deutschen Korridors nach Stalingrad, und am 23. November vereinigten sich die Russen, von Süden und Norden kommend, bei Marinovka. Zweiundzwanzig Divisionen Hitlers, darunter starke italienische und rumänische Einheiten, waren entlang der Wolga abgeschnitten. In den letzten Tagen des Jahres 1942 kam es zu einem grossangelegten, aber vergeblichen Ausbruchversuch dieser 6. deutschen Armee, während das Entsatzheer unter Manstein von Malinovsky am Rand der Kalmückensteppe aufgehalten wurde.

Die deutsche Silvesterbilanz 1942 unterschied sich demnach grundlegend von allen vorangegangenen Jahresabschlüssen. Die oberste politische Führung hätte sich die Notwendigkeit eines totalen Kurswechsels eingestehen müssen, auch wenn die Strategen und die Rüstungsfachleute noch keine dramatische Wendung des Kriegsverlaufes für wahrscheinlich hielten. Es war doch deutlich zu sehen, dass man ab sofort mehr auf die künftigen Fehler der anderen Seite als auf die eigene kriegsentscheidende Macht bauen müsse. Angesichts des Weiterbestehens aller Probleme, die man bis Ende 1942 zu lösen gehofft hatte, überstieg das Risiko der Fortführung des Kampfes eigentlich jetzt schon die Erträglichkeitsgrenze. Die Russen griffen nicht nur bei Stalingrad an, sie versuchten, wenn auch mit viel geringerem Erfolg, die deutsche Kaukasusarmee abzuschneiden, machten bei Woronesch einige Fortschritte, bedrohten die Deutschen bei Rzhew und lockerten die Umklammerung Leningrads.

In Wien erinnerten sich gebildete ältere Leute im September 1942 an den Tag vor 28 Jahren, als die deutschen Armeen in Frankreich hinter die Aisne zurückgehen mussten. Damals soll ein Wittelsbacher dem deutschen Kaiser zugerufen haben: «Majestät, wir haben den Krieg verloren, schliessen wir schnell Frieden.» Für diese Äusserung dürfte weniger der an sich geringfügige Rückzug vor Paris massgeblich gewesen sein als die Tatsache, dass dem Reich die Beendigung des Ringens an seiner Westseite misslungen und damit ein aussichtsloser Zweifrontenkampf unvermeidlich geworden war. Mit Jahresende 1942 ergab sich für Deutschland und seine Festung Europa punkto Einklemmtsein eine ähnliche Situation, und dies fühlte man dumpf in der Gaustadt.

Angesichts der nationalsozialistischen Führungsart und ihrer Propagandamöglichkeiten, wie auch infolge der gigantischen braunen Organisation des Kontinents und der daraus entstehenden, überaus eindrucksvollen Leistungen waren solche Gedanken den Anhängern des Braunauers zunächst noch fremd. Man stürzte sich ungeniert auf die Reichsfeinde innerhalb des deutschen Herrschaftsgebietes und bewahrte der Verteidigung Europas durch die Wehrmacht weiterhin jedes Vertrauen. Seit etlichen Monaten arbeiteten in Auschwitz, Chelmo und Belce Vergasungsanlagen, und der Reichsführer SS beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zur Liquidation aller politischen Gettos, um nunmehr auch das Generalgouvernementjudenfrei zu machen. Während der ehemalige Gauleiter Wiens, O. Globocnik, dabei in leitender Position tätig wurde, gelang dem Wiener SS-Gewaltigen Kaltenbrunner der Sprung an die Spitze des Reichssicherheitshauptamtes, wo der Platz Heydrichs neu besetzt werden musste. Kaltenbrunner oder sein Vertreter, der Gestapo-Chef Müller, unterfertigten ab nun alle Befehle hinsichtlich Schutzhaft, Verschickungen, Bestrafungen und Sonderhinrichtungen. Innerhalb der Heeresgruppe Mitte in Russland planten einige hohe Offiziere ein Attentat auf Hitler, das am 13. März 1943 zur Ausführung gelangen sollte, aber missglückte.

Die Zeitenwende, die sich unmittelbar nach dem Jugendkongress Schirachs ankündigte, blieb nicht auf Stalingrad und andere Ereignisse im Osten beschränkt. Im Juni 1942 waren die Generäle Eisenhower und Clark nach London gekommen, um dort ihr Hauptquartier aufzuschlagen. Bald erkannten die beiden, dass eine Invasion des Kontinents von England aus wohl ein erstrebenswertes Ziel darstelle, dass aber angesichts der Zustände auf den britischen Inseln nicht daran zu denken sei. Die Briten hatten zwar bereits Ende Mai 1942 den ersten 1000-Bomber-Angriff auf Köln zustande gebracht, waren aber, was die Feldarmee und die Rüstungsarbeiterschaft betraf, am Rande der inneren Erschöpfung angelangt. Andererseits durchlief die amerikanische Kriegswirtschaft Stadium um Stadium ihrer explosionsartigen Entwicklung, während die Streitkräfte der USA nach der Niederlage auf den Philippinen wenig Gefechtsberührung mit dem Feind hatten. Es sei denn, man rechnete den täglichen Abwehrkampf der Flotte hierher, die alles daransetzen musste, die alliierte Handelsmarine vor den fürchterlichen Angriffen neuer deutscher und japanischer U-Boote und Flieger so lange über Wasser zu halten, bis das Schiffsbauprogramm der Amerikaner zum Tragen kam. Die Alliierten mussten also eine Aktion versuchen, bei der sich die unerfahrenen amerikanischen Armeen der Achse an jenen Stellen nähern konnten, wo diese erwartungsgemäss nur schwächere Kräfte einzusetzen in der Lage war.

In den Mittagsstunden des 8. November 1942 brachte der Grossdeutsche Rundfunk die erste Nachricht von drei Landungsoperationen der Amerikaner in Nordafrika. In Wien empfanden dies vor allem die intellektuellen Gegner des Regimes als plötzlichen Hoffnungsstrahl. Bisher hatten sie japanische Siegesmeldungen und deutsche Berichte über amerikanische Schiffsverluste grossen Ausmasses zu verdauen gehabt, lediglich einmal war die Nachricht über amerikanische Aktivitäten in Liberia durchgesickert, desgleichen über gaullistische Umtriebe in der Äquatorgegend. Aber was bedeutete dies schon gegenüber den tägli-

chen Rundfunkgrosstaten der Achsenmächte. Allerdings, in Libyen befand sich Feldmarschall Rommel bereits wieder auf der Rückzugsstrasse; doch die Nationalsozialisten sahen darin nicht mehr als eine Kriegslist angesichts eines feindlichen Massenaufgebots an Material im ägyptischen Grenzgebiet.

Die Lage Nordafrikas schien auch während der nächsten Tage undurchsichtig zu sein, die deutschen Kommentatoren hatten Musse, auf die totale Unfähigkeit der Amerikaner hinzuweisen, die nicht einmal mit den Franzosen in Marokko fertig würden. Erst als der Reichsrundfunk vom Kurswechsel des französischen Oberkommandierenden, Admiral Darlan, berichtete, mussten, atmeten die Wiener Regimegegner auf.

Tatsächlich sah sich das amerikanische Oberkommando in Gibraltar grösseren Schwierigkeiten gegenüber. Man glaubte, als Befreier begrüsst zu werden und die französischen Abwehrkräfte einfach umdrehen zu können, doch die Wirklichkeit unterschied sich wesentlich von jenen Wünschen, die seitens der Amerikaner bei ihren Bemühungen um die Politiker in Vichy und die Generäle in Algier gehegt wurden. Die Franzosen in Afrika sowie die arabischen Stämme des Landes waren zwar nicht gerade achsenfreundlich eingestellt, aber durchaus antidemokratisch, antisemitisch und dem Regime Petain gegenüber loyal gesinnt. Im Hass gegen die Engländer traf sich hoch und niedrig ebenso wie im Wunsch, Nordafrika aus dem Kriegsgeschehen herauszuhalten. Wir wissen heute, dass sich die Amerikaner in Algerien trotz mancher Fehlgriffe und Rückschläge langsam durchsetzten. Am Ende des nordafrikanischen Hungerwinters 1942/43 waren sie mit Freund und Feind im französischen Lager fertig geworden und liessen sich den bisher verachteten Schützling der Engländer, Charles de Gaulle, als Bundesgenossen gefallen. Voll Erleichterung gedachten sie Spaniens, das anscheinend dem deutschen Druck widerstanden und die riskanten Operationen der US-Armee nicht gestört hatte.

Die Kampagne in Tunesien, die am 9. November 1942 mit der Landung deutscher und italienischer Detachements an mehreren Punkten des Landes begann und am 13. Mai 1943 beendet wurde, muss getrennt von den Vorgängen in Marokko und Algerien betrachtet werden. Die Ereignisse am tunesischen Kriegsschauplatz wurden bis heute in Österreich zu wenig beachtet, obwohl unsere Heimat damit in direkte Beziehung zum Kampfgeschehen gebracht worden ist und viel mehr Österreicher, als gewöhnlich angenommen wird, dort in Gefangenschaft gerieten.

Glück und Ende der sechsmonatigen Achsenherrschaft in Tunesien hingen mit dem Vordringen der Heeresmacht Montgomerys in Libyen sowie der Konsolidierung der amerikanischen Position in Französisch-Nordafrika zusammen und bestimmten ihrerseits den Erfolg der Alliierten in Sizilien voraus. Zunächst bedeutete die Besetzung Tunesiens durch Kräfte der Achse eine Fortsetzung des wagemutigen Einsatzes in Norwegen oder in Kreta. Hitler dürfte 1942 die Notwendigkeit eines klaren Sieges über die Amerikaner auf tunesischem Boden und die damit verbundene Dauersicherung eines grossen Brückenkopfes in Afrika erkannt haben, wenn er Italien als intakten Bundesgenossen behalten wollte. Libyen mag, insbesondere in seinen östlichen Landesteilen, von ihm gegen Jahresende bereits beschrieben worden sein. Den Alliierten ging es vorderhand nur um den Schutz der Seeverbindung quer durchs Mittelmeer und den endgültigen Entsatz der Inselfestung Malta. Erst als ihnen die Möglichkeit der Vernichtung bzw. der Gefangennahme deutscher und italienischer Truppenkontingente in Stärke von mehreren hunderttausend Mann geboten wurde, erkannten sie die Chance einer anschliessenden Invasion Sardinien oder Siziliens. Eisenhower erinnert sich, dass im Stab der amerikanischen Heeresluftwaffe der Wunsch nach dem Besitz angeblich hervorragend geeigneter Flugfelder in Süditalien zu hören war, wo der Aufbau einer zweiten Luftfront gegen die Festung Europa möglich sein sollte. Damit aber kam Wien ins Blickfeld der US-Luftstrategen.

Rommel war krank, verbrachte seinen Genesungsaufenthalt in Österreich und versäumte den Beginn der grossen Gegenoffensive Montgomerys. Anfang Februar 1943 fand die 8. britische Armee, die dem Deutschen Afrikakorps durch ganz Libyen nachdrängte, Anschluss an die US-Verbände in Tunesien. Eisenhower verglich dieses aus der unendlichen Weite etwas langsamer als erwartet anrollende Heer Grossbritanniens mit der Armee Hannibals, weil darin so viele Nationen und Hautfarben vertreten waren.

Inzwischen hatten die Deutschen in Tunesien zunächst jene französischen Truppen, die sich auf die Seite Amerikas gestellt hatten, zurückgeworfen und waren dann gegen die Amerikaner zum Angriff angetreten. Nach beachtlichen Anfangserfolgen scheiterte das Unternehmen. Die deutschen Unterseeboote konnten den alliierten Nachschub nicht wirkungsvoll genug behindern, die deutsche Luftwaffe verlor Stück um Stück die Herrschaft über den Mittelmeerraum. Die deutschen Bodentruppen, die seit den Landsknechttagen unter Karl V. nicht mehr in Tunesien gestritten hatten, lieferten den Amerikanern und Briten sowie den «Freien Franzosen», die vom Tschadsee heraufgekommen waren, dessenungeachtet im späteren Frühjahr 1942 noch eine Reihe schwerer Gefechte, welche zur blutigen Kampferfahrung der Neulinge aus Übersee erheblich beitrugen. Anscheinend glaubte das Oberkommando der Wehrmacht, ähnlich wie in Stalingrad grössere Kontingente zwecks Zeitgewinn zugunsten des Stärkerwerdens im europäischen Kern opfern zu müssen. Jedenfalls, am 12. Mai 1943 war alles aus, General von Arnim unterschrieb an Stelle Rommels die Kapitulation, die auch zahlreiche Wiener Soldaten einschloss. Bald darauf startete die amerikanische Luftwaffe von Tunesien aus ihren ersten Angriff gegen die rumänischen Ölfelder, und ab August 1943 wurde Wiener Neustadt angefliegen. Auch einige andere Orte Österreichs erhielten unangenehmen Besuch aus Tunesien, während Wien selbst erst von amerikanischen Basen in Süditalien aus bombardiert werden sollte.

Im Spätherbst 1942 erschien eine Entwicklung dieser Art in Wien allgemein noch kaum vorstellbar. Die Widerständler, die soeben durch eine ausgedehnte Verhaftungswelle dezimiert worden waren, befanden sich über die kommende Wendung ebenso im unklaren wie die grosse Zahl jener, die sich nicht hervortaten und nur im stillen auf den Untergang der Nazis und der deutschen Anschaffer im Lande hofften. Man fühlte, dass sich etwas in nächster Zeit ändern könnte, und hatte den geheimen Wunsch, das System würde, vom Wechsel der Lage an der Ostfront beeindruckt, ins Wanken geraten. Doch ein Blick ins Wiener Alltagsleben belehrte bald, dass nicht das geringste Anzeichen von Weichwerden auftauchte.

Und doch gab es Signale in dieser Richtung, wenn auch so schwach, dass alles weitere in grauer Ferne zu liegen schien. Das Archiv der Stadt Wien begann z.B. bereits 1942 seine Bestände über höchsten Auftrag aus der Gaustadt wegzubringen. Dieses Zusammenpacken, das natürlich nicht auf einmal und öfters an Hand einander korrigierender Weisungen vor sich ging, belastete die Beamtenschaft zunächst aufs schwerste, hatten diese Leute doch erst vor einigen Monaten die wichtigste Sonderaufgabe ihres Institutes seit 1938 leidlich abschliessen können: Infolge der Schaffung des Gaues Gross-Wien musste man jahrelang die Einzelarchive und Registraturen der 97 nach Wien hereingezwungenen Gemeinden aus der Umgebung verdauen. Eine weitere Sonderaufgabe erstreckte sich auf die Feststellung der Beziehungen zwischen Wien und Südosteuropa, auf die Führung des Katasters der neuen Auszeichnungen und auf Wiener Persönlichkeiten. Wichtige Sonderaufgaben bezogen sich auf die Ariernachweise für die Angestellten der Reichsbahn, der Reichspost und der Postsparkassa, auf die Perlustrierung der in Wien zuständig gewesenen Juden zur Erfassung ihrer Vermögenswerte, auf die Überprüfung der Personaldaten von Häftlingen in Konzentrationslagern und auf die Unterstützung bei Ermittlung der Mischlinge.

Während zwecks Sicherung der alten Grundbücher und der wichtigsten Handschriften

mit der Photokopierung begonnen wurde, suchten weniger Beschäftigte nach Räumlichkeiten für die eigentliche Bergung der Archivbestände. Hierbei handelte es sich nicht nur darum, trockene Böden ausfindig zu machen, sondern auch für ordnungsgemässe Unterbringung der in Sicherheit gebrachten Archivalien und für deren ständige Kontrolle zu sorgen. Die Benützbarkeit der geborgenen Archive musste weiterhin gewährleistet sein, wenn auch nicht mehr durch private Interessenten oder amtsfremde Personen, sondern nur durch hauseigenes Personal. Nach und nach fanden ein paar Beamte heraus, dass die Sache mit der Verlagerung eigentlich doch nicht so unangenehm sei. Es gab viele, unendlich kriegswichtige Dienstfahrten ins Niederösterreichische, man konnte Zeit schinden und durch entschuldigte Abwesenheit glänzen. Draussen gab es etwas mehr zu essen als in der unmittelbaren Umgebung des Rathauses, die Wiesen waren entschieden grüner und der Himmel blauer als über dem 1. Wiener Gemeindebezirk.

Die Schlossherren oder die Gutsverwalter, deren Räumlichkeiten für Verlagerungszwecke beschlagnahmt worden waren, zogen zwar zunächst süßsaure Gesichter, bemerkten aber schliesslich doch, dass die eingelagerten Akten lebenden Umquartierten vorzuziehen seien.

Den Wohnungsgebern der Archivbestände sollte es in drei Jahren weitaus besser ergehen als jener Herrschaft, die sich der berühmten Klimt-Bilder annahm. Es handelte sich um eine Reihe der berühmtesten Schöpfungen des Künstlers, darunter die vielumstrittenen Universitätsmalereien, das Bildnis Frau Pulitzers, Die Freundinnen u.a. Im April 1945 machten deutsche Einheiten im Schloss Quartier und verzogen sich später vor den anrückenden Russen. Soweit wäre alles ähnlich wie bei den Akten des Archivs oder bei den verlagerten Exponaten der städtischen Sammlungen vor sich gegangen. Aber im Falle der Klimt-Bilder kehrte, noch knapp bevor die Russen kamen, ein feldgrauer Radfahrer zurück, der im Rucksack eine Zeitbombe mit sich führte. Die Kunstwerke und das Bergungshaus sanken nach Vollendung der entsprechenden Stundenzahl in Schutt und Asche.

Das geduldige Aktenpapier aus den Rathausregalen war weniger bedroht. Das allerdings wusste 1942 noch niemand bzw. konnte sich damals niemand die Art der Beeinträchtigung vorstellen. Man dachte in vielen Dingen naiver, als heute glaubhaft erscheint, und war lediglich bestrebt, den Anweisungen der Obrigkeit gerecht zu werden und so wenig wie möglich aufzufallen. Sicher gab es ambitionierte Parteigänger des Braunauers bei jeder Aktion, ebenso aber auch erbitterte Gegner Hitlers. Beide Gruppen stellten fraglos nicht die Mehrheit dar.

Dessen ungeachtet beteiligte sich die Wiener Stadtbibliothek 1941/42 an zahlreichen in Wien veranstalteten Ausstellungen, z.B. an der Hebbel-Exposition, die in der Nationalbibliothek stattfand, an der Ausstellung «Wien – Kunst und Kultur» in den Räumen der Neuen Hofburg, an der Gerhart-Hauptmann-Ausstellung im Burgtheater und an der Otto-Wagner-Gedächtnisschau im Historischen Museum der Stadt Wien. Gleichzeitig aber wurde bereits an der Bergung wertvoller Bestände der Bibliothek gearbeitet und eine grosse Zahl von Handschriften und Druckwerken an verschiedenen Orten der Stadt und in Niederösterreich in Sicherheit gebracht. Im Zug der Sicherungsmassnahmen lag auch die Übersiedlung der gesamten Zeitungs- und Zeitschriftenbestände der Bibliothek und eines Teiles der Bücherbestände, die bis dahin in Bodenräumen untergebracht waren, in die ebenerdige Volkshalle des Rathauses, was in dreimonatiger Arbeit durchgeführt wurde.

Obwohl die Angebote auf dem Büchermarkt von Jahr zu Jahr infolge des Krieges zurückgingen, war es der Stadtbibliothek 1942 möglich, ihren Druckwerksbestand durch Ankäufe zu vermehren. Den der Sammlung gestellten Aufgaben entsprechend, wurde dem Angebot antiquarischer Wiener Drucke besonderes Augenmerk geschenkt und Stücke aus dem 17.

und 18. Jahrhundert erstanden. Von den Neuerscheinungen wurden – ausser den in das eigentliche Sammelgebiet fallenden Schriften – grundlegende Werke aus allen Gebieten gekauft.

Grossen Zuwachs konnte die Handschriftenabteilung verzeichnen. Durch Angebote von Autographenhändlern und privaten Verkäufern war es der Abteilung immer noch möglich, ihre Bestände nach vielen Richtungen hin zu ergänzen und zahlreiche Handschriften von Persönlichkeiten auf dem Gebiet der Literatur, der Kunst und Wissenschaft zu erwerben. So wurde die einzigartige Reihe von Nestroy-Manuskripten durch wertvolle Stücke vermehrt, z.B. durch die vollständige Niederschrift der Posse «Der Unbedeutende», ein Schriftstück von 32 Seiten Folio. Da die Stadtbibliothek bereits Notizen, Szenarien und Fragmente dieses Stückes besass, schien diese Erwerbung besonders erwünscht. Ein zweiter Ankauf brachte eigenhändige Fragmente zu seinem einzigen Drama «Friedrich, Prinz von Korsika» u.a. Ein Kochbuch aus dem Jahre 1811 brachte den Bibliotheksbeamten Hungergefühle, als sie in dem von verschiedenen Hausfrauenhänden geschriebenen Werk blättern, wo Rezepte in altertümlichen Massen und Gewichten mit den damals beliebten Gewürzen angeführt waren.

Als weiteres höchst bemerkenswertes Einzelstück ist das prachtvoll gebundene und in einer Holzschatulle eingeschlossene Stammbuch der weit über die Grenzen der einstigen österreichisch-ungarischen Monarchie hinaus bekannten blinden Klavier- und Gesangvirtuosin Maria Theresia von Paradis anzusprechen, die seinerzeit auch im Zusammenhang mit dem Naturheilapostel Mesmer viel genannt worden war. Gross war auch die Zahl von Eigenschriften österreichischer Militärkapellmeister aus der Zeit der Jahrhundertwende mit ihren Kompositionen und der für Blasmusik eingerichteten Bearbeitungen fremder Werke. Ob die Sammler der Stadtbibliothek im Herbst 1942 noch besondere Vorliebe für Märsche zeigten, ist freilich in Frage zu stellen.

Die Zeitenuhr blieb nirgends stehen, obschon sich dies mancher mit dem Stellungsbescheid in der Tasche sehlichst gewünscht haben mag. In der Gaustadt häuften sich die Ehrungen zum 60. Geburtstag Max Melis, und das Renaissancetheater in der Neubaugasse öffnete nach längerer Zeit wieder seine Pforten. Der Leiter des neuen Unternehmens, Direktor Felix Gerald, begann mit jenem oftbewährten Lustspiel «Die Nacht in Siebenbürgen», dem Marika Röck bald auf der Flimmerwand unter dem Titel «Der Tanz mit dem Kaiser» zu jahrelangem Kassenerfolg verhelfen wird. Im Wiener Rathaus überreichte Ph. WJung am 10. November 1942 Mell mit warmen Ausdrücken den von Schirach verliehenen Ehrenring der Stadt Wien. In der Wiener Kulturvereinigung begrüsst Professor Nadler feierlich den Dichter, woran sich Rezitationen aus den Werken Melis schlossen.

Das Deutsche Volksbildungswerk der NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude» vermehrte mittlerweile anlässlich des Tages der Deutschen Hausmusik die Feierabendstunden in den einzelnen Kreisen. Jetzt gab es zum Beispiel einen Alt-Wiener Bilderbogen im Gasthaus Jelinek, «Aus dem Schatzkästlein heimatlicher Volkskunst» im NSKK-Heim Kaschlgasse und anderes mehr.

Karli Schäfer vergrösserte sein Eisballett um zwölf Personen, und die Löwinger-Bühne zählte bei ihrem Singspiel «Die Nacht ohne Folgen» den 70.000 Besucher. Auch die Wehrmachtsgrosskonzerte begannen wieder, wobei diverse Stabsmusikmeister, etliche Opernstars sowie über hundert Musiker im Grossen Konzerthausaal spielten.

Der junge Hans Hass, der die Wiener Öffentlichkeit durch Filme mit der Meeresfauna bekanntmachen wollte, kehrte von einer längeren Expedition durch die von deutschen Kriegsschiffen beschützte Ägäis zurück. Doch das nunmehr in mehreren Wiener Buchhandlungen erhältliche Werk «Wien – Geschichte, Kunst, Leben», das im Auftrag des Kulturamtes herausgegeben worden war, zeigte in seinem Bildteil wohl die «Macht zu Lande» auf

dem Michaelerplatz, nicht aber die benachbarte «Macht zur See». Trotz der Tatsache, dass das Dritte Reich mit beiden Figurengruppen in keinerlei Zusammenhang gebracht werden konnte, gab das letztgenannte Brunnenmonument im Spätherbst manchen alten k. u. k. Marineuren Anlass, sich über die Selbstversenkung des französischen Mittelmeergeschwaders vor Toulon Gedanken zu machen. Die Deutschen hatten offenbar in Vichy aufs falsche Pferd gesetzt. Wenn diese pensionierten Wiener Linienschiffsleute gewusst hätten, dass wenige Monate später fast die gesamte italienische Flotte zum Feind übergehen werde, der damit endlich die Rückenfreiheit im Kampf gegen die japanische Armada gewinnt bzw. Südamerika vor deutsch-italienischen Aktionen gesichert weiss, wäre ihnen die bittere Erinnerung an den Herbst 1918 in Pola leichter geworden. Sie hätten dann in Toulon den Anfang des Achsendebakels zur See erblickt. Jedenfalls stimmten die allseitigen Verluste schon jetzt bedenklich, wenn sie auch in ihrem exakten Ausmass nicht mehr bekanntgegeben wurden.

Rund um Wien qualmten, wie erwähnt, hunderte Lokomotiven vor überfüllten Waggonen auf Ausfahrts- oder Rangiergeleisen. Über die Semmeringstrecke quälten sich alte Triebfahrzeuge, an Schilderhäuschen mit martialischen Landesschützen vorbei, solange bergwärts, bis auf nassen Schienen alle Kraft zu Ende war und bessere Antriebsmittel herangeholt werden mussten. In Innsbruck versiegte plötzlich jener enorme Gästeansturm, der noch im Vorjahr ganz Tirol überschwemmt hatte. Der neue Kriegsschauplatz im Süden mit seinem Nachschubbedarf, den Partisanen in der Provinz Belluno und der 5. U.S.-Armee hinter Rom sowie neue Lenkungsmaßnahmen der örtlichen Behörde, vertrieb die schnoddrigen Massen deutscher Sommerfrischler. Trotzdem waren in der Stadt alle Hotels ausverkauft. Niemand wusste Genaueres, was sich jenseits des Brenners abspielte, jedenfalls so lange nicht, bis entsetzliches Getöse den Anflug eines feindlichen Bomberverbandes meldete. Die jungen Wienerinnen, die als Folge des italienischen Zusammenbruches nicht mehr aus dem weiblichen Arbeitsdienst entlassen, sondern zum sogenannten Kriegshilfsdienst in der Vorarlberger Industrie überstellt worden waren, konnten nicht mehr durch Tirol auf Heimaturlaub fahren und mussten hohe Verspätungen auf Nebenstrecken übers Allgäu in Kauf nehmen.

## BERUHIGUNG IM LETZTEN SAAL

Im Oktober 1942 fand in der Wohnung des späteren Wiener Vizebürgermeisters Lois Weinberger jene Zusammenkunft statt, die von Historikern als ein Kennzeichen für die Loslösung des Österreichertums von der grossdeutschen Idee angeführt worden ist. Bei Weinberger trafen einander Dr. Carl Goerdeler, Jakob Kaiser, Otto Troidl und Felix Hurdes. Goerdeler, der in Weinberger einen Repräsentanten der Gewerkschaftsbewegung des 1938 beseitigten Ständestaates Österreich sah, wollte ihn und seine Gesinnungsfreunde für den Sturz Hitlers und die Ausschaltung der NSDAP gewinnen, ohne dass deshalb die totale Abtrennung der Ostmark bzw. der Donau- und Alpengau vom Reich erfolgen sollte. Die österreichischen Gesprächspartner lehnten dies ab. Die Unterredung der deutschen Verschwörer mit Dr. Adolf Schärf wird von letzterem erst mit Frühsommer des Jahres 1943 datiert. Bekanntlich hat Schärf dabei hinsichtlich des Anschlusses die gleiche Haltung eingenommen wie Weinberger im Oktober vorher.

Wie dem auch sei, die im Herbst 1942 angeknüpften Verbindungen zwischen der deutschen Fronde und den ehemaligen österreichischen Politikern rissen bis zum Offiziersputsch am 20. Juli 1944 nicht mehr völlig ab. Es erscheint gewagt anzunehmen, dass diese wiederholten Reisen und Besprechungen dem Sicherheitsdienst bzw. der Gestapo auf die Dauer eptgangen sind. Eher kann eine hinhaltende Beobachtung seitens der braunen Machthaber bis hinauf zu Himmler angenommen werden, wobei nicht nur der Wunsch nach möglichst umfassender Aufdeckung eines Komplotts zu gegebenem Zeitpunkt massgebend gewesen sein dürfte, sondern auch die Überlegung, bei Kontakten mit dem feindlichen Ausland dabei zu sein und eventuell daran zu partizipieren. Die Österreicher hingegen sind von der deutschen Opposition sicher nicht in diesen enorm heiklen Brückenschlag nach drüben eingeweiht worden, ja es bleibt fraglich, wie weit die Deutschen selbst dabei gekommen sind. Vielleicht hätten Goerdeler und die anderen bei Himmler an Wertschätzung gewonnen, wenn sie tragfähige Beziehungen nach England aufzubauen imstande gewesen wären. Nur Stauffenberg sagte man diese Fähigkeit nach, und dieser wurde bekanntlich am 20. Juli 1944, sehr zum Missvergnügen der Parteileute und der SS-Dienststellen, von seinen braunen Offizierskameraden überraschend schnell liquidiert.

1942 dachten noch lange nicht alle Österreicher, die gegen Hitler eingestellt waren, so wie Weinberger und später Schärf. Besonders die jüngere Generation, die bereits der nationalsozialistischen Erziehung teilhaft geworden war oder insgeheim noch der grossdeutsch-marxistischen Variante mit ihrem Habsburgerkomplex nachhing, konnte sich eine Wiedergeburt des kleinen Österreich nicht mehr vorstellen.

In England dürften massgebliche Kreise viel weniger an den Vorbereitungen der deutschen Opposition gegen den Braunauer interessiert gewesen sein als in der ersten Kriegszeit. Vom Mantel kriegsbedingter Einigkeit verdeckt, war unter den Briten die innerpolitische Auseinandersetzung zwischen der Arbeiterschaft und den Besitzenden in vollen Gang gekommen. G. Reitlinger behauptet, dass die Ereignisse um Stalingrad in England weniger Gesprächsstoff boten als der Beveridge-Plan für die kommende Sozialversicherung. Die nationalsozialistische Propaganda in Wien belustigte sich über das soziale Nachhinken der Briten, tröstete ihre Hörer und Leser angesichts eigener Härten auf diesem Gebiet mit dem Hinweis auf die relativ kurze Zeitspanne des Aufbaues seit 1938 und machte vage Andeutungen über die unbegrenzten Ausbeutungsmöglichkeiten des Ostens, die nach Kriegsende den wirtschaftlichen Aufstieg der breiten Massen einleiten würden.

Dessenungeachtet spürten viele Wiener die Belastung der allgemeinen Lage stärker als bisher. Der langanhaltende Winter 1941/42 wurde zur Begründung mässiger Ernteerfolge herangezogen, die ihrerseits zur Senkung der Lebensmittelrationen und zur Verknappung auf weiteren Sektoren des Warenangebots führten. Altreichsdeutsche Kommerzienräte mit niedrigen Mitgliedsnummern der NSDAP intensivierten die Neuordnung des Wirtschaftsgefüges der Gaustadt, die auf Beseitigung aller herkömmlichen Industrie-, Handels- und Handwerkskammern hinauslief. Horizontalen Zusammenschlüssen, die Produktion, Marktregelung und Absatz in sich einschlossen, wurde jetzt der Vorzug gegeben. Andererseits erfuhr der Schutz werdender Mütter stetigen Ausbau; Betriebe und Verwaltungen mühten sich um weibliche Gefolgschaftsangehörige vor und nach deren schwerer Stunde. Mehrere Heime für ledige Mütter öffneten ihre Pforten, in deren Umgebung jüngere und ältere Mädchen die Parkbänke drückten, allerlei Scherz trieben und zwischendurch ihre Säuglinge stillten. Die Arbeitsmädchen aber mussten etliche Wochen länger Dienst machen, als ursprünglich zugesichert worden war, um die Einbringung der Hackfruchternte zu sichern. Das darob entstandene Unbehagen vieler Väter und Mütter wurde durch Erfolgsmeldungen vom russischen und vom atlantischen Kriegsschauplatz, von der totalen Eindeutschung der Stadt Krakau oder von der Schaffung einer Niederländischen Arbeitsfront nicht wesentlich behoben.

Die erste Reichsstrassensammlung im Herbst 1942 für das Kriegs-Winterhilfswerk holte die Wiener Sportlerinnen und Sportler zu Freiluftvorführungen auf Strassen und Plätze der Gaustadt. Improvisierte Kegelbahnen und Schiessstände sollten ausserdem die Gebefreudigkeit erhöhen. Unter den gläsernen Abzeichen dieser Sammlung war der «Alte Steffl» von den Spendern besonders begehrt. Der Christkindmarkt des Kulturamtes Am Hof sollte 1942 wieder offiziell Weihnachtsmarkt heissen und ebenfalls in den Dienst des Kriegs-Whw gestellt werden. Von den bisher üblichen Privatständen wollten jetzt BdM-Führerinnen Besitz ergreifen und dort Selbstgebasteltes aus Altmaterial gegen entsprechende Whw-Spenden hergeben.

Die Tätigkeit des Deutschen Volksbildungswerkes in Wien belebte sich herbstbedingt, wobei diese Institution von der Urania aus in die Volksbildungsstätten Margareten, Alsergrund und Ottakring Übergriff sowie Veranstaltungen in einzelnen Kreishäusern anberaunte. Ihr Arbeitsplan umfasste 52 Seiten Quartformat, die Referenten hofften rund eine Million Wiener zu begriessen.

Am Samstag, dem 26. September 1942, vormittags, eröffnete der stellvertretende Gauleiter Scharitzer im Rahmen eines Festaktes im Deutschen Volkstheater die neueste Messepalastausstellung unter dem Titel «Georg Ritter von Schönerer – Kündler und Wegbereiter des Grossdeutschen Reiches». Der Dirigent Kolisko sorgte mit dem Gausymphonieorchester Niederdonau für die musikalische Untermalung dieses Festes, bei dem viele Verwandte des Politikers, der laut Scharitzer alles so vorhergesagt hatte, wie es jetzt kam, anwesend waren.

Da traf es der wortgewandte Thomas am selben Abend bei seiner Eröffnungsrede anlässlich einer Ausstellung gotischer Tafelbilder in Klosterneuburg wesentlich zeitloser. Die Entklerikalisierung des Stiftes, das nunmehr offiziell «Klosterneuburger Kaiserburg» genannt werden durfte, schien allen Anwesenden glücklich beendet zu sein. Die Zeitungen erinnerten stolz an «den Tag der Übergabe dieser prächtigen Kunstschau an das Volk», womit natürlich nicht Blaschkes Weinmuseum in Klosterneuburg, sondern der säkularisierte Kulturschatz des Stiftes gemeint war. Das Refektorium des alten Stiftsteiles wurde auf Grund von Quellenstudien in einen «Gotischen Saal» umgewandelt, der ab 1942 Galeriezwecken diene. Nach dem Krieg sollte auch der Verduner Altar dort hineingestellt werden – allein dazu kam es nicht. Thomas, der dem Direktor des Kunsthistorischen Museums am 26. September 1942 für die Obsorge Klosterneuburg betreffend öffentlich Dank sagte, stand jedenfalls auf dem Höhe-

punkt seiner Macht. Verbittert stellte Blaschke fest, dass ihn dieser Eindringling von Schirachs Gnaden auch in Klosterneuburg beiseite geschoben hatte. Sogar Eduard Frauenfeld stahl jetzt, trotz unlegbar jüdischen Aussehens, den Gemeindevätern allerorten die Show. Diese Frauenfelds, nämlich der Eduard vom Propagandaamt und sein Bruder Alfred von der Berliner Kulturkammer, waren phantasievolle Männer. Alfred Frauenfeld hätte zutreffender Frauenfreund heissen sollen und blieb auch zu guter letzt an einer Solotänzerin des Raimundtheaters standesamtlich kleben. 1942 war er jedoch dem Nachtleben der Reichsstädte Grossdeutschlands entschwunden und amtierte weit draussen im Osten als Generalkommissar. Auch sein Bruder Eduard konnte nicht immer in Wien bleiben, in parteiamtlicher Funktion musste er viel in den Osten reisen, er besuchte diverse Einrichtungen und Offiziere in den besetzten Gebieten, stellte Kontakte her und hielt Ansprachen.

In der Gaustadt Wien eilte die Prominenz der Wintersonnenwende 1942 entgegen, Überstand die verschiedenen Julfeste und begann mit der Arbeit für 1943. Die Prinz-Eugen-Stiftung tagte unter dem Vorsitz des Amsdirigenten Doktor Körber, wobei über die Stipendienaktion, die die Gemeindeverwaltung für 1942/43 durchführte, ausführlich referiert wurde. Die deutschen Gesandtschaften, deutsche Konsulate, wissenschaftliche Institute und Zweigstellen des akademischen Austauschdienstes würden bis 30. April neue Anträge für die Zuerkennung solcher Studienbeihilfen entgegennehmen, Schirach sollte weiterhin der Stiftung Schutz und Schirm angedeihen lassen.

Die Städtischen Sammlungen hatten Mühe, die vielen Büsten, Reliefs, Totenmasken, Medaillen und Porträts, die laufend angekauft wurden, unterzubringen. Darunter befanden sich die Knappertsbusch-Büste des Bildhauers Fritz Behn, die Medaille Karl Scharitzers von Hartig, die Christl-Mardayn-Büste von Seifert und ein «Goldenes Wiener Herz» als Halschmuck in Stahlschnitt von Michael Blümelhuber. Noch gegen Ende des Sommers 1942 waren Damen und Herren, die von zeitgenössischen Malern beim Kaffeehausbesuch belauscht und abgebildet worden waren, in die Gemäldesammlung gebracht worden, wo gerade eine kleine Gedächtnisschau zum hundertsten Todestag Peter Fendis hergerichtet werden konnte. Die Städtischen Sammlungen blieben um Gemälde, Zeichnungen und Photos bemüht, die das Leben und Wirken grosser Wiener Persönlichkeiten veranschaulichten. Sie erwarben daher Ansichten von Künstlerateliers, von Wohnstätten Mozarts, von Dirigentenposen sowie Familienbilder. Gegen Jahresende wurde das Porträt Josef Wenters von Rudolf Böttger zur Aufnahme in die Städtischen Sammlungen bereitgestellt.

Die Stadtbibliothek sortierte weitere Korrespondenzen der Biedermeiermaler. Dazu kamen Handschriften von der Gallmeyer, von Billroth, Bauernfeld und vielen anderen illustren Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts. Der Briefwechsel Hebbels wurde arrondiert, der Nachlass Ludwig Speidels teilweise vereinnahmt und abermals eine Ladung des Strauss- und Lannerschen Erbgutes übernommen. Von Josef Hyrtl und Albin Egger-Lienz kamen jetzt Briefe in die Stadtbibliothek, desgleichen weitere Noten, darunter Julius Bittners Tanzstück «Mantel der Liebe». Jedermann intensivierte dort seine Tätigkeit, schon um das Unentbehrlichsein und damit die persönliche Sicherung vor dem Fronteinsatz zu gewährleisten.

Aus ganz anderen Beweggründen wurden die Widerstandsnester in Wien und in der Provinz von einer gefährlichen Aufwärtsentwicklung erfasst. Öie Zahl ihrer Mitarbeiter nahm schneller zu als deren Festnahmen durch die Gestapo, und dies wollte angesichts der in die Hunderte gehenden Fängereien bzw. der Überfüllung aller Haftanstalten etwas heissen. Der kräftigste Hemmschuh des Widerstandes schien hingegen nicht im braunen Sicherheitsapparat selbst, sondern in den Gestellungsbefehlen, den plötzlichen Dienstverpflichtungen, Versetzungen, Erfassungen für die Lebensmittelzuteilung und ähnlichem vorzuliegen.

Immerhin weitete sich die Zahl der Versteckten im Gebirge und im Häusermeer aus, kleinere Sabotageakte, Zettel- und improvisierte Plakataktionen mehrten sich, sogar eine Funk- und Kurierverbindung mit den besetzten Gebieten sowie mit Alliiertenstützpunkten gelang fallweise. Die Gruppe West, ein Zentralkomitee Österreich, eine Vereinigung «Freies Österreich», die Organisation PÖN, eine österreichische Freiheitsfront und wie sie alle noch hies- sen, fingen im Winter 1942/43 gespenstisch zu leben an. Auch innerhalb einiger Wehr- machtsstellen wurden staatsfeindliche Absprachen versucht, doch war dies naturgemäß noch schwieriger als auf dem zivilen Sektor. Die sogenannte Kriegs- und Kriminalstatistik für die Wehrmacht ist jedenfalls nur bis März 1942 einschau- bar, zeigt aber das rasante An- steigen der Todesurteile gegen Ende der Berichtszeit.

1942 war die Ausrottung aller Personen, die sich in Österreich irgendwie kommunistisch betätigten, primäres Ziel der deutschen Justiz. Man nahm zwar in Aussicht, mit der Todes- strafe etwas sparsamer zu werden, wenn die kommunistische Welle in den Industriegebieten abnehmen sollte, doch blieb dies dem Anschein nach bei einer schriftlich festgehaltenen In- tention stecken. Aus dem Elaborat eines Referenten der Abt. IV des Reichsjustizministeri- ums, vom 4. Juni 1943, geht hervor, dass die Gauleiter Dr. Jury und Dr. Scheel damals eine Milderung im Gnadenweg versuchten, da «in den Alpen- und Donaugauen die Zeit für das volle Wirksam werden der sozialen Errungenschaften des Nationalsozialismus zu kurz ge- wesen sei... Die Gauleiter Schirach und Uiberreither scheinen die harte Linie des VGH zu billigen.» Am 27. April 1943 waren jedenfalls wegen Hoch- und Landesverrat allein in Wien 495 Personen, in Graz 232 Personen und in Linz 146 Personen inhaftiert. Die Zahlen dieses Stichtages geben freilich ein falsches Bild, weil darin weder alle bei der Gestapo Festgehal- tenen, noch die Häftlinge im Süden und im Westen Österreichs, geschweige denn die Häft- linge von Mauthausen und anderen Konzentrationslagern oder die ausserhalb des jetzigen Bundesgebietes im Gefängnis befindlichen Österreicher enthalten sind. Auch ist zu beden- ken, dass Hoch- und Landesverrat nicht das einzige politische Verbrechen darstellte, Heim- tücke, Wehrkraftersetzung und viele andere Delikte kamen hinzu.

Immer wieder wurden den Alliierten Angebote zwecks Freilassung bestimmter Personen- gruppen, Kinder und alter Leute im Austausch gegen internierte Deutsche oder gegen Kriegs- material gemacht. 5000 jüdische Buben und Mädchen aus den deutschen Vernichtungslagern sollten über Bulgarien nach Palästina ausreisen. Dem Mufti von Jerusalem, Hadj Amin el Huseini, gelang es angeblich, diese Tauschaktion zu hintertreiben. In der Gaustadt hätte man solche Dinge nie geglaubt, selbst wenn sie ruchbar geworden wären.

Im Oktober 1942 glückte hier dem Theaterkritiker Otto Repp unter dem Titel «Neue Bal- lette im Opernhaus der Stadt Wien» folgender überaus langer Satz: «Es ist fesselnd und zu- gleich hochehrfreulich zu beobachten, wie unter dem Intendanten Oskar Jölli und seines werk- freudigen Mitarbeiters nicht nur die Oper, sondern auch das Ballett des Hauses am Währin- gergürtel in Lebendigkeit, Eigenart, Volksnähe, Buntheit und Kontrastreichtum den Mangel an vollendeter, alteingesessener, technischer und ästhetischer Überlieferung wettzumachen sucht, und zwar mit Glück und, wie der letzte Ballettabend zeigt, in engstem Bunde mit der Kunst Rumäniens und Kroatiens.» Repp berichtete weiter, dass hiebei die Komponisten Kasimir Baranovic aus Kroatien und Rudolf Kattnigg aus Kärnten selbst den Taktstock schwangen. Es handelte sich nämlich um die Uraufführung von Kattniggs «Tarantella», fer- ner um eine rumänisch-wienerische Ballettleistung nach Händels 17. Concerto grosso sowie um «Imbrek mit der langen Nase», wobei Fräulein Kurzbauer und Herr Zwonimir Pinter während ihrer Darstellung «förmlich verschmolzen». Zwei Tage später rückten 498 Mann- schaften der Wiener SA, SS, des Kraftfahrkorps NSK, der NSKOV und der Betriebsport-

gemeinschaften mit rund 3'300 Teilnehmern, darunter 900 Frauen, zum 2. Wehrkampfstag am Sportplatz in der Absberggasse aus, die Kulturvereinigung veranstaltete einen Hermann-Löns-Abend mit Einführungsworten Dr. Josef Nadlers sowie Rezitationen von Alma Seidler und Hans Thimig; Georg Oeggel sang dazu.

In diesem Herbst wurden in Schlesien die «Wiener Tage in Breslau» mit dem Kammerorchester der Wiener Philharmoniker und der Wanderausstellung «Das schöne Wiener Frauenbildnis» abgehalten. Ewald Balsler las den Breslauern aus Werken von Jelusich, Ginzkey, Stuppäck, Billinger und Buschbek vor, das Schneiderhan-Quartett spielte und die Wiener Oper präsentierte Händels «Rodelinda» in einer Inszenierung von Oscar Fritz Schuh. Diese schlesisch-wienerische Verbrüderung war ein Gustostückeri des «Aussenministers» Schirach, das er dem internationalen Experiment des europäischen Jugendverbandes folgen liess.

Während der kürzlich ausgezeichnete Maler Matsch jäh das Zeitliche segnete, konnte Eduard Frauenfeld den alten Hofrat Hugo Thimig noch bequem erreichen und ihm die Goethe-Medaille des Führers übergeben. Auch Goebbels und Schirach gratulierten zum 70jährigen Bühnenjubiläum Thimigs. Am 17. Oktober eröffneten Thomas und Blaschke gemeinsam in Anwesenheit des Reichsstatthalters die Ausstellung «Wien – Kunst und Kultur» in der Neuen Hofburg. Dafür hatten die Städtischen Sammlungen eine Menge an Exponaten beisteuern müssen, und Blaschke fand darob besonders schwungvolle Einleitungsworte. «Doch welcher Stolz weht selbst aus dieser Schau, wie erklingt aus ihr das Hohelied der Stadt, ihre Sehnsucht nach Schönheit und ihr Ausdruck der Dankbarkeit für den Führer...», deklamierte der Stadtrat, wobei ihm gar nicht auffiel, dass er soeben den Ausdruck für jüdische Liebeslieder aus jenen Hirtenweisen verwendet hatte, die einst zur Verdeutlichung einer religiösen Situation gesungen worden waren. Blaschke erzählte von der «Gestaltung einer neuen, geschlossenen Kulturperiode, der wir nach den Gesetzen der Geistesgeschichte mit Sicherheit zuströmen, da der Umbruch unserer Revolution ein neues Ideal formte und alle grossen Kulturperioden unseres Volkes ihren Kristallisationskern in einer zutiefst innerlichen Idealformung gefunden haben.. «Verständlich, dass der nahezu ausländisch wirkende Koreferent Thomas hernach nicht viel zu sagen hatte und mit dem Dank an alle Mitarbeiter nur einige Phrasen von der «nervös-prickelnden, irisierenden Künstlernatur dieser Stadt» beifügen konnte. Nachher wandelte die Prominenz durch 15 Säle voll Ausstellungsgut, das sich zumeist auf das 19. Jahrhundert bezog. Die Ringstrassenblüte wurde heraufbeschworen, die Musiker, Ärzte, Wissenschaftler und Dichter wurden den Besuchern in Gemälden, Korrespondenzen und Manuskripten fassbar. Hier ergab sich Gelegenheit, Bruno Brehm mit Hermann Bahr zu vereinen und im 15. Raum die eigenartige Entwicklung Wiens seit 1938 in fast nüchterner Sachlichkeit kundzutun. Der «Völkische Beobachter» nannte dies in seiner Rezension ein «beruhigtes Weiterschreiten, bis uns vollends Beruhigung im letzten Saal umfängt».

Das 250-jährige Bestandsjubiläum der Wiener Akademie der bildenden Künste, bei dem Reichsminister Rust am 24. Oktober 1942 einen Sommersitz für Studierende, nämlich die Ochsenburg im Traisental, herschenkte, machte sich ausstellungsmässig auch in Sezession und Künstlerhaus bemerkbar. In der Friedrichstrasse waren die Handzeichnungen, am Karlsplatz die grossen Gemälde aus dem Akademiebesitz untergebracht. Bei der Eröffnung dieser Exposition trafen Reichsminister Dr. Seyss-Inquart und Akademiedirektor Professor Popp zusammen, die natürlich ihrerseits auch von Rust und Schirach willkommen geheissen wurden. Die Herren bildeten eine farbfrohe Gruppe verschiedener Uniformstücke, die von jedermann achtungsvoll begrüsst wurde.

Inzwischen hatte die neue Buchpflege, worunter die Arbeit der Wiener Leihbibliotheken verstanden wurde, ihre ersten, wenn auch sehr unterschiedlich gereiften Früchte getragen. Die Heranbildung von Bibliothekskräften, ihre Entsendung zu Schulungskursen nach Leip-

zig, Bibliothekarprüfungen, die Anlegung von Druckverzeichnissen nach Buchkategorien und vieles andere mehr bildete die umfangreiche Arbeit, die von den Büchereien geleistet wurde.

Entsprechend den für die Sammeltätigkeit geltenden Richtlinien wurde jetzt von der Gemeinde Wien auf die Erwerbung der für die Musikgeschichte bedeutsamen Schöpfungen Bedacht genommen. Alte, seltene, bisher nicht vorhandene Stücke der Wiener Klassiker in Drucken oder Stichen von bisweilen beträchtlichem Wert oder in Ausgaben älterer und alter bekannter Verleger Wiens und anderer Orte, darunter auch Drucke des Auslands, wurden fallweise angekauft. Aber nicht nur den Werken verstorbener Komponisten galt die Sammeltätigkeit, auch den Schöpfungen der lebenden Komponistengeneration wurde Beachtung geschenkt. Die grösste Besitz- und Wertvermehrung für die Gemeinde bestand in der Übernahme des musikalischen Nachlasses aus dem ehemaligen Besitz der Familie Strauss, doch zog sich diese Aktion über lange Zeit hin.

Währenddessen visitierte der nunmehrige Chef des Reichssicherheitshauptamtes und ehemalige Wiener Rechtsanwalt Ernst Kaltenbrunner das oberösterreichische Konzentrationslager Mauthausen. Nach Angaben von Wachsoldaten sah er gemeinsam mit anderen SS-Offizieren einer Vergasungsaktion zu. Einige Monate später will ihm der Lagerkommandant Ziareis im Arrest von Mauthausen Hinrichtungen von Männern und Frauen durch Genickschuss, Erhängen oder Vergasen vorgeführt haben. Die Wiener Sängerknaben interessierten ihn jetzt sicherlich weniger. Eine ihrer Gruppen kehrte, 19 Köpfe stark, von einer triumphalen Reise durch Dänemark und Schweden nach Wien zurück, wo das Kulturamt gerade ein Abkommen mit der Stadtverwaltung von Glatz schloss. Gemäss dieser Vereinbarung sollten Lehrer und Schüler zwischen beiden Städten ausgetauscht, Besuche auf Gegenseitigkeit vorbereitet werden und anderes mehr. Die Wiener Zeitungen bestätigten voll Freude diese phantastische «Wiederannäherung Schlesiens an Wien», während sich in Ägypten die britischen Wüstenratten durch die deutsche Front frassen.

In London schienen nicht alle Emigranten mutlos zu sein. Sie liessen die ersten Anthologien österreichischer Lyrik seit 1938 drucken, kleine Heftchen mit Gedichten, die vor dem Umbruch oder in der Emigration entstanden waren. In Wien schrieb Paula von Preradovic insgeheim an ihrem regimiefeindlichen «Silvesterlied 1942».

Im November 1942 wandte sich die Gaustadt dem Dichter Gerhart Hauptmann zu. Schon ein Jahr früher war Hauptmann nach längerer Abwesenheit in Wien gewesen, um den Proben zum ersten Teil seiner Iphigenien-Folge beizuwohnen. Er logierte damals im Hotel Meissel und Schadn. Gemeinsam mit Richard Strauss besuchte er die Generalprobe für «Iphigenie in Delphi» im Wiener Burgtheater, wobei die Autogrammjäger auf ihre Rechnung kamen. Abends trafen sich die beiden Meister in den «3 Husaren» und führten bei französischem Champagner stundenlange Gespräche. Richard Strauss ermüdete etwas schneller als Hauptmann und trat damals als erster den Heimweg an. Der Dichter aber blieb noch inmitten einer Tafelrunde aus dem Wiener Kunstleben sitzen und erzählte über Theodor Fontane, von seinem Bruder Carl Hauptmann und von Persönlichkeiten der Jahrhundertwende.

Ein Jahr später kam Hauptmann abermals in die Gaustadt. Diesmal handelte es sich um einen höchst offiziellen Besuch anlässlich seines 80. Geburtstages. An der Vorbereitung dieser Visite hatten nebst dem Wiener Generalreferenten die Intendanten Heinz Hilpert, Lothar Müthel und Bruno Iltz erheblichen Anteil. Hilpert wollte in der Josefstadt «Michael Kramer» und «Griseldis» mit Paula Wessely beisteuern; Müthel versprach, im Burgtheater die «Iphigenie» sowie den «Florian Geyer» mit Ewald Balsler aufzuführen. Das Akademietheater plante «Elga», das Deutsche Volkstheater bereitete «Die Jungfern vom Bischofsberg» und

«Rose Bernd» vor. Der Theaterwissenschaftler Josef Gregor sammelte das Material für eine Hauptmann-Ausstellung im Foyer des Burgtheaters, die Philharmoniker wurden für eine Morgenfeier im selben Haus gewonnen.

Angeblich protestierte damals Alfred Rosenberg bei Hitler gegen die Wiener Hauptmann-Feiern, da ihm der Dichter nicht hinreichend nationalsozialistisch vorkam. Tatsächlich wurden von politischer Seite ausser in Breslau und in Wien keine besonderen Feierlichkeiten für den Jubilar gestattet. In Wien gelang es, Hauptmann samt seiner Frau Margarete im Palais Pallavicini am Josefsplatz unterzubringen, wo der Dichter acht Tage lang eine Art Musenhof hielt. Er war stets von Verehrerinnen umlagert, gab Audienzen und liess sich zu diversen Festveranstaltungen führen. Aus einem überlieferten Gespräch nach Schluss der Vorstellung im Burgtheater geht hervor, dass Hauptmann zwischen dem Untergang Florian Geysers und der in Stalingrad eingeschlossenen deutschen Armee Vergleiche zog. Dessenungeachtet nannte ihn Josef Weinheber, den das Generalreferat abermals mit der Abfassung einer Ode zu gegebenem Anlass beauftragt hatte, einen «Gütigen, Weisen, Uralten, einen Tätiger ohne Gewalttat». Am 15. November 1942 trug Raoul Aslan das Gedicht anlässlich der offiziellen Eröffnung der Gerhart-Hauptmann-Woche in Wien vor, und der Beifall war gross.

Bei dieser Gelegenheit wurde Weinheber, vor Rührung kaum seiner Stimme mächtig, dem ebenfalls erschütterten Hauptmann vorgestellt. Später am Tage, als die Festaufführungen in den Theatern zu Ende gingen, kehrte Weinheber in der Bar des Hotels Imperial ein, sang seinen Begleitern vor und betrank sich. Übrigens war auch der alte Hauptmann dem Wein zugetan, allerdings nur in jenem Masse, das ihn seine manchmal etwas theatralische Würde einigermassen behaupten liess.

Vor mehr als zwanzig Jahren hatte sich Alma Mahler-Werfel notiert, dass «eine tiefe, unwandelbare Freundschaft» zwischen Hauptmann und Franz Werfel bestand. Ende 1930 trafen sich in Wien bei Alma die Hauptmanns, Schönherrs sowie ein Prälat und der Stadtrat Julius Tandler. Gerhart Hauptmann trank damals viel und machte sich über den doktrinären Sozialismus Tandlers lustig. Anfang 1932 hatte Alma hinsichtlich Gerhart Hauptmann vermerkt: «Jeden Tag waren wir beisammen... beim deutschen Gesandten, bei uns, bei Zsolnays ...» Knapp nach den Märzereignissen 1938 schrieb Alma von Zürich aus einen Abschiedsbrief an ihren «geliebten» alten Freund Gerhart Hauptmann. Sie war ihm etwas böse, da er sie und Franz Werfel bei seinem letztvergangenen Besuch Wiens im Herbst 1937 nicht so nett wie früher behandelt hatte.

Im Wiener Rathaus war am 22. November 1942, als Bürgermeister Jung den Dichter und dessen Frau inmitten der führenden Vertreter von Kunst und Wissenschaft willkommen hiess, nichts von Alma und Franz Werfel zu hören. Der grossartige Empfang des Ehepaars Hauptmann liess die Herzen der vielen Besucher, die gerade aus dem Theater in der Josefstadt kamen, höher schlagen. Dieser Sonntagvormittag gehörte eigentlich dem Josefstädter Haus, wo Heinz Hilpert soeben seine 18. Morgenveranstaltung durchgeführt hatte. Der Intendant war dabei selbst als Rezitator auf die Bühne gekommen. Nach dem Rathausempfang gab es ein fast friedensmässiges Bankett, und am Nachmittag mussten alle ins Palais Pallavicini pilgern, wo Baldur von Schirach erscheinen und Hauptmann mit musikalischen Darbietungen des Schneiderhan-Quartetts erfreuen wollte. Blaschke und Frauenfeld verabredeten sich ausserdem für das Geleite des Dichters zur Abreise am nächsten Tag.

Allen war klar, dass Gerhart Hauptmann nicht ewig leben werde, aber sie hofften angesichts der Rüstigkeit des Greises doch, ihn in Wien wiederzusehen.

1938 hatte Alma an Gerhart geschrieben, dass sie diese eigenartige und grosse Freundschaft zu beenden wünsche, da sie in Zukunft vielleicht weniger schön sein könnte. Acht Jahre später, im Juli 1946 wird sie in Beverly Hills einen Brief der Gefährtin Hauptmanns,

Margarete, bekommen, die ihr von den letzten Tagen des schwerkranken, alten Gerhart mitteilt: «...wir durchlebten Stunden der Erinnerung an Dich und unseren geliebten, dahingegangenen Freund Franz Werfel. Alma, ich möchte Dich wissen lassen, dass ich bald imstande sein werde, Wiesenstein für immer zu verlassen! In einigen Wochen werden Gerharts Überreste nach Hiddensee zur Beisetzung gebracht werden, und ich werde ihn begleiten . . . Margarete berichtete auch, dass Gerhart nicht in schlesischer Erde ruhen dürfe.

1942 liess in Anbetracht der Überfülle an Feierlichkeiten die Spannkraft des 80-jährigen Hauptmann gegen Ende der Wiener Hauptmann-Woche merklich nach, und er war trotz seiner bekannten, vornehmen Eitelkeit froh, als er den Zug am Ostbahnhof besteigen durfte. Nach vielen erhebenden Abschiedsworten entschwand der Meister in Richtung Agnetendorf, um auszuruhen. Fast genau ein Jahr später sollte er noch einmal nach Wien reisen, da er auch den 81. Geburtstag hierorts verbringen wollte. Das Burgtheater stellte aus diesem Anlass den Schlussteil der Iphigenien-Tetralogie auf die Bühne, und W. Thomas liess sich von Hauptmann trösten, weil er inzwischen als Generalreferent von Schirach hinausgeworfen worden war.

Um Wien weiter im Licht seiner Geschichte betrachten zu können, müssen wir auch in die andere Richtung sehen und dem Leidensweg der Judentransporte im Osten folgen. Ein Bruder Leon Blums wurde bereits 1942 dorthin auf seine letzte Reise geschickt und von den deutschen Agenten sogar telegraphisch zur Vernichtung angemeldet. Neben den grossen Verbrennungsöfen arbeitete der jüdische k. u. k. General Friedländer aus Wien so lange, bis auch sein eigener armer Körper fürs Feuer reif war.

Ein Hauptmann der k. u. k. Armee und Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse wirkte als Lagerältester beim jüdischen Arbeitskommando im Vernichtungslager Belzec an der Vergasung Tausender mit, bevor er selbst in den Tod ging. Für Mitte Dezember 1942 ist der Tod des ehemaligen Präsidenten des Wiener Landtages und Finanzstadtrates Dr. Robert Danneberg im Konzentrationslager Auschwitz anzunehmen, doch wurde darüber, wie üblich, nichts verlautbart.

Die 17. Armee Hitlers, die sich hauptsächlich aus Männern des Wehrkreises XVII, also aus Wien und Niederösterreich rekrutierte, operierte in der Ukraine. 1943 mussten sich diese Truppen auf Wunsch des rumänischen Staatsführers auf der Krim verschanzen, um dann bei der schliesslich doch notwendigen Evakuierung schwerste Verluste zu erleiden. Im Unterschied zum Ersten Weltkrieg war jetzt in Wien weder eine kaiserliche noch sonst eine österreichische Regierung tätig, die Männer aus Stadt und Umgebung hatten sich vielmehr den deutschen Intentionen im Osten ungleich stärker zu fügen als 1917/18. Dass zahlreiche prominente Persönlichkeiten der braunen Ära im Lande zunächst mit diesen Intentionen übereinstimmten, ändert nichts an der Situation.

Die prominenten Österreicher draussen im Osten hiessen jetzt Alfred E. Frauenfeld und Dr. Otto Wächter. Frauenfeld hat in seiner Eigenschaft als Reichskommissar eine Denkschrift hinterlassen, die später beim Nürnberger Prozess eine gewisse Rolle spielte. Darin heisst es, die deutsche Besatzungspolitik sei «das Meisterstück falscher Behandlung und die erstaunliche Tat, binnen einem Jahr ein absolut deutschfreundliches Volk, das den Befreier umjubelte, als Partisanen in die Wälder zu treiben». Sogar der Reichsführer-SS soll von den Beispielen, die Frauenfeld als «Kurs einer rücksichtslosen Brutalität» und «Gipfelpunkt der Verblendung» anführte, beeindruckt gewesen sein; geändert wurde natürlich nichts. SS-Brigadeführer Dr. Otto Wächter bereitete gegen den zähen Widerstand Berlins als Gouverneur von Galizien die Aufstellung einer ukrainischen SS-Division vor, ein bisheriger «Untermensch» und Ukrainer sollte sogar die Uniform eines SS-Gruppenführers tragen. Inzwischen

lierte sich Wächter mit der Petersburger Emigrantin Melitta Wiedemann zur Ehrenrettung aller Völkerschaften des russischen Raumes und deren Allianz mit Deutschland. Auch das blieb wenigstens solange vergeblich, als dabei noch Vorteile für das Reich und seine Kriegsführung herauschauten. Adolf Hitler war auf die Wiener Erfahrungen aus der Habsburgerzeit, die er noch während des Balkanfeldzuges vorsichtig nützen wollte, nicht mehr neugierig. Wächter hat er sicherlich schon wegen dessen zweifelhafter Rolle beim Juliputsch anno 1934 misstraut.

Aber die Schicksalsgöttin wandelte auf verschiedenen Wegen. Es erscheint daher notwendig, an den Jahresanfang und sogar bis 1942 nochmals zurückzukehren. Blenden wir also um etliche Monate zurück und beobachten den damaligen östlichen Kriegsschauplatz! In der herbstlichen Steppe von Stalingrad hatte sich die alte 44. deutsche Infantriedivision neben der schon stark reduzierten 3. Rumänischen Armee als nordwestliche Flankensicherung des Korridors zur Wolga eingegraben. Daneben lagerten starke Teile des italienischen Expeditionskorps sowie eine deutsche Flakdivision, die noch vor kurzem zur Vorhut der Paulusarmee gehört hatte, und schliesslich ein, zwei ungarische Regimenter. Die 44. Division bestand vornehmlich aus Wienern und pflegte manchmal das Andenken an die Hoch- und Deutschmeister Nr. 4. Die beiden letztgenannten Einheiten waren in Stalingrad eingedrungen, wengleich reichlich spät, da der erste (Grossangriff der 6. Armee auf die Stadt keinen durchschlagenden Erfolg gebracht hatte. Seither wartete man auf die Vernichtungsarbeit der Haubitzen, der Flammenwerfer und der Sturzkampfbomber, um dann ein paar Dutzend Meter weiter vorzurücken. Draussen, im freien Gelände hatte die 6. Armee jene zwei Bahnkörper, die vom Wolgastrand nach Westen führten, weitgehend demontiert.

Man errichtete aus dem so gewonnenen Schienen- und Schwellenmaterial in den schluchtartigen Senken am Rand Stalingrads sehr feste Behausungen, ohne zu bedenken, wie wichtig die zerstörten Gleiswege während der Schlammperiode werden könnten. Die Soldaten der vorhin aufgezählten Flakdivision, die noch etwas länger in der freien Ebene operierte, bevor auch sie in den grossen Kessel hineingedrückt wurde, hatten schon Winterpelze ausgefasst und waren besser versorgt als andere Wehrmachtsteile. Der Reichsmarschall kümmernte sich um seine Luftwaffenangehörigen mehr, als es die für den Heeresbedarf zuständigen Stellen sonst vermochten. Bei dieser Flakereinheit dienten ebenfalls viele Österreicher – ein Ersatztruppenteil lag in Linz/Wegscheid.

In der Stille gedachten viele Offiziere der wunderlichen Erlebnisse, die ihnen die rasch dahinfließende Zeit an der Neige des eigenen Lebens beschert hatte. Viele sehnten sich nach dem Duft der Frauen und Weine in Frankreich zurück, ohne zu ahnen, wieviel Champagner aus Gelegenheitsflugzeugen für vom Schickai Bevorzugte fast täglich hinter der Ostfront ausgeladen wurde. Nahezu alle Nachdenklichen waren vor Jahresfrist mit der 17. Armee jenes General Stülpnagel in Russland eingebrochen, der schon bei einer der ersten Lagebesprechungen lautstark verkündet hatte, dass der Krieg für Deutschland verloren sei. Das neuerliche Aufbäumen sowie das grausige Ende dieses Heerführers tausende Kilometer weiter westlich sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen und trotzdem um die Jahreswende 1942/43 für jedermann unvorstellbar sein. Die Offiziere erinnerten sich auch an die Tage, als sie mit ihren Kampfgruppen die Stadt Stalino eingenommen und daselbst inmitten vieler Holzbaracken ein neues, hochragendes Opernhaus vorgefunden hatten.

Schon zwei Wochen nach der deutschen Inbesitznahme war in diesem Prachtbau, gespielt von einem grossen östlichen Ensemble samt Orchester, ergänzt durch einen Musikzug der Luftwaffe, der «Zigeunerbaron» über die Bretter gegangen und hatte mit zahlreichen Ballettszenen die feldgrauen, fliegerblauen oder die ärmlichen Zivil tragenden Zuschauer erfreut.

## DER MARSCH, DEN HORST WESSEL BEGONNEN

Nach der Niederwerfung Frankreichs begann das Feilschen um die Machtpositionen Berlins und Moskaus in Osteuropa aufs neue. Ab Herbst 1940 schwelte die grosse rumänische Krise, und Hitler blies inoffiziell den Angriff auf England zugunsten einer Wendung des Reiches nach Osten ab. In Berchtesgaden und in Berlin arbeitete Jodl als Chef des Wehrmachtsführungsstabes die Pläne zur Besetzung Rumäniens aus, während Generalstabschef Halder mit seinem Generalquartiermeister Paulus in Fontainebleau den russischen Feldzug skizzierte. Dann kam wieder eine Periode deutsch-russischer Gespräche, und Ribbentrop bot Molotow den Beitritt Russlands zur Achse an. Der aber wollte erst Rumänien und Finnland aus dem deutschen Einflussbereich ausklammern sowie freie Hand gegenüber Bulgarien und der Türkei erhalten. Deshalb blieb alles wie es war, d.h. Russland hielt sich vom Drei-Mächte-Pakt fern, und die Deutschen verstärkten ihre Bemühungen um Rumänien, Finnland, Bulgarien und die Türkei.

Am 10. Jänner 1941 schlossen Deutschland und Russland ein neues, weitreichendes Handelsabkommen. Der sowjetische Teil sollte bis September 1,400.000 Tonnen Getreide liefern, d.h. weit mehr als jene ukrainische Ernte des Jahres 1918, die Österreich-Ungarn vor dem Verhungern retten sollte. Dagegen nahm sich die diplomatische Hilfeleistung der Russen für Jugoslawien am Beginn des deutschen Balkanfeldzuges ärmlich aus. Moskau hatte offensichtlich Angst bekommen und spekulierte bereits auf Zeitgewinn. Die Sowjets waren froh, dass die Deutschen wenigstens die Dardanellen ausgelassen hatten, und versprachen, dem Reich bis 1. August 1942 abermals drei Millionen Tonnen Getreide zu liefern. Noch in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1941 sollen russische Erdölzüge über den San ins deutsche Gebiet gerollt sein, während rechts und links von der Brücke die Sturmpioniere Hitlers bereits auf das Angriffszeichen warteten. Sicher ist jedenfalls, dass die Sowjetunion für ihre militärischen Vorbereitungen mehr Zeit als Russland anno 1914 haben wollte und diese Spanne durch Versprechungen und Lieferungen zu erkaufen gedachte. Die missglückte Mission des Rudolf Hess in England mag Hitler andererseits zu höchster Eile angetrieben haben. Es gelang ihm, Finnland, Rumänien und Ungarn zum gemeinsamen Angriff zu gewinnen. Österreich brauchte er nicht mehr zu fragen, die Tschechen wollte er nicht dabeihaben, die Slowaken und Kroaten kamen sowieso mit. Die Italiener erfuhren erst durch ihren Geheimdienst in Budapest Anfang Juni 1941 genau, wann es losgehen sollte, bestanden jedoch darauf, von Anfang an mitzumachen. Inzwischen hatten die Juden quer durch Polen die Otto-Linie bauen müssen, hinter der sich die deutschen Angriffskeile formierten.

Den Braunauer bewegten für die Zukunft der eroberten sowjetischen Territorien besondere Ideen. Zaristische Emigranten kamen bei ihm für die höhere Verwaltung zunächst ebensowenig in Frage wie kollaborierende ehemalige Bolschewiken. Alle wichtigeren Stellen sollten die Deutschen selbst übernehmen. In Wien verlautete er darüber kein Sterbenswort, erst die offiziellen Amtseinführungen und Ernennungen fanden den Weg in die Öffentlichkeit. Aber auch dann wurden die Kompetenzen im einzelnen verschwiegen, desgleichen die verschiedenen Ausrottungsanweisungen, die zu grösseren Meinungsverschiedenheiten zwischen den Militärs und den Sicherheitsdienststellen führten. Die Aussonderungsaktionen unter den gefangenen Rotarmisten blieben ebenso unbekannt wie die Werbung um sogenannte Hilfswillige. Durch Urlauber hörte man von einzelnen Grausamkeiten, z.B., wenn eine vom Kampf dezimierte deutsche Einheit hernach endlose Kolonnen überwältigter Feinde zurück-

bringen sollte und hiebei des Öfteren in diese hineinschoss. Aber, wann und wo das gewesen war, wusste niemand genau zu sagen. Erst nach Kriegsende erfuhr die Wiener Öffentlichkeit, dass rund vier Millionen sowjetische Bürger in deutscher Kriegsgefangenschaft gestorben waren. Andererseits wusste man auch nicht, dass die Sowjetregierung keinerlei Anstrengungen zugunsten ihrer in deutsche Hand gefallenen Soldaten unternahm, sondern diese Unglücklichen sogar zeitweise des Verrates bezichtigte.

Am 30. August 1941 dürfte Hitler in Anwesenheit Mussolinis vor Uman die Freilassung ukrainischer Gefangener angeordnet haben. Im Herbst dieses Jahres wurden bereits Zehntausende Ukrainer in ihre Dörfer entlassen, wo sie in deutschem Sinne arbeiten und Hilfsdienste leisten sollten. Am Ende des Ersten Weltkrieges hatten es die Deutschen und die Österreicher nur auf 2'000 Ukrainer gebracht, die für eine Legion der Mittelmächte in Frage kamen. Trotzdem ist auch Hitler in der ukrainischen Frage bald auf halbem Weg stehen geblieben und hat sich auf die Forderung von zehn Millionen Tonnen Getreide pro Jahr für Deutschland konzentriert. Nicht alle seine Untergebenen dachten so. Lemberg wurde dem stammesverwandten Ostgebiet abgetrennt und dem Generalgouvernement zugeschlagen. Während die früheren Sowjet-Ukrainer, die jetzt im Reichskommissariat Ukraine lebten, Schritt um Schritt zu Feinden der Deutschen wurden, benahmen sich ihre Volksgenossen um Lemberg jetzt immer deutschfreundlicher und kämpften gegen die polnische Widerstandsbewegung. Weiter östlich kamen allerdings auch Schwierigkeiten hinzu, die infolge der ausgedehnten Gebietsansprüche Rumäniens auf Kosten der ehemaligen Sowjet-Ukraine entstanden, wohin die Rumänen ausserdem ihre übriggebliebene Judenschaft deportierten. Die rumänisch verwaltete Region wurde auch anderweitig zum Herd unliebsamer Vorkommnisse, da sich sowohl zahlreiche von den Deutschen verfolgte Ukrainer wie auch Deserteure der Hitler-Wehrmacht und der italienischen Truppenkontingente in diesen Landstrich flüchteten.

Frauenfeld wusste, dass sein Führer die Krim zu einem deutschen Reichsland machen wollte. 1942 beschäftigte sich Hitler bereits mit Details dieser Umwandlung, und Frauenfeld schlug den Ersatz oder die Zurückdrängung der bisher Ansässigen durch die Südtiroler vor. Hitler beauftragte den Reichsführer SS, die Südtiroler gleichsam als Nachfolger des grossen Schwabenzuges für eine Donau- und Schwarze-Meer-Fahrt vorzubereiten, doch Himmler stand dem Projekt ablehnend gegenüber. Während noch der Meinungs austausch vonstatten ging, liess die Wehrmacht zahlreiche Flüchtlinge aus dem Norden des russischen Kriegsschauplatzes auf die Krim durch. Von einer Vertreibung der bisherigen Ansiedler war daher keine Rede, vielmehr mussten sich deutschfeindliche Stämme langsam mit dem Gedanken einer Evakuierung aus ganz anderen Gründen vertraut machen. In dieser Atmosphäre verlor das Südtiroler Projekt die Chance auf Verwirklichung.

Im Jahre 1942 kamen aus der Ukraine 700.000 Arbeitskräfte nach Deutschland. Die pseudokommunistische Ordnung der Landwirtschaft und des Kleinhandels musste in ihrer Heimat beibehalten werden, die versuchte Entkollektivierung, die noch zu Jahresbeginn allgemein als Nahziel genannt wurde, war steckengeblieben. Im September kam Hitler zur Ansicht, dass eine halbe Million weiblicher Hausangestellter aus dem Osten fürs Reich vonnöten sei und dass gewisse Ukrainer eingedeutscht werden könnten. Im Sommer war der Sowjetgeneral Wlassow an der Wolchowfront den Deutschen in die Hände gefallen und hatte als Gefangener den gefährlichen Weg des Kämpfers für jenes neue Russland beschritten, das sich weder von Stalin noch von den Nazis gängeln lassen wollte. Die Aussichten hiefür schienen angesichts der Rassen- und Kolonialtheorien seiner Protektoren denkbar ungünstig zu sein und das Smolensker Manifest, das der General am Weihnachtstag des Jahres 1942 veröffentlichte, wurde bereits von den ersten grossen Erfolgen der Roten Armee überschattet. Trotzdem teilte die Weltgeschichte Wlassow für die nächsten drei Jahre eine grössere,

äusserst tragische Rolle zu, die er sogar manchmal nahe von Wien spielen musste. Wenn auch die braunen Wiener das sogenannte Russlandlied des Rundfunks mitsummten, wonach nunmehr der Marsch, den Horst Wessel begonnen hatte, von den grauen Kolonnen vollendet würde, die grosse Stunde hiefür war in der Gaustadt niemals fühlbar. Die hiesigen Nationalsozialisten sahen sich in diesem vielschichtigen Geschehen an oberster Stelle nur ausnahmsweise eingeschaltet. An Ehrgeiz hätte es ihnen nicht gefehlt, aber ihre Protektion bei Hitler war weitaus geringer, als sie angenommen hatten. Für die altreichsdeutsche Prominenz galten sie mit ganz wenigen Ausnahmen sowieso nicht für vollwertig. Die beiden Staatssekretäre des Anschlusskabinetts, Kaltenbrunner und de Angelis, konnten sich zwar hinaufdienen, doch half z.B. Kaltenbrunner 1942 nur der Heydrich-Mord in Prag beim Avancement. De Angelis wurde im gleichen Jahr zum General der Artillerie befördert. Skorzeny blieb immer ein Sonderfall, Glass, Hudel, Fitzthum, die Frauenfelds u.a. waren vom höchsten Wohlwollen auffällig schwach begünstigt. Globocnik musste unter peinlichen Umständen von Polen nach Istrien und Dalmatien transferiert werden, wo ihm freilich die Aussöhnung jener Kosaken, die dort unten gegen Tito kämpften, mit rivalisierenden Organisationen anderer Völker des russischen Raumes gelang. Viel sollte der frühere Gauleiter Wiens und spätere SS- und Polizeiführer in Triest allerdings nicht davon haben. Rendulic erhielt das Kommando an der Lapplandfront und brachte es später ebenso wie Löhr bis zum Generalobersten, ohne dass beide trotz ihrer unleugbaren Fähigkeiten in die Kategorie der populären Kriegshelden aufstiegen. Glaise-Horstenau wurde mit einer Sonderfunktion nach Kroatien abgeschoben, wo er räsonierte. Grösser war der heimische Anteil an kleinen Despoten und Henkersknechten, wohl weil hiefür mit Raffinesse jener Bevölkerungskreis herangezogen wurde, bei dem sich Gschafelhuberei und Besserwissen mit Glaubenswahn und Bosheit paaren. Dazu kamen einige von der obersten Führung Gefoppte, z.B. der Klagenfurter Polizeigewaltige in den Niederlanden, der den Juden die Sterilisierung empfahl, weil sie dann vor weiteren Drangsalen sicher wären. Die Zentralstellen lachten nur zu den Hoffnungen des Kärntners und seiner operierten Juden.

Allerdings, in den Niederlanden hielt Seyss-Inquart als Reichsminister und Reichskommissar besonderen Glanzes das Gedenken an die grossen Erwartungen anno 1938 wach. Gegen Jahresende 1942 eröffnete er feierlich das Deutsche Theater im Haag, wie Den Haag nunmehr übersetzt wurde, mit einer grossangelegten, wenn auch sehr langweiligen Rede:

«Wir wussten, dass im Verlauf dieser kriegerischen Auseinandersetzung schliesslich einmal noch die Amerikaner kommen werden, und sind bereit, unseren Beitrag zu einer weltgeschichtlichen Belehrung beizusteuern ...Wir wissen, dass eine humanistische oder gar liberale Ordnung ebensowenig wie eine konfessionelle Aufgliederung der menschlichen Gesellschaft heute noch eine Fähigkeit haben, die Gemeinschaftsbeziehungen der abendländischen Völker zum harmonischen Ausgleich zu bringen. Das können nur mehr die Kräfte, die das neue Europa beseelen», sagte Seyss unter anderem. Dabei wehrte sich der Reichskommissar dagegen, ein zweiter Alba genannt zu werden. Bis zu jenem Tag im Frühjahr 1942, als man in den Niederlanden scharf durchgriff und die Deportierung der holländischen Juden einleitete, soll er sich eher aufs Zuwarten verlegt haben. Er erklärte einmal, dass jene Massregeln, die Frank in Polen anwende, in Holland fehl am Platze wären. In zehn bis fünfzehn Jahren würde ihm, Seyss-Inquart, alles wie eine reife Frucht in den Schoss fallen, was er mit Gewalt nicht erreichen könne. Er wisse, dass seine Auffassung stark bekämpft werde, aber er glaube, damit doch recht zu behalten. Im übrigen hätte der Nationalsozialismus Ewigkeitsbestand, und jeder werde einmal erkennen, dass Hitlers Reich die kommenden Jahrhunderte überdauere.

Die vornehme Welt niederländischer Schlösser, die Seyss gerne bewohnte, mag ihm die Ruhe für solches Denken gegeben haben, denn andernorts ergoss sich das arisch-deutsche Blut mit nordischem Einschlag aus geöffneten Proletenadern, aus bürgerlichen Venen und adeligen Gefässen wahllos über Trümmerfelder und Hauptverbandplätze, wenn es nicht, wie am Totenberg bei Stalingrad, zu Klumpen gefror oder von den Henkern im Wiener Landesgericht, in Mauthausen und anderswo ordnungsgemäss in Kanalrohre abgeleitet wurde. So viele kostbare Liter flossen dahin, dass der Braunauer drei Jahre später gemeint haben soll, ein Weiterbestehen seines Volkes käme angesichts dieses Substanzverlustes nicht in Frage.

Die Szenerie mit den unermesslichen Wäldern, in denen sich Tausende zu Partisanenrepubliken formierten, oder in den schäbigen Stiegenhäusern zu Wien, wo getuschelt und Geld für Verhaftete gesammelt wurde, verdüsterte sich zusehends. Ein Reichshauptstellenleiter Schmid war von Dr. Goebbels als Sondervertreter zu bestimmten politischen Prozessen entsandt worden und hatte darüber ein Dienstbuch verfasst. Ein Teil dieser Schrift, der mit Juni 1942 beginnt und im März 1943 endet, wurde später aufgefunden. Darin werden schwere Fälle aufgezählt, wie der einer Nonne und einer Operationsschwester in Wien, die Anfang 1942 von ihrem eigenen Chefarzt angezeigt wurde, weil sie einige antinationalsozialistische Zettel an Kranke verteilt hatte. Im April 1942 kam es zu einer grossen Verhaftungswelle in Tirol, Salzburg und in Wien. Verhaftet wurden Linksozialisten, von denen allein die Salzburger Gruppe später an die fünfzig Getötete aufwies. Im Konzentrationslager Ravensbrück sollen an eingelieferten Österreicherinnen zur selben Zeit entsetzliche medizinische Experimente ausgeführt worden sein.

Im Kärntner Grenzgebiet fanden im selben Jahr bereits Scharmützel mit gruppenweise auftauchenden Insurgenten statt, von denen in einem deutschen Bericht gesagt wurde, dass zur «Bekämpfung dieser terroristischen Banden grössere Polizeiverbände und Einheiten der Wehrmacht eingesetzt werden». Ab Juni 1942 wurde im Hinrichtungsraum des Wiener Landesgerichts das Fallbeil regelmässig an ein bis zwei Tagen pro Woche betätigt, während bis dahin Exekutionen nur in grösseren Intervallen vollzogen worden waren. Jedesmal kamen mehrere Delinquenten an die Reihe. Trotzdem belebten sich die Niederen Tauern im Raum Bruck-Leoben-Eisenerz mit Flüchtlingen, bis im Frühjahr 1943 eine Sonderabteilung der Gestapo von Graz nach Leoben-Judendorf übersiedelte.

In mehreren Orten Österreichs wurden zur selben Zeit die Totenfeiern der Partei für an der Front Gefallene von den trauernden Angehörigen boykottiert. Pfarherren verfielen nach aufreizenden Predigten der Festnahme, und in allen Ostmarkgauen suchte die Polizei nach Schwarzhörern. Die Briten hatten einige getarnte Soldatensender eingerichtet, um den Klängen und Nachrichten aus Belgrad das Wasser abzugraben. Besonders der Sender «Gustav Siegfried I» hielt wissbegierige Wiener des Abends vor den Rundfunkgeräten fest, sofern diese infolge ihrer Bauart auf die betreffende Wellenlänge eingestellt werden konnten.

Der Neugierhunger war überall gross und wuchs, je weniger von offizieller Seite hiefür getan werden konnte. Die Deutschen hüllten sich über die meisten subversiven Erscheinungen und die rigorosen Gegenmassnahmen in Schweigen. Als im Juni 1942 auf der Gauschulungsburg Wasserburg bei St. Pölten eine Tagung der Kreisbeauftragten des Rassenpolitischen Amtes und des Grenzlandamtes Niederdonau stattfand, auf der die Situation in der Umgebung der Gaustadt besprochen wurde, durfte, wie gewöhnlich, keiner der Geladenen in der Öffentlichkeit etwas darüber sagen. Aus erhaltenegebliebenen Akten der Aussenstelle Böhmen-Mähren des Rasse- und Siedlungsamtes-SS wissen wir, dass auf der Wasserburg klargestellt worden ist, wie viele Tschechen einzudeutschen und wie viele zu evakuieren seien, sobald es die Umstände gestatten würden. Auch über das Blutbad von Lidice wurde

ausführlich diskutiert, und die Teilnehmer aus Niederdonau drangen darauf, dass alle Tschechen im Rahmen der Grenzlandpolitik aus ihrem Gaubereich entfernt werden müssten. Dies wollte einiges besagen, war doch Niederdonau gegenüber dem Niederösterreich der Ersten Republik um gemischtsprachige Landstriche im Norden beträchtlich vergrößert worden. Während der SS-Obersturmführer Dr. Hussmann aus Prag die Zeiten herbeiwünschte, in denen selbst Böhmen und Mähren wieder deutsch sein würden, hielt sich der stellvertretende Gauleiter Niederdonaus in der Diskussion etwas zurück. Er erklärte seinen Zuhörern, es bestünde keine Notwendigkeit, heute im Volk Rassenpolitik zu propagieren, die als Folge eine Art Religions- und Konfessionskrieg zeitige, der sich für die Truppe und die Heimat ausserordentlich ungünstig auswirken könnte.

In Wien erfuhr die Bevölkerung nichts von den Plänen gegen Tschechen oder andere bzw. von der Zurückstellung oder Mässigung der Absichten. Blaschke und Frauenfeld sprachen am 29. November anlässlich der Gründungsfeier des neugeschaffenen NS-Volkskulturwerkes im Gau Wien. Der Stadtrat war dafür nur in seiner Funktion als Leiter der Hauptstelle Kultur im Gaupropagandaamt Wien zuständig. Blaschke übernahm jedoch gleich die Führung dieses Kulturwerkes und nahm sich den Gauwart Binder zum Stellvertreter. Er dankte den bisherigen Einzelverbänden für ihre Leistungen, erinnerte ausführlich an die «Befreiung vom artfremden Joch» und wendete sich dann dem «Sängerwesen im Gau Wien zu, das durch die Hundertjahrfeier des Wiener Männergesangvereines im kommenden Jahr seine Verkörperung findet». Jedenfalls bewies, laut Blaschke, am 29. November die «Feier die richtige Einschätzung der Verbände, ebenso wie diese selbst die Form erkennen müssten, in der sie der Pflicht der Mitarbeit zu genügen haben».

Nach dieser deutlichen Mahnung an allfällige Querulanten folgte ein Programm, das mit der üblichen Führerehrung ausklang.

Am 1. Dezember begannen die Wiener Kammerspiele in Favoriten zu gastieren. Blaschke gratulierte Frau Professor Bahr-Mildenburg zum 70. Geburtstag und liess ihr Konterfei für die städtischen Sammlungen anfertigen. Der Kamillo-Horn-Bund veranstaltete einvernehmlich mit dem Kulturamt eine der musikalischen Gedächtnisfeiern für den toten Horn, Mirko Jelusich trug im Kreis III aus seinen Werken vor, und die Weihnachtsfeiern für die Volks-, Haupt- und Höheren Schulen wurden für den 17. Dezember 1942 festgesetzt. Der nächste Schultag war erst für 18. Jänner 1943 vorgesehen.

Ungeachtet vereinzelter deutscher Luftangriffe auf englische Provinzstädte zogen die «Lustigen Weiber von Windsor» Otto Nicolais ins Haus am Währinger Gürtel. Die Eissport-saison begann mit einer Pausin-Schau am Heumarkt und dem Eröffnungslauf der Wiener Eissportgemeinschaft beim Engelmann. Während der «Stunden mit dem Dichter» las Weinheber in der Urania derart zeitabgewandt vor, dass man glauben konnte, der Winter 1937/38 hätte eben erst begonnen.

Für 4. Dezember nachmittags lud das Kulturamt zahlreiche Angehörige des geistigen Wien in den kleinen Festsaal des Neuen Wiener Rathauses ein. Nach musikalischer Vorbereitung ehrte dort Blaschke den 70 Jahre alt gewordenen Professor, Kritiker und Chef der Wiener Mozart-Gemeinde, Heinrich Damisch, mit einer schwungvollen Rede. Er überreichte dem Geburtstagskind ein Handschreiben Schirachs und teilte mit, dass Damisch nun durch Entschliessung des Reichsleiters als erster das neugeschaffene Wappen der Stadt Wien in Silber bekomme. Ferner wurde ein Glückwunschsreiben des Reichsministers Goebbels vorgelesen, worin dieser eine Ehrengabe ankündigte. Gauleiter Jury und der Reichsverband der Deutschen Presse sowie die Mozart-Gemeinde gratulierten ebenfalls.

Im Opernhaus der Stadt Wien begann währenddessen eine musikalische Märchenwoche. Der Schwarze Peter, die Königskinder, Hänsel und Gretl, die Puppenfee, der Imbrek mit der

langen Nase, die Goldmarie und ein Hansi, der zum Negerkral fliegt, stiegen vor Besuchern mit Kindergemüt auf die Bühne. In Salzburg liess sich der Reichsstatthalter Dr. Scheel den Wiener Rats Herrn und Wien-Film-Direktor Hirt sowie andere Prominente anlässlich der Uraufführung des Mozart-Films «Wen die Götter lieben» vorstellen. Die Wiener Sängerknaben konzertierten in Berlin, wo auch Martha Musilek auf dem Eise des Sportpalastes umjubelt wurde und überhaupt viel zur Hebung der Courage angesichts britischer Nachtbomber geschah.

Am 172. Geburtstag Beethovens, d.h. am 16. Dezember 1942, überreichte Ing. Blaschke im Kleinen Festsaal erstmals den Beethoven-Preis der Stadt Wien in Schirachs Namen. Der damit Beglückte hiess Dr. Richard Strauss, den vor und nachher die Bläservereinigung der Wiener Philharmoniker erfreute. Zahlreiche Festgäste drängten sich um den, wie Blaschke sich ausdrückte, «grössten Tondichter der Gegenwart, der für Wien 30 Jahre tätig war». Strauss kündigte zum Dank an, dass er der Stadt eine Festmusik für ihren Trompetenchor widmen werde. Die ersten Skizzen dafür seien schon gemacht. In der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt zu Breitensee spielten die dortigen Jungmänner in der nämlichen Woche gemeinsam mit Schauspielschülerinnen des Burgtheaters das Drama «Michael Gaismaier» vom Dichter Franz Wenter und von Alfred Eduard Frauenfeld. Dann aber gab es in der Gaustadt nur noch Kinderfeste und Fronturlauberabende mit Schirach, denn Weihnachten stand vor der Tür. Die Hitler-Jugend beherrschte den Kulturamtsmarkt Am Hof, wo auch von der Feuerwehrzentrale herab ein Turmblasen veranstaltet wurde.

Vier Tage vor dem Heiligen Abend fand im Wiener Landesgericht eine Massenhinrichtung statt. Sieben besondere Hochverräter, darunter der 54-jährige Dichter Felix Gräfe, waren an der Reihe. Im nahen Rathaus konnte man das hallende Aufschlagen des Fallbeils nicht hören, aber die Wiener Ausgabe des «Völkischen Beobachters» druckte viele, wenn auch keineswegs alle Aussendungen der Justizpressestelle über erfolgte Exekutionen ab. Es musste auch schon recht augenfällig gedroht werden, etwa mit Überschriften wie «Jetzt keine Gnade mehr» oder irgendeiner höhnischen Randbemerkung. Die Kulturschaffenden lasen das vielleicht nicht so genau, weil sich alles auf die vorweihnachtliche Feierstunde im Konzerthaus am 20. Dezember vorbereitete. Blaschke bezeichnete dort in einer Ansprache die deutsche Weihnacht als das Fest der Einkehr und Geborgenheit. Stuppäck hatte einen erhebenden Spruch verfasst, ein Weihnachtschor von Karl Hermann Pilss erklang, die Symphoniker spielten ein ergreifendes Oratorium und schliesslich sangen alle gemeinsam «Hohe Nacht der klaren Sterne». Auch die «Kantate zur Wintersonnenwende» des Herrn Pilss soll zu hören gewesen sein.

Zum Heiligen Abend endlich musste der Wehrmachtsbericht melden: .. Am mittleren Don halten die schweren Kämpfe an!» Die Katastrophe war damit allen jenen, die sich auf die Diktion solcher Mitteilungen verstanden, amtlich angekündigt worden. Trotzdem blieben die Volks- und Brauchtumpfleger Wiens unerschüttert am Werk. Manchmal schien es, dass sie sich noch emsiger in ihr Aufgabengebiet einwühlten, so, als ob sie von den Ereignissen an der Front abgelenkt und ganz der Vollendung des ewigen Deutschtums zu Hause hingegeben sein wollten. Ihnen gefielen die herbstlichen Weinbauerumzüge, die mit dem Erntedankfest des Führers auf dem Bückeberg in Zusammenhang gebracht wurden. Sie wollten, dass man in Wien am 9. November stets allen Helden der Bewegung feierlich Dank abstattete, und sie nannten den Nikolo einen gütigen Alten, der alljährlich vor dem Julfest einherschreite. Dieses Fest sollte auch 1942 zu einer Siegesfeier des Lichtes und der Wiedergeburt alles Lebens werden und der liebe Augustin ebenso Zeuge des ungebrochenen Lebenswillens der Gaustadt sein, wie jene Nachfahren, die «in den Tagen des illegalen Kampfes das Wiener Jungarbeiterlied ‚Es pfeift von allen Dächern‘ als Trutzlied gegen volksfremde Willkür und Unterdrückung sangen». Auf diese Weise wurde der Ring zwi-

schen lokalen Wiener Begebenheiten und dem Geschehen auf der gesamteuropäischen Bühne ebenso geschlossen wie zwischen hervorragenden Wienern von einst und den braunen Kämpfern des 20. Jahrhunderts. Mirko Jelusich versuchte, in einer repräsentativen Wiener Publikation Persönlichkeiten der Türkenzeit mit den Männern der 89. SS-Standarte in eine Reihe zu stellen, da alle miteinander gegen Verknechtung und Versklavung in der Stadt aufgetreten seien. Mit letztgenanntem Hinweis wurde an den Juliputsch 1934 erinnert, der gegen ein katholisch beeinflusstes Regierungssystem Österreichs gerichtet war. Angesichts dieser fortdauernden, weltanschaulichen Unvereinbarkeit der Standpunkte mutet es fragwürdig an, wenn von sowjetrussischer Seite nach Kriegsende behauptet wurde, der Angriff im südlichen Teil der Union hätte auch einen katholischen Akzent gehabt und die Führung der Stalingrad-Armee sei von erklärten Katholiken durchsetzt gewesen, die Kreuzzugsgedanken wälzten.

Was die Österreicher in diesen Jahren vielleicht niemals begriffen haben, war ihr ureigenstes Problem, für das von den deutschen Katholiken naturgemäss kein Verständnis gefordert werden konnte. Der Zusammenbruch der Monarchie hatte die katholische Kirche Österreichs viel schwerer getroffen, als sie es sich selbst je eingestehen wollte. Seit 1918 quälte sie sich von einem Schwächezustand in den anderen, auch Augenblicke pompöser Machtentfaltung wie imponierender Leidensfähigkeit konnten auf die Dauer nicht darüber hinwegtäuschen. Die Seelsorge am Don und an der Wolga war ihr daher bestimmt kein Anliegen, und niemand vermochte in Wien ernstlich an eine solche Möglichkeit zu glauben. Demnach war auch der Kontakt mit katholischen Politikern in Kroatien, der Slowakei und der Karpato-Ukraine minimal und ohne Einfluss auf die Haltung dieser Kreise. Man beobachtete vielmehr mit Entsetzen, wie selbst hochgestellte Kirchenmänner im Protektorat und in anderen Gebieten der Monarchie verfolgt wurden.

1942 war Glaise-Horstenaus beim Abfassen seiner Memoiren mit dem Abschnitt über den Anschluss Österreichs an Deutschland beschäftigt. Einige Zeit später sass er noch immer in seiner Agramer Villa über dem Manuskript und bekannte, dass er im «Stahlbad der Erlebnisse» seit 1938 zu einem fanatischen Österreicher gewandelt worden sei.

Für die Einsichtigen mehrten sich jedenfalls um die Jahreswende 1942/43 die Anzeichen, dass Europa zu einem gigantischen Sammelbecken von Habenichtsen geworden sei, die nunmehr ihre fortschreitende Armut auf eindrucksvollste durchorganisierten. Namenlose Massen brachen gegen Osten auf, um sich dort mit noch namenloseren Millionen zu zerfleischen und im tödlichen Ringen einander ähnlloh zu werden. Die Lebensgewohnheiten glichen sich an, ohne dass es ihren Trägern bewusst wurde, das Animalische triumphierte allerorts, obwohl die Reichsführung nur die gefangenen Widersacher und Juden zu Tieren erniedrigen und in diesem Zustand beseitigen wollte. Das göttliche Gerüst der Moral vergangener Jahrhunderte stürzte zu Boden, obwohl dies zunächst jedermann abstritt.

Anfang des Jahres 1943 treffen wir den Wiener Generalreferenten Thomas bei den Vorbereitungen zur Verdi-Woche. Botschafter Alfieri wird bei dieser Gelegenheit das offizielle Italien vertreten und mit Schirach in der Loge der Staatsoper sitzen. Aber ein neuer Wind weht durch Europa und Wien, Thomas wird weggeblasen werden und wenig später auch die ganze italienische Prominenz. Mittlerweile haben die Generäle Popow, Sokolowski, Rokossowsky, Watutin und Konjew die erste russische Sommeroffensive vorbereitet, und das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht muss angesichts dieser Gefahr noch mehr Divisionen als im vergangenen Jahr auf dem russischen Kriegsschauplatz massieren. Aber das Kriegsglück lässt sich nicht erzwingen: Alles klammert sich schliesslich an Flussübergänge und Eisenbahnknotenpunkte, die eine Verbindung nach dem Westen bieten, reisst die feindlichen Zangen auf und bemannt neue, inzwischen ausgebaute Verteidigungswälle. Doch auch diese liegen weiter westwärts. Die Deutschen wollen auch ihrerseits wieder eine grosse

Offensive beginnen, kommen aber über einen blutigen Versuch nicht mehr hinaus. Freilich, bis Mitteleuropa war noch ein unendlich langer Weg, und in Wien, wo Dr. Karl Schönherr seit dem 23. März 1943 in einem Gemeindeehrengab des Zentralfriedhofes ruhte, sollte ungeachtet aller Kriegsereignisse die Uraufführung der «Festmusik der Stadt Wien», die Richard Strauss anlässlich der Verleihung des Beethoven-Preises zu komponieren versprochen hatte, erfolgen. Bürgermeister Ph. W. Jung wollte damit am 9. April den fünften Jahrestag des Führereinzuges ins Rathaus feiern und lud alles, was Rang und Namen hatte, für 13 Uhr in den Grossen Festsaal ein. Die Wiener Symphoniker machten mit dem Vorspiel zu «Die Meistersinger von Nürnberg» einen würdigen Anfang, dann hielten Jung und andere Prominente ihre hochtrabenden Reden und Richard Strauss begab sich selbst ans Dirigentenpult.

Mag sein, dass Richard Strauss den Machthabern mit seiner Festmusik damals einen propagandistischen Dienst erwiesen hat. Aber fast zur selben Stunde verteidigte ihn Alma Mahler-Werfel in Amerika im Wiltshire-Hotel gegenüber Golo Mann und Remarque in einer hitzigen Diskussion. Dabei hatte Alma kaum eine Ahnung, wie sehr Strauss in Wien um seine jüdische Schwiegertochter und um seine halbjüdischen Enkel zittern musste.

Doch in Wien sassen 1943 etliche Kulturmanager auf hohen Posten, die durchaus nicht als Nazis gelten wollten, wenn sie auch kühne Pläne im Sinn der NS-Werbung hegten. Sie verkehrten mit Strauss und seiner jüdischen Nachkommenschaft und sprachen beim zögernden Reichsstatthalter um weiteren Schutz für diese Familie vor. Das Temperament jener Herren war allerdings anders entwickelt als bei Richard Strauss, der seit den Tagen Wilhelms II. stillhielt, um Wohlwollen und finanzielle Zuwendungen gigantischen Ausmasses einzuheimsen. Die Manager besaßen nichts von seiner Gelassenheit, sie waren nervös und taten-durstig. Nun, da die ersten grossen Rückschläge allgemein ruchbar wurden, dachten sie daran, wie die sturen Parteileute in ihrem selbstgefälligen Denken zu erschüttern und für Reformen zu gewinnen wären, die zu einer allgemeinen Läuterung und damit zur Wiedergewinnung innerer Stärke führen könnten. Die grossangelegte Verdi-Woche in Wien stand unter keinem guten Stern, denn die Schwierigkeiten in Italien stiegen trotz der Ghibellinen-Treue, die zwischen Hitler und Mussolini obwaltete, rasch an. Noch durften viele in der Staatsoper zusehen, wie bei diesen Verdi-Feiern des April 1943 der herbeigeeilte Minister Alfieri mit Schirach intim tat, aber in privatem Kreise gab es bereits frostige Szenen.

Währenddessen gehen die Wiener Philharmoniker mit dem Ratsherrn Jerger auf eine Konzertreise durch Dänemark und Schweden. Im skandinavischen Norden sollte das grosse Orchester unter Stabführung des international verehrten Furtwängler eine wienerische Version brauner Reichsstärke demonstrieren. Daher wurde jedem Konzert der Donauwalzer angefügt. Schon vor der Abreise war von der Tourneeleitung manches Misstrauen bei den damit beschäftigten Behörden in Wien und Berlin zu überwinden gewesen. Die Bedenken erwiesen sich bald als berechtigt, denn nicht alle Schweden akzeptierten die Strauss-Melodien als nationalsozialistisches Ausdrucksmittel. Der enorme Beifall galt mehr dem Wienerischen und entbehrte nicht einer gewissen Spitze gegen das übrige Dritte Reich, zumal die diplomatischen Vertreter der Feindmächte geradezu demonstrativ in den schwedischen Konzertsälen erschienen.

Am 12. Juli 1943 begann Rokossowsky mit einer Feuerzusammenfassung, die zehnmal mehr Batterien als seinerzeit vor Verdun umfasste, die Offensive. Die Deutschen räumten Orel und verkündeten, dass die Vorgänge in Italien daran schuld seien. Drei Wochen später fiel Charkow endgültig in russische Hand, südlich davon brach die Front von Taganrog bis Melitopol ein, und im Mittelabschnitt konnte sich nicht einmal Smolensk halten.

## EIN MITTAG IM AUGUST

Die Nacht im Küstengebiet Nordafrikas war kalt, aber die kurze Dämmerung des 13. August 1943 gebar einen wolkenlos glühenden Tag. Auf den Feldflugplätzen rollten die letzten Maschinen schwerfällig zu ihren Startbahnen hinaus. Das Gros von fünf amerikanischen Bombergruppen hing bereits am aufflammenden Firmament, das den Fliegern Kesselrings erst vor kurzem entrissen worden war.

Eine oder zwei der amerikanischen Bombergruppen hatten eine schon viertägige Verspätung. Ihr Vorhaben wäre bereits am 8. August fällig gewesen, als die deutsche Jägerfertigung bei Regensburg von Plätzen der US-Luftstreitkräfte in England aus angegriffen wurde. Damals hätten die über den Kanal und die Nordsee einfliegenden US-Piloten eine Aufspaltung der deutschen Defensivmacht bitter notwendig gehabt. Aber das schlechte Mittelmeerwetter dieses Sommers zwang immer wieder zu neuen Dispositionen, und so mussten sich die Besatzungen der amerikanischen Geschwader auf eine anderweitig nicht beschäftigte Abwehr gefasst machen. Das Angriffsziel der Langstreckenbomber lag in bis jetzt fast unberührtem Gebiet, das die Deutschen anscheinend deshalb zu einer Art Waffenschmiede ausbauen wollten.

Die Maschinen und Mannschaften des in Afrika startenden Verbandes gehören der amerikanischen Heeresluftwaffe an. Sie haben gelernt, dass der Bombenabwurf ihre Hauptaufgabe ist, dass man dann den Feind über weite Entfernungen rechtzeitig angreifen und daran hindern muss, seinerseits Schaden zu stiften. Dabei soll die Zerstörung der feindlichen Flugzeuge der erste Schritt jeder strategischen Bombenoffensive sein. Nach den Lehren des Generals H. H. Arnold muss dies schon während jenes Zeitraums geschehen, in dem die Vereinigten Staaten noch am Aufbau ihrer Luftflotten und Stützpunkte arbeiten. So sind die Bombergruppen am Morgen des 13. August 1943 mit ungewissem Schicksal unterwegs. Freilich, das Überraschungsmoment ist aller Voraussicht nach auf amerikanischer Seite, denn die Deutschen haben bei ihrer Südostverteidigung bisher eine gewisse Sorglosigkeit an den Tag gelegt.

Die Verbände überqueren zunächst die blaue Flut rings um Malta, brausen an den künftigen Schlachtfeldern Süditaliens vorbei und gewinnen die Adria, die sich lange Zeit unter ihnen kräuselt. Später kommt die kroatische Küste mit ihren Bergketten in Sicht, fruchtbares Hügelland dehnt sich bis zum Horizont, eine Ebene liegt dahinter und mit ihr eine neue Wasserfläche: der Plattensee. Fast alle Bomber haben sich bis jetzt gut gehalten. Sie rasen über die ungarischen Badeorte am Ufer hinweg und drehen auf die Höhe des Neusiedlersees scharf nach Westen ab. In den sommerlich schläfrigen Wohngebieten des ehemaligen Österreichs unter der Enns heulen erst jetzt die Alarmsirenen auf. Fast gleichzeitig stürzen bereits 187 Tonnen Sprengstoff auf die Montagehallen, Lagerhäuser, Magazine, Hangars und Schienen im Bereich der Wiener Neustädter Flugzeugwerke herab. Am Bahnhof der im Einsatzbefehl mit «Stadt südlich von Wien» umschriebenen Grossgemeinde brennt ein fahrplanmässiger Mittagszug samt Gepäck und Passagieren. Die Balkons der Lazarette am Semmering sind mit genesenden Offizieren dicht besetzt, die ins Steinfeld hinabblicken und das Getöse dort unten fachmännisch kommentieren. Sie können nicht wissen, dass innerhalb der kommenden zwanzig Monate noch 50.000 Bomben aller Kaliber auf Wiener Neustadt fallen werden.

In Wien, wo die Luftschutzwarte mit den vielen Neugierigen ausserhalb der Keller ihre liebe Not haben, hört man von Süden her ein dumpfes Grollen. Aber niemand vermag fürs

Erste zu sagen, ob es sich um Einschläge, Flakfeuer, Explosionen oder um alles zusammen handelt. Jedenfalls, der bisher nur wenig gestörte Luftfriede über der Ostmark dürfte ausgerechnet vor den Toren der Reichs- und Gaustadt Wien gebrochen worden sein.

Der amerikanische Stil des Luftkrieges liess 1943 das Stadium mehr oder weniger erfolgreicher Experimente hinter sich und wurde so zu einem geschichtsbestimmenden Faktor. Damit mussten sich auch die Briten, die ihre eigenen Methoden entwickelt hatten, abfinden.

Die Hoffnung, durch die alliierte Joint-Air-Offensive des Jahres 1943 den europäischen Landkrieg zu Ende zu bringen, erfüllte sich nicht. Im Sommer 1943 postierten die Deutschen schätzungsweise 39.000 Flugabwehrkanonen dagegen, sie entwickelten neue Abfang- und Jagdmethoden und machten ihre ersten mit Raketen bestückten Staffeln startbereit. Andererseits erforderte diese Abwehr zirka eine Million Soldaten, Luftwaffenhelfer usw. und kostete Deutschland die Luftherrschaft über dem russischen und dem italienischen Kampfgebiet. In den nächsten Monaten zogen sich die Deutschen immer mehr auf die Verteidigung kriegswichtiger Objekte zurück und waren insoweit erfolgreich, als die Produktionsunterbrechung oder Schwächung durch Bombentreffer längere Zeit nicht unter die Erträglichkeitsgrenze fiel.

Im Verlauf des Unternehmens der Anglo-Amerikaner in Süditalien wurden die zerstörten Flugfelder bei Foggia und etwas später bei Bari von ihnen grosszügig wiederaufgebaut. Ende des Jahres 1943 hatten dort bereits 35.000 einsatzfähige Flieger aus den Vereinigten Staaten und Grossbritannien ihre Quartiere aufgeschlagen. Als strategisches Kampfmittel zogen zunächst zwei Gruppen schwerer Bomber, also zirka 100 Maschinen, zwei Gruppen mittlerer Bomber sowie entsprechende Jagdverbände ein. Am 1. November 1943 wurde in Foggia die 15. US-Luftflotte aus erfahrenen Luftveteranen offiziell aufgestellt und ihr das 205. Bomberkommando der Royal Air Force beigegeben.

Bis Mai 1944 wuchs die 15. Luftflotte auf 21 Gruppen schwerer Bombenflugzeuge an, darunter berühmte Traditionsverbände wie die 2. und 17. Bombergruppe. Stets musste sie sich mit Nachschubschwierigkeiten auseinandersetzen, die ihrerseits wieder mit den Ereignissen am fernöstlichen Kriegsschauplatz sowie mit der alliierten Landung in der Normandie bzw. in Südfrankreich zusammenhingen; ferner mit der Notwendigkeit, zur Entlastung der alliierten Armeen in Italien beizutragen. Der vieldiskutierte taktische Luftangriff auf das Kloster Monte Cassino war ein Sonderauftrag für die 15. Luftflotte, die damit ihren strategischen Aufgaben entzogen wurde. Einen weiteren schwachen Punkt bildete jene Schlappe, die das britische Kontingent durch deutsche Nachtjäger über Österreich erlitt. Noch heute sind am Ehrenmal in La Valetta und auf anderen Motivtafeln unter «Missed in action over Austria» viele englische Namen zu lesen. Das Bomberkommando der RAF rüstete im Sommer 1944 auf Liberator-Maschinen um, da sich die bisher verwendeten älteren Maschinen der Type Wellington für weite Einflüge in stark verteidigte Räume als ungeeignet erwiesen hatten. Infolge der dadurch notwendig gewordenen langwierigen Arbeiten ergab sich eine zusätzliche Schwächung.

Schliesslich hing der Erfolg der 15. Luftflotte vom Kriegsglück ihres Begleitschutzes ab. In den ersten Monaten ihrer Tätigkeit gegen die wenig gepanzerte «Bauchseite» (W.S. Churchill) Europas musste sie sich meist überhaupt ohne Deckung durch eigene Jäger behelfen.

Die Frage, ob es sich bei der 2. Luftfront über Europa, also bei den Aktionen der 15. amerikanischen Luftflotte, stets um einen Nebenkriegsschauplatz gehandelt habe, lässt sich zumindest für die gesamte Periode des Bestehens dieser Front nicht eindeutig mit ja beantworten. Erwiesen ist, dass der Kommandierende General der Heeresflugwaffe, Henry H. Arnold, in seinen Berichten Anfang 1944 die grossen Luftschlachten über Deutschland aufzählt, aber kein Beispiel aus Österreich und dem Südosten Europas bringt. Hiezu kommt die

grosse britische Luftoffensive gegen West- und Norddeutschland, während andererseits die Enge des österreichischen Luftraumes und die geringe industrielle Bedeutung der umgebenden Südoststaaten ins rechte Verhältnis zu den amerikanischen Angriffen von Süden her gesetzt werden müssen.

Mittlerweile oder angesichts dieses bedeutsamen Vorporellens der Amerikaner trat die entsetzliche Erinnerung an Stalingrad für viele Wiener in den Hintergrund. Nur Angehörige oder Fronturlauber dachten daran. Letzteren fielen die riesigen Festbankette auf Hauptplätzen oder Gemeindewiesen ein, welche ukrainische Lokalgrößen anlässlich der offiziellen Übergabe sowjetischer Staatsgüter ins persönliche Eigentum dort ansässiger Landwirte veranstaltet hatten. Tanzdarbietungen heimischer Trachtenmädchen hatten die enorme Speisenfolge aufs angenehmste unterbrochen, slawische Sängerinnen für exquisite akustische Beilagen gesorgt. Zu guter letzt waren alle aufgestanden und ans Ufer irgendeines grossen Flusses gewandert, damit ein gemeinsames Bad die Trägheit aus den vollen Leibern verjage. Heisse Sommerluft zitterte damals über den weitgedehnten Schilfwäldern, in denen Dutzende lebensfroher Bäuerinnen ihre Kleider abstreiften, um sich dann den im seichten Wasser plätschernden Offizieren zu nähern. In den fernen Dörfern am Horizont begannen ukrainische Autoritäten mit der Verwaltungsarbeit, in den Strassen der verschlafenen Städte regelte ukrainische Polizei den Verkehr, bis eines Tages plötzlich allorts deutsche Parteifunktionäre in braunen Uniformen erschienen, Galgen und anderes Hinrichtungsgesetz mit sich führten und jedes weitere nationale Eigenleben im Keim erstickten. Die aus Wien oder aus den ehemaligen Bundesländern stammenden Soldaten vor Stalingrad dachten weiters daran, wie ihnen beim Vormarsch immer wieder Willkommensgrüsse in unverfälscht heimatlicher Sprachfärbung zugerufen wurden. Des Rätsels Lösung bestand darin, dass gegen Ende des Ersten Weltkrieges zahlreiche freigelassene Kriegsgefangene aus Österreich-Ungarn fescche Ukrainerinnen oder Russinnen ehelichten und dann nicht mehr nach Haus ziehen wollten. Nun standen diese ehemaligen Landesleute, schon etwas grau geworden, in den Staubfahnen der vorüberbrausenden deutschen Kolonnen.

## DIE ALTEN KÄMPFER KOMMEN

In den ersten Monaten des Jahres 1944 wurde den militärischen Mitarbeitern Adolf Hitlers klar, dass Deutschland den Krieg verlieren werde. Seit der Konferenz von Teheran im November 1943 war die Spekulation auf einen Bruch zwischen Amerika und Russland und auf einen daraus resultierenden Separatfrieden aussichtslos geworden. Der Achsenpartner im Fernen Osten hatte sich zwar die Interessengegensätze zwischen der UdSSR und den USA etwas besser zunutze gemacht, aber die militärische Stärke Japans war mit seinem politischen Starrsinn nicht mehr in Einklang zu bringen. Das enorme Anwachsen der pazifischen Flotte Amerikas tat ein übriges, um von dorthier keine günstige Wendung der Dinge erwarten zu lassen.

Die Rote Armee kam mittlerweile wieder an Polen und an die Eingänge zum Balkan heran. Die Rechnung, die das Oberkommando der Wehrmacht mit dem russischen Kräfteverschleiss anstellte, ging verkehrt auf, d.h. die Sowjets zeigten sich nach jeder ihrer Offensiven kräftiger, besser motorisiert und im Nachschub gesicherter als vorher. Bei Korsun hatten sie sogar den deutschen Rückzugsplan durchkreuzt und abermals einige Divisionen der Wehrmacht gekapert. Die technische Anspannung des Dritten Reiches und seiner Vasallen mochte zwar für die nächste Zeit einige Neuerungen bringen, doch die Massenherstellung der entscheidenden Waffen schien durch den Luftkrieg und die Erfordernisse angesichts der momentanen Frontlage sehr beeinträchtigt. Freilich, die Produktionszahlen stiegen noch immer an und liessen das offizielle Deutschland manchmal die einschlägigen Werte im feindlichen Lager vergessen. Andererseits zeigte das militärisch bzw. wehrtechnisch ausgebildete Menschenmaterial des Reiches deutliche Erschöpfungszeichen. Der Mufti mit seinen bosnischen Mohammedanern, die westeuropäischen SS-Verbände und die volksdeutschen Freiwilligen konnten jedenfalls nur wenig zur Entlastung beitragen.

Die Mitarbeiter Hitlers zogen aus diesen Überlegungen die verschiedensten Konsequenzen. Die Mehrzahl entwarf eine Unmenge von Plänen, die das Kommende wenden sollten, andere befassten sich mit der Beseitigung Hitlers, um dadurch den Abbruch des ihnen nunmehr sinnlos erscheinenden Kampfes zu ermöglichen. Die damit beschäftigten Militärpersonen stellten den Kontakt mit Politikern der Weimarer Zeit und des frühen Hitlerismus her, die ihrerseits mit Politikern der Ersten Republik Österreichs und des folgenden Ständestaates Fühlung nahmen.

Im Wiener Landesgericht und in anderen Strafanstalten wurden mittlerweile viele österreichische Kommunisten zum Tode geführt, die sich nach Beginn des Russlandfeldzuges und insbesondere nach der Schlacht um Stalingrad in der Industrie bemerkbar gemacht hatten. Die Leidensgenossen von rechts, deren Gruppierung bis in die erste Anschlusszeit zurückreichte, waren zwar meist auch abgeurteilt, mussten aber auf die Hinrichtung für gewöhnlich etwas länger warten. Dazwischen gab es zahlreiche Einzelgänger, deren staatsfeindliches Verhalten mit dem Fallbeil zu ahnden war, und hie und da einen Fallschirmspringer aus der Emigration.

Weitaus staatsgefährlicher, weil nicht leicht zu fassen, waren jedoch die stillen Saboteure des grossdeutschen Schicksalskampfes, sei es nun in der grauen Masse der Bevölkerung oder auf hohen Posten in Wehrmacht und Verwaltung. Sie blieben auch den hierorts so typischen Naderern, also den Schmutzkonkurrenten der amtlichen Spitzel, verborgen.

Die breiten Schichten zeigten in Wien vielleicht noch etwas mehr Schattierungen als anderswo im Reich, waren einerseits mehr dem Musischen zugetan und für die Ideen Hitlers

zu begeistern, andererseits aber pessimistisch orientiert, ängstlicher und unaufrichtiger als in anderen Städten. Trotzdem dürfen wir heute nicht annehmen, dass der personelle Wechsel im Amt des Wiener Bürgermeisters um die Jahreswende 1943/44 sowie ähnliche Vorgänge in verschiedenen Wiener Dienststellen im Hinblick auf eine Stärkung des öffentlichen Vertrauens vollzogen wurden. Vielleicht hat sich dies mancher der nunmehr in höhere Positionen Aufgerückten eingeblendet, zumal die Ablöse von Altreichsdeutschen durch Angehörige der Wiener NSDAP aus den Jahren der Illegalität deutlich zu erkennen war. Der Grund für diesen Wechsel lag jedoch in der Tatsache, dass der Gauleiter und Reichsstatthalter das Vertrauen des Führers weitgehend eingebüsst hatte. So musste Baldur von Schirach die Verdrängung seiner Paladine zur Freude der ehemaligen Juliputschisten und Legionäre hinnehmen, ja sogar selbst gehorsam dabei Hilfe leisten.

Für mehrere der alten Wiener Kämpfer kam diese Gelegenheit zu spät. Sie waren bereits fern von Wien getötet worden oder sassen auf irgendeinem Verwaltungs- oder SS-Posten im Ausland. Beim neuen Bürgermeister Wiens lag der Fall anders. Er hatte sich seit März 1938 im Rathaus halten können und brauchte jetzt nur die Amtsräume zu wechseln. Ende Dezember 1943 war die kommissarische Ernennung des hohen SS-Funktionärs Dipl.-Ing. Hanns Blaschke zum Stadtoberhaupt und damit zum persönlichen Vertreter des Gauleiters im Bereiche der Gemeindeverwaltung Wiens perfekt geworden.

Von den zirka 600.000 Parteimitgliedern in den Donau- und Alpengauen hielt sich ein grosser Teil ständig oder häufig in Wien auf. In den angeschlossenen Gliederungen der Partei arbeiteten zwar meist nur noch alte Leute, aber es gab unzählige Ämter und Organisationsstellen, wo die vor der Einberufung zitternden Angestellten zu jedem ideologischen Liebesdienst bereit waren. Dazu kam die infolge der Kriegswirtschaft immer mächtigere Organisation der Deutschen Arbeitsfront, die Clique der von den Betriebsleitungen «unabkömmlich» Gestellten, der Chor der Ariseure und das noch immer sehr ansehnliche Ensemble jener Kulturschaffenden, die Schirach, so gut es ging, vor dem Wehrdienst geschützt hatte. Für die Weiblichkeit fand sich eine Menge Nachrichten über russische Greuel, die man am besten unter der Hand verbreitete, für die heranwachsende Jugend gab es Leitbilder aus allen Jahrhunderten und Beispiele eisernen Durchhaltewillens aus nah und fern.

Das Propagandaamt des Reichsgaues sowie die Wiener Expositur der Berliner Propagandazentrale waren von engeren Kameraden des Bürgermeisters aus der Kampfzeit besetzt worden. Blaschke selbst genoss den Ruhm des führenden städtischen Kulturexperten. Seit Sommer 1938 leitete er innerhalb der Wiener Gemeindeverwaltung jene Art von Kulturamt, wie sie in vielen Städten des Altreichs schon früher in Funktion war. In diesem Büro hatte er eine Anzahl von ihm persönlich ergebenen Leuten untergebracht, auf die er sich jetzt bei seinen Werbeaktionen verlassen wollte.

Blaschke empfand die Sendung des wahren Wienertums. Seine Gönner hofften freilich, er werde nun mit gleichem Ehrgeiz an die anderen, um die Jahreswende 1943/44 dringlichen Probleme der Gaustadt herangehen. Der neue Bürgermeister aber nahm sich zunächst das Heftchen «Die Kulturveranstaltungen Wiens, August 1943 – Juni 1944» vor, das noch sein alter Widersacher in der Reichsstatthalterei, Generalreferent W. Thomas, vorbereitet hatte, ehe diesen Schirach an die Luft setzen und einen Freund Blaschkes an diese Stelle berufen musste.

«Das Wiener Kulturprogramm soll mehr unter dem inneren Gesetz des Krieges, als in seinem Zeichen stehen», heisst es in der erwähnten Schrift, die bereits das Loslösen von der Wirklichkeit und das Abschweifen in holdere Gefilde empfiehlt: «Die schmerzlichen Verluste, die der Krieg unserem kulturellen Erbe zugefügt hat, lenken den Blick auf den ewigen und unzerstörbaren Geist der deutschen Kunst.

Deshalb sollten während der nächsten Monate Furtwängler und Weisbach möglichst oft in Wien ans Dirigentenpult der Philharmoniker und der Symphoniker, die Blaschke 1938 zum Wiener Stadtorchester gemacht hatte, treten. Das leichtlebigere Wiener Publikum hoffte man mit diversen Märchenspielen, Kabarett Darbietungen und Schwänken zu ergötzen. Pflichtschuldig brachte das dem Rathaus besonders nahestehende Bürgertheater eine betont harmlose «Kabinettkrise in Ischl» auf die Bühne, im Neuen Schauspielhaus probte man die «Hochzeitsnacht im Paradies» und das Deutsche Volkstheater nahm Scheibelreiters «Der Aufzug» in sein Programm.

Das Opernhaus der Stadt Wien bereitete für den 80. Geburtstag von Richard Strauss am 11. Juni 1944 die Aufführung von «Ariadne auf Naxos» und «Der Rosenkavalier» vor, die Staatsoper plante aus gleichem Anlass nicht weniger als zehn verschiedene Strauss-Aufführungen. Zu Wilhelm Furtwängler, dem gefeierten Strauss-Interpreten im Konzertsaal, gesellten sich in den Opernhäusern und im Redoutensaal Knappertsbusch und Böhm. Also viel organisatorische Arbeit für das Generalkulturreferat, wo jetzt der Wiener Dichter, Parteifunktionär und Weinheber-Anhänger Stuppäck als oberster Leiter amtierte. Aber das Referat arbeitete nicht mehr in Konkurrenz mit dem Kulturamt der Stadt Wien, sondern, nachdem überall scheinbar die richtigen Männer auf die richtigen Plätze gestellt worden waren, in einträchtiger Zielstrebigkeit mit dem Rathaus zusammen. So entstanden die Pläne für eine grosse Kulturtagung in Wien, auf der Reichsdramaturg Schlösser die deutsche Lebensart inmitten des Bombenterrors erläutern wollte. Die festliche Interpretation von Märchen der Brüder Grimm passte ebenso in diese Atmosphäre wie Gedenkfeiern für Lulu von Strauss-Torney, Hans Sachs, Friedrich Nietzsche und andere. Das Kulturamt vergass darüber auch nicht die Konzertreihe zur Förderung zeitgenössischer Musik und die «Konzerte junger Künstler».

Mit Jahresanfang 1944 setzte die Tätigkeit des «Wiener Kunsthandwerkvereines» erneut ein. Nach der Herbstausstellung 1943, die Arbeiten der zum Wehrdienst eingezogenen Kunsthandwerker gezeigt hatte, wollte man sich in den Expositionsräumlichkeiten während des Frühjahrs mit den Meistern Michael Powolny, Karl Auböck, Oswald Haerdtl und natürlich auch mit einigen altreichsdeutschen Kollegen befassen. Nur die Wiener Kulturzeitschrift «Die Pause», die vom Bürgermeister seit 1938 als Nachfolger des eingesperrten Volksbildungsreferenten Dr. Lugmayer herausgegeben wurde, erschien ab Jänner 1944 nicht mehr. Noch wenige Wochen vor seiner Einstellung hatte sich dieses Blatt mit dem Wiener Kunsthandwerk eingehend beschäftigt. Dabei war Josef Hoffmanns «Wanderpreis für die Grossdeutsche Schachmeisterschaft» im Rahmen der «Reichsleiter-von-Schirach-Stiftung» ebenso gewürdigt worden wie die Arbeiten des obgenannten Powolny, der soeben den «Alfred-Roller-Preis der Stadt Wien» erhalten hatte. Sogar die 50-Groschen-Münzen, die Powolny 1935 für ein ganz anderes politisches System entwarf, waren von der «Pause» ungeniert abgebildet worden, ganz so, als ob jegliche Groschenwährung für immer der Vergangenheit angehöre. Auf der nächsten Seite hatte «Die Pause» den etwas aggressiven Kopf Blaschkes vom Bildhauer Oskar Thiede veröffentlicht. Obwohl einer Künstlerhausausstellung entnommen, schien diese Plastik mehr dem Artikel Rudolf Kremser «Das Gesicht der Nation» im selben Heft zugehörig, der dort bedauernd meinte, dass beim deutschen Volk der Tastsinn der anderen Völker versagt habe. Deshalb dürften jetzt, wie er etwas schwierig formuliert, die anglo-amerikanischen «Empfindungen, wenn sie aus angemassten geistigen Positionen geworfen werden, durch das dabei erlittene Gefühl des Trotzes und der Beschämung sich selbst verstärken». Nach Kremser versteht eben Ende 1943 niemand mehr die deutsche Art. Abschliessend meint er: «Der Glaube unserer kämpfenden Generation darf uns als sichere Bürgschaft dafür dienen, dass unser so lange säendes Volk endlich einmal ein erntendes und die Ernte eine der grössten der Geschichte sein werde.»

## DIE GROSSE ERINNERUNG

Im Jänner und Februar 1944 bedrückten den Bürgermeister viele Schwierigkeiten auf dem Versorgungssektor der ihm nunmehr anvertrauten Gemeinde. Oft musste er sich aus der Erinnerung an den Frühling 1938 Kraft holen, denn das von ihm so gern geübte Singen von Wiener Liedern zur eigenen Klavierbegleitung reichte kaum mehr für Entspannung aus, unterblieb wohl auch infolge Zeitmangels immer mehr.

In jenem Frühling 1938 hatte er nicht den deprimiert-hochnäsigen Schirach über sich gehabt, der Blaschke am liebsten zu übersehen geruhte. Damals war der leutselig prunkende Bürgermeister Neubacher Blaschkes Chef gewesen, kein Schöngest, aber ein Geniesser und Verfechter der Theorie des «Leben-und-Leben-Lassens». Damals war die grossdeutsche Saat, die seit 1848 von links und rechts in Wien ausgestreut wurde, mit reicher Frucht aufgegangen. Blaschke anerkennt diese verhängnisvolle Pionierarbeit der alten politischen Parteien Österreichs nicht, er lässt höchstens Lueger und Schönerer gelten, alles weitere ist alleiniges Verdienst des Genius Hitler und der NSDAP. Aber er weiss bereits, dass er ohne Helfer aus den Reihen der alten Parteien nicht auskommen wird, und hofft daher auf das Gemeinsame im grossdeutschen Gedankengut.

Die österreichischen Nazis waren im Frühling 1938 von der allgemeinen Begeisterung für den Slogan «Ein Volk, ein Reich, ein Führer» auf ihre Art ebenso überrascht worden wie die Invasoren. Man hatte die dauernden Rückschläge während der Illegalität noch zu sehr in den Knochen und fühlte sich durch die Tatsache irritiert, dass Göring den Anschluss Österreichs einer grossen Heeresmacht an vertraut hatte, also durchaus nicht gewillt war, die Sache den hiesigen Anhängern Hitlers zu überlassen. Aber all diese kleinliche Unsicherheit verflog bald vor der grossartigen Regie, mit der die weiteren Ereignisse abgewickelt wurden, und man nahm sich vor, die eigenen Kader mit sorgfältig gesiebtetem Zulauf aus der ehemaligen Sozialdemokratie aufzufüllen, bis antiklerikale Erziehung die ehemaligen Christlichsozialen für den Übertritt ins braune Lager reif machen würde.

Inzwischen glühte Wien im Licht einer völkischen Propagandasonne, die jedermann erwärmen sollte, gleichgültig, ob er dem eigentlichen Parteiprogramm verschworen war oder sich bloss von irgendeinem jüdischen Geschäftemacher übervorteilt gefühlt hatte. Adolf Hitler selbst kam deswegen mit einem zahlreichen, glänzenden Gefolge nach Wien, um hier im Rahmen eines noch nie dagewesenen Wahlfeldzuges den Tag des Grossdeutschen Reiches zu feiern. Dies wollte er natürlich nicht in jenem Männerheim, in dem er einst Ansichtskarten koloriert hatte, tun, obwohl dieses Domizil von Übereifrigen als Weihehaus in Erwägung gezogen wurde.

Die Mitglieder des Wiener Staatsopernchors sangen das «Wachet auf» aus den Meistersingern, der Führer sprach von der Perle Wien, Dr. Goebbels rief den damit Beschäftigten das Kommando «Hisst Flaggen!» zu und hunderte Brieftauben stiegen unter dem Motto «Allzeit flugbereit für Deutschlands Einigkeit» in die Lüfte. Nicht einmal die Eingeweihten dachten daran, dass die ersten grossen Häftlingstransporte Wien bereits in Richtung Dachau und Stadelheim verlassen hatten, dass alle Wiener Gefängnisse überfüllt waren und für Bundeskanzler Dr. Schuschnigg eine Wäschekammer am Dachboden des Gestapo-Hotels Metropoli vorbereitet wurde. Deshalb erinnert sich auch Blaschke Anfang 1944 nicht mehr an solche Einzelheiten, er glaubt nur zu wissen, dass damals jedermann die Grösse der Zeit erfasst hätte. Er besinnt sich anderer Details, z.B. des ersten Besuches des Reichsministers Dr. Goebbels im Rathaus, der noch vor dem Tag des Grossdeutschen Reiches stattgefunden haben muss. Sogar die illegalen Kämpfer der Wiener Kanalarbrigade waren deshalb im Rat-

haus angetreten und von Dr. Goebbels in launige Unterhaltung gezogen worden. Dazwischen konnte Neubacher eine seiner blumenreichen Ansprachen vom Stapel lassen und den Berliner Gast als «Künstler der Rede» feienj. Blaschke schien es 1944 so, als ob Neubacher dabei mit versteckter Ironie kokettiert hätte. Bei dem immer reserviert-unbeholfenen Dr. Seyss-Inquart und dessen Staatssekretär Mühlmann, die Goebbels am selben Tag während eines grossen Hofburgempfanges die Ostmark als Land der Musen vorstellten, war dies sicher nicht der Fall gewesen. Dr. Goebbels hatte seinen Zuhörern die «Umwertung aller Werte» aufgezeigt, die absolute Kunst verneint und sich zum Tendenziösen bekannt.

Goebbels, dem Neubacher das Waldmüller-Bild «Dem Leben wiedergegeben» schenkte, wandte sich dann dem Judenproblem in Wien zu und versicherte, es gäbe hier nicht mehr Selbstmorde als früher, nur dass sich bisher lediglich Deutsche erschossen hätten und jetzt auch Juden. Sein und seiner Anhänger Christentum stehe im Herzen und nicht in den Kirchenbüchern. Diese Selbstmordschätzung des Reichspropagandaministers sollte sich als richtig und unrichtig zugleich herausstellen, da von beiden Seiten Rekordziffern erreicht wurden.

Die gemeindeeigenen Parkanlagen und Ruhebänke wurden 1938 sehr bald in jene Areale einbezogen, die Juden nicht betreten durften. Die Nachricht hierüber veranlasste Franz Werfel in Prag zu dem Gedicht «Der gute Ort zu Wien», in dem ein jüdischer Friedhof als letztmögliche Raststätte für den in Frage kommenden Personenkreis gepriesen wird. Mit Schlagworten wie «Gitter sind des deutschen Volkes unwürdig» begann man währenddessen Parkumzäunungen zu entfernen, und der Bühnenkünstler Eugen Klöpfer hielt der Wiener Kollegenschaft in einem flammenden Aufruf die Verdienste Hitlers um das Theater vor. Unerschrockene befestigten Hakenkreuzbanner an der Spitze des Rathausturmes und später auch am Turm von St. Stephan, obwohl Gauleiter Bürckel in den Zeitungen fast täglich unbefugte Hausdurchsuchungen, Beschlagnahmen und Stellenjagden tadeln musste.

Hitler aber liess wissen, dass er sich die persönliche Entscheidung in allen grossen Bau- und Kulturfragen Wiens vorbehalte. Immer wieder kam er persönlich nachschauen, etwa, wie man das Burgtheater ausweiten oder alles Bauwerk zwischen Oper und Karlskirche umlegen könne. Die Gemeindeverwaltung glaubte, dies besonders schätzen zu müssen. Er setzte Fachleute ein oder ab und griff demonstrativ in die Privatschatulle, wenn den Unterbauherren das Geld auszugehen drohte. Nur jene Gemälde und Statuen im Erzbischöflichen Palais, die am 8. Oktober 1938 von den eingedrungenen Hitlerjungen zerstört worden waren, wollte niemand bezahlen. Erst Schirach liess dem Kardinal die Restaurierung auf Staatskosten anbieten.

Sechs Jahre später mussten Bürgermeister Blaschke und viele der seinerzeit im Rathaus Anwesenden bemerken, dass der Baumeister Hitler nolens volens noch andere «Architekten» nach Wien gesandt hatte, die ihre eigenen Demolierungsmaschinen mitbrachten. Aber im April 1938 war man zu sehr mit der Säuberung des Wiener Schulwesens und der Vorbereitung des 1. Mai beschäftigt, um sich über die Zukunft Sorgen zu machen. Dieser 1. Mai 1938 wurde zu einer Art Verbrüderungsfest zwischen den «Arbeitern der Stirne und den Arbeitern der Faust» ausgebaut, versinnbildlichte aber gleichzeitig die Liebesbände zwischen der Ostmark und dem Altreich. Aus Salzburg wurde daher ein Maibaum nach Berlin geschickt, Garmisch-Partenkirchen spendete eine Riesenfichte für den Wiener Heldenplatz.

Neubacher, Blaschke und Konsorten hatten von Wien eine ganz bestimmte Meinung, die sich sowohl von den Anschauungen der Altreichsprominenz wie auch von den hasserfüllten Zwangsvorstellungen der braunen Kameraden aus den ehemaligen Bundesländern unterschied. Daher war Blaschke auch 1944 weder enttäuscht noch irritiert.

Schon am 8. Juni 1938 führte Bürgermeister Neubacher vor Teilnehmern eines kontinentalen Reklamekongresses aus, dass die «Reklame des vergangenen Systems irreführend» gewesen sei: Wien hätte stets zwei Gesichter gehabt, ein fröhlich-unbeschwertes und ein kämpferisches.

1938 war bereits die erste jener zahlreichen Tschechenkrisen ausgebrochen, von der man damals allgemein annahm, dass sie auch die letzte sein werde. Blaschke musste bei seinen Reminiszenzen im Jahre 1944 schon an eine zweite Krise anno 1939 und eigentlich auch an eine dritte denken, wenn er die Tötung des Reichsprotectors und die Folgen davon hinzu-rechnete.

Aber damit hält der Bürgermeister 1944 die Sache denn doch für endgültig geregelt und kehrt im Geist zu der grossen Umbenennungswelle und Reinigung Wiens von unerwünschten Plastiken zurück, die im Sommer und Herbst 1938 ihren Höhepunkt erreichte. Die Juliputschisten wurden auf den Namensschildern vieler Verkehrsflächen festgehalten, Helden aus dem Altreich sowie Bruderstädte jenseits des Inns auf gleiche Art verewigt. Blaschke hat 1944 längst vergessen, dass die Gedenktafeln bald von österreichischen Patrioten beschmiert wurden, worauf drakonische Strafen folgten. Er erinnert sich eher an die jüdischen Friedhöfe Wiens, die damals so schnell wie möglich verschwinden sollten. Da hatte aber das kulturelle Herz des Bürgermeisters nicht mitgetan. Seine Leute im Rathaus wurden daraufhin im Verzögern der Demolierungsarbeiten sehr erfindungsreich, und Blaschke schenkte einem ängstlichen Juden, der auf diesen Friedhöfen arbeitete, sogar Zigaretten. Er konnte nicht ahnen, dass dieser Jude einmal Direktor jenes österreichischen Gefangenenhauses sein würde, in dem er, Blaschke, nach 1945 landen sollte.

Am «Tag der Komiker» des Jahres 1938 entfesselten Spassmacher in diversen Lokalen Lachstürme. Merkwürdig war auch die Kampfstimmung, die sich in öffentlichen Dichterkonkurrenzen und Wettkonzerten offenbarte. Ein nächtliches Künstlerfest im Burggarten am 7. August und eine venezianische Nacht auf der Alten Donau legten um viele Männer und Frauen ein volksgemeinschaftliches Band. Dem dreitägigen «Fest des Bieres» im Prater folgte ebendort ein «Fest des Weines».

Ja, so war er, der Sommer 1938, in dem die Wiener Maler als Vorbereitung für die Deutsche Kunstausstellung in München erdverbundene Frauenakte auf die Leinwand pinselten, hüllenlose Arierinnen in den Theaterlokalitäten der Praterstrasse aufmarschierten und grossdeutsche Filmunternehmen Statistenheere beiderlei Geschlechts in den Wiener Parks nächtelang lagern liessen, bis die eigentlichen Dreharbeiten weitergingen. Aber Hähne im Korb waren doch die jungen Soldaten der Invasionsarmee aus dem Altreich, die erst nach der Einverleibung des österreichischen Bundesheeres abziehen wollten.

Eine seltsame Art von Fröhlichkeit hatte die Massen erfasst. Viele rannten in schwarzen Clothosen zu Kampfsport und Leibesübungen, die Liebenden drängten sich scharenweise in die neuen Standesämter, besonders stramme Frauen liessen sich mit ihren Erwählten in Parteiform von den Stadtvätern trauen. Der Bürgermeister und seine Mitarbeiter kündigten bei Ortsgruppenappellen den «grössten Binnenhafen der Welt, ein Netz modernster Schnellverkehrsmittel, Wohnraumbeschaffung, eine Stadtplanung für Jahrhunderte, ein neues starkes Geschlecht in Wien und der Jugend neuen Atem und Lebensraum» an. Für September 1938 wurde der Grossdeutsche Gaststättentag in Wien vorbereitet. Daneben gab es eine Unzahl von Prozessen gegen Geistliche und Juden, in der Leopoldstadt entwickelte sich ein richtiges Ghettoleben, die ersten 30.000 Juden machten sich angstvoll zur Ausreise fertig. Diese 30.000, die jetzt einen Grossteil ihrer Habe aufgeben mussten, trugen 1944 bereits die Gewissheit des alliierten Sieges in sich. Viele Österreicher aber, die 1938 hierzu-

lande an ihrer Mission in Europa festhielten, sollten bis 1944 in Strafkompagnien, Hinrichtungskellern, Steinbrüchen und KZ-Mooren die letzten Seufzer tun.

Blaschke hatte für solche Leute keine Entschuldigung übrig, wenn er auch im Einzelfall übertriebene Grausamkeit ablehnte, ja sogar manchmal vorsichtig dagegensprach. Doch rückblickend muss er sich eingestehen, dass manche Altreichsdeutsche 1938 kein Verständnis für die ostmärkische Sehnsucht nach Reich und Führer aufbrachten, vielmehr die Beherrschung der Donau- und Alpengaue als imperialistischen Erfolg Berlins buchten. Daher wird Blaschkes Gedächtnis durch zahlreiche Auseinandersetzungen belastet, die zwischen Wienern und Altreichsdeutschen bald nach dem März 1938 einsetzten und stets peinliches Aufsehen erregten.

Jedenfalls, die Zeiten, als man sich auf den Wiener Fussballplätzen mit Mannschaften aus dem Altreich prügelte, sind durch den Krieg mit seinen Folgeerscheinungen abgelöst worden. Nicht aber andere Erinnerungen bei Offizieren der Gaustadt, die im Osten eingesetzt gewesen waren und bis an die Wolga durchgehalten hatten. Jetzt, im August 1944, schien manches, was vor Jahresfrist dort passiert war, von fast wehmütiger Klarheit erhellt. Das gemeinschaftliche Essen, das man damals den Offizierskameraden des italienischen Expeditionskorps in einer grossen Kolchosscheune gegeben hatte, war kaum erhebend gewesen. Die Küchenbullen hatten Selchfleisch, Kraut und Knödel vorbereitet, also ein grobes Mahl, das von den Italienern nur gekostet wurde. Die Verbündeten waren feine, heimatliche Speisen gewohnt, sie bevorzugten bei sich im Korps sogar getrennte Menüs für Mannschaftspersonen, für die Herrn Truppenoffiziere und für die hohe Generalität. Ihr kulinarischer Nachschub stellte das Sorgenkind der deutschen Etappe dar, wo man um entsprechende Getränke und Teigwaren schon deshalb bemüht sein musste, weil höherenorts auf die Erhaltung guten Einvernehmens besonderer Wert gelegt wurde. Die Stimmung in der Scheune schwankte jedenfalls bedenklich um den Nullpunkt, obwohl mehrere Südtiroler in Uniform für die Überwindung der Sprachschwierigkeiten sorgten.

Aber das Nachgrübeln der Offiziere in den Erdbefestigungen entlang der masslos überdehnten Nordflanke des Stalingradunternehmens fand sein jähes Ende: Eines Morgens war der Boden der Steppe hart gefroren, der erste Schnee fiel vom grauen Himmel und aus den Nebelschwaden krochen neue, feindliche Kampfswagen hervor. Dahinter erschienen plötzlich unüberblickbare Schützenheere in weissen Tarnanzügen, die zum Grossteil einem Sowjet-General gehorchten, der binnen drei Jahren als vieldekoriertes Marschall der Union und russischer Hochkommissar in Baden und Vöslau den Ton angeben wird.

## AM HOF DER UNABSETZBAREN KÖNIGIN

Von Wien als Donau-Regentin war Anfang 1944 nicht mehr ausdrücklich die Rede, wohl aber immer noch von den ihr überkommenen kulturellen Verpflichtungen, die nun angesichts vielfacher Mängel an Menschen und Material von jedermann, so gut es eben ging, zu erfüllen wären. Deshalb durften jetzt auch der politisch missliebige Universitätsprofessor Dr. Eduard Castle und der schon des öfteren durch ideologische Extratouren unangenehm aufgefallene Sonderreferent für Wiener Theaterforschung, Dr. Aurel Wolfram, dem alten Hofrat Hugo Thimig die Urkunde der Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung überreichen. Der Bürgermeister beglückwünscht seinerseits den Schöpfer des Figurenspiegels, Professor Richard Teschner, zum 65. Geburtstag und lässt dessen Porträt für die städtische Galerie malen. Er gratuliert auch noch vielen anderen alt gewordenen Künstlern und Wissenschaftlern, ohne allzusehr Rücksicht auf deren Gesinnung zu nehmen.

Am 11. März 1944 findet im Rathaus eine besonders gross aufgezugene Feier statt, die «unabsetzbare Königin» empfängt sozusagen einen ihrer strahlenden Höflinge: Der Luftwaffenhauptmann und Träger der höchsten deutschen Auszeichnungen, Walter Novotny, erhält den Ehrenring der Stadt Wien. Der schlanke Walter mit seiner grenzenlosen Liebe zum Fliegen ist so recht nach dem Geschmack der Gaupropagandisten. Schon vor etlichen Monaten hatte man den Eltern Novotnys, die eigentlich in Gmünd zu Hause waren, eine Wohnung im ehemaligen Judenviertel der Leopoldstadt verschafft und bei dieser Gelegenheit ausgemacht, dass jeder Besuch Walters zu einer braunen Festlichkeit ausgestaltet werde. Politische Leiter trugen ihm seither den Koffer von und zum Bahnhof, Mädels drängten sich an ihn und schenkten ihm Blumen, Halbwüchsige wollten Autogramme und SA-Leute erschienen, um ihn zu irgendeiner Kundgebung zu holen. Dem Walter und seinen Eltern gefiel dies mehr oder weniger gut, Stolz und Eitelkeit trugen stets den Sieg über kleinliche Bedenken davon.

Ende März 1944 kommen finnische Frontkämpfer auf Besuch ins Rathaus, die vom Wiener Stadtkommandanten Sinzinger und Gauamtsleiter Eduard Frauenfeld persönlich eskortiert werden. Blaschke nimmt sich der Finnen besonders an, da die Freundschaft zwischen Berlin und Helsinki gerade noch einmal geleimt worden ist, aber trotzdem unverkennbare Bruchstellen aufweist. Als gelernter SS-Oberführer ermahnt er die Finnen daher sehr vorsichtig, doch vor der Lava des asiatischen Vulkans hinter Leningrad auf der Hut zu sein und Deutschland weiterhin die Treue zu halten.

Am 20. April 1944, also am Geburtstag des Führers, lässt der Bürgermeister bekanntgeben, dass die Gaustadt zur Würdigung von Personen, die sich um Wiener Einrichtungen auf den Gebieten der Kunst, Wissenschaft und des gesellschaftlichen Lebens besondere Verdienste erworben haben, eine «Ehrenmünze der Stadt Wien» gestiftet habe. Es handelt sich um eine Prägemedaillie mit ungefähr acht Zentimeter Durchmesser aus kriegsbedingtem Material. Diese Ehrung wird erstmals an 13 Persönlichkeiten verschickt, darunter an den Komponisten Professor Ludwig Gruber und den Hofrat Eduard Pichl, der in einem Dankschreiben an seine Verdienste im Kampf gegen das «rote» Wiener Bergsteigertum während der zwanziger Jahre erinnert. Auch der Generalmusikdirektor Leopold Reichwein, der Zeichner Fritz Schöpfflug, der Volkssänger Josef Uhlenhut, genannt Josef Ullmann, sowie der Maler Kamerer erhalten die Münze. Mit Ausnahme des 80-jährigen Sektionschefs Förster, der auf die Anerkennung seiner Leistungen zugunsten der Albertina, des Konzerthauses und der Symphoniker nach dem Ersten Weltkrieg pocht und die Ehrenmünze im Herbst 1944 erhält, versendet bald die weitere Verteilung.

Inzwischen hat der Gemeindefunktionär Franz Vogl als Gaubeauftragter zusammen mit dem Deutschen Frauenwerk, Abteilung Mütterdienst, der NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude» (Abteilung Volkstum-Brauchtum) und dem Kulturamt in Wien sogenannte Beratungsstellen für handwerkliche Volkskunst eingerichtet. Schöpferische Betätigung wird auch höheren Orts anerkannt. So überreicht Blaschke dem Orthopäden Professor Lorenz im neugeschaffenen Billroth-Haus vor zahlreicher brauner und feldgrauer Prominenz sowie vielen Medizinstudenten in Uniform den erstmals zur Vergabe gelangenden Billroth-Preis der Stadt Wien.

Während dieses Frühjahrs gibt es in der Gaustadt überdies eine Menge kleinerer Begegnungen, die nicht mit grossen Dingen in unmittelbarem Zusammenhang stehen, wiewohl sie auf echt politischer Grundlage aufgebaut sind und an die braunen Träumereien der Propagandaexperten erinnern. Die Maitage 1944 locken zahlreiche Wiener Sing- und Musikfreunde zu einem Stelldichein im Festsaal der Kreisleitung VI. Am dortigen Seminar arbeiten das Wiener Gaupropagandaamt mit seiner Hauptstelle Kultur, das Gauschulungsamt, das Kulturamt der Stadt Wien, die NS-Frauenschaft, die Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde und andere Institutionen mit.

Man hat heute Mühe, sich die unschuldig-klangfrohe Versammlung in Wachauer Dirndlkleidern, zusammengeflickten Ersatzstoffkostümchen, aber auch in Schafstiefeln, abgeschabten Sakkos, zünftig-kurzen, schwarzen Schnürsamthosen und Braunhemden vorzustellen. Der Gauvolkstumswart, der Kreissingleiter, diverse Gaumarbeiter sowie Damen mit strengem Scheitel instruieren die Runde in weltanschaulichem und gesangstechnischem Sinn, bis die Blockflöten und Stimmbänder der Erschienenen weitere Worte überflüssig machen.

Mit den Pflichten einer unabsetzbaren Königin an der Donau hatte dies freilich nichts zu tun. Daran erinnern schon eher die Bemühungen Blaschkes um diverse Gruppen aus den Balkanländern, wobei scharf zwischen weltanschaulichen Freunden in gefestigter Position und blossen Fremdarbeitern unterschieden wird. Die grosse Zeit, in der Baldur von Schirach von Wien aus den Südostvölkern Europas bedeutsame Erklärungen und Versprechungen machte, ist allerdings nicht mehr zurückzuholen. Immerhin versammeln sich am 21. Mai 1944 im Wiener Bürgertheater viele Bulgaren. Zum erstenmal im Grossdeutschen Reich geht dort ein bulgarisches Theaterstück in bulgarischer Sprache über die Bühne. Der Kassenertrag soll den Opfern jener Luftangriffe auf Sofia zugute kommen, die kürzlich von der 15. amerikanischen Luftflotte durchgeführt worden waren. Der Bürgermeister, der den Ehrenschatz dieser Veranstaltung übernommen hatte, sieht sich in diesem Frühjahr den eigentlichen Kulturagenden mehr und mehr entzogen, obwohl er die hiefür als Stadtrat seit 1938 erworbenen Kenntnisse bei diversen Ansprachen gut verwenden kann. Zunächst wird eine neue Welle fremder Soldatenabordnungen über die Rathausstufen gespült. Nach den Finnen rücken die Ungarn an, denen Blaschke von den «raumfremden, freimaurerischen Mächten» und der «jüdischen Pestilenz» erzählt, während er die deutschmagyarische Waffenbrüderschaft preist. Dann kommen Männer der Kroatischen Wehrmacht und der Ustascha ins Rathaus, wo sie vom merkwürdigen «Deutschen General in Kroatien», Glaise-Horstenau, dem Bürgermeister vorgestellt werden.

Am 20. April 1944 marschieren erstmals Frontkämpfer der italienischen republikanisch-faschistischen Wehrmacht ins Rathaus ein, aber Blaschke hält es für angezeigt, nicht selbst vor ihnen zu erscheinen. Hernach klopfen die slowakischen Freunde an, die Rumänen sind da, und dazwischen humpeln immer wieder Verwundete aus den Wiener Lazaretten herein, die bewirtet werden sollen und denen der Bürgermeister die persönliche Anwesenheit wenigstens für kurze Zeit nicht entziehen darf. Über dieser fast hektischen Aktivität vergisst er ein ums andere Mal die vielen dornenvollen Probleme der Gaustadt am Vorabend eines wohl

unvermeidlichen Bombardements, wofür täglich mehr vorgesorgt werden muss und sich der Mangel an Transportmitteln, Baumaterial und Arbeitskräften recht unangenehm bemerkbar macht.

Auf dem Gallitzinberg richtete die Stadtverwaltung gemeinsam mit anderen Dienststellen den Gaubefehlsstand ein, der hauptsächlich aus einem zweistöckigen Stollensystem nahe der Jubiläumswarte bestand. Im oberen Geschoss befanden sich einige technische Abteilungen mit dem Drahtfunk, darunter das Zimmer des Reichsstatthalters, der Gauorganisationsraum und die sonstigen Räume des Stabes. In diesem sogenannten Schirach-Bunker konnten die Kulturexperten bei der Inneneinrichtung nochmals den Zauber der Loos-Architektur und der «Wiener Werkstätte» entfalten. Inzwischen waren auch die monströsen Flaktürme in die Höhe gewachsen und verunzierten weithin das Stadtbild. Schwere Batterien streckten ihre Rohre nach Bedarf über Balustraden und Plateaus, auf den benachbarten Betongiganten wurden Scheinwerfer und Beobachtungsgeräte sichtbar.

Im Kulturamt der Stadt Wien rang man angesichts der Hässlichkeit dieser Türme die Hände und versuchte allerlei Zierat zu finden, das man später darankleben wollte. Ausgerechnet im Esterhazypark, wo man einen Weihehain mit dem Monument des englischen Philosophen Houston Stewart Chamberlain, der einst in der Nähe gewohnt und das Zeitalter Adolf Hitlers vorhergesagt hatte, errichten wollte, ist einer dieser Flaktürme gebaut worden! Gar nicht zu reden von Augarten und Arenbergpark mit ihrer verlorenen Eleganz. Auch die eher niedrig gehaltenen Spezialbunker in Spitalshöfen und kleineren Parks waren keine Augenweide, wenngleich sie weniger Aufsehen erregten. Selbstverständlich zweifelte man mit solchen Überlegungen nicht die Notwendigkeit der Reichsverteidigung und die nach wie vor für unfehlbar gehaltene Planung zweckdienlicher Defensivseinrichtungen an. Im Innern der Türme sollte es grosse Schutzräume geben, die von den Erbauern nicht ohne weiteres der Zivilbevölkerung zugedacht waren. Im Falle der Gefahr würde man aber schon darüber reden können, zumal für Parteigenossen von Wichtigkeit und für Mütter mit Kindern, denen die NSV hiefür Ausweise gab.

Auch die mittelalterlichen Keller der Innenstadt wurden 1942/43 für den Krieg entdeckt. Bautrupps arbeiteten so lange daran, bis die Schutzbedürftigen unter Tag von der Hofburg zum Donaukanal kriechen konnten. Freilich blieb die Übersicht des Labyrinths nur besonders Ortskundigen vorbehalten, desgleichen die Kenntnis der tiefsten und sichersten Stellen. So nebenbei gelang manche lokalhistorisch wertvolle Entdeckung. Längst vergessene Gewölbe, ja sogar Begräbnisstätten tauchten wieder empor und gewährten den aufgeschreckten Heimatforschern Einblick in die Vergangenheit Wiens. Allein unter der Michaelerkirche fand man 4000 Tote, die vor Zeiten beigesetzt worden waren.

Am 5. November 1943 trafen die Befehlshaber der amerikanischen Luftflotte, die von England aus operierte, und der 15. Luftflotte, die gerade bei Foggia in Aufstellung begriffen war, auf Gibraltar zusammen. Die Geschwader um Foggia sollten im Rahmen der dritten Phase eines strategischen Planes operieren, die eigentlich schon am 25. Juli 1943 begonnen und bis 19. Februar 1944 zu wahren hatte. Seit jenem Julitag rechneten die Amerikaner nämlich den Start einer zweiten Luftfront über Europa, die allerdings zunächst den Deutschen innerhalb der eigentlichen Reichsgrenzen wenig zu schaffen machte. Dieser Zustand begann sich jedoch Mitte August 1943 zu ändern, ja die 15. Luftflotte begann, einen grossen Teil der deutschen Luftabwehr auf sich zu ziehen und damit die andere amerikanische Luftflotte zu entlasten.

Am 20. Februar 1944 sollte die sogenannte «Grosse Woche» mit konzentrierten Angriffen aller Bomberflotten auf die Infrastruktur der deutschen Luftwaffe bzw. auf die Flugzeug- und Kugellagerindustrie durchgeführt werden. Anschliessend sollten Ölziele und Verkehrs-

zentren bombardiert und damit die Invasion Frankreichs vorbereitet werden. Für die fünfte und entscheidende Phase, die am 21. Juni 1944 beginnen sollte, hatte man sich die Vernichtung der Treibstoffwerke und die Zerschlagung des deutschen Verkehrsnetzes vorgenommen.

Die Gaustadt Wien lag inmitten lohnender Ziele aller Phasen. Da waren zunächst die Wiener Neustädter Flugzeugwerke mit der Endmontage der Me 109, die Heinkel-Werke in Schwechat-Zwölfaxing und die Henschel-Werke mit verschiedenen Zweigbetrieben in Wien selbst, in der Hinterbrühl und in Bad Vöslau. Die chemische Industrie bei Moosbierbaum war ebenso wichtig wie die Raffinerien in Floridsdorf, Kagran, in der Lobau, bei Korneuburg und in Vösendorf.

Synthetischer Treibstoff wurde in Moosbierbaum und in Schwechat hergestellt, in Zistersdorf wurde Öl gefördert, und die Donau diente dem Transport rumänischen Öls. «Hermann-Göring-Werke», «Ostmark-Werke» und ähnliche, neuzeitliche Namen zeichneten eben erst entstandene oder aus dem Altreich hierher verlagerte Anlagen aus, neben denen sich die nicht minder kriegswichtigen Bezeichnungen Saurer, Gräf & Stift, Steyr-Daimler-Puch, Böhler oder Alpine Montan eher österreichisch-konservativ ausnahmen.

Die Kriegswirtschaft hatte längst alle Unternehmungen integriert und mit unzähligen Filialen im Weichbild der Stadt versehen. Die Dezentralisation sorgte dafür, dass manche Industrien nur Planungsbüros und Direktionsstellen in Wien unterhielten, andere unterirdisch produzierten, andere wieder zwischen Splitterschutzwänden arbeiteten und überdies wohl-assortierte Ersatzteillager in sicherem Quartier anlegten. Über derartige Vorgänge am Hofe der unabsetzbaren Königin waren die Alliierten relativ gut unterrichtet. Die Stärke der militärischen Abwehr dürfte ihnen jedoch weniger bekannt gewesen sein.

An jenem 13. August 1943, als die Amerikaner zum erstenmal bis Wiener Neustadt vordrangen, erwies sich das deutsche Luftbeobachtungssystem mit seinen Warn- und Meldestationen im Südosten des Reiches als ziemlich lückenhaft. Ebenso schlecht war es mit der eigentlichen Verteidigungskraft bestellt. Im Raum um Wien lagen ausser den Maschinen der Jagdschule 7 bei Bad Vöslau keine Abwehrverbände. In den darauffolgenden Tagen wurden daher schleunigst Jägergruppen rund um die Gaustadt postiert. Das Gebiet Wiens gehörte zum Luftgaukommando XVII im 1. Bezirk, dem nun ein Jagdführer «Ostmark» mit zwei Jagdgruppen und einer Zerstörergruppe beigegeben wurde. Ausserdem wurde die Stelle eines Jagdführers «Süddeutschland» geschaffen und Anfang 1944 in Wien die 8. Jagddivision gebildet. Ihr Chef, Oberst Handrick, schlug am 15. Juni 1944 am Cobenzl sein Quartier auf und übernahm mit drei bis vier Tagjagdgruppen, zwei Nachtjagdgruppen, Verbänden der Jägerreserve sowie Alarmstaffeln der Jägerschulen die Verteidigung im Südosten. Freilich wurden ihm diese Kräfte nicht uneingeschränkt überlassen, sondern je nach der Luftlage vom Reich her geschwächt oder verstärkt. Auch ungarische Flieger kamen hie und da zum Einsatz, ebenso in Norditalien und Bayern liegende deutsche Jagdkräfte.

An Flakverbänden hatte das Luftgaukommando ursprünglich nur die 16. Flakbrigade zur Verfügung, aus der im Verlauf der Ereignisse die 24. Flakdivision mit drei Brigaden hervorging.

## DIE NORDISCHE GESELLSCHAFT

1944 füllte sich Wien immer mehr mit fremdsprachigen Flüchtlingen, obwohl diese zunächst irgendeinen anderen Tätigkeitsgrund als blosses Retirieren vorgaben. Das kroatische Reich des Poglawnik schmolz langsam auf befestigte Eisenbahnknotenpunkte und Brücken zusammen, die Katastrophe in Rumänien schwemmte Versprengte und Davongelaufene in die Gaustadt, militärische Auffangstellen mussten bereits im Raum Bruck a. d. Leitha etabliert werden. Üppige ukrainische Dienstmädchen lernten mittlerweile die Villen und Stilwohnungen der grossdeutschen Oberschicht Wiens kennen, KZ-Häftlinge tauchten gruppenweise bei der Bombenräumung und in den Spezialbetrieben der Industriebezirke auf, Kriegsgefangene mit grossen Buchstaben am Rücken, Landeschützen, Sonderführer, Wehrmachtshelferinnen, Heeresstreifen, Offiziersliebchen, Durchkämmkommandos, Schleichhändler, Studienurlauber, KHD-Maiden und Schlurfs vervollständigten das Leben der Gaustadt.

Der Ausstrahlung Wiens nach dem Südosten machte der bekannte Universitätslehrer Josef Nadler noch einmal Elogen, als er in jenen Tagen das Büchlein «Wien und sein Strom» schrieb, das in der Kleinbuchreihe des «Wiener Verlages» 1944/45 das Licht einer trüben Welt erblickte. Nahezu liebevoll umfasste Nadler in seiner Schrift alle Balkannationen.

Schliesslich kam es, wie dies in der gebildeten Gesellschaft Wiens seit etlichen Jahren üblich war, zu einer enthusiastischen Ehrung des Dichters Josef Weinheber, der sich allerdings aus der Gaustadt immer mehr in die St. Pöltner Gegend verzogen hatte und hier wie dort politische Danksagungen konsumierte. Nadler vermeinte einerseits, den Poeten gleich hinter Walther von der Vogelweide auszutreffen, erwähnte aber auch die Enkelin des k. u. k. Generals Petar Preradovic, Frau Paula, als «gedankenvolle grosse» Dichterin des Donauraumes, obwohl diese gerade ins Gefängnis geschleppt worden war.

Ungefähr zur gleichen Zeit wollte die Gefolgschaft des Wiener Bürgermeisteramtes gemeinsam mit den Kulturamtsleuten den abwesenden «Kameraden an der Front» eine belletristische Freude machen. Die städtischen Angestellten widmeten daher mehr oder weniger freiwillig den eingerückten Kollegen einen Band Wiener Erzählungen, ohne zu ahnen, dass dies das letzte Kulturbuch der nationalsozialistischen Ära Wiens sein würde. Der grosse Weinheber hatte für diese Publikation eine gereimte Vorrede verfasst, und zwar fünf Strophen unter dem Titel «Alsdern Gottigkeit Leitwort!». Josef Weinheber wollte offenbar den Eingerückten allerhand Kurzweil ankündigen, aber er vermochte dies angesichts der Kriegslage oder infolge seiner Trunksucht nicht mehr. So quälte er sich nur ein paar Entschuldigungen in Versen ab. Die Dichter, die nachher mit Essays zu Wort kamen, bildeten eine letzte Mannschaft jener Schriftstellerschar, die seit 1938 in Wien und in den Sudeten die Trommel gerührt hatte.

Aber nicht nur an der Front, auch in der Gaustadt selbst war noch Bedürfnis nach Neuerscheinungen am Büchermarkt da. So veröffentlichte der Wiener Kunstexperte Heinrich Neumayer in der Kleinbuchreihe Südost eine Schilderung der Wiener Maler und ihrer Meisterleistungen vom Barock bis zur Gegenwart. Neumayer schloss mit Alfred Cossmann und stellte unter anderem fest: «Dichterische Besinnung und bildlicher Ausdruck vereinten sich in Wien öfter, Adalbert Stifter ist Zeugnis und Josef Weinheber. Dass sich aber die vornehme Feinheit des Kupferstiches so wirkungsvoll durchsetzte, das ist das Werk Cossmanns.» Merkwürdig, wie sehr die Sehnsucht nach einer in die Vergangenheit orientierten Hochkunst die Gemüter bewegte.

Das zentrale Kulturereignis des Jahres 1944 war aber nicht die Feinheit des Kupferstiches, sondern die bevorstehende Schliessung der Wiener Bühnen. «Als hätte man einen Maler seiner Augen oder einen Tänzer seiner Füsse beraubt, so wirkte Wien ohne seine Theater. Tödlicher konnte gar keine Wunde sein, die man dieser Stadt zufügen vermochte. Als habe ihr Herz zu schlagen aufgehört, so war die ehemals singende und sich spiegelnde Stadt in tiefe Lethargie versunken.» So wird Schirachs Kulturexperte Walter Thomas später in seinen Schriften die Situation definieren. Ab Jahresmitte 1944 galt es, die gesperrten Theater der Gaustadt zu ersetzen, ja in kleineren Sälen und gekürzter Form fortleben zu lassen. Die rauhe Wirklichkeit sollte möglichst von diesen «Feierabendstunden» ferngehalten werden, das Märchenspiel «Dornröschen» triumphierte oftmals über zeitbezogene Themen. Damit wuchs sich die Tätigkeit des Kulturamtes der Stadt Wien zu einer Art Künstleragentur aus, während die einzelnen Kreisleitungen der NSDAP für die Raumbeschaffung verantwortlich blieben. So erschien eines Tages die Tragödin Maria Eis, die selbst mit einem fremdblütig versippten Gatten behaftet war, im Referat «Feierabendstunden», um sich für ein fallweises Engagement des nicht ganz arischen Ernst Waldbrunn einzusetzen. Waldbrunn konnte tatsächlich als Rezitator verwendet werden. Andererseits wurde ruchbar, dass Hugo Ellenberger, trotz seiner Lehrtätigkeit an einer besonderen NS-Erziehungsanstalt gewisse weltanschauliche Konsequenzen vermissen liess. Ellenberger blieb dessenungeachtet auf der Liste der Feierabendmannschaft des Kulturamtes. Auf dieser Liste standen Helli Servi, Robert Lindner, Eva Zilcher, Kammersänger Kahlenberg, diverse Volksoperstars, Fred Liewehr und viele andere Künstler. Ihr Einheitshonorar betrug 30 RM pro Vorstellung.

Unter den Titeln der Abende taucht immer wieder «Ewig blüht die blaue Blume» mit der jungen Susi Nicoletti auf, eine Darbietung, die in ihrem romantischen Selbstvergessen so recht zum Einschlafen aller Sorgen und Ängste von damals passte. Nicht minder war darum Dr. Alexander Witeschnik bemüht, der am musikalischen Sektor nahezu ausgelassenen Humor entwickelte. Aber auch andere taten ihr Möglichstes; professionelle «Weana Leutln», Operettenliebhaber, Dichter und Lokalhistoriker drängten sich über die improvisierten Podien in ehemaligen Cafés, in den Hinterzimmern der Wirtshäuser und an anderen Örtlichkeiten.

Formeller ging es naturgemäss in jenen Kreisen zu, die auf höherem Niveau Politik und Kultur zu verflechten gewohnt waren. Schon am 19. Jänner 1944 hatte das Wien-Kontor der Nordischen Gesellschaft die noble Unverfrorenheit, im kleinen Rathaussaal einen Anton-Wildgans-Abend zu veranstalten. Von der proösterreichischen Einstellung des verstorbenen Dichters und von der fallweisen Verfolgung seiner Hinterbliebenen durch die braune Justiz wurde im Wien-Kontor nichts erzählt. Dafür holte sich das Kontor etwas später den SS-Hauptsturmführer, Studienrat Erich Löbus, auf dass er coram publico den historischen Unterschied zwischen den schöpferischen Germanen, den innerasiatischen Untermenschen sowie den weltherrschaftsgierigen Juden erkläre. Wenige Tage nachher sattelte man auf «Heiteren Ernst» um, wobei Richard Eybner und andere um Wilhelm Busch bemüht waren.

Im Februar 1944 sprachen mehrere steirische Kulturpflegerinnen mit dem Leiter der Kulturabteilung der Reichsstatthalterei des Reichsgaues Steiermark, Regierungsrat Dr. Josef Papesch, bei Blaschke und bei Generalkulturreferent Stuppäck vor. Die Steirer wollten auf Einladung des hiesigen Kulturamtes verschiedene Einrichtungen Wiens studieren. Blaschke erklärte Papesch und den Damen aus Graz und Umgebung, dass sich jetzt jeder die Gewissensfrage stellen müsse, ob er in diesem Entscheidungskampf den Ablauf seines eigenen Geschehens zu sehen vermöge oder sich bloss als Zuschauer oder Objekt des Geschehens fühle.

Die Wiener Kulturamtsleute selbst hatten allerdings kaum Zeit zu solcher Gewissenser-

forschung, denn sie mussten am Opernring 17 immer neue Verkaufsausstellungen mit Bildern zeitgenössischer Künstler und zeitgenössischer Themen veranstalten, den Physiker Bormann durch einen Kranz auf seiner Ruhestätte ehren, einen kostenlosen Lehrgang für Handpuppenspiele in der Weihburggasse durchführen und eine Städtische Bücherei in Schwechat eröffnen. Hiezu kam noch eine neue Wanderbücherei in Koffern, die von diversen Lehrkräften der Gaustadt im Kreis X herumgereicht werden sollte.

Die Wiener Sängerknaben gaben im Spätwinter 1944 einige Konzerte in Krakau. Dabei wurden sie von Parteidienststellen und H J-Führern demonstrativ betreut. Man besprach weitere Tournées durch das Generalgouvernement und tat ganz so, als ob in dieser Gegend während der nächsten 1000 Jahre keine Veränderung denkbar sei. Am 13. März waren die jungen Sänger schon wieder im Wiener Musikvereinssaal zu hören. Direktor Grossmann blieb weiterhin um seine Schützlinge bemüht und führte mit ihnen Anfang April die Matthäuspassion in der Hofburgkapelle auf. Der rauhe Märzwind brachte mehreren Gassen im eingemeindeten Purkersdorf neue Namen, weil die bisherigen Bezeichnungen erst jetzt als jüdenverwandt entdeckt worden waren.

Neben einem deutsch-völkischen Gesangslehrer wurden jedoch nur Flur- und Ortsnamen als Ersatz herangezogen. Am 5. März spielten, sangen und tanzten diverse Talente der Wiener Elektrizitätswerke vor den anderen Gefolgschaftsmitgliedern zugunsten des Kriegswinterhilfswerkes im Apollo, am nächsten Sonntag wurde das feierliche Chorwerk «Den Gefallenen» vom Stadtorchester Wiener Symphoniker, dem Staatsopernchor und mehreren Solisten unter Weisbachs Leitung im Grossen Konzerthausaal uraufgeführt. Der eingerückte Komponist und städtische Musikbeauftragte, Dr. Armin Caspar Hochstätter, hatte diesen musikalischen Erguss im russischen Frontgebiet nach Texten von Josef Weinheber während des Vorjahres vollendet. Das Werk Hochstätters leitete zur Anschlussgedenkzeit 1944 über. Die Propagandaexperten sahen sich diesmal vor gewisse Schwierigkeiten gestellt, obwohl die ostmärkische Dankbarkeit für den Einmarsch der Deutschen offiziell in keiner Weise gemildert erschien. Aber es fiel den hohen und niedrigen Werbeagenten schwer, die Berechtigung dieser Dankbarkeit an Hand der Ereignisse nachzuweisen, d.h. die Gemeinschaft der Deutschen und Österreicher als durch den Gang der Geschichte bestätigt anzupreisen.

Das Anschlussgedenken wurde daher geschickt in einen grossen Deutschmeisterrummel abgebogen. Der Wiener NSDAP war das Hausregiment Hoch- und Deutschmeister in Propagandadingen immer Herzenssache gewesen. Schon im Juli 1934 hatten sich die Putschisten mit Deutschmeisteruniformen verkleidet, nach dem März 1938 war man bei verschiedenen Lokalereignissen auf die Deutschmeisterkapelle erpicht. Die Wehrmacht hatte sich mit der Traditionspflege der Deutschmeisterzeit gelassen, bis der Russlandfeldzug die Reaktivierung dieser österreichischen Gemütsreserve angezeigt erscheinen liess. Die Deutschmeisterdivision verschwand prompt im Inferno Stalingrads, wurde wieder aufgestellt und nach Italien gebracht. Heute sind Berichte über mangelnde Einsatzfreude der Hoch- und Spleni im Apennin und über eine Widerstandsgruppe beim Wiener Ersatzkader bekannt. Im März 1944 jedoch empfing Bürgermeister Blaschke feierlich einige Stosstruppmitglieder der Deutschmeister, die sich an der italienischen Front ausgezeichnet hatten. Die Soldaten brachten mehrere Kisten mit Orangen ins Rathaus, die nun Wiener Kindern schmecken sollten. Der Bürgermeister kündigte eine Gedenkmünze für die Deutschmeister an, die allerdings erst nach Massgabe der Metallsituation ausgeliefert werden sollte. Für diese Münze hatte Josef Weinheber bereits das Sprücherei «Dem Reich ich dien', mein' Stadt heisst Wien» konstruiert. Der Kommandeur der Deutschmeister war natürlich ebenfalls in die Gaustadt gekommen, bedankte sich bei Blaschke und versicherte, wie sehr allen die Erinnerung an den März 1938 zu Herzen gehe.

Schirach und Blaschke widmeten sich in diesen, von wässrigem Schnee und Regen heimgesuchten Märztagen nicht nur dem Anschluss Österreichs an Deutschland, sondern auch der slowakischen Abhängigkeit vom Reich. Es galt, den Übergang der Slowaken von dem Prager Regime in die grossdeutsche Einflussosphäre, der im März 1939 bewerkstelligt worden war, zu feiern. Aus diesem Anlass kam es zwischen Wien und Pressburg zu mehreren offiziellen Besuchen, die von den Teilnehmern nach Möglichkeit mit optimistischen Ansprachen gewürzt wurden. Beide Städte waren einander auch durch die gemeinsame Luftlage nähergerückt.

Am 17. März 1944 erwachten die Wiener in hektischer Nervosität. Nach einer Reihe ruhiger Wochen, während in Deutschland die Hölle los war, gab das Radio Anflüge aus dem Süden in Richtung der Gaustadt bekannt. Dem Alarm folgten Motorengedröhn und heftiges Abwehrschiessen, obwohl an vielen Stellen dichter Nebel und tiefhängende Wolken jede Sicht nahmen. Die 15. US-Luftflotte hatte ihre Aktivität mit einem Angriff auf Treibstoffziele im Raume Wien erneuert. Auf mehrere Randgemeinden der Gaustadt und auf die donauabwärts gelegenen Tanklager rauschten Bomben nieder, töteten etliche Personen und verursachten grössere Sachschäden. Die Stadt selbst blieb verschont, der Alarm dauerte nur 75 Minuten.

Trotzdem bezeichnen verschiedene Militärschriftsteller diesen Einsatz der Amerikaner als den ersten Angriff auf Wien. Man darf nicht vergessen, dass das Gebiet des Reichsgaues Gross-Wien seit Herbst 1938 eine ungleich grössere Fläche bedeckte als heute. Die Hoch- und Deutschmeistergeschichte, die sich jetzt der süditalienischen Front zuwendete, hatte jedenfalls nichts gebracht. Schon vor ca. einem Jahr, also Ende Mai 1943, war der grosse Wiener Konzerthausaal mit Frühlingsblumen und Hakenkreuzen festlich geschmückt worden. Anderentags marschieren Fahnenabordnungen zur Tür herein, Militärmusik dröhnt durch den gewaltigen Raum, alle Plätze werden von brauner Prominenz, Veteranen des Ersten Weltkrieges und ordensgeschmückten Vertretern der grossdeutschen Wehrmacht eingenommen. Der Führer hatte sich nämlich nach längerem Zögern dazu verstanden, die österreichische Traditionsbox zu öffnen, um dringend benötigtes Gefühlspotential für Front und Heimat herauszuholen. Eine neu aufgestellte 44. Division erhält nun feierlich die Bezeichnung «Reichsgrenadierdivision Hoch- und Deutschmeister», während bisher nur irgendeine Einheit sehr leise und selten diese Überlieferung pflegen durfte. Die im Konzerthaus verlesene Begründung Hitlers für die Namensgebung bestand in einer sehr kurzen «Würdigung des heldenhaften Einsatzes» der 44. vor Stalingrad, womit der jetzt in Massengräbern ruhenden Toten noch einmal gedacht wurde. Der Wiener Statthalter des Führers hielt anschliessend eine bombastische Rede, die jedoch mit versteckten Ermahnungen zum Treuehalten und Für-Deutschland-Sterben-Wollen gespickt war. Immer wieder gröhlten die Versammelten den bekannten alten Text zur Hoch- und Deutschmeistermelodie in den Saal, obwohl das Lied überhaupt nicht ins Jahr 1943 passen wollte und durchaus keinen Cantus der braunen Bewegung oder der preussischen Soldateska darstellte. Im März 1938 hatte ein Teil des Regiments Verteidigungsstellungen am Tiroler Fernpass bezogen und hielt diesen Übergang noch ein, zwei Tage nach dem Anschluss Österreichs besetzt, während die mittlerweile überall eingedrungenen Deutschen die betreffende Strasse sorgfältig mieden. Im Jahr 1943 durfte an solche Dinge natürlich nicht erinnert werden. Der Wiener Ausgabe des «Völkischen Beobachter» oblag daher eine offizielle Schilderung des Festaktes im Konzerthaus, wonach «die Wiener und mit ihnen die Volksgenossen der Donau- und Alpengaue einen stolzen Ehrentag gehabt hätten, der mit goldenen Lettern eingeht in das Heldenbuch deutscher Geschichte und in das Ehrenbuch der Stadt Wien.» Fast gleichzeitig zieht man vor Antwerpen Mannschaften zusammen, erklärt, dass sie ab sofort zur 44. Infantriedivision «Hoch- und Deutschmeister»,

also zur Nachfolgerin des Wiener Hausregiments gehören würden und stolz darauf zu sein hätten. Eine Gruppe von nicht mehr ganz jungen Wiener- und Altreichsdeutschen Offizieren mit Galgenvogelgesichtern und Hitlerbärtchen baut sich vor den auf flandrischen Feldern Herbeibefohlenen auf und einer der Herren verliest den diesbezüglichen Führerbefehl. Monate später wird Generalleutnant Franck, der in russische Gefangenschaft geratene Kommandant der Deutschmeister, einen Aufruf erlassen, in dem die Edelknaben zum Kampf gegen Hitler und für die Wiedererrichtung Österreichs motiviert werden sollen.

## PREISE, CHARME UND LETZTE KRÄFTE

Am 15. Jänner 1944 hielt sich Bürgermeister Blaschke im halbzerstörten München auf, um seinem alten Freund, dem Dichter Dr. h. c. Erwin Guido Kolbenheyer, die ihm anlässlich seines 65. Geburtstages von Schirach gewidmete Prinz-Eugen-Medaille der Stadt Wien zu überreichen. Gleichzeitig bekam der Geehrte auch den Grillparzer-Preis der Stadt Wien und weinte darüber vor Freude sowie vor Sehnsucht nach den alten Zeiten in der Donaustadt. Die Medaille erhielt Kolbenheyer wegen seiner Bedeutung für die deutsche Geistesposition im Osten, den Preis für sein dichterisches Gesamtwerk. Blaschke erklärte bei dieser Gelegenheit, dass Wien einst den jungen, in Budapest geborenen Karpatendeutschen erzogen habe, der seinerseits nunmehr den Ruhm der Stadt als strahlender Mittelpunkt des Geisteslebens im Südosten des Deutschen Reiches verkünde. Blaschke erinnerte auch noch daran, dass heute Grillparzers Geburtstag sei, vergass aber geflissentlich, auf die jahrelange Verbindung Kolbenheyers mit Stefan Zweig hinzuweisen. Nach diesem Besuch traf Blaschke in München noch mit mehreren alten Freunden und Kollegen zusammen, wobei ihm sein erster offizieller Besuch in der «Hauptstadt der Bewegung», den er 1939 als Wiener Vizebürgermeister absolvierte, nicht aus dem Kopf wollte. Damals hatte ihm der Münchner Oberbürgermeister bei einem strahlenden Festbankett in seiner Tischrede versichert, dass dem Führer die Heimatstädte München, Linz und Wien besonders am Herzen lägen.

Nun aber ist der Führer weit fort in seinem ostpreussischen Hauptquartier, München hat bereits merklich unter Kriegseinwirkungen gelitten, und drüben in den Donau- und Alpengauen versuchen die Amerikaner, den Volksgenossen das Leben schwerzumachen.

Im Wiener Deutschen Volkstheater führt bald danach die Leiterin der Tanzausbildungsanstalt für Bühne und Lehrfach an der Musikschule der Stadt, Frau Professor Rosalia Chladek, zum erstenmal an einem Abend ihre dramatischen Tanzwerke vor. Es handelt sich um die dreiteilige Tanzsuite «Marienleben», um die zweiteilige «Jeanne d'Arc» und um eine Version der «Kameliendame» mit dem Titel «Ein romantisches Liebesschicksal». Die Darbietungen der Chladek werden von Karl Hermann Pilss am Dirigentenpult begleitet, der auch für die hymnische Einleitung und den Schluss sorgt. Kein Wunder, war doch Pilss auf offizielle Festfanfaren, Turmmusiken und dergleichen geradezu spezialisiert.

Bei einer um diese Zeit bekanntgegebenen Benennung neuer Verkehrsflächen in Wien kommt das Hochkulturelle weniger gut weg. Der von der Partei favorisierte Name «SADankopfer-Siedlung» im 21. Bezirk wird amtlich bestätigt, wobei die dortigen neuen Strassen mit römischen Zahlen oder Buchstaben bezeichnet werden. Mit der benachbarten «Grossfeldsiedlung» verfährt man ebenso. Damit wird endlich einem 1939 befohlenen Provisorium Genüge getan, die Benennung von Verkehrsflächen in Wien so lange hintanzuhalten, bis nach siegreicher Beendigung des Krieges alle grossen und kleinen Helden in Gassenamen verewigt werden können. Der fanatische Amtsdirektor Körber, der seit kurzem zum Kreisleiter avanciert ist, verteilt im Rathaus mehrere Versehrtensportabzeichen, die Amtswalter und Betriebsobmänner der Gemeindeverwaltung versprechen freiwillige Leistungssteigerungen, sogar rumänische Schlachthausexperten tun bei einem Besuch in Wien dem Bürgermeister ähnliche Absichten kund. Schliesslich kommen auch noch Fachlehrer aus dem Baltikum ins Rathaus, denen Körber im Gobelinsaal rhetorisch einheizt. Dann sind der Reichsarbeitsminister Seldte und der Reichsdozentenführer, SS-Gruppenführer Professor Dr. Schultze, mit Seminarteilnehmern zur Visite angesagt.

14 Tage später verleiht Baldur von Schirach den Schubert-Preis der Stadt Wien für das

Jahr 1944 an den jungen Komponisten Ernst Ludwig Uray. Blaschke telegraphiert diese Auszeichnung dem im nördlichen Russland eingesetzten Tondichter und gratuliert gleichzeitig der Hausbesorgerin Pepi Kaufmann zum 50-jährigen Dienstjubiläum, weil sich deren Tätigkeit zumeist im Theater an der Wien abgespielt hatte. Der Chirurg Billroth bekommt zum 50. Todestag einen Gemeindekranz aufs Grab, der Komponist Kamillo Andreas Horn wird durch eine Gassenbenennung in Ober-St.-Veit geehrt. Hernach muss Blaschke auf mehreren Appellen der Beamtschaft im Grossen Festsaal des Rathauses fordern, dass die Wiener Verwaltung volksnah zu sein hat, dass die Ratsherrn und die Beiräte lebendiger mittun sollen, dass die Kompetenz nach unten verlagert und dem Luftschutz grösste Aufmerksamkeit geschenkt werden muss. Trotz des Krieges will er die Arbeitsräume mit «Geschmack und Charme» ausgestaltet wissen und damit den Wiener «Schönheitssinn in die Waagschale des Reiches legen». Dann feilt er am Charakter seiner Untergebenen herum und stellt dabei erstaunlicherweise fest, dass «objektive Betrachtung des Geschehens bei einzelnen folgerichtig zur Desertion oder zum Hochverrat führe, je nach Charakter und persönlichem Mut des Betroffenen». Dagegen nütze angeblich nur totales Gemeinschaftsgefühl und die Anspannung letzter Kräfte. Die Rückschläge des Jahres 1943 seien laut Blaschke insofern heilsam gewesen, als man an Organisation und Innerlichkeit gewonnen habe. Blaschke versteht aber jetzt keinen Spass mehr, er will allen Feigen und Faulen «ein strenger Richter sein» und damit im Sinne eines grundsätzlichen Erlasses des Reichsministers Heinrich Himmler handeln.

Es war klar, dass Blaschke Feigheit und Faulheit als Folge politischer Ressentiments ansah. Vor dem Ersten Weltkrieg waren diese Eigenschaften eher als eine persönliche Angelegenheit betrachtet worden. Mit Beginn der Auseinandersetzung zwischen Bürgerlichen und Proletariern im Rathaus hatten sich Zaghaftigkeit und Trägheit als Kampfmittel etabliert, waren mit besonderem Argwohn beobachtet und durch Versetzung oder Hinauswurf geahndet worden. Nun stiegen die Feigen und Faulen sogar in den Rang staatsgefährlicher Saboteure auf, während die Eifrigen als brave Parteigänger gezählt wurden, selbst wenn sie privat missmutig waren.

Darüber hinaus hat Blaschke wahrscheinlich auch an die Verhaftungen unter den Angehörigen der Städtischen Betriebe gedacht, von denen Dutzende dem Fallbeil oder dem Tod im Konzentrationslager ausgeliefert wurden. Dann fiel ihm die Wühlarbeit der Juden ein, und scheinbar zusammenhanglos schrie er seine Zuhörer an: «Wenn die Zersetzung des Blutes durch die jüdischen Mischehen in Wien nur noch durch wenige Jahre weitergegangen wäre, dann wäre von der Wiener Bevölkerung, wie sie sich in der Geschichte bewährt hat, nichts mehr übrig geblieben ... Das Ziel ist ein freies, soziales Deutschland in einem harmonischen Europa. Auf diesem Weg gibt es keine Zaungäste und Zuseher.»

Das Opernhaus der Stadt Wien schwelgt in diesem Frühling in «Tosca», «Tannhäuser», «Ariadne» sowie «Schneewittchens Hochzeitsfest» von Frau Jölli-Kassmekat. Der langjährige Intendant der Belgrader Oper, Lovro von Maticic, wird durch einen Gastvertrag an das Haus am Währinger Gürtel gebunden. Im Lauf des Frühjahres können von Intendant Jölli mehrere Stars unter Vertrag genommen werden, die an ihren bisherigen Wirkungsstätten nicht mehr zu bleiben vermochten, z.B. von der Deutschen Oper in Kiew, aus den untergehenden Südoststädten und dem zerbombten Berlin. Ljuba Welitsch bereitet sich auf die Gestaltung der Salome vor, die im Opernhaus der Stadt Wien erstmals aufgeführt werden soll, ohne dabei zu ahnen, welche Triumphe ihr in dieser Rolle noch bevorstehen.

Die Laienspielgruppe der Deutschen Volksgruppe im Banat und in Serbien besuchte währenddessen den Kulturamtsfunktionär Franz Vogl im Rathaus, und die Lehrerin an der durch die Kriegsereignisse arg mitgenommenen Kunst- und Modeschule der Stadt Wien, Frau Adelheid Paukert, feierte inmitten ihrer Kursteilnehmerinnen den 80. Geburtstag.

Die rüstige Adelheid war die Schwiegermutter des längst verstorbenen Bühnenbildners Hofrat Alfred Roller. Blaschke schickte ihr selbstverständlich ein herzliches Glückwunschs schreiben und ermahnte sie, weiterhin ihre Kräfte der guten Sache zu weihen.

Am 29. März 1944 erklärte der Bürgermeister bei der Amtseinführung des neuen Ottakringer Bezirkshauptmannes, dass auch seelische Werte an die Frontgetragen werden sollen. Wien bilde nunmehr eine Arbeiterstadt, und in Ottakring sei der an sich ehrenwerte Franz Schuhmeier zu Hause gewesen, dessen Denkmal dort allerdings verschwinden musste. Als Grund gab Blaschke aber nicht die politische Farbe Schuhmeiers an, sondern «weil es von einem Juden modelliert war und weil die Einziehung dieses Denkmals mit den meisten übrigen aus kriegsbedingten Materialgründen unerlässlich war».

Um diese Zeit zog sich der 75-jährige Komponist Professor Dr. h.c. Hans Pfitzner nach Wien-Rodaun zurück. Sein Haus in München war im Herbst 1943 durch einen Fliegerangriff zerstört worden, und die Musikwelt der Gaustadt sah mit ihm die Reihe der hier Zuflucht suchenden Meister gestärkt. Alt, eigenwillig und krank, wurde Pfitzner von den nationalsozialistischen Kulturförderern, die in der Reichs- und Gaustadt eine Siedlung musikalischer Grössen gründen wollten und daher auch den von Pfitzner angefeindeten Richard Strauss begünstigten, besonders umhegt. Pfitzner dirigierte noch einige Male in Wien und Brünn und bekam am 5. Mai 1944 den Ehrenring der Stadt Wien für seine «hervorragenden Verdienste um die deutsche Tonkunst».

Im Wiener Rathaus sieht man dem Sommer 1944 mit gemischten Gefühlen entgegen. Von der Moskauer Deklaration über die Wiederherstellung Österreichs hat man zwar nach und nach durch ironische Anmerkungen des «Völkischen Beobachters» Kenntnis erhalten, aber die meisten Beamten können sich nicht vorstellen, wie ein solches Übereinkommen jemals Wirklichkeit werden sollte. Eher glauben sie an ein totales Chaos, mit dem der leibliche Untergang jedes einzelnen verbunden wäre. Dazu kommt, dass sämtliche Formen guten Lebenswandels, der Ehre und Pflichterfüllung von den Vorgesetzten gepachtet worden sind. Es gibt keinen anderen Massstab für sittliche Werte, als ihn der Führer, die Offiziere, der Gauleiter, der Personalreferent oder der alte Amtsdienner mit dem Parteiabzeichen darstellen.

## BOMBEN AUS AMERIKA

Die Amerikaner griffen meist mit Sprengkörpern an und verwendeten Brandbomben nur dann, wenn das betroffene Ziel zusätzlich durch Feuer geschädigt werden sollte. Im An- und Abflug gewöhnten sich die Besatzungen an immer längere Strecken. Die Verbände überquerten Frankreich und Deutschland von den britischen Inseln bis nach Nordafrika und umgekehrt, suchten die rumänischen Erdölfelder heim und flogen russische Auffangplätze an.

Das Ausmachen der Ziele hing vom jeweiligen Stand des technischen Geräts sowie vom Geschick der Pfadfinderflugzeuge ab, die aber nicht immer eingesetzt wurden. Oftmalige Vorbedingung war der Kontakt mit Widerstandsgruppen und einzelnen Agenten, die auf österreichischem Boden in dieser Hinsicht viel erfolgreicher arbeiteten als bei direkten Aktionen gegen die Staatsgewalt. Standen doch für die Verbindung mit «Drüben» meist eine verlässliche Kette von Mittelsleuten oder hochentwickelte Sender zur Verfügung, während andererseits relativ harmlose Propagandatätigkeit bzw. politische Absprachen, Geldsammlungen usw. sofort von Verrat und damit vom Tode bedroht waren.

Die angreifenden Geschwader waren im Verlaufe jedes Unternehmens der Wirkung von Abwehrwaffen, der Störung des Zeitplanes, überraschenden Änderungen des Wetters sowie technischen Gebrechen ausgesetzt, die alle den exakten Bombenabwurf behinderten. Oft sahen sich die Kommandeure kleinerer Bombergruppen veranlasst, vom ursprünglichen Kurs abzugehen und Ausweichziele anzufliegen. Im vorletzten und letzten Kriegsjahr war die Zusammenarbeit österreichischer Widerstandskämpfer mit der alliierten Luftkriegführung ziemlich intensiv, ein Umstand, der später begreiflicherweise weniger gewürdigt worden ist, als die selbständige Tätigkeit zugunsten der Lostrennung des Landes vom Reich. Deshalb dürfen die Exposés der Österreichischen Widerstandsbewegung hinsichtlich etwaiger Vermeidung von Schäden an Kulturdenkmälern und Wohnstätten der Zivilbevölkerung nicht unerwähnt bleiben, wenn auch ihr tatsächlicher Wert bei alliierten Angriffen gering geblieben ist. Dabei handelte es sich um eine ins Detail gehende Zusammenstellung, die Anfang März 1945 sowohl im Londoner Foreign Office wie auch im alliierten Hauptquartier in Caserta überreicht wurde. Hierher gehören auch die Vorschläge des österreichischen Unterhändlers im russischen Feldquartier kurze Zeit später, die angeblich zur Einstellung der amerikanischen Angriffe auf Wien geführt haben.

Wie dem auch sei, die Schäden unter der Wiener Zivilbevölkerung und an den Kulturstätten waren hoch genug, um die These vom Angriff auf Frauen und Kinder zwecks Brechung der allgemeinen Moral zu untermauern. In diesem Sinn ist ein Ausspruch Adolf Hitlers vom 1. Jänner 1944 zu verstehen, in dem es unter anderem heisst: «Umgekehrt hat aber dieser Bombenkrieg auch eine andere Seite. Wer hier alles verloren hat, muss wissen, dass nur der Sieg ihm seine Habe wiedergibt..Diese Überlegung wurde in den Folgemonaten durch NS-Führungsoffiziere hundertfach jenen Wehrmachtsangehörigen eingetrichtert, die zu Hause bereits ihre Habe und ihre Angehörigen eingebüsst hatten. Aus dem jugoslawischen Partisanenkrieg, wo die Deutschen die bäuerliche Bevölkerung so lange auf ihrer Seite hatten, als Haus und Hof vor brandschatzenden Guerillas gesichert werden konnten, mochten ähnliche Gedankengänge gekommen sein. Ihre Nutzenanwendung auf deutscher Seite war aber infolge der allgemeinen Zustände nicht mehr aktuell. Das Bombardement der Gaustadt hat hier kaum die grossdeutsche Kampfschlossenheit gestärkt, obwohl Kaltenbrunner in seinen Berichten an Bormann den Prestigegewinn der Partei durch Absperrungs- und Aufräumungs-

nahmen in Wien hervorhebt. Lois Weinberger erzählt dagegen in seinem Erinnerungsbuch von antinazistischer Erbitterung, die ihn und andere Wiener bei einem «Bombeneinsatz» unter brauner Aufsicht inmitten der zertrümmerten Freyung befiel. Von einem ehemaligen Landesschulinspektor, der im Ersten Weltkrieg durch seine Flucht aus der sibirischen Kriegsgefangenschaft Aufsehen erregt hatte und in Wiener Neustadt zu Hause war, wird folgendes berichtet: Nach den Bombardements verliess er seinen Keller und erkundigte sich, ob alle Verwandten und Freunde überlebt hätten. Dann gratulierte er ihnen zu dem erfolgreichen Angriff der Amerikaner auf die Bastionen der Hitler-Leute.

Sicher gibt es hinsichtlich der inneren Haltung den amerikanischen Angriffen auf Wien gegenüber auch Gegenbeispiele, die von der deutschen Propaganda bis zum April 1.945 gebührend angepriesen und von antiamerikanischen Agitatoren in der Folgezeit wiederverwendet wurden. Die Mehrzahl der Bevölkerung verharrte in resignierter Passivität, und Berichte von Wutausbrüchen gegen abgesprungene US-Flieger, wie auch von aktiver Hilfe bei der Flucht oder vom Verbergen solcher Personen stellen Einzelercheinungen dar.

Heute kann man sich das Wiener Stadtbild knapp vor den amerikanischen Luftangriffen kaum mehr vorstellen. Einerseits gab es eine Fülle seither verschwundener kleiner Palais und alter Patrizierhäuser, die 1944 wohl schon vom Zahn der Zeit angenagt waren, jedoch noch immer stark an die habsburgische Haupt- und Residenzstadt gemahnten. Die Abhänge des südlichen Wienerwaldes, die später der Bauwut der Zweiten Republik zum Opfer fallen sollten, stellten 1944 eine liebliche Erholungslandschaft dar. Dafür aber erhoben sich am Königberg in Hietzing und am Georgenberg in Mauer mächtige Kasernen, die später gänzlich oder grösstenteils abgetragen wurden. Andererseits ist die für den Baustil des Dritten Reiches so typische SS-Kaserne «Adolf Hitler» hinter Schönbrunn, die seit 1967 Maria-Theresien-Kaserne heisst, bis jetzt erhalten geblieben; desgleichen Bauten beim Grossflugplatz der Luftwaffe östlich von Schwechat, dem Göring den Namen Heidfeld gegeben hat.

In den Wiener Parkanlagen standen Baracken für Luftwaffenhelfer, oder es breiteten sich Getreideäcker und Gemüsebeete aus. Manche waren von Splittergräben, unterirdischen Luftschutzbunkern und tiefen Löschteichen durchwühlt. Dutzende Denkmalsockel waren leer, da die Figuren entweder aus politischen Gründen oder wegen ihres Metallwertes entfernt worden waren. Die grossen Monumente im Stadtzentrum verschwanden unter noch grösseren Ziegelwänden, auf vielen Plätzen standen niedrige Mauern, die Löschwasser umgaben. Rund um das dichtverbaute Gebiet Wiens reihten sich weitläufige Produktionshallen, Lager des Reichsarbeitsdienstes und Quartiere für Wehrmachtshelferinnen, Notunterkünfte für zurückflutende Volksdeutsche, Barackenstädte für Fremdarbeiter aus dem Südosten, für Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge im Rüstungseinsatz. Behelfslazarette, Befehlsstände, Batterien mit Mannschaftsunterkünften und Werkstätten der Wehrmacht vervollständigten eine Welt, von der jetzt so gut wie nichts mehr erkennbar ist.

Nur die Wiener Flaktürme stehen bis heute an ihrem Ort und dienen zum Teil wieder militärischen Zwecken. Sprengversuche einer Besatzungsmacht nach 1945 scheiterten an der enormen Festigkeit dieser Kolosse.

Kehren wir noch einmal zum 13. August 1943 zurück. Wenige Minuten vor 14 Uhr öffneten die Amerikaner ihre Bombenschächte über Wiener Neustadt. Zu diesem Zeitpunkt arbeiteten in den Flugzeugwerken am nördlichen Stadtrand mehr als 10.000 Personen, d.h. sie rannten, um noch irgendeinen Schutzraum zu erreichen. Der Alarm war zu spät gegeben worden, das Abwehrfeuer lag zu niedrig, von deutschen Jägern war zunächst nichts zu sehen. In den Fabriken und in den benachbarten Wohnbauten starben rund 200 Menschen sofort,

ungefähr gleich viele wurden schwer verwundet. Bald drehten die Amerikaner ab und hatten damit den ersten von insgesamt 28 Angriffen auf die «Allzeit Getreue» hinter sich gebracht. Nicht jede Attacke sollte so glatt und verhältnismässig wenig verlustreich abgehen wie dieser erste Einsatz.

Dem Luftgaukommando XVII standen Anfang August 1943 nur etwa sechzig schwere Flakbatterien zur Verfügung, im darauffolgenden Juni waren es bereits 228. Im Oktober 1944 wurde der Höchststand mit 235 Batterien erreicht, dann lichteten sich allmählich die Kanonenrohre. Für zerstörte Geschütze kam wenig Ersatz, eine Batterie nach der anderen wurde an die näherrückenden Fronten transferiert.

Am 9. September versuchten die Amerikaner mit schwächeren Kräften den Flugplatz von Klagenfurt zu beschädigen, am 1. Oktober erschienen sie gleichzeitig über Regensburg und Wiener Neustadt. Jetzt stiessen sie über Österreich bereits auf starke Flak- und Jägerabwehr. Am 24. Oktober probierten sie trotz der vorangegangenen empfindlichen Verluste einen neuen Angriff auf Wiener Neustadt, fanden sehr schlechte Sichtverhältnisse vor und wichen zum Teil nach Ebenfurth aus. Auch diesmal war der Erfolg nicht überragend.

Am 1. November 1943 wurde die 15. alliierte Luftflotte installiert. Einige Verbände waren vorher nach England zurückgefliegen, neue Einheiten für die Verlegung nach Süditalien vorbereitet worden. Schon am Tage nach ihrer Aufstellung griff die 15. Luftflotte Wiener Neustadt an, und zwar nicht von Foggia aus, wo Aufräumungs- und Erweiterungsarbeiten im Gange waren, sondern von Tunesien her. Mehr als 100 Bomber warfen 327 Tonnen Sprengstoff auf die Stadt, ohne sich um die deutschen Jäger und das Flakfeuer zu kümmern, die 17 Maschinen zum Absturz brachten. Nachher glich Wiener Neustadt jenem Trümmerhaufen, der dann innerhalb Jahresfrist 70 Prozent des gesamtverbauten Geländes bedecken sollte. Die Produktion der Flugzeugwerke und anderer Industrien blieb für einige Monate weit unter der Hälfte des bisherigen Ausstosses zurück.

Die Bedrohung des Raumes um Wien wuchs also ständig, zumal die Deutsche Luftwaffe keine wesentlichen Kräfte für einen Gegenangriff auf die amerikanischen Flugbasen im Süden freimachen konnte. Hitler selbst soll deshalb Anfang Dezember 1943 die Verstärkung der Abwehr um Wien und Linz angeordnet haben. Mitte Dezember nützte die 15. Luftflotte eine vorübergehende Wetterbesserung und flog den ersten schweren Angriff auf Innsbruck, dem kurz darauf eine zweite Attacke gegen die Tiroler Gauhauptstadt folgte. Nach dem 15. Jänner 1944 kamen Eisenbahnziele im Raum um Klagenfurt an die Reihe, wobei auch das Stadtzentrum ein erstes Bombardement über sich ergehen lassen musste.

Beim Flug über Italien hatten die Amerikaner allzuoft verlustreiche Bekanntschaft mit deutschen Jägern gemacht. Daher beschäftigte sich die 15. Luftflotte mehrmals mit den deutschen Feldflugplätzen, griff Ende Jänner erneut Klagenfurt an und bereitete sich auf die Teilnahme an der «Grossen Woche» vom 20. bis 25. Februar 1944 vor. Schlechte Wetterbedingungen und Rückschläge bei den Landstreitkräften im Brückenkopf von Anzio verursachten jedoch unerwartete Schwierigkeiten. Teilverbände der 15. Luftflotte mussten bei Anzio zur Entlastung der Bodentruppen eingesetzt werden, ein Angriff auf Regensburg am 22. Februar schlug fehl, erst am darauffolgenden Tag gelang eine Attacke auf Steyr. Am 24. Februar griff die Flotte mit 114 Bombern abermals die Flugzeug- und Kugellagerwerke bei Steyr an. Östlich des über Kärnten anfliegenden Verbandes drangen 146 amerikanische Jäger vor, um die starken deutschen Jagdverbände bei Wien rechtzeitig niederzuhalten. Die Deutschen warfen jedoch diesmal eine weit westlich stationierte Jagdgruppe in den Kampf. Die Amerikaner zogen darauf hin ihre Bomber schleunigst von Steyr ab, verloren trotzdem die letzte Formation völlig und erlitten auch bei den übrigen Staffeln empfindliche Verluste. Noch in dersel-

ben Nacht versuchte das 205. RAF-Geschwader von Foggia aus die Scharte der amerikanischen Kameraden über Steyr gutzumachen, hatte aber nur geringen Treffererfolg.

Der kombinierte Angriff der 8. und der 15. Luftflotte auf Regensburg am 25. Februar war als Höhepunkt der «Grossen Woche» geplant. Die Fünfzehnte setzte zu diesem Zweck alle ihre zur Stunde verfügbaren Langstreckenbomber, also 400 Maschinen, ein. Davon kamen 176 über Regensburg zum Abwurf, kleinere Verbände griffen den Flugplatz Graz-Thalerhof an. Die 15. Luftflotte zog, wie jetzt so oft, die Hauptmacht der deutschen Abwehr auf sich und verlor dabei ein Fünftel ihrer Kampfstärke. So ging die «Grosse Woche» zu Ende, die den Deutschen schwere Einbussen an Menschen, Städten und Fabriken, den Amerikanern jedoch nicht den beabsichtigten Erfolg gebracht hatte. Zunächst musste sich die 15. Luftflotte von ihren schweren Verlusten erholen. Bis zum 17. März 1944 flog sie nur kleinere Einsätze in Italien und am Balkan. Erst am 2. April gelang ein nachhaltiger, wenn auch mit Eigenverlusten teuer bezahlter Schlag gegen Steyr. Dann wurde Budapest bombardiert und ein Angriff auf die Kugellagerstadt Schweinfurt geflogen. Dort waren schon einmal 60 Bomber verlorengegangen, eine Katastrophe, welche die amerikanische Öffentlichkeit heftig erschreckt hatte. Am 12. April 1944 wurden der Flugplatz bei Bad Vöslau sowie mehrere Industrieanlagen bei Wiener Neustadt und Fischamend mit Bomben belegt. Andauernde Tätigkeit gegen Flugplätze in Westungarn liess erkennen, dass eine grössere Aktion bevorstand, die man seitlich abschirmen wollte.

Die Verteidiger des Südostraumes begannen sich Sorgen zu machen. Die Abschnüsse und Abdrängungsversuche zeugten gewiss von der eigenen Geschicklichkeit und technischen Stärke, aber für die andere Seite waren solche Rückschläge anscheinend immer weniger schmerzlich. Es ist ein Unterschied, ob man aus 100 Bombern 20 oder 30 herauschiesst oder den gleichen Erfolg bei der fünffachen Zahl von Angreifern erzielt. So kamen am 23. April 500 überschwere Maschinen von Süden her gegen Wiener Neustadt geflogen, um dieser Gemeinde mit Spreng- und Brandbomben einen neuen fürchterlichen Stoss ins Chaos zu versetzen. Die Deutschen setzten am Boden und in der Luft dagegen ein, was gerade herangezogen werden konnte. Die 15. amerikanische Flotte hatte aber in Foggia bereits genügend Reserven angehäuft, um trotz des Verlustes von einigen Dutzend Bombern bereits zwei Tage später abermals Wiener Neustadt zu bombardieren und sich überdies für die erste grosse Öloffensive Anfang Mai vorzubereiten.

Im Rahmen dieses Vorhabens visitierten amerikanische Verbände innerhalb von vier Wochen fünfmal den Raum um Wien, bombardierten Öllager und andere kriegswichtige Objekte, versuchten den Flugbetrieb der Jägerhorste zu stören und die aufgestiegenen deutschen Maschinen abzuschütteln. Über dem Wienerwald und in den Hochalpen spielten sich tagsüber dramatische Luftkämpfe ab. Bei Dunkelheit tasteten sich Flugzeuge des britischen Bomberkommandos in Foggia, das auf etwa 150 Maschinen angewachsen war, bis zur Donau vor. In vier Nächten warf die RAF 364 Minen in den Strom, die der Schifffahrt mehr Schaden zufügten, als die Deutschen zunächst annahmen. Wien nahm von den kenternden Schleppdampfern und abtreibenden Lastkähnen kaum etwas wahr.

Trotzdem fühlte jedermann in der Gaustadt die zunehmende Fragwürdigkeit des Seins. Da die Heurigenlokale bereits seit etlichen Monaten geschlossen waren, suchten viele hinter herabgelassenen Rollbalken bei befreundeten Wirtsleuten Trost. Jüngere Jahrgänge drängten sich zur Steffl-Diele, in der V. Ducini mit Balkanmusikern nahezu verbotene Rhythmen präsentierte. Einige Türen weiter begann die Plüschwelt des ehemaligen Cafés Europe, von wo 1938 Polizeipräsident Steinhäusl den Sturm seiner Gesinnungsfreunde auf das Erzbischöfliche Palais beobachtet hatte.

## DIE ERSTEN RAIDS

Die Gaustadt Wien hatte sich bis Ende Mai 1944 an die wiederholten Vormittagsalarme nachgerade gewöhnt. So entstand das allgemeine Gefühl, der Luftkrieg spiele sich eigentlich doch mehr am Rand der Millionengemeinde ab, etwa so, wie man sich die Bombardements von Paris und anderen französischen Städten ausmalte. Auch die ganze Warnungsprozedur hatte sich leidlich eingefahren.

Ein besonders heikles Unternehmen stellte der amerikanische Einsatz am Mittwoch, dem 24. Mai, auf Mödling dar, galt er doch dem alten Gipsbergwerk in der Hinterbrühl, das vor und nach dem Krieg den grössten unterirdischen See Europas einschloss. Die Deutschen hatten das Wasser ausgepumpt und dorthin mit 2000 zwangsverschickten Arbeitern die Produktion des ersten deutschen Düsenjägartyps verlegt. Durch einen engen Förderstollen gelangten die relativ kleinen Flugzeugrümpfe ins Freie. Die amerikanischen Bomber versuchten nun, diesen Ausweg zu verlegen und ausserdem einen stillgelegten Förderturm sowie einige Luftschächte des Bergwerkes zu treffen. Der Versuch scheiterte, wie eigentlich zu erwarten war. In der Ortschaft Hinterbrühl und in den Landhäusern der umgebenden Abhänge des Wienerwaldes barg man nahezu 100 Tote, von denen die meisten bei Lebzeiten keine Ahnung gehabt hatten, was für geheimnisvolle Dinge im Berginnern hergestellt wurden und wie genau die Amerikaner darüber Bescheid wussten. In den Wiener Zeitungen waren kurz nachher Photos von einer kleineren Gruppe amerikanischer Flieger zu sehen, die über Wien abgeschossen worden bzw. abgesprungen waren und nun von Angehörigen der deutschen Luftwaffe gefangengehalten wurden. Laut offizieller Lesart hatten die Amerikaner ihre Bomben auf zivile Objekte geworfen, weil sie an militärische Einrichtungen nicht herankommen konnten.

Der darauffolgende Pfingstmontag, der 29. Mai 1944, versprach ein besonders schöner Tag zu werden. Schirach und Blaschke wollten im Vorhof einer grossen Schule im Süden der Stadt die erste Totenfeier für die Wiener Bombenopfer abhalten und unter dumpfem Trommelwirbel diverse Kränze vor einem riesigen Eisernen Kreuz niederlegen. Auch ein Blumengruss des Führers ist für jene Toten dabei, die der Angriff auf die Hinterbrühl am 24. Mai gefordert hatte. Aber am 26. waren die «Luftgangster» schon wieder ganz in die Nähe gekommen, hatten Bomben fallen lassen und Volksgenossen erschlagen.

Von den bevorstehenden Feierlichkeiten völlig unberührt, machen sich viele Wiener zum Pfingstausflug in den Wienerwald bereit. Die Strassenbahnen haben Hochbetrieb, bis knapp vor 10 Uhr Alarm gegeben wird. Alles strömt in die Keller der Vororte oder wandert in die freie Natur hinaus. Nach einer schwachen Stunde ertönt die Entwarnung und lockt die Ausflügler auf Gassen und Wege zurück, während das Brummen und Rumoren in der Ferne verklingt. Plötzlich brüllen die Kanonen im Südosten der Stadt auf, die Sirenen fallen abermals mit Vollalarm ein, durchs Breitenfurter Tal und über die Föhrenberge rast ganz tief eine Welle riesiger Bomber heran, die zweite und dritte Formation folgt dicht hinterher. Luft und Erde in Mauer, Atzgersdorf und Liesing bis hinüber nach Favoriten sind ein einziger Schrei: Der Krieg ist mitten in die Stadt gesprungen! Die deutsche Abwehr, die schon seit dem Morgen mit starken Jagdkräften von Fels am Wagram, Zwölf axing und Seyring aus am Feind ist, hatte den angreifenden Verband zunächst glatt übersehen. Minuten später stehen riesige, schwarze Qualmwolken über den Kunstfettfabriken an der Triesterstrasse, Brände lodern aus einigen Villen, Werkshallen und Zinskasernen. Später werden 60 Tote zugegeben, es dürften aber erheblich mehr gewesen sein. In der Nacht vermint ein Teilverband des 205. Geschwa-

ders der RAF die Donau, während andere britische Flieger den Jägerhorst Fels am Wagram angreifen, von dem aus wenige Stunden vorher Abwehrkräfte gegen die 15. Flotte angesetzt worden waren. In Wien wird natürlich wieder Alarm gegeben, und viele erwarten den ersten nächtlichen Brandbombenschlag. Denn die Hoffnung auf Nachsicht war soeben begraben worden. Es geschieht aber nichts.

Auch am nächsten Tag gibt es Alarm, kleinere amerikanische Verbände fliegen nach Oberösterreich, werfen Bomben auf die Flugmotorenwerke in Pottendorf und auf Industrieanlagen bei Türitz. Rings um Wien qualmen noch immer brennende Öldepsots, die Stimmung ist zum Zerreißen gespannt. Aber in den nächsten Tagen beruhigt sich die Lage wieder, die Büros und Werkstätten funktionieren normal, die Nachrichten- und Verkehrsmittel sind intakt geblieben, Theater und Kino spielen, es wird einberufen, angezeigt und verhaftet wie eh und je. Das ununterbrochene Niedersausen der alliierten Faust, das totale «Round the clock bombing», das sich mancher insgeheim wünscht, bleibt aus, und damit kommt wieder die gewohnte Ordnung zurück. Vor den eingestürzten Häusern halten politische Lokalfunktionäre, die das Braunhemd diesmal mit einer feldgrauen Jacke vertauscht haben und Gewehre tragen, Wache, damit die vielen Schaulustigen nicht zu nahe kommen.

Am 2. Juni 1944 beginnen die Amerikaner mit der Operation «Frantic Joe», womit auf den Generalissimus Stalin angespielt wird. Die 15. Flotte bombardiert Debrecen und fliegt in die Sowjetunion nach Poltawa, Pirjatin und Mirgorod weiter. Auch die 8. US-Luftflotte fliegt in Russland ein. Die 15. kommt von dort am 6. Juni über Galatz in Rumänien, das dabei einiges abbekommt, wieder nach Italien. Am selben Tag landen die Alliierten in der Normandie, und die Deutschen müssen zunächst die meisten Jagdgeschwader nach Frankreich werfen. Erst als Hitler dort die Partie verloren gibt, dürfen die Jäger zum Schutze des Reiches zurückkehren. Inzwischen wollen aber die Amerikaner schnell eine dritte Luftfront aufbauen, die vom Osten her Deutschland und den österreichischen Raum bedrohen kann. Die Deutschen erkennen darin eine tödliche Gefahr und stürzen sich mit allen verfügbaren Bombern ihres 4. Fliegerkorps auf die russischen Feldflugplätze. Es gelingt ihnen, dort rund 50 amerikanische Maschinen und etliche Flugzeuge der Roten Luftwaffe zu zerstören.

Darüber waren etliche Tage vergangen, an denen andere Einheiten der 15. Luftflotte mit der zweiten Öloffensive angingen. Mitte Juni nahm sich ein Verband die Ostmark-Werke bei Guntramsdorf vor, am 16. und am 26. waren wieder die Öllager rund um Wien an der Reihe. Der erstgenannte Angriff brachte den vorläufigen Höhepunkt an Personenverlusten in Wiener Raum, allein in Floridsdorf gab es mehr als 200 Tote. Auch die Zahl der angreifenden Flugzeuge hat eine imponierende Höhe erreicht.

Am 16. Juni kamen 658 Bomber mit 290 Jägern, am 26. Juni 550 Bomber mit einer zahlenmässig nicht feststellbaren Menge von Jägern, die im südlichen Niederösterreich mehrere Bordwaffenangriffe flogen. Die Operationsziele waren breit gestreut und reichten von Melk bis Pressburg, wobei neben dem schwergeprüften Wiener Neustadt auch St. Pölten bombardiert wurde. Es handelte sich dabei um den zehnten Angriff auf diese niederösterreichische Stadt, bei dem nicht weniger als 39 Prozent der Häuser zerstört wurden und 600 Menschen den Tod fanden. In der anschliessenden Nacht griffen die Briten Budapest an und mussten bei dieser Gelegenheit die Wirkung der starken deutschen Nachtjagd kennenlernen, die ihnen 16 Bomber wegschoss. In der Nacht vom 29. auf den 30. Juni versuchten die Briten weiter westlich ihr Glück: Das 205. RAF-Geschwader kam über die steirischen Berge und wollte nach St. Pölten und Wien durchstossen. Ausser den um Wien stationierten Nachtjägern eilten sogar von Steinamanger, Neubiberg und Echterding Abwehrverbände heran. Die Engländer verloren Bomber auf Bomber, drehten schon nach den ersten Notwürfen ab und trachteten, gegen Süden zu entkommen.

Das Hin-und-Hergewoge des Luftkampfes mag bei der Wiener Partei- und Wehrmachts-

Prominenz immer neue Hoffnungen erweckt haben. Die bevorstehende oder schon in Gang befindliche Umrüstung der deutschen Luftwaffe auf Düsenflugzeuge stärkte die gesunkene Zuversicht auf den braunen Endsieg. Die Wiener Bevölkerung jedoch, die hinsichtlich solcher Einzelheiten völlig im unklaren gehalten wurde, hatte nur die Wahl, entweder dem Führer blind zu vertrauen oder bis zum sicheren Zusammenbruch des Tausendjährigen Reiches durchzuhalten. Wann dieser allerdings zu erwarten sei, trauten sich selbst die erbittertesten Gegner des Regimes nicht vorherzusagen.

Der Wiener Alltag war eben durch ein paar Angriffe auf die Aussenbezirke nicht so schnell aus dem Gleichgewicht zu bringen. Dementsprechend existierten die vielfältigsten Daseinsformen dicht nebeneinander weiter, wenn auch durch kolossale Unterschiede von Rang und Stand getrennt. Beim ersten Tageslicht keuchten tausende Dienstverpflichtete durch die Fabrikstore, Mütter zitterten in leeren Küchen vor dem Blockleiter oder dem Briefträger als den präsumtiven Todesboten von an der Front stehenden Söhnen. In manchen Wiener Kirchen beteten die Priester lauthals, dass dem deutschen Volk ein gerechter Frieden geschenkt werden möge. Einige verteilten sogar Zettel, auf denen das «Grosser Gott, wir loben Dich» um eine Strophe bezüglich der Treue zu Führer, Volk und Reich ergänzt war. Andererseits waren bereits viele Klöster und Seelsorgestellen verödet, da man ihre Insassen vertrieben, in Haft genommen, ins Altreich verbannt oder schon getötet hatte.

Unter Wehklagen wurden wohlbehütete Knaben und Mädchen ins ungewisse Schicksal der Helfer der Heimatflak oder der Hilfsschwestern des Deutschen Roten Kreuzes entlassen, weniger Behütete benützten den ersten Urlaub in Wien zu allerlei tollen Streichen. Im Hause des Fürsten K., wo man sich seit 1938 der Pflege grossdeutscher Pferdezeit, speziell jedoch des Wiener Rennsports eifrigst angenommen hatte, waren fröhliche Unterhaltungen Trumpf, denen Staatsopermitgliedern ebenso wie der Nachwuchs angesehenen Wiener Familien beiwohnten. Den Teilnehmerinnen genügte oft ein Stückchen Eisbärfell als Kleid. Es war überhaupt erstaunlich, wieviele Leute in diesem Frühsommer Grund oder Protektion zu unbeschwertem Hiersein hatten, wenngleich das Verweilen bei manchen eine jäh abbrechende Freude sein konnte. Im weit verzweigten Fuchsbau der Rossauerkaserne hielt sich eine grössere Gruppe von Militärpersonen ohne stichhältige Begründung, wobei jeder für jeden entsprechende Deckung abgab, während die Wehrmachtsstreife in den Nachbarräumen eingefangene Deserteure folterte. Nach aussen war alles aufs Ordentlichste geregelt, selbst die Sanitätssoldaten der Krankenreviere arbeiteten im Bewusstsein höchster Wichtigkeit, zumal sich herausstellte, dass nach dem Fliegeralarm bedeutend mehr Landser als sonst zur Desinfektion ihres Intimteilens antraten. Scheinbar erhöhten die amerikanischen Angriffe die Chance zu beschleunigtem Vollzug sexueller Vorhaben, ein Umstand, der auch in anderen europäischen Städten registriert wurde.

## EIN SOMMER VOLL BLUT

Im Juni 1944 kamen in Wien viele Spitzbärte und Fechnarbengesichter in Uniform zur VII. Medizinischen Woche zusammen. Bürgermeister Blaschke eilte zu einer, wie es damals hiess, kameradschaftlichen Aussprache mit all den Stabsärzten, Universitätsprofessoren und Forschern, um bei dieser Gelegenheit weithin vernehmbar zu erklären: .. Dass wir den Krieg gewinnen, ist sicher, ob wir auch im Frieden bestehen werden, werden unsere deutschen Mütter zu beweisen haben.»

Dieses Blaschke-Wort vom sicheren Kriegsgewinn wurde am 8. Juni 1944, also in einem so dramatischen Augenblick gesprochen, dass wir uns an die Tage vor und nach dem kameradschaftlichen Zusammensein der Mediziner erinnern müssen. Schon Wochen früher hatten die Russen die beiden Backenzähne des deutschen Rachens im Osten, das heisst die Positionen der Wehrmacht vor Leningrad und auf der Krim, ausgebrochen. Vier Tage vor dem Ausspruch des Bürgermeisters war die 5. amerikanische Armee in Rom eingezogen, zwei Tage vor dem Rathausmeeting hatte die Invasion begonnen. Blaschke stand möglicherweise unter dem Eindruck der ersten Wehrmachtsberichte vom französischen Kriegsschauplatz, die auf grössere Abwehrerfolge im Raume Caen hinwiesen. Wahrscheinlich aber setzte er seine Hoffnungen auf den für 15. Juni vorgesehenen Einsatz der V-Waffen gegen England.

Walter Thomas berichtet in ähnlichem Zusammenhang von einer Unterredung mit dem Reichsdramaturgen Schlösser in Berlin, die sich um diesen 15. Juni herum abgespielt haben muss: Schlösser schien völlig überzeugt zu sein, dass die Raketen England vernichten und damit Deutschland den Sieg bringen würden. Warum soll also Herr Blaschke in Wien am 8. Juni 1944 nicht daran glauben?

Aber schauen wir zunächst bis knapp vor den Tag des ominösen Blaschke-Ausspruches nach Wien zurück. Am 24. Mai 1944 füllten die schon ziemlich geschwächten Kulturmenschen, die braunen Lokalpolitiker und die ordensgeschmückten Offiziere der Gaustadt den Grossen Konzerthausaal. Das Kulturamt veranstaltete dort die Uraufführung des Chorwerkes «Der Strom» von Cesar Bresgen nach einem Text von Hans Baumann. Bresgen, der seit 1935 zu den musikalischen Lieblingen Schirachs zählte und daher in der Uniform eines hohen HJ-Führers herumlief, war 1939 Leiter der Musikschule für Jugend und Volk sowie einer Kompositionsklasse am Salzburger Mozarteum geworden. Laut Interpretation der Rathausnachrichten im Juni 1944 gehörte er zu jenen Tondichtern, die den künstlerischen Idealen der Hitlerjugend stets entsprechenden Ausdruck gaben. Das Oratorium «Der Strom» geht angeblich auf eine gemeinsame Dampferfahrt der braunen Kulturschöpfer Bresgen und Baumann donauabwärts zurück. Daher beginnt Bresgen mit einem Vorspiel «Der Quell», das er mit dem «Ulmer Tod» in Verbindung bringt. Daran schliesst sich als zweite Station Regensburg und als dritte Passau, von wo neues Land im Osten musikalisch erspäht werden soll. An Linz schiff er vorbei, ohne seines Führers zu gedenken, bis ihm vor Wien Prinz Eugen und Maria Theresia als melodische Geister erscheinen. Die musikalische Gestalt des Werkes neigt zu Polyphonie, der als Gegengewicht das unverbildete Volkslied gegenübergestellt wird, wie überhaupt dem Opus das alte Volkslied «Tauch an, tauch an, mein lieber Schiffsmann!» zugrundeliegt.

Aber auch ausserhalb des Konzerthauses regt sich das künstlerische Wien. Am 25. Mai bietet das Opernhaus der Stadt Wien im Zuge seiner Tanzspielpflege die Repertoirestücke «Tarantella», «Apollo und Daphne» sowie «Ballettschule» dem Publikum dar, und bald darauf kommt das jüngste Ballett des Wiener Komponisten Hubert Rudolf, «Ali Baba», als Neu-

einstudierung auf den Währinger Gürtel. Nach wie vor ist dort Jölly die treibende Kraft, wengleich er schon Wasser in seinen braunen Wein gegossen hat und mit der nichtarischen Verwandtschaft des Richard Strauss verkehrt.

Trotz der täglichen Bedrohung der Wiener Architekturdenkmäler durch die 15. amerikanische Luftflotte gedenkt die Akademie der bildenden Künste des 25. Todestages von Otto Wagner durch Stiftung einer Otto-Wagner-Medaille im Einvernehmen mit dem Kulturamt der Stadt Wien, das dem damit bedachten Emil Zoldy eine Förderungsgabe dazulegt.

Bald darauf geniessen 93 albanische Hoch- und Mittelschüler in den Räumen des Ausländerdienstes in der Johannesgasse 4 einen besonderen Empfangsabend des Kulturamtes. Dabei rückt der Präsident der sogenannten «Deutsch-Albanischen Arbeitsgemeinschaft», Professor Dr. Hugo A. Bernatzik, mit einem Teilgebiet jener balkanesischen Neuordnung heraus, die nunmehr nach dem Abspringen Italiens realisiert werden soll, ohne dabei den republikanischen Duce allzusehr vor den Kopf zu stossen. In diesem Sinn ist der Wiener SS-Gewaltige Fitzthum hinter den schwarzen Bergen am Werke. Laut Bernatzik haben die Albaner 1943 endgültig alle fremden Joche abgeschüttelt, wie das den unvermischten Nachkommen der «illyrischen Ur-Indogermanen» geziemt. Deutschland und damit Wien wird sich nun des neugeborenen Albaniens annehmen. Ein Minister aus Tirana verspricht als Antwortredner in der Johannesgasse einen zuverlässigen Beitrag seines Landes zum Siege der Deutschen Nation.

Das Kulturamt als Gastgeber rückt jetzt also zu einer Art «Mädchen für alles» auf, arrangiert Gesprächsmöglichkeiten, ersetzt Theaterveranstaltungen und überschreitet da und dort Kompetenzen, was jedoch inmitten der allgemeinen Verknappung und Verarmung zunächst von jedermann als eine zeitbedingte Improvisation angesehen wird. Auch mit der Gefahr aus der Luft hat man sich weiterhin abgefunden, wohl, weil man einfach nicht anders kann. Freilich wird in den Gemeindestuben deshalb viel weniger als sonst gearbeitet bzw. der Leerlauf durch strenge Mienen und forsches Dahinschreiten überdeckt. Aber es zeigt sich auch, dass angesichts der allgemein sinkenden Lebensansprüche vieles unnötig geworden ist, was man bisher als essentiell bezeichnet hätte. So macht sich im Wiener Rathaus jeweils am frühen Vormittag alles zum Abstieg in die Keller oder in den Bunker unter dem Schmidtplatz fertig, während die Prominenz durch eine im Volksmund mit «Heldenallee» bezeichnete Ausfallstrasse dem Gefechtsstand Baldur von Schirachs auf den westlichen Anhöhen zustrebt.

Der Wiener Kulturwelt standen Mitte 1944 noch sechs Angriffe mit besonderen Schäden an Kulturbauten und Kunstwerken bevor. Schon Monate vorher hatte eine Photokampagne im staatlichen und im städtischen Bereich zwecks Festhaltung aller Deckengemälde, Fresken, nicht abmontierbarer Skulpturen, architektonischer Details und dergleichen gearbeitet.

Es besteht kein Zweifel, dass die Pforte in jenes Inferno, das mit der Zertrümmerung der Stadt enden sollte, während des Sommers 1944 durchheilt worden ist. Die kulturelle Aktivität, auf die wir weiterhin stossen, mutet demgegenüber wie eine enorme Kraftleistung an. Sie war es nicht, denn die Beteiligten wollten damit kaum zusätzliche Arbeit leisten oder weiterhin in Liebe zur Kunst das eigene Ungemach vergessen – sie wollten durch ihre Betriebsamkeit nur mehr Zeit gewinnen und damit von weit gefährlicheren Verpflichtungen entoben sein.

Aber noch war die Situation nicht ganz so schlimm, noch versuchte die Partei die warmen Sommerabende für Gesangs vorträge, konzertante Darbietungen und allerhand Lustbarkeit im Freien auszunützen, um von der amerikanischen Öloffensive in den Vormittagsstunden abzulenken. Im Hof des Schlosses Schönbrunn dirigierte Max Schönherr bei einfallender

Dämmerung Operettenweisen, und manche junge Wienerin glaubte auch jetzt, dass man ihrer soeben erlernten Tanzkunst allgemein Anerkennung zollen werde. Tatsächlich fanden sich stets ein paar freundliche Leute, die Beifall klatschten und für jede Erheiterung dankbar waren.

Die Feinde des Dritten Reiches im Westen und Süden wurden von Woche zu Woche ungeduldiger. Ihrer Ansicht nach war Deutschland kapitulationsreif, d.h. ohne die geringste Aussicht auf eine Wendung der Dinge und nicht einmal mehr imstande, den gegenwärtigen Zustand auf längere Zeit zu ertragen. Allen voran hatten die Experten der alliierten Luftkriegsführung den deutschen Zusammenbruch geweissagt. Aber Woche um Woche verging und die Deutschen überwandten einen Schwächezustand nach dem anderen. Ihre Jäger waren noch immer in der Luft. Und wenn sie auch mit der Tendenz des Kriegsgeschehens nicht Schritt halten konnten, so machten sie doch den alliierten Fliegern das Leben und Sterben schwer. Im Juli 1944 richteten sich die Angriffe der 15. Luftflotte erneut gegen die Treibstoffversorgung sowie gegen Flugplätze und Einrichtungen der deutschen Luftwaffe. Aber die deutsche Flugzeugproduktion war nach den Frühjahrsangriffen derart dezentralisiert worden, dass sie ein nur noch schwer zu treffendes Ziel bot. Die Erzeugung erreichte höhere Ausstösse als je zuvor. Dies kam auch in den steigenden Einsatzziffern der Luftverteidigung, und zwar nicht zuletzt im Südostraum, zum Ausdruck, ein Zustand, der sogar in den offiziellen amerikanischen Tagesberichten erwähnt wird. An der Gesamtentwicklung änderte sich freilich nichts, sie ging nur langsamer vorwärts, als sich die Strategen der anderen Seite eingebildet hatten. Die Variationsmöglichkeiten der 15. amerikanischen Flotte wurden immer zahlreicher. Sie kam mit vielen kleineren Verbänden und splitterte die Verteidigung auf, oder sie fasste mehrere hundert Bomber zum Schlag auf ein einziges Werk zusammen und sie wurde auch, was Wien betrifft, immer rücksichtsloser. Das Nachlassen der deutschen Staatsgewalt, d.h. das Schwächerwerden der Verwaltung und Planung, ging ihr zu wenig schnell. In dieser Hinsicht schienen jetzt doch direkte Hiebe zur Brechung der allgemeinen Moral, also Bombardements der Zivilbevölkerung, angezeigt, zumal wenn sie in Verbindung mit Angriffen auf militärisch interessante Bezirke abgegeben werden konnten.

Im Sommer 1944 läuft also die Öloffensive der alliierten Luftflotten weiter, gegen die auf deutscher Seite viele von der Invasionsfront abgezogene Jagdverbände operieren. Die amerikanischen Bomber fliegen jetzt von Süden her ins Protektorat und nach Oberschlesien ein, vergessen aber dabei nicht die Ziele rund um Wien, die im Juli 1944 sechs- oder siebenmal bombardiert werden. Heftige Luftkämpfe beginnen in den Morgenstunden und dauern über Mittag an, bis dieser oder jener Bomber, von seiner Formation abgeschnitten und in der Flugfähigkeit herabgemindert, durch deutsche Jäger gegen die Wienerwaldberge gedrückt wird und schliesslich zwischen den Bäumen in Flammen aufgeht. Die Randbevölkerung Wiens muss in diesem Monat schätzungsweise 400 bis 500 Tote beklagen, doch auch im engeren Stadtbereich gibt es etliche Todesopfer.

Im August wird es dann ruhiger. Die 15. Flotte hilft bei der Landung der Alliierten in Südfrankreich mit, während die RAF, die sich seit einigen Wochen wieder zur nächtlichen Beunruhigung von Feldflugplätzen bei Wien herangewagt hat, das Nibelungen-Werk bei St. Valentin mit Erfolg bombardiert. Die deutsche Panzerfertigung erhält damit einen schweren Schlag.

Nach dem 20. werden die amerikanischen Raids gegen die üblichen Ziele um Wien wiederaufgenommen, wobei die Donau-Chemie in Moosbierbaum besonders begehrt ist. Fällt ihr doch nach dem Verlust des rumänischen Erdöls eine ausserordentlich wichtige Versorgungsaufgabe mit künstlichem Treibstoff zu.

Die Amerikaner stellten ihre endgültige Angriffsordnung im Sommer des Jahres 1944 über dem Plattensee zusammen, wobei meist schon dort deutsche Jäger einzugreifen versuchten. Dann verlagerten sich die Luftkämpfe über den ganzen östlichen Alpenraum und zogen sich, wenn andere Verbände der 15. Luftflotte gegen München oder Innsbruck flogen, bis zu den Lechtaler Alpen hin. Zu den Raids von Westungarn her gesellten sich direkte Anflüge über Kärnten und Steiermark, die allerdings auch den dortigen Industriegebieten und den Bombardements der ehemaligen Landeshauptstädte galten.

1943 hat Wien acht Alarme erlebt, 1944 werden es 82 Alarme sein und 1945 51. Tatsächlich werden in den Jahren 1944 und 1945 52 grosse Einsätze gegen die Gaustadt geflogen. Im Bereich der Gemeindeverwaltung zog das sogenannte Amt für Luftschutzmassnahmen im zweiten Stock des Neuen Rathauses nach und nach alle einschlägigen Agenden an sich. Davon waren natürlich militärische Belange gar nicht oder kaum berührt, es ging lediglich um die Linderung ziviler Not. Denn die Mühsal der Bevölkerung stand mit den Abwehrerfolgen nicht in Zusammenhang, im Gegenteil, der Schutz kriegswichtiger Anlagen bedeutete oft eine vermehrte Gefahr für die Wohnviertel.

## WERBUNG UM JEDEN PREIS

Während Ernst Hudez und Doris Leischner Anfang Juni 1944 nach Pressburg hinüberfahren, um dort das Werk für zwei Klaviere namens «Variationen über ein neues Thema von Verdi» von Felix Petyrek vorzuspielen, wird im Konzerthaus ein alljährlich wiederkehrendes Ereignis vorbereitet. Am Samstag, dem 10. Juni, nachmittag, wollen 450 Buben und Mädchen im Grossen Saal gemeinsam mit den Symphonikern das «Festliche Singen» der Kindersingschule der Musikschule der Stadt Wien bestreiten. Chormeister Franz Burkhart hat diese etwas zusammengeschmolzene Schar mühsam auf die Beine gebracht, obwohl am Beginn des Schuljahres noch 5000 in der Singschule eingeschrieben waren. Aber kurz darauf hatte die Umquartierungsaktion für Kinder eingesetzt, die Blockflötenkurse waren zusammengelegt worden und die 40 übriggebliebenen Singschullehrer sahen bald nur noch kleinere Gruppen um sich versammelt.

Das Gaujugendamt der Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien macht in diesen Junitagen 1944 die ersten Erfahrungen mit einem neuartigen Arbeitserziehungslager in der Steiermark, wo männliche Jugendliche Wiens, die den Jugend- und Vormundschaftsrichtern unangenehm aufgefallen sind, bei Siedlungsbauten Hand anlegen müssen.

Vom Kulturamt wird währenddessen der Wettbewerb für die «Medaille des Jahres 1942» ausgeschrieben: Bis 31. August 1944 sollen die Wiener Bildhauer eine Medailleversion des deutschen Vormarsches im Osten einsenden, obwohl von diesem Marsch bis dahin überhaupt nichts mehr übrig geblieben sein wird. Aber solche Tatsachen scheinen auf den Bürgermeister wenig Eindruck zu machen, denn er übernimmt in der Jury den Vorsitz und erklärt am 10. Juni bei einer Jause für kinderreiche Soldatenfrauen im Rathaus, dass man schon jetzt den kommenden Frieden vorbereiten möge. Er glaubt, «das deutsche Volk müsse sich mindestens im selben Verhältnis wie die Steppenvölker vermehren», und zieht gegen falschen Lebensgenuss, wie «unfruchtbare Erotik» und Alkohol, vom Leder. Elf Tage später beginnen die vom Kulturamt eingerichteten «Wiener Puppenspiele» mit einer Vorführungsreihe in verschiedenen Lokalen der Stadt, wobei von den Initiatoren offiziell festgestellt wird, dass sich der Kasperl beim Fronteinsatz, also vor soldatischem Publikum, bewährt habe. «Unsere Kleinen sollen nicht mit traurigen Augen zuschauen, wenn Mutti und Vati zu ihrem Kasperl gehen. Deshalb werden für sie nachmittags Puppenmärchen aufgeführt. Die Abendvorstellungen sind ausschliesslich für die Erwachsenen gedacht, und deshalb bleiben die Kleinen dann schön brav zu Haus», schreiben die Pressekommentatoren.

Am 16. Juni erscheint der Bürgermeister auf der Bühne des Burgtheaters. Vor Stuppäck, Müthel und allen in der braunen Welthälfte anwesenden Thimigs sowie zahlreichen Festgästen überreicht er den Ehrenring der Gaustadt an Hofrat Hugo Thimig, der insgeheim schon mit dem Gedanken des Freitodes spielt. Hanns Blaschke hält eine schwungvolle Rede, und Hugo Thimig antwortet ebenso schwungvoll. Es gibt viele Blumen, Händeschütteln und Musik sowie eine neuartige Ehrennadel des Burgtheaters für den alten Hofrat. Nach dieser erhebenden Feier lässt der SS-Oberführer und Gemeindechef fünf Strassen im damaligen 23. Bezirk, Neu-Kettenhof, benennen. Zwei davon erhalten farblose Ortsnamen, drei andere werden nach «Pionieren des Deutschtums im Osten» bezeichnet.

Kurz darauf lädt sich Blaschke kinderreiche Bäuerinnen aus den Randgebieten der Gaustadt zu einer wienerischen Jause ins Rathaus, lässt ihnen etwas vorspielen, beschenkt sie und zeigt ihnen den Kulturationsfilm «Die Steine reden». Er warnt die Frauen vor dem Kin-

dersegen des «asiatischen Völkergemisches» im Osten und will die Wiener Geburtenfreudigkeit «mit ganzer Kraft» stärken helfen. Dem Bürgermeister dürften soeben Verlustziffern der Hitler-Wehrmacht bekannt geworden sein, Zahlen, die er sich natürlich nicht zu sagen getraut, die ihn aber Tag und Nacht verfolgen. So schwitzt er in der Hitze des jäh einsetzenden Sommers, in dem die Russen zehntausende deutsche Gefangene durch die sonnendurchfluteten Hauptstrassen Moskaus treiben. Die Strassen Wiens aber wimmeln von Fremdarbeitern, Flüchtlingen und Uniformierten verschiedenster Nationalität, die stets insgeheim Nahrung und Liebe suchen, also eine weitere Bedrohung der volkspolitischen Wünsche des Bürgermeisters darstellen.

Im Frühsommer 1944 greift die Direktion des Raimundtheaters bis in die Singspielatmosphäre des Vormärz zurück. Unter dem Titel «Alt-Wien» hat Alexander Steinbrecher Lanner-Melodien zusammengemixt, die Elfi König, Toni Niessner, Fritz Imhoff und viele mehr oder weniger «süsse Mäderln» in der Wallgasse dem Publikum als eine Art Trunk des Vergessens offerieren. Im Deutschen Volkstheater tritt Rolf Kutschera in einer erhebenden Tragödie namens «Gudruns Tod» auf, und auf der Leinwand der Wiener Kinos erscheint Herta Mayen mit O. W. Fischer als Spielbankspezialisten der Kurstadt Baden anno 1880. Tief im Süden, im hungernden Athen, beglückt die junge Callas unter dem schwierigen Namen Maria Kalojeropoulos die deutschen Offiziere in den Logen und die heimischen Schwarzhändler im Parkett des Griechischen Opernhauses mit ihrer prachtvollen Stimme.

Der Reichspostminister Ohnesorge findet jetzt Zeit für die glanzvolle Einweihung eines Wiener Instituts für Postgeschichte, und im Heeresmuseum entsteht die vielfältige Sonderchau über den «Kampfraum Südost», die in den Siegen der ersten Kriegsjahre schwelgt, ohne der Gegenwart und ihrer Zeichen Rechnung zu tragen. Auch im Kunsthandwerksverein kommen neue Exponate zur Ausstellung. Die weiblichen Schaffer und Flaksoldaten, die RK-Schwester und Rüstungsverpflichteten Wiens werden von diversen Betreuern zu künstlerischer Freizeitgestaltung angeregt.

Am Tag nach dem Führerattentat am 20. Juli 1944 beginnt das allgemeine Umlernen jener Uniformierten, die bisher noch mit der Hand am Mützenschirm gegrüsst hatten, auf den Hitlersalut, wobei sich anfangs merkwürdige Verrenkungen im Strassenbild bemerkbar machen. Die Quecksilbersäule klettert unbeirrt nach oben, der feine Sand der durch Bombeneinschläge geborstenen Mauern funkelt im Licht, und die zwei Wiener Tageskinos offerieren die ersten Wochenschauaufnahmen von der Materialschlacht im Westen. Noch immer fällt es schwer, sich vorzustellen, wie dieser Hakenkreuzkosmos je zu Ende gehen könnte.

Die Aufregungen des 20. Juli überstehen Schirach und Blaschke ausserhalb Wiens. Schirach wollte angeblich mit einer Abteilung der Division Gross-Deutschland, der er während des Frankreichfeldzuges für kurze Zeit angehört hatte und die ihn am Ballhausplatz immer wieder durch Offiziersabordnungen, Besuche von besonders tapferen Kameraden usw. erfreute, in die Gaustadt marschieren und hier die Ordnung wiederherstellen. Doch diese wurde schneller gemacht, als der Reichsleiter zu hoffen wagte. Scharitzer war der Ranghöchste jener Wiener Funktionäre gewesen, die am 20. von der Wehrmacht festgesetzt werden konnten. Er stellt damit ein sonderbares Gegenstück zu Emil Fey dar, dem fast genau zehn Jahre früher im Bundeskanzleramt ähnliches widerfuhr. Am Schwarzenbergplatz trommeln die Agitatoren eine letzte Grosskundgebung für die Errettung des Führers zusammen. Die Kamera der Pressephotographen findet 1944 in herbeibefohlenen Menschenmassen sogar Begeisterte, die selbst verwundet sind oder noch Trauer um Gefallene tragen. Wenn man bedenkt, dass der französische Marschall Petain und ein abtrünniger Sohn des britischen Indienministers wenige Wochen vorher im bedrohten Nordfrankreich Hunderttausende Zuhörer um sich versammeln konnten, erscheint diese spontan organisierte Wiener Kundgebung jedoch nicht so aussergewöhnlich.

Das Misslingen der Revolte vom 20. Juli 1944 hatte für Wien eigenartige Konsequenzen. Die Verhaftungswelle ging hier tatsächlich sehr hoch, ergab sich doch eine willkommene Gelegenheit, die gesamte Politikergarnitur der Ersten Republik, soweit sie sich in Freiheit befand, unter Aufsicht zu bringen. Im Gegensatz zur offiziellen Lesart billigte die Geheime Staatspolizei diesen «Grössen von gestern» sehr wohl eine Zukunftschance zu und versicherte sich ihrer, ob sie nun mit den Männern des 20. Juli Fühlung genommen hatten oder nicht. Parallel dazu ging die Abrechnung mit österreichischen Widerständlern aus der Zeit nach 1938 weiter, wobei ein Zusammenhang mit dem 10. Juli wohl von vornherein auszuschliessen war. Als Novum trat ein beobachtendes Misstrauen gegen Wehrmachtsoffiziere österreichischer Abstammung zutage, zumal diese in verstärktem Mass in ihrer Heimat Verwendung suchten und fanden.

Alles in allem war die Situation in Wien keineswegs erhebend, aber, mit Ausnahme jenes Nachmittags am 20. Juli 1944, stets unter Kontrolle. Die Henkerteams im Wiener Landesgericht liessen sich nicht stören, und in Mauthausen oder Ebensee war auch noch Platz. Freilich, dem Bürgermeister musste dämmern, dass seine so oft zur Schau gestellte Siegeszuversicht von den Männern des Komplotts gegen Hitler mit vollem Recht verworfen worden war. Schon eine Woche später wurde der tägliche Wehrmachtsbericht im Radio um Stunden verzögert und mit verworrenen Andeutungen gespickt. Während die Briten vor Caen die deutschen Elitedivisionen auf sich zogen, wagte die erste amerikanische Armee unter Patton den grossen Durchbruch vor Coutances. Ihre Panzerkolonnen stiessen zwei Tage später beim Ort Avranches jene Tür auf, mit der die deutsche Wohnung in Frankreich bislang verschlossen war.

In hastigen Stössen atmete die Gaustadt Wien unterdessen kulturgeschwängerte Luft ein. Clemens Krauss schwang den Taktstock über die Philharmoniker, den Männergesangsverein und den Orgelvirtuosen Franz Schütz bei einem Festkonzert für die Wiener Sonderausstellung «Unser Heer», während man sich bei einer der Wiener Kreisveranstaltungen draussen in Breitenfurt mit Karl Morres Volksstück „‘s Nullerl« begnügte. Doch der politische Hauch des Kulturlebens war bis ins Breitenfurter Tal hinein spürbar. Im Verlauf eines Komponistenabends im Kreis IX dirigierte etwas später Rudolf Kattnigg, Karl Pausperthl-Drachtental und Alfred Uhl eigene Werke, die Wiener BdM-Athletinnen turnten sich in die Bestenliste des Dritten Reiches hinein, 1600 Wiener Kinder besuchten Sondervorstellungen im Opernhaus der Stadt Wien, der WAC rannte siegreich vom Burgtor bis auf den Pratersportplatz, ein neues «deutsches Soldatentheater» bespielte die Gaustadt, und in der Zedlitzhalle wurden neue Gemälde gezeigt. Also Aktivität um jeden Preis und ohne Rücksicht auf die Vorgänge in der Luft bzw. auf den niederbrechenden Basteien der Festung Europa. Denn, «die Landser wollen wissen, wofür sie kämpfen», meinte damals der «Völkische Beobachter» in seiner Wiener Ausgabe immer wieder.

Über Melk und Guntramsdorf stiegen in diesen Tagen grosse Rauchschwaden auf und bei St. Pölten brannten mehrere Waldungen, die der Feind mit Spezialbomben angezündet hatte. Aber überall wurde in Trümmern und verkohltem Holz herumgewühlt, altersschwache Ortsfeuerwehren und ein Heer von Fremdarbeitern bemühte sich um die Wiederherstellung von Ordnung und Produktion. Mochten auch ganze Gruppen in passiver Resistenz verharren, ja Sabotageakte verüben und Nachrichten ins Ausland schmuggeln, so gab es doch gleich daneben wieder fanatische Anhänger der europäischen Erneuerung Hitlers oder Furchtsame, die allen Befehlen eifrig gehorchten.

Voll Verlangen nach etwas Ruhe inmitten der drängenden Amtsgeschäfte, denkt Blaschke an seine schöne Wohnung am Walter-Flex-Platz in Ober-St.-Veit, wo im Hausgarten ein

Privatschwimmbad zur Erfrischung einlädt. Die Villen in diesem stillen Viertel haben früher zumeist Wiener Juden gehört, und der Platz war bis 1938 unter dem Namen Goldmarkplatz bekannt. Blaschke sehnt sich manchmal nach dem Anblick der fröhlichen Burschen und Mädels auf den benachbarten Tennisanlagen und vergisst darüber, dass ebendort vor zehn Jahren der magere Münchreiter mit ein paar herbeigerufenen Schutzbündlern Waffen und Munition aus der Erde gegraben hatte. Die Männer waren dabei von einer Alarmabteilung überrascht worden, und diesseits wie jenseits der hohen Tennisgitter war ein grausiges Blutbad entstanden. Nun sitzt die verbitterte Frau Münchreiter in einem Moskauer Flüchtlingszimmer und kann es noch immer nicht begreifen, warum ausgerechnet ihr Mann auf einem Ober-St.-Weiter Tennisplatz verwundet und nachher zum Galgen geschleppt werden musste. Dass Herr Blaschke jetzt dort Spazierengehen möchte, davon hat die Witwe freilich keine Ahnung.

Blicken wir noch einmal um zwölf Monate zurück, als alles so ganz anders war. Damals war der Juli ein entscheidender Monat gewesen. Am 24. hatten sich, als die grösste Hitze im Abklingen war, die Mitglieder des Grossen Faschistenrates im Palazzo Venezia in Rom versammelt. Alle italienischen Radiostationen bezeichneten das Ereignis als entscheidend für den Schicksalskampf der Achse, die schliesslich in alter Frische triumphieren sollte.

Der Palast war von der Leibgarde des Duce, verstärkt durch Alarmabteilungen der Polizei, besetzt. Mussolini hielt eine grossangelegte Rede, verlangte Sondervollmachten, wollte schärfer denn je vorgehen und eine neue Generalmobilmachung durchsetzen, bekannte sich zur Verantwortung für den Krieg und seine Zielsetzungen. Aber der italienische Diktator war kein Hitler, der Faschistenrat kein Deutscher Reichstag.

Grandi erhob sich, lehnte Mussolinis Forderungen in einer ebenso grossen Rede ab und brachte eine Gegenresolution ein. Parteisekretär Scorza verlangte daraufhin voll Angst die Vertagung des Rates, aber Grandi schrie ihn nieder: Auch der Schwiegersohn Mussolinis, Graf Ciano, erinnerte den kochenden Duce an die Meinungsverschiedenheiten, die zwischen ihnen bereits in der Aussenpolitik offenbar geworden waren und verlangte von ihm, daraus die Konsequenzen zu ziehen. Um 2 Uhr nachts wurde abgestimmt, 19 wagten für Grandi zu votieren, nur 7 für Mussolini. Zwei alte Kämpfer enthielten sich der Stimme. Der Duce schloss mit bittersten Vorwürfen die Sitzung und rannte grusslos aus dem Saal. Die anderen zerstreuten sich eiligst, um in versteckten Winkeln der Stadt unterzutauchen. Überall brummen die Motoren der Überfallkommandos durch die nächtliche Stille.

Fast zur selben Stunde liess der Herzog von Aquarone in seiner Eigenschaft als Minister des königlichen Hauses den Generalstabschef Ambrosio wissen, dass der vorgeplante Termin gekommen sei. All das, was am 20. Juli 1944 in Berlin, Wien, Paris und anderswo hätte glücken müssen, geschah in der Nacht des 24. Juli 1943 in Rom. Königstreue Polizei- und Armeeeinheiten besetzten die Telephonzentralen, das Innenministerium, wichtige Verkehrsknotenpunkte und die Residenz, ohne dass man viel davon bemerkte. Am Sonntag, dem 25. Juli ging die Sonne über den Ruinen der Antike und über den Trümmern des Bombardements vom Wochenanfang auf und Mussolini fuhr ins Amt. Gegen Mittag verliess er seine Diensträume, um die gebombten Viertel zu besuchen, nachdem eine Besprechung beim König für 17 Uhr vereinbart worden war. Pünktlich fuhr der Duce zum Sommersitz Victor Emanuels weiter, liess seine Leibgarde vor dem Tor warten und passierte den Innenhof mit Erstaunen, da er überall Carabinieri auf Posten sah. Das Ende war näher, als er geglaubt hatte: Er wusste natürlich auch nicht, dass er in zwei Monaten in Wien sein werde.

## DER SCHATTEN DES DR. DOLLFUSS

In der Adalbert-Stifter-Gesellschaft zu Wien wird um die Jahresmitte 1944 ganz im Sinne örtlicher Betäubung «von Riesen, Zwergen und allerlei Geisterchen» erzählt. Hans Duhan singt im Musikverein Lieder von Erich Marckhl nach Texten von Richard Billinger, Universitätsprofessor Dr. H. Kindermann veröffentlicht erhebende Theatererlebnisse in Kroatien, Serbien und Griechenland, Professor Emil Pirchan der Jüngere beschreibt die Malereien Emil Pirchans des Älteren, und der «Völkische Beobachter» macht sich über die politischen und gesellschaftlichen Ambitionen der amerikanischen Familie Kennedy lustig.

Die Wiener Mozart-Gemeinde will jetzt in einem Vortragsabend die «Überwindung des bolschewistischen Geistes» von der Kunstseite her bewirken, und Furtwängler verpflichtet sich höchst optimistisch, während des nächsten Winters mehrere Male in der Wiener Staatsoper zu dirigieren. Nach dem immer lauter bekundeten Willen der Reichsführung soll sich alles noch fester und gläubiger zusammenschliessen, die Verräter sollen noch fanatischer zerbröseln und die äusseren Feinde noch mehr als bisher gehasst werden, wobei die Adjektiva «sauber» und «anständig» mit «nationalsozialistisch gesinnt» völlig gleichgesetzt und anders Eingestellte, wenn nicht totgeschwiegen, so als «Gerüchtfabrikanten, Lumpen und moralisch zutiefst gesunkene Individuen» gebrandmarkt werden. Selbstverständlich stellen solche Leute in den Augen ihrer Kritiker auch durchaus kulturlose Erscheinungen dar.

Den Machthabern bereitet die allgemeine Passivität, die später bei vielen Personen in mehr oder weniger echte Panik ausarten wird, mehr Sorgen als der eigentliche Widerstand, der ja immer wieder brutal niedergehalten werden kann. Deshalb wollen sie in vermehrtem Masse Zwangslagen schaffen, die den einzelnen zum offenen Bekenntnis, sei es vor den anrückenden Feinden oder vor den eigenen Befehlshabern, zwingen. Die braunen Kulturträger werden bis dahin für weitere Ablenkungsmanöver benötigt. Deshalb liest Karl Hans Strobl am Vortragspult der Urania aus seinen heiteren Erzählungen vor, lässt Schirach mit «Dramaturgischen Feierstunden für die reifere Schuljugend» beginnen, tanzen Balletteusen auf Podien im Pötzleinsdorfer Schlosspark und im Stadtpark, nimmt der Kreis III in einer Feierstunde die Bezeichnung «Kreis Belvederé» an. Bei dieser Gelegenheit wird wieder einmal des unfreiwilligen Parteigängers Prinz Eugen gedacht, obwohl der Name dieses Feldherrn auch von einer österreichischen Widerstandsgruppe übernommen worden ist. Aber die kennt man bei der künstlerischen Weihe besagten Kreises im Industrie-Haus nicht, und der Gemeindefunktionär Dr. Körber findet in seiner Eigenschaft als Kreisleiter Gelegenheit, die Namensgebung rhetorisch auszuschmücken, ohne dabei auf subversive Elemente Bezug zu nehmen.

Ende Juni 1944 kommen die letzten sogenannten «Hitler-Urlauber» sowie die letzten finnischen Journalisten ins Rathaus, der dichtende Arzt und steirische Nationalsozialist Hans Klopfer schliesst für immer die Augen, und Richard Strauss schreibt an einem «Epilog zur Daphne», der im Frühjahr 1945 in Wien zur Uraufführung gelangen soll. Das Stadtorchester Wiener Symphoniker reist auf Einladung des Gouverneurs von Warschau noch einmal dorthin, um unter Rudolf Pehms musikalischer Leitung Soldaten und Arbeiter zu erfreuen. Am Weichselufer aber hört man den Kanonendonner. Im Herbst 1944 will die Gesellschaft bildender Künstler eine neue Ausstellung über Wien eröffnen, bei der das Wiener Leben und Treiben im Vordergrund stehen soll. Dieses Leben und Treiben wird allerdings immer mehr durch die Bombenangriffe bestimmt, wozu bald die Aufstellung des Volkssturms und die

Durchkämpfung nach letzten Reserven an Menschen und Material durch einen sagenhaften General Unruh und seinen Stab kommen.

Anfang Mai 1944 war der Dichter und Augustiner-Chorherr R.K. Scholz im Wiener Landesgericht enthauptet worden. In den folgenden Wochen sind zahlreiche seiner Mitarbeiter, aber auch die Todeskandidaten anderer Widerstandsgruppen an der Reihe. Zur gleichen Zeit setzt der «Völkische Beobachter» mit anderen Wiener Publikationen seine harmlos-freundliche Deutschmeisterpropaganda fort und erzählt von so vielen Heldentaten zugunsten des Dritten Reiches, dass die Öffentlichkeit die Absetzbewegung der Deutschen auf die Gotenlinie südlich Bolognas kaum bemerkt. Am Ende dieses Sommers werden die griechischen Truppen der Alliierten bereits in Rimini eindringen und die Brasilianer an der Küste der Toskana vorfühlen. Über geheime Quartiere in Mailand stellen indessen österreichische Patrioten die erste Dauerverbindung nach der Schweiz und damit nach Frankreich her.

Im Juli 1944 erhebt das «Laienschaffen im Kreis Heiligenstadt» Anspruch auf öffentliche Beachtung. Zu diesem Zweck wird ein grösserer Raum gegenüber der Stadtbahnstation Alserstrasse mit Bildern ausgeschmückt, die aus Arbeiter- oder Vorarbeiterhand stammen. Der Oberwerkmeister Pangeri, der Vater des Kreisleiters Pangeri, ist unter den Künstlern zu finden, desgleichen ein paar Strassenbahner und andere städtische Bedienstete. Die kleinen Arbeiterführer wollen jetzt zeigen, dass sie nicht bloss gestieft und mit Gerten in der Hand die Dienstverpflichteten hinter den Werkbänken erschrecken können, sondern dass es unter ihnen Naturen gibt, die sich zu Höherem berufen fühlen. Freilich müssen sie auch alle bei den Bezirksaufmärschen dabei sein, die von den Wiener Kreisleitungen anbefohlen werden. Durch die von Mörtel und Ziegelbrocken einigermaßen geräumten Strassen stampfen Fahnenblocks, denen sich Greise und Unabkömmlinge in brauner Montur anschliessen. Ein gemeinsames Lied vervollständigt die Trutzhaltung und damit die vermeintliche Werbewirksamkeit auf Passanten.

Am 25. Juli 1944 kommt Bürgermeister Blaschke mit einem Leitartikel in der Wiener Ausgabe des «Völkischen Beobachters» zu Wort. Zum letztenmal darf er an den 25. Juli 1934 erinnern und sich über die Zustände der Ersten Republik Österreich entrüsten, die er nun von seiner Warte aus Revue passieren lässt. Er stellt grundlegende Untersuchungen an, wohl weil es ihm darum geht, angesichts der fortgeschrittenen Zeitläufe alles für immer zusammenzufassen. Dabei tauchen einige neuartige Gesichtspunkte auf: Blaschke schwärmt zum Beispiel für die von Dr. Dollfuss beseitigte Demokratie in Österreich, degradiert die Aktion auf das Bundeskanzleramt zum blossen Versuch herab, die Regierung Dr. Dollfuss' zur Demission zu veranlassen, und findet den gewaltsamen Tod des Kanzlers «unerklärlich». Er übergeht die simple Kombination, derzufolge erst dieser Mord den Weg zu einem völlig neuen Kabinett geebnet und den nächsten Regierungschef von jeder Abhängigkeit zur christlichen Ständestaatsidee freigemacht hätte. Blaschke lässt nicht einmal einen unglücklichen Zufall für die Revolverschüsse gelten, er traut sich aber auch nicht, dem toten Fey die Erschiessung in die Schuhe zu schieben, wie das unter der Hand schon des öfteren probiert worden war. Natürlich will er auch nichts von einer Mitverantwortung oder gar Planung der Bluttat seitens der Nazis wissen. Der Bürgermeister deutet jetzt sogar eine leichte Verbeugung vor Wilhelm Miklas an und bedauert höflich den Misserfolg der Expedition zum Bundespräsidenten am Wörthersee, die er als «Abordnung» bezeichnet.

Blaschke kann Miklas freilich keinen Vorwurf machen, da dieser das Ableben des Dr. Dollfuss nicht rechtzeitig aus dem Munde eines braunen Agenten erfahren hatte, sondern vorher von Schuschnigg telephonisch informiert worden war, dass Dr. Dollfuss anscheinend im Kanzleramt gefangen sei und deshalb einer der Gesinnungsfreunde die Regierungsge-

schäfte für ihn übernehmen müsse. Hinsichtlich näherer Details der «Abordnung» an den Wörthersee, z.B. ihrer Entschlossenheit, nötigenfalls mit Gewalt vorzugehen, äussert sich Blaschke nicht. Er vermeidet auch, Näheres über das Blutbad in der Johannesgasse zu sagen, obwohl ihm dort eine besondere Rolle zudedacht war. Er spricht lieber von einer «braunen Erhebung in ganz Österreich», die aber fehlschlagen musste, weil die NS-Zentrale in Wien mittlerweile aktionsunfähig wurde.

Hier irrt der Bürgermeister – und dies vielleicht nicht einmal absichtlich. Zwischen dem Putsch der SS-Militärstandarte in Wien und den Versuchen örtlicher Machtübernahme durch die SA sowie durch einen kleineren Teil des steirischen Heimatschutzes in den Bundesländern Kärnten und Steiermark ergab sich kein so enger Zusammenhang, wie Blaschke glauben macht. Die oberste Leitung beider Unternehmungen dürfte vielmehr von Deutschland aus die Koordination je nach der Sachlage stärker oder schwächer gestaltet haben. Nicht das Versagen der Putschisten im Kanzleramt hat der sogenannten Erhebung in den Ländern, die ja zumindest erst mehrere Stunden später begann, ein Ende bereitet, sondern eine Meinungsänderung jenseits der Grenze. Ob dabei Benito Mussolini und seine Divisionen am Brenner mitwirkten, darf Blaschke auf keinen Fall untersuchen. Desgleichen nicht das Schicksal der österreichischen Legion in der kritischen Woche oder die Dokumente von Kollerschlag bzw. die Unterlagen über das Kommando Freilassing. Aber sogar für den Verräter der Putschpläne findet Blaschke milde Worte, wobei natürlich verschwiegen wird, dass jener Unglückliche damals merkwürdig schnell aus dem Leben schied. Selbstverständlich fällt auch kein Wort über den braunen Bombenterror und die Fememorde vor dem 25. Juli 1934; dies vielleicht deswegen, weil man solche Methoden jetzt wieder deutschfreundlichen Gruppen in den verlorengegangenen Gebieten Europas empfiehlt. Blaschke stellt hingegen ausdrücklich fest, dass es sich beim Juliputsch um die letzte braune Aktion «aus eigener Kraft» in Österreich gehandelt habe. Was will er damit sagen? Möchte er betonen, dass die Putschisten 1934 nur auf sich vertrauten und mit Rintelen zwar einen extrem grossdeutschen Kanzler mit austro-nazistischen Kabinettsmitgliedern, aber immerhin noch einen selbständigen, österreichischen Regierungschef wollten? Sieht er in den Leuten um Seyss-Inquart, die doch weitgehend für die Überwindung des Rückschlages im Juli 1934 und den braunen Erfolg im März 1938 zuständig waren, keine eigene Kraft? Möchte der Bürgermeister den Anschluss Österreichs zur Gänze der Deutschen Wehrmacht zugute halten, weil deren Leiter 1938 ungleich aggressiver vorgingen, als dies die Reichswehr-Offiziere vier Jahre früher getan hätten?

Am 25. Juli 1944 marschiert Blaschke mit den anderen übriggebliebenen Julikämpfern in voller Wuchs vor der Gedenktafel am ehemaligen Kanzleramt auf. Schirach und der Bürgermeister halten den Getreuen und den Neugierigen ringsum Erinnerungsreden, wobei der Führer als soeben wiedergeschenkter Messias gepriesen wird. Die Gräber der 1934 Justifizierten werden wie üblich offiziell besucht, nur von einer Feier im Galgenhof des Landesgerichtes ist nichts mehr zu hören, wahrscheinlich deshalb, weil dort das in letzter Zeit vergossene Blut einen besonderen Pegelstand erreicht hat. «Milde würde die Front nicht verstehen», schreiben die Zeitungen der Gaustadt, wenn sie über die Vorgänge im Grauen Hause vague Andeutungen abdrucken dürfen.

Ungefähr zur selben Zeit fällt ein Schwarm entzückender Frontbühnenmädchen, die vom Sonderführer Franz Antel betreut und angeleitet werden, beim Ersatzkader der Deutschmeister im Norden Wiens ein. Die leichtgeschürzten Damen können aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Situation im Westen absolut kritisch geworden ist. Der «Völkische Beobachter» gibt in seiner Wiener Ausgabe am 4. August 1944 plötzlich den Ernst der Stunde zu und empfiehlt allgemeine Gläubigkeit an eine künftige Wendung der Dinge. Daneben bean-

spruchen jedoch abermals die «Wiener Schaffenden als Laienkünstler» die öffentliche Aufmerksamkeit. 8000 Angehörige von hiesigen Grossbetrieben hatten nämlich an einem Wettbewerb der NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude» teilgenommen, und das Ergebnis in Farbe und Bildhauermaterial wurde jetzt in den Ausstellungsräumen des Kulturamtes am Opernring präsentiert.

Das Amt selbst hat andererseits seine Aktion zur topographischen Aufnahme Wiens durch Lichtbilder abgeschlossen und diese umfangreiche Photosammlung sachgemäss beschriftet. Es war höchste Zeit dafür geworden, denn der letzte Hauch der k. u. k. Haupt- und Residenzstadt verflüchtigte sich unter Explosionswolken und anderen kriegerischen Veränderungen.

Im improvisierten Fronttheater auf dem Heldenplatz wurde man des bisher dort gespielten Singsang-Bilderbogens aus der Wiener Kongresszeit überdrüssig und begann mit einer Aufführungsfolge des «Barbiers von Sevilla», für die der Graphiker Willi Bahner die etwas sparsame Dekoration entworfen hatte. Kammersänger Alfred Jerger übernahm die Gesamtleitung, Eduard Macku dirigierte, und die reizvolle Vilma Lipp wagte sich als Rosine hervor. Die NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude» breitete auf anderen Plätzen und Gärten Wiens ein vielfältiges Schauspiel und Musikprogramm aus, wie denn überhaupt diese Organisation im Sommer 1944 den Höhepunkt und das Ende ihrer Wirksamkeit erreichte.

Am 28. August führte Hans Weisbach mit den Wiener Symphonikern noch einmal die Pastorale am Heiligenstädter Pfarrplatz auf. Blaschke war persönlich zu dieser Veranstaltung erschienen, die auf viele der anwesenden braunen Kämpfer wie ein grosses Abschiednehmen wirkte. Die merkwürdige Traurigkeit dieses Abends vor dem Beethoven-Haus war wohl nicht von der Art jener neugermanischen Totenfeiern, die Dr. Körber im Kreis Belvedere mit den Hinterbliebenen der letzten Luftangriffe aufführte. Doch die Zukunftsvisionen der Lauscher in Döbling gestalteten sich nicht weniger bedrückend.

Dem Kreisleiter konnte man freilich bei seinen Begrüßungsworten nichts anmerken, und auch der SS-Bürgermeister Blaschke gab sich den Anwesenden so, als ob er noch viele Jahre grossartigen Wirkens vor sich hätte. Aber die Symphoniker spielten mehr als zerfahren oder waren durch die schlechte Akustik des Platzes irritiert. So erlag der Genius des Tondichters den bohrenden Gegenwartsgedanken, und die Gehirne der Versammelten registrierten zum x-tenmal, dass zwar die von den Anglo-Amerikanern erstrebte Einkesselung des deutschen Westtheeres vereitelt worden, aber halb Frankreich darüber leider verlorengegangen war. Im Osten hatte der Russe laut Wehrmachtsbericht seine operativen Ziele zwar nicht erreicht, doch er war immerhin vor Ostpreussen und im rumänischen Ölgebiet angelangt. Und dann der sonderbare Banditenaufstand in Warschau! Allerdings, das war ein Zeichen deutscher Stärke, dass die Bolschewiken daran gehindert wurden, ihren Freunden in der ehemaligen polnischen Hauptstadt zu Hilfe zu kommen. Der Führer weiss eben, was er tut...!

So und so ähnlich schwirrte es den Männern in Heiligenstadt durch die Köpfe, die zornesrot wurden, wenn ihnen zu guter letzt noch der Verrat in Bukarest einfiel. Dabei ahnten sie nicht, dass die Alliierten in Frankreich soeben doch eine ganze deutsche Armee vernichtet hatten, dass Belgien und Luxemburg in wenigen Tagen verlorengehen, dass Finnland endgültig mit Deutschland brechen werde, dass Bulgarien die Front wechseln will und Griechenland geräumt werden muss. Bis in vier Wochen wird der ganze Südosten Europas verloren sein.

Da war es viel angenehmer, sich an die jüngst vergangenen Ereignisse im Bereiche der Gemeindeverwaltung zu erinnern, z.B. an die Überreichung der Sport-Ehrennadeln durch Blaschke im Roten Salon. Der Leiter der für das Sportwesen zuständigen Hauptabteilung, Petersen, hatte dem Bürgermeister und dem ebenfalls anwesenden Sportgaulführer Sepp

Wöll sowie allen anderen Erschienenen berichten können, dass bei den Deutschen Jugendmeisterschaften und den Deutschen Meisterschaften 1943 23 Wiener und Wienerinnen die Meisterwürde errungen hatten, von denen jetzt 15 an der Front standen und einer bereits am Monte Cassino gefallen war. All diesen «Deutschen Meistern» wurde nun die «Goldene Sport-Ehrennadel der Stadt Wien» zuerkannt.

Mittlerweile eskalierte der ideologische Konflikt im ehemaligen Jugoslawien in blutigen Gefechten der Tito-Anhänger mit den Leuten des königstreuen General Mihajlovic. Diese Entwicklung hatte schon den Bruch des ehemaligen k. u. k. Unteroffiziers Tito mit der jugoslawischen Exilregierung gebracht, da man dort sehr wohl erkannte, dass Tito die alte Ordnung viel gründlicher beseitigen wollte, als dies in anderen osteuropäischen Staaten überhaupt möglich schien. Mihajlovic war dementsprechend immer wieder in erbitterte Kämpfe mit Tito-Partisanen verwickelt und suchte schliesslich auf höchster Ebene zwischen Deutschland und den Westmächten mit deutlicher Spitze gegen den Bolschewismus zu vermitteln. Hitler benützte Mihajlovic für das Angebot einer Räumung des Balkan, wenn die Westalliierten sofort dort einmarschieren, d.h. den Russen zuvorkommen würden. Wenige Wochen nach der Kapitulation der italienischen Truppen in Jugoslawien und Albanien fühlte sich Tito stark genug, Mihajlovic und das Emigrantenregime offiziell zu erledigen. Er berief eine Tagung des Antifaschistischen Rates für die Nationale Befreiung Jugoslawiens in die Stadt Jajce, die sich damals in sicherer Hand der bosnischen Partisanen befand. Am 29. November 1943 verwandelte sich dieser Rat in Jajce zu einer gesetzgebenden Nationalversammlung und ein Exekutivbüro in eine Regierung unter Titos Vorsitz. Tito wurde gleichzeitig zum Marschall ernannt und damit den sowjetischen Marschällen, vor allem dem polnischen Marschall der Roten Armee, Rokossowski, mit dem Stalin einiges vorhatte, gleichgestellt. Dies war im Hinblick auf die Möglichkeit des Vordringens der Russen auf dem Balkan und der damit fälligen Zusammenarbeit mit ihren Verbänden von besonderer Bedeutung. Die Deutschen aber beunruhigte das weniger als die Tatsache der endgültigen Isolierung aller königstreuen Leute. Die in Jajce Versammelten hatten nämlich die Exilregierung für illegal erklärt und König Petar die Rückkehr nach Jugoslawien verboten.

## KEHRAUS IM RATSHERRNSAAL

Am 6. September 1944 findet die 20. öffentliche Sitzung der Ratsherren statt, bei der die Situation Wiens auf den meisten Verwaltungssektoren in rosiges Licht getaucht wird. Gleichzeitig aber macht sich ein neuer Wind bemerkbar: «Aus dem Stand der Ratsherren der Stadt Wien sind auf Ersuchen des Bürgermeisters zur Schaffung neuer Ratsherrenstellen für eine breitere Vertretung des Arbeiter- und Angestelltenstandes ausgeschieden . . . melden die «Rathausnachrichten» und schliessen die Liste von elf Personen an, unter denen der Schauspieler Ulrich Bettac, der Balkanexperte Fitzthum und der Universitätsprofessor Friedrich Knoll besonders bekannt sind. Anstelle der Hinausgeworfenen kommen dreizehn neue Marschierer in den Ratsherrensaal, von denen lediglich der Verlagsdirektor Robert von Derda mit kulturellen Belangen in Zusammenhang gebracht werden könnte.

Der Wechsel macht den Einfluss Blaschkes und seiner Freunde besonders deutlich. Hatte der Bürgermeister im Juli den Christlichsozialen und Vaterländischen bei der Erinnerung an 1934 gewisse Avancen gemacht, so geht er im Herbst zu handfesten Massnahmen bezüglich einer Öffnung des Rathauses nach links über. Natürlich verlangt er auch in dieser Richtung zuerst den Kniefall vor dem Hakenkreuz, aber er heisst andererseits die Vertreter der Arbeiter- und Angestelltenschaft Wiens ostentativ willkommen. Zumindest aber beschäftigt er sich mit den politischen Gegebenheiten von früher, während dies unter den altreichsdeutschen Emissären der vergangenen Jahre kaum der Fall war. Im Zusammenhang damit werden die sozialen Einrichtungen der Wiener Stadtwerke überprüft und ihr Ausbau beschlossen.

Es mag dem Bürgermeister schwer genug gefallen sein, Schirach für diesen oder jenen Mann als neuen Ratsherrn zu gewinnen. Andererseits hatte auch der Reichsleiter das Gefühl, man müsse jetzt an bisher nicht erschlossene Zirkel und Gruppen herantreten, deren Gehorsam ansonst nur zwangsweise sichergestellt war. Schirach, der bei seinen Wiener Fabriksbesuchen das Wort vom «schweisstreibenden Sozialismus» geprägt und damit seiner persönlichen Abneigung gegen Werbeveranstaltungen unter der Arbeiterschaft Ausdruck verliehen haben soll, sah sich im Herbst 1944 einer immer stärkeren Hinwendung der Reichsinnenpolitik zur Klasse der Werktätigen ausgesetzt. Nun gab es besonders in den Reihen der Wiener NSDAP eine Menge Leute aus dieser Schicht, die ziemlich extrem veranlagt waren. Blaschke segelte in Anbetracht dessen vielleicht sogar einen mittleren Kurs, der zweifellos stark von Tendenzen innerhalb der SS beeinflusst worden ist. Was immer jedoch bestimmend gewesen sein mag, im Effekt kam nichts bei der Sache heraus. Jede Geste oder Ernennung verblasste vor dem dramatischen Kriegsgeschehen, jede Massnahme zur Linderung sozialer Not war im Augenblick ihrer Realisierung bereits überholt und fruchtlos. Ausserdem wurde die braune Anbiederung von den breiten Volksschichten gar nicht mehr wahrgenommen, und die aktiven Gegner lachten zu derlei Versuchen.

Der ostmärkische Kulturbeitrag im grossdeutschen Raum befand sich befehlsgemäss in vollem Rückzug auf die Kinowände des Dritten Reiches. Dort sollen sich laut Produktionsprogramm Heidemarie Hatheyer und Siegfried Breuer bei der k. u. k. «Regimentsmusik» finden, während Hilde Krahl im «Gesetz der Liebe» als entblösste Empiredame erscheint. Gustav Diessl ist ein eleganter Gattenmörder im «Ruf an das Gewissen». Karl Böhm, Hans Knappertsbusch, Richard Strauss und Eugen Jochum spielen sich selbst in Dirigentenpose zugunsten des Streifens «Philharmoniker». Luise Ullrich mimt eine zeitgemässe Reichsbahngehilfin und Kurt Meisel sowie Ilse Werner nehmen an einer Filmhochzeit des «Figaro»

teil. Die Wiener «Theater des Volkes», also das Volkstheater, das Raimundtheater und die Volksoper, stehen ebenso wie die anderen Bühnen der Gaustadt leer oder werden in Lagerhäuser umgewandelt. Nur am Währinger Gürtel versucht man ein Lichtspieltheater einzurichten, das den genannten Drehvorhaben nach Fertigstellung dienlich sein soll.

Die Verwundetennachmittage mit Hans Moser vor dem Kursalon der Stadt Wien sind für immer vorbei, der Regen klatscht auf die Blätter der Stadtparkbäume, und im Londoner Rundfunk rezitiert ein Sprecher für Österreich das bekannte Herbstgedicht Rilkes. Den Versen wird ein zeitnaher Sinn unterlegt, so als hätte der Dichter daran gedacht, dass die Deutschen hier einst kein Haus mehr haben und sich auch keines mehr bauen werden.

Am 14. September 1944 traten im Wiener Rathaus die noch vorhandenen Beamtinnen und Beamten von Blaschkes Kulturamt zum Abschlussappell an. Der Bürgermeister versammelte nämlich an diesem Mittwoch alle Sachbearbeiter und Abteilungsvorstände in seinem Sitzungszimmer, um ihnen die auf Grund des totalen Kriegseinsatzes der Heimat notwendigen Einschränkungen im Kulturwesen der Stadt zu erläutern. Auf Grund der reichseinheitlichen Anordnungen bzw. auf Geheiss Blaschkes selbst wurden nunmehr alle Dienstzweige des Kulturamtes stillgelegt, sofern sie nicht zur unumgänglichen Pflege des Kulturbesitzes der Stadt erforderlich waren. Angeblich war das Verwaltungspersonal des Kulturamtes schon seit vergangenem Sonntag zu Aufräumungsarbeiten herangezogen worden, das gesamte Personal des Opernhauses der Stadt Wien stand bereits im Arbeitseinsatz für den totalen Krieg.

Der Bürgermeister gab langatmig der Hoffnung Ausdruck, dass sämtliche Personen, die an der Wiener Kunst und Kultur beteiligt sind, nach Arbeitsschluss und am Sonntag zu ihrem früheren Metier zurückkehren und solcherart musisch «nicht verrotten». Er denkt dabei an die grosse, seriöse Kultur und weniger an jenen ausgedehnten Vergnügungssektor, den einst Schirach wegen der Anziehungskraft Wiens für reiche Balkanesen pflegen half. Der märchenhafte «Achmed Beh» am Petersplatz darf seine nackten Sklavinnen in diesem Winter nicht mehr auf die Gauprominenz und ihre auswärtigen Gäste loslassen, viele schummrige Etablissements der Inneren Stadt stehen verwaist, nur die Bordelle trauen sich, im Hinblick auf ihre Verbundenheit mit der Wehrmacht, den Betrieb weiterzuführen.

Das Wiener Kulturleben gab trotzdem schwache Atemzüge von sich, die zugunsten der Kriegsführung aufgefangen werden sollten. Dies meinte auch der Leiter des Hauptkulturamts in der Reichspropagandaleitung, SS-Brigadeführer Cerff, anlässlich seines Wiener Aufenthaltes in der ersten Septemberhälfte 1944, den er zu einem Besuch beim Bürgermeister benützte. Cerff, der Blaschke seit Jahren gut kannte, erläuterte ihm den Gegensatz zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus als eine für den Weiterbestand der Menschheitskultur grundsätzliche Angelegenheit und die Gegnerschaft zu den Anglo-Amerikanern als einen Streit der hiesigen Ideologen mit den dortigen Kaufleuten.

Am 24. September schlossen die städtischen Bäder Wiens. Nachher gab es für Abwechslungsbedürftige nur noch die «Feierabendstunden», für Gläubige hingegen ein Bajramfest der Moslems in den Räumen der islamischen Gemeinschaft zu Wien in der Jasomirgottstrasse, wo der Imam Mohamed Magrili den Sieg für Deutschland erlebte. Das Stadtorchester Wiener Symphoniker war mittlerweile stillgelegt worden. Ein Teil der Musiker musste einrücken, ein anderer Teil marschierte in die Rüstungsbetriebe. Die Wiener Philharmoniker aber genossen weiterhin das Vorrecht ungeschmälerten Bestandes, wofür sich ihr Vorstand, der Ratsherr Wilhelm Jerger, bei seinen Parteifreunden unermüdet einsetzte.

Anfang Oktober 1944 liess der Bürgermeister neue Strassennamen für den 22. Bezirk Gross-Wiens verlautbaren. Es handelte sich um 23 Verkehrsflächen, die durchaus unpolitisch, also nach Fluren, Pflanzen, längst Verstorbenen und dergleichen mehr bezeichnet wur-

den. Im 16. Bezirk musste gleichzeitig die «Katharinenruhe» in «Liebhartsruhe» umbenannt werden, da man besagte Katharina plötzlich als der bekannten jüdischen Familie Kufner angehörig agnostiziert hatte. Ausserdem drängte Blaschke auf vermehrte Ratsherrensitzungen und legte am 24. Oktober in Begleitung aller Stadträte und anderer Mitarbeiter einen Kranz am Lueger-Denkmal nieder. Es war dies der 100. Geburtstag des grossen christlichsozialen Politikers, weswegen auch die Ruhestätte Luegers im Zentralfriedhof einen Kranz der Stadt Wien erhielt.

Um Allerheiligen 1944 endete offiziell der Lese- und Ausleihdienst der inzwischen verlagerten Wiener Stadtbibliothek, nur die Sängerknaben brachten am 19. und 20. November ein Konzert im Musikverein zustande. Ihre volksliedhaften Vorträge galten der Verbindung zum alljährlichen «Tag der Deutschen Hausmusik», der am 1. November in ungewohnter Stille vorübergegangen war. 1944 hätten an diesem Tag Johannes Brahms, das deutsche Volksliedgut, die Pflege des Spiels zu Dreien und die Tradition Johann Sebastian Bachs in den Vordergrund gestellt werden sollen. Aber es gelang nicht.

Der Luftkrieg über Wien bot schon seit Monaten hiefür eine höchst misstönende Begleitung dar. Noch im Sommer 1944 begann ein Wiener Luftkriegsarchiv zu arbeiten, das heisst alle Berichte, Aufnahmen, Mitteilungen aus der Bevölkerung usw. einzusammeln. Bald gab es für die Archivkräfte eine Menge zu tun. Am 6. September fand die mittlerweile durch wiederholte Angriffe verschärfte Situation in der 20. Ratsherrensitzung besondere Beachtung, wobei unter den Erschienenen hinsichtlich der städtischen Verteidigungsbereitschaft höchster Optimismus obwaltete. Die Grossteiche, die über- und unterirdischen Zisternen sowie die Aufstauung der öffentlichen Gerinne wurden von Blaschke und anderen Rednern als Feuerschutzmassnahmen bezeichnet, die Wien an die Spitze aller Städte des Reiches stellten. Auch mit den Ausweichspitälern, Rettungsplätzen, Volksnotküchen, Einsatzgerätschaften und ähnlichem war man sehr zufrieden.

Blaschke musste diese Zufriedenheit alsbald aufgeben, ja sich sogar öffentlich gegen das Gerücht verteidigen, er wolle mit dem zu äusserstem Durchhalten entschlossenen Schirach brechen und Wien zur «offenen Stadt» erklären. Wiewohl Blaschke dem Reichsstatthalter an Härte und Führertreue nicht nachstehen mochte und dies auch wiederholt verkündete, wurden beide Herren in den Berichten der Vertrauensleute Bormanns getadelt. Bürgermeister und Reichsstatthalter böten demnach keinerlei Gewähr dafür, dass die Gaustadt ihr Schicksal mit Anstand trage. Nur dem Stellvertretenden Gauleiter Scharitzer billigte man höheren Orts die notwendigen Fähigkeiten zu. Bei Ansprachen Adolf Hitlers schlägt jetzt immer mehr der Zorn über gewisse, nicht namentlich angeführte Widerstandsaktionen durch. Wahrscheinlich hat ihn das kürzliche Aufflackern von Untergrund-Glutnestern in Dänemark und Norwegen besonders gegiftet, weil er den germanischen Norden für geistig gewonnen ansah. Die Überführung der 7.000 dänischen Juden nach Schweden war sicher nicht in seinem Sinn. Nur 400 Juden waren bei der Aussiedlungsaktion an der sogenannten «Sahnefront» erwischt und nach Theresienstadt deportiert worden. Die anderen hatten in Booten und Fischkuttern Schweden erreicht, was auf eine besonders lasche Verfolgung schliessen lässt, die ihrerseits auf unerlaubte Querverbindungen zwischen der Besatzungsmacht und dänischen Behörden zurückgeführt werden kann. Die Finnen irritierten Hitler durch offizielles Abrücken von seinen Kriegszielen, und sogar das rumänische Regime begann Entschuldigungen für das bisherige Mitmarschieren vorzubringen. Die Bulgaren versicherten plötzlich, keinen Meter fremden Bodens zu beanspruchen.

## REICHSGAU IM HERBST

Der August 1944 hatte viele alliierte Angriffe auf kleinere Ziele rund um Wien, schwere Luftkämpfe über den Voralpen und akuten Treibstoffmangel gebracht. Rumänien mit seinen Ölfeldern war den Deutschen verlorengegangen, und damit gewann die einschlägige Produktion in Österreich erneut an Bedeutung. Teilverbände der 15. Luftflotte stürzten sich in den ersten Herbstmonaten wiederholt auf Wien, bis am 5. November 1944 die Hauptflotte selbst die Gaustadt anflog und 500 Bomber 1100 Tonnen Sprengstoff abluden.

Die Treibstoffoffensive der alliierten strategischen Luftstreitkräfte hielt bis Mitte Dezember an. Am 2. Dezember 1944 konzentrierten sich 450 amerikanische Bomber auf Floridsdorf und die dortigen Raffinerien, doch knapp vor Weihnachten ging die 15. Luftflotte bei ihren Angriffen auf Verkehrsziele in Österreich über, ohne deshalb Moosbierbaum und andere chemische Werke bei Wien zu vergessen. Seit September standen Österreich, Ungarn, Serbien, die Tschechoslowakei und Süddeutschland immer häufiger auf dem Programm der 2. Luftfront. Nach dem Vordringen der Roten Armee in Ungarn während des Oktobers wurden bereits Eisenbahnanlagen beworfen, um den Nachschub der Deutschen für die Fronttruppen zu behindern. Im Westen Österreichs kamen neben der strategischen Bomberflotte auch taktische Luftstreitkräfte der Alliierten zum Zuge. Im November musste die 15. Luftflotte noch einmal gegen Flugplätze und Flugzeugwerke in Österreich eingesetzt werden, so zählebig erwies sich die Deutsche Luftwaffe oder das Häuflein, das von ihr übrig geblieben war. Allerdings galt es dabei vornehmlich, neuartige Typen der deutschen Abwehr zu vernichten, ehe es von ihnen überhaupt eine nennenswerte Anzahl gab. Selbst Anfang Dezember 1944 wurden die deutschen Jäger aktiv, obwohl die alliierte Treibstoffoffensive in ihren ursprünglich viel früher erwarteten Auswirkungen nunmehr zur Gänze fühlbar war. Erst der Einsatz der deutschen Jagdwaffe in der Ardennenschlacht zerbrach dieses Instrument, weil die «Luftflotte Reich» dabei ihre Reserven verlor. Aber auch nachher kam es noch zu Abschusserfolgen einzelner deutscher Rotten.

Die kriegerische Herbstphase der Gaustadt wurde – zumindest nach Ansicht der Zivilisten – durch den Raid am 10. September 1944 eingeleitet, weil mit diesem Datum eine Formation der Amerikaner erstmals die inneren Bezirke mit Bomben belegte. Besonders spektakulär schienen die Schäden in der Josefstadt, am Alsergrund und in den anschliessenden Strassenzügen des 1. Bezirks. Das Entsetzen über die nunmehr aufgebrochenen oder verschütteten Nobelwohnungen war auch bei jenen gross, die ihrerseits viel ärmlicher lebten. Denn diese Behausungen bedeuteten gleichsam heilige Schreine, in denen die kaiser- und königliche Vergangenheit des Beamtentums und der besseren Geschäftswelt unberührt von allem, was nach 1918 geschah, weiter bewahrt wurde.

Der Luftangriff auf Wien am 10. September zerstörte nebst dem Palais Harrach noch andere Kultur- und Kunststätten. Auch das Rathaus bekam einiges ab. «Nicht alles ist verloren, was zur Stunde unter Trümmern begraben liegt», meldeten die «Rathausnachrichten» am 15. September 1944 und schrieben anschliessend: «Nicht jeder Palast, jedes schöne alte Haus, das von Bomben getroffen oder durch Splitter oder Luftdruck beschädigt wurde, ist in allen seinen Teilen verloren ... Noch liegt der Schutt grösstenteils an Ort und Stelle. Es ist daher noch Zeit, das Wertvolle zu bergen.»

Die nicht sonderlich interessierte Öffentlichkeit erfuhr weiters, dass die Gemeinde die beschädigten oder gefährdeten Stellen durch sachverständige Mitarbeiter aufsuchen lasse und im Einvernehmen mit den örtlichen Baueinsatzstäben für die einstweilige Verwahrung wertvoller Bauglieder, Hauszeichen und dergleichen sorgen wolle. Freilich fehlte es an Hel-

fern, wobei sich der Mangel besonders in den Aussenbezirken bemerkbar machte. Das restliche Kulturamt ging auf die Suche nach Freiwilligen, die nicht auf eine Verkehrsverbindung zur Innenstadt angewiesen waren und daher bald an Ort und Stelle sein konnten. Zwischen den Angriffen tobte der Propagandakrieg: «Das sind ja keine Soldaten», liess der «Völkische Beobachter» in diesen Tagen einen Passanten vor zerstörten Kulturbauwerken sagen.

Mitte September wurde der seinerzeit vom Kulturamt mit aus der Taufe gehobene Heinrich-Strecker-Saal im 2. Bezirk zum Schauplatz einer Totenfeier für die Opfer der letzten Angriffe. Bald darauf bezichtigte man in einer der zahlreichen von der NSDAP einberufenen Versammlungen Otto von Habsburg, dass er «die Hand nicht über Wien halte, sondern die Finger für durchfallende Bomben spreize». Die Aktion am 10. September 1944 war, obwohl die Amerikaner zahlenmässig schwächer als sonst angriffen, in ihrer Art ein erster Höhepunkt des Luftkrieges über den inneren Bezirken der Gaustadt. Offiziell wurden zirka 700 Tote zugegeben, die Zahl dürfte, um Schwerverwundete und Verschüttete vermehrt, wohl die Tausendergrenze erreicht haben. Im Rathaus wurde daraufhin ein Verwandtensuchdienst etabliert. Die Gemeinde richtete auch luftgesicherte Lager für den Lebensmittelbedarf ein und erklärte sich bald ausserstande, bei der Rettung von Kulturgut aus der Zeit nach 1900 fürderhin mitzuwirken. Am 21. September fanden mehrere offizielle Trauerfeiern statt, wobei Am Hof der Trompeterchor der Stadt Wien aufspielte. Blaschke kam mit zahlreicher Prominenz zu dieser Veranstaltung, deren «liturgischer» Teil aus getragenen Weisen, Namensaufruf von Getöteten, Ehrensalven, Ansprachen und vielen Kränzen bestand. In einer anderen Feier wurde der Tod von DRK-Helferinnen aus Norwegen, Dänemark, den Niederlanden und Flandern beklagt, die in der Gaustadt «als Vorbote ihrer Völker und Stämme für die Idee des Germanentums» gefallen waren.

Ab Mitte Oktober erfolgten knapp hintereinander zahlreiche Angriffe auf Wien, die mehrere Baudenkmäler im 1. Bezirk in Mitleidenschaft zogen. Am 17. November wurde das Belvedere getroffen. Dessenungeachtet fand am 15. November in der Hofburg die Aufbahrung des soeben gefallenen Ehrenringträgers Major Walter Novotny statt, die man möglichst pompös gestaltete. Dr. Böhm dirigierte die Philharmoniker zum Trauermarsch aus Götterdämmerung und ein Generaloberst hielt den Nekrolog. Nachher wurde ein imposanter Leichenzug zu Novotnys Ehrengrab im Zentralfriedhof organisiert, wo Blaschke persönlich seinen Gemeindegrenz bereithielt. Auch Schirach war überall dabei, legte Kränze nieder und schüttelte zahlreiche Hände.

Zu Herbstbeginn 1944 gab es ein beachtliches Aufbäumen gegen den Verlust an kulturellen Sachwerten. Selbstverständlich sind die Bemühungen auf Gemeindeebene nur im Rahmen der gesamten Gauorganisation zu verstehen. Seit September 1944 konnte jedermann die Bergung von Kunstgegenständen beim Amt des Reichsstatthalters erbitten, und die Gemeinde musste hiefür im Rathaus entsprechende Hilfsmannschaften bereithalten. Die Bergungstrupps waren zunächst ausschliesslich für die Zustandebringung von Kunstwerken und kostbarem Hausrat bestimmt, ihr Einsatz erfolgte nach Dringlichkeitsstufen.

Nach dem 20. September nahm die Einsatzfähigkeit zugunsten der Rettung kultureller Substanzen rasch ab, die freiwilligen Helfer in den Aussenbezirken verflüchtigten sich, die Männer im Rathaus wurden anderswo dringender gebraucht. Was nicht schon früher verlagert, geborgen oder durch Schutzwände gesichert war, blieb mehr oder weniger dem Schicksal oder Einzelinitiativen überlassen. Die Schutzwände hielten übrigens besser, als manchmal befürchtet wurde. Das Prinz-Eugen-Denkmal überstand einen Bombeneinschlag im unmittelbar benachbarten Balkon der Neuen Hofburg, von dem einst Hitler den Anschluss verkündet hatte, recht gut, obwohl nur Ziegel mit Mörtelbindung als Deckmaterial verwendet worden waren.

Während die Luftschutzkräfte Wiens seit dem Angriff am 5. November 1944 vor dem Problem der Zeitbomben standen (Sprengkörper mit verzögerter Zündung), die den Aufräumarbeiten besonders hinderlich waren, wühlte der Publizist Franz Genser irgendwo in «altersgilben Akten des Stadtarchivs» und veröffentlichte daraus die Artikelserie «Ewiges Wien aus Schutt und Trümmern» in der Wiener Ausgabe des «Völkischen Beobachters». Demnach sollte sich die Gaustadt ein Beispiel an der Türkenzeit bzw. an den Aufräumarbeiten nach 1683 nehmen. Genser erinnerte daran, dass damals jedes Haus von den Bewohnern in Verteidigungszustand gesetzt und viertelweise Gemeinschaftsarbeit geleistet wurde.

Im Spätherbst 1944 wurden die amerikanischen Angriffe dichter, wenn auch von unterschiedlicher Stärke und Konzentration auf einzelne Stadtteile. Das Kulissendepot der Staatstheater in einem äusseren Bezirk ging in Flammen auf, und die Redner der Partei wurden nicht müde, auf das kulturschänderische Treiben der Yankees hinzuweisen. Während der 24. Ratsherrensitzung, Mitte Dezember 1944, würdigte Blaschke die Tätigkeit des Amtes für Luftschutz, ging aber auch auf die Aktionen zur Bergung des Wiener Kulturgutes lobend ein. Am 19. Dezember fand im Konzerthaus ein Grossappell der zivilen Gefolgschaft und der Verwaltung im Luftgaukommando XVII statt, bei dem Schirach den Verlust unersetzlicher Wiener Kulturdenkmäler zugab. Unbewegt hörten ihm zahlreiche ordenübersäte Luftwaffenoffiziere und Parteibonzen zu, waren doch alle vom deutschen «Fernfeuer» auf London, Lüttich, Antwerpen und Manchester fasziniert, das derzeit der letzten deutschen Offensive gegen die Kanalküste Hilfe leistete.

Mittlerweile summierten sich die offiziellen Verlustlisten der Wiener Bombenopfer, obwohl die Tagesquoten gegenüber dem Frühherbst etwas absanken. Auch der Vergleich mit anderen Städten des Dritten Reiches fiel zugunsten Wiens aus, da hier der Massentod im Flammenmeer wegfiel. Die Flaktürme mit den darauf montierten Plattformbatterien hatten ihre hohe Zeit im Abdrängen der Amerikaner, die nun modernste Fernjäger anstelle der etwas veralteten Lightnings über dem Stadtgebiet einsetzten. Am 15. Jänner 1945 wurde Otakring durch einen schweren Bombenangriff heimgesucht, den zwei Tage später der SA-Standartenführer Prinz zu Schaumburg-Lippe durch markige Worte bei einem Appell der Ortsgruppe Thalia auszugleichen versuchte. Seine Einheit, die SA-Standarte «Feldherrnhalle», war auf alle Fälle demonstrativ nach Wien verlegt worden. Der Musikzug dieser Einheit kam öfters propagandistisch zum Einsatz, während die Waffen im Hintergrund blieben. Das Umquartieren und Einweisen der Ausgebombten in fremde Wohnungen durch Gemeindeorgane nahm grosse Ausmasse an, denen das Freiwerden von Räumlichkeiten durch abreisende Altreichsfamilien zugute kam. Trotzdem gab es viele vermeintliche Ungerechtigkeiten und Streitereien, z.B. weil die Häuser in der Nähe der Arbeitsstätten überbelegt wurden und entfernte Baulichkeiten verschont blieben. Das Mitspracherecht der Hauseigentümer wurde zur Freude jener, die sich den immer radikaleren Theorien des Arbeitsfrontführers Ley verschrieben hatten, bis zur De-facto-Enteignung reduziert. Blaschke setzte seinerseits in diesen Tagen einen Anwesenheitsdienst für die Wiener Ratsherren im Rathaus fest, damit diese Beschwerden auf kurzem Wege entgegengenommen und an die betreffenden Stadträte weitergeleitet werden könnten. Er kontrollierte, ordnete an und versprach, aber niemand glaubte mehr so recht daran. Man wartete nur, bis der Bürgermeister wieder aus dem Zimmer war.

Andererseits werden jetzt in der Gaustadt zahlreiche Todesurteile wegen Eigentumsdelikten nach Luftangriffen bekanntgemacht. Unter den Fallbeilkandidaten befindet sich auch ein halbwüchsiges Mädchen. Doch dies kümmert keinen der Eingeweihten, die an die Exekution ganzer Familien oder Schwerkranker im Landesgericht gewöhnt sind. Unberührt vom Luftkrieg arbeiten die Henker in den Nachmittags- und Abendstunden weiter, und die Gefan-

genen haben während der Angriffszeit kein Recht auf Schutzräume. Auch die Erschiessungen in Kagan gehen ungehindert vor sich, die Wehrmachtsaufanstalten gehen vor Anwärtern auf den Tod durch Pulver und Blei geradezu über.

Weiter im Westen, in Frankreich, war die Zuversicht der französischen obersten Instanzen auf den deutschen Endsieg noch grösser. Gegner und Anhänger Hitlers standen einander immer kompromissloser gegenüber, Presse und Rundfunk wurden nicht müde, fast täglich den totalen Untergang aller französischen Werte im Falle eines alliierten Sieges zu verkünden. Der dortige Kommissar für Judenfragen, Darquier de Pellepoix, nannte das Judenproblem den Ausgangspunkt der gesamten französischen Aussen- und Innenpolitik und entwarf einen genauen Stufenplan für die Ausmerzungen dieser Menschen. Bis Oktober 1943 seien übrigens über 15.000 jüdische Firmen und Geschäfte übernommen und an Arier verkauft worden, meinte Herr Pellepoix, der über die Vernichtung der Juden bedeutend offener sprach, als dies in Deutschland und Österreich üblich war. Die Stimmung in Frankreich war danach; sie sollte erst in den nächsten Monaten umschlagen. Die italienischen Faschisten fragten erst gar nicht nach der öffentlichen Meinung, sie mussten schleunigst mit den deutschen Massnahmen in der Judenfrage gleichziehen und die entsprechenden Verordnungen durchpeitschen. Aber selbst dann liess man sich noch ein paar Hintertürn offen. Im nunmehr alliierten Teil Italiens war ein französisches Expeditionskorps unter General Juin eingetroffen. Marokkanische Soldaten erinnerten an die Sarazenenzeit, ausgepumpte US-Einheiten lungerten in den Dörfern der Etappe und fütterten hungrige Kinder mit Keks und Konservenfleisch. Zu Jahresanfang wurde die vom Regen aufgeweichte deutsche Winterlinie durchlöchert und die 5. Armee des Generals schob sich langsam an das Hauptverteidigungssystem Hitlers in Italien, die sogenannte Gustav-Linie, heran. Die Engländer im Osten hatten zwar mittlerweile im Raum Campobasso mit seinen wilden Gebirgsszenarien etwas Boden gewonnen, aber viel schaute dabei nicht heraus. Das alliierte Hauptquartier im Mittelmeer unter General Alexander musste sich vorerst damit zufriedengeben, 24 deutsche Divisionen auf der Apenninenhalbinsel gebunden und damit dem russischen Kriegsschauplatz entzogen zu haben. Den Sowjets kam das zweifellos etwas wenig vor, und die deutsche Propaganda wurde nicht müde, die Diskrepanz der militärischen Anstrengungen des Feindes im Süden und Osten Europas anzuprangern.

## DAS THEATER STIRBT

Noch im Sommer 1944, nämlich am Donnerstag, dem 24. August, hatte der Reichsbevollmächtigte für den totalen Kriegseinsatz, Reichsminister Dr. Goebbels, verfügt, dass sämtliche Theater, Varietes, Kabarettis und Schauspielschulen bis längstens 1. September 1944 zu schliessen wären. Alle Orchester, Musikschulen und Konservatorien hatten demnach bis auf einige führende Klangkörper, die auch im Rundfunk benötigt wurden, ihre künstlerische Tätigkeit einzustellen. Ebenso wurden alle Kunstausstellungen, Wettbewerbe, Akademien, Kunsthochschulen sowie private Kunst- und Malschulen stillgelegt. Einzustellen waren ferner die Produktion für das gesamte schöngeistige Schrifttum, die von der NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude» durchgeführte Truppenbetreuung, der Unterricht in diversen Berufsschulen sowie die meisten Illustrierten und viele Zeitungen. Der Entspannung der Heimatfront bzw. dem Unterhaltungsbedürfnis der Wehrmacht mussten fürderhin Rundfunk und Film genügen, die beide von nun an als nahezu einzige Nachrichtenübermittler des gewaltigen Geschehens fungierten. Die «Wiener Illustrierte» konnte dieser drakonischen Massnahme zunächst entgehen, sie zeigte sogar in einer ihrer Septemberrummern, wie frohgemut sich die Revuegirls im Berliner Admiralspalast vom Publikum verabschiedeten, um am nächsten Morgen gemeinsam durchs Tor eines Rüstungsbetriebes der Reichshauptstadt zu tripeln.

Max Melis dramatische Arbeit über die Nöte der Nibelungen war endgültig von den Brettern Wiens verbannt, obwohl sich die schrecklichen Geschehnisse dieses Stücks immer deutlicher im Alltagsleben widerspiegelten. Manch Rüdiger von Bechelaren sah sich jetzt den Schicksalsmächten überantwortet, während andererseits die Prinzipientreue Hagens und Gunthers selbst bei hochgestellten Persönlichkeiten durch geheime Querverbindungen und Vorbereitungen zur Flucht etwas afgeweicht wurde.

Offiziell blieb jedoch weiterhin alles beim alten. Auf kleinen Meetings kamen vielerorts in Wien, wie es offiziell hiess, «deutsche Menschen zusammen, um ihren Glauben an das Werk des Führers durch gemeinsame Erwägungen zu vertiefen». Der Führer wurde dabei allerdings nicht mit den Gestalten um Krimhild, sondern mit Kopernikus und Luther verglichen, weil diese am Ende «dennoch» recht behalten hätten.

Der Führungsdienst des Deutschen Volksbildungswerkes nahm ab 4. September 1944 seine kulturhistorischen und naturkundlichen Wanderungen durch die Gaustadt wieder auf, die Überwachungsstellen der Hitlerjugend intensivierten den Streifendienst zur Kontrolle aller 10- bis 18-jährigen Wiener, und in den Schulen wurden die im Zeichenunterricht notwendigen Utensilien wie Zirkel, Reisschienen usw. eingesammelt und kostenlos weiterverliehen.

Das Waisenhaus auf der Hohen Warte, das jetzt als Standortheim der Wiener Hitlerjugend fungierte, erhielt in diesem Herbst den Namen «Otto Planetta». Damit ergab sich eine letzte Gelegenheit zu feierlichen Reminiszenzen an den Jijliputsch 1934. 80 HJ-Unterführer, die sich als Kriegsfreiwillige gemeldet hatten, wurden auf dem Gelände der Hohen Warte gedrillt. Im Kreis Wienerberg betrieb ein verstärkter Musikzug der Reichsgrenadierdivision Hoch- und Deutschmeister mit Wienerliedersängern gemeinsame Volksmusik, der «Kasperl» zog mit seiner Bühne von Ortsgruppe zu Ortsgruppe, und der Gebietsführer Lauterbacher verabschiedete auf der Jesuitenwiese im Prater jene 16-jährigen Wiener des Bannes 502, die noch in diesem Herbst unbedingt an die Front wollten. Am 17. September 1944 brausten die Radsportler rund um den Modenapark, zur selben Zeit wurde in der Kuchelau ein «Volkswassersporttag» abgehalten, die Fussballer liessen nicht von ihrem sonntäglichen

Leder, während die junge Wienerin Herma Bauma den Speer bereits über die 44-Meter-Marke warf. In Badgastein starb der Wiener Violinvirtuose Franz Drdla, und Dr. Körber sprach im Hietzinger Gymnasium über «Deutschlands göttliche Mission». Drdlas letzter Wunsch war es, in der Musikstadt Wien begraben zu werden, ein Ansinnen, dem die Stadtverwaltung erst 24 Jahre später nachkommen konnte. Das Ableben des Künstlers wurde zunächst weder in Wien noch bei seinen tschechischen Verwandten bekannt.

«Nun, auch hierin hat sich gezeigt, dass die Befürchtungen den Tatsachen vauseilten», hatte der «Völkische Beobachter» schon am 19. September geschrieben. Damit war allerdings kein Resümee über die Kriegslage, sondern nur ein redaktioneller Artikel über die Wiener Volksbildung eingeleitet worden, die ohne Einstellung oder Einschränkung während des Wintersemesters 1944/45 fortgesetzt werden sollte. Tatsächlich begann die Urania im Oktober mit Vorträgen über das Gedankengut H. St. Chamberlains und Alfred Rosenbergs, woran sich medizinische und kunsthistorische Referate reihten. Ähnlich wurde in den Volksbildungsstätten Margareten und Alsergrund verfahren, wo handwerkliche Einführungskurse, geographische Schilderungen, Vorträge über Literatur, musikalische Lehrstunden, Fremdsprachenunterricht usw. keineswegs ins Hintertreffen kamen. Nur die Heizperiode brachte ein neues, kaum zu bewältigendes Hindernis für etwaige Besucher mit sich. Die Brennstoffverknappung erfasste auch die Hochschulen der Gaustadt. Die meisten Studenten waren jedoch vor Einbrechen der kalten Jahreszeit in die Rüstungsbetriebe oder zum Dienst bei der Strassenbahn geschickt worden.

Von dieser Massnahme wurden freilich vorwiegend weibliche Hörer, die den Arbeitsdienst und den Kriegshilfsdienst schon hinter sich hatten, sowie zu Krüppeln geschossene bzw. mit allen möglichen Krankheiten behaftete junge Männer betroffen. In einem der Lehrsäle blieb der Reichstagsabgeordnete Heinrich Ritter von Srbik mit Pelzkappe, Wollschal, Mantel und warm gefütterten Lederhandschuhen zurück. Er starrte durch die zerbrochenen Fenster der Alma mater Rudolfina zum Winterhimmel empor und erzählte in eintönigem Flüsterton von Bismarck und anderen Leitbildern. Die wenigen, die trotz aller Erschwernisse gekommen waren, konnten ihn kaum verstehen.

In der Laudongasse prüfte die NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude» ungeachtet der Kälte diverse Wettbewerbsentsendungen für Laienspiele, die nicht viel Personal und noch weniger Requisiten benötigen sollten. Bevorzugt wurden humoristische Einakter wienerischer Prägung, für die einige Geldpreise ausgesetzt waren.

Noch im September 1944 hatte die Wiener Beamtschaft bei zahlreichen Grossappellen antreten müssen. Ihr ehemaliger Gauleiter und Reichskommissar für die Wiedervereinigung, Josef Bürckel, war unter mysteriösen Umständen fern von Wien gestorben, und die Redner hatten Mühe, von solchen Vorkommnissen abzulenken. Die Philharmoniker spielten unter Rudolf Moralt in Werkhallen für die Rüstungsarbeiter und reihten sich damit jenen Kapellen an, die im vergangenen Sommer auf Plätzen und in Parkanlagen viel Radau mit einer Art «Deutsches Volkskonzert» gemacht hatten. Bis 31. Oktober 1944 sollten alle Wiener Unternehmungen ihren «Betriebswandertag» durchgeführt haben. Anschliessend wollte man mit der Vorbereitung des Winterwandertages 1944 beginnen.

Allein, die Anforderungen an die Wiener Heimatfront wuchsen schneller, als im Frühherbst voraussehbar gewesen war. Zunächst verlangte der Volkssturm sein Recht auf Übungszeit. Reichsorganisationsleiter Dr. Ley erschien in etwas salopper Uniform auf dem Exerzierfeld vor der Gaustadt, um die Arbeitskameraden beim Training mit Gewehr und Panzerfäusten zu beobachten. Am 10. Oktober 1944 mussten Schirach und Jury die Wiener und Niederdonauer zum Bau eines Südostwalles aufrufen, nachdem Himmler kurz zuvor mit beiden Gauleitern in Wien richtungweisende Besprechungen geführt hatte. Auf Grosskund-

gebungen konnte weniger denn je verzichtet werden, die Versammlungswelle der Partei hielt unvermindert an, und der Kapellmeister Wilhelm Wacek sah sich anlässlich seines 60. Geburtstages als «Meisterdirigent des Wiener Walzers» allerlei Ehrungen ausgesetzt. Doch Wacek blieben nur noch wenige Wochen Lebenszeit.

Die Gemeindeverwaltung hatte währenddessen hinter der Lueger-Kirche im Wiener Zentralfriedhof viel Arbeit. Dort wurden immer mehr Soldaten aller möglichen Völkerschaften und Religionen beerdigt, wobei man sich weniger um den konfessionellen Ritus als um die Ehrungsart durch die Deutsche Wehrmacht, die Waffen-SS und andere offizielle Delegationen kümmerte.

Aber trotz dieser Schauspiele ausserhalb der stillgelegten Bühnen Wiens spürte man 1944 doch das Sterben echter Theaterwelt, wengleich der Verfasser eines Zeitungsartikels den Geist der alten «Burg» durch die verschlossenen Türen wehen spürte. Vielleicht war auch das richtige Theaterpublikum abhanden gekommen, seien es nun die Wiener selbst oder deren Gäste aus anderen Gegenden der ehemaligen Monarchie. Voll Erinnerung an diese seinerzeitigen Besucher setzte sich Franz Ronneberger am 2. November in der Wiener Ausgabe des «Völkischen Beobachters» unter dem Titel «Das Ende des südosteuropäischen Bürgertums» mit den gesellschaftlichen Vorgängen donauabwärts auseinander. Er stellte das dortige «Bürgertum» unter Anführungszeichen, warf ihm den Bruch des Bündnisses mit dem Dritten Reich vor und prophezeite ihm eine neue «Türkenzeit». Ronneberger musste allerdings zugeben, dass sich die bürgerliche Balkanschicht nicht aus reiner Liebe dem Generalissimus Stalin in die Arme geworfen hatte, doch verschwieg er beharrlich die Niederlagen der Deutschen Wehrmacht und die damit verbundene Schutzlosigkeit ihrer einstigen Bundesgenossen gegenüber der Roten Armee.

Nur die tschechischen Bürger behütete man noch mit sorglicher Hand und konnte ihnen daher durch den Prager Justizminister Dr. Krejcek auf ein<sup>r</sup> Kundgebung in Mähren sagen lassen, dass die Goldene Stadt an der Moldau keineswegs das Warschauer Martyrium oder die Widerspenstigkeit slowakischer Gemeinden nachahmen werde. Tatsächlich war in Prag der 26. Gründungstag der tschechoslowakischen Republik ohne merkbares Auflehnen vorübergegangen, wozu allerdings die Kunde vom blutigen Ende des Aufstandes gegen die Deutschen in Neusohl in der Slowakei wesentlich beigetragen hatte. Auf der anderen Weltseite wurde nach und nach offenbar, wie sehr sich Präsident Roosevelt gegenüber der Exkaiserin Zita wegen der Unterstützung Titos und des Fallenlassens der serbischen Dynastie zu rechtfertigen suchte, dass er ihr gegenüber die Exilregierungen aus Europa äusserst scharf kritisierte und sich für Österreichs Zukunft einzusetzen versprach. Wie Prinzessin Elisabeth von und zu Liechtenstein, eine Tochter Zitas, später anmerkte, hat Roosevelt diese Zusage nicht oder nur in geringem Masse wahrgemacht. Dem ehemals habsburgischen Untertan Hitler berührte dies keineswegs, er hielt von den «Umtrieben» der Emigranten sowieso nichts, ob sie nun aus Österreich selbst, aus dem jetzigen Protektorat des 3. Reiches, aus Polen oder dem Balkan entkommen waren oder dem besetzten Norden und Westen Europas entstammten. Auf das ehemalige Österreich bezogen, hätte ihn eigentlich der erbitterte Zwist der Legitimisten mit den geflüchteten Sozialdemokraten fesseln müssen. Aber er war eben überzeugt, dass alle Emigranten ohne Einfluss auf den Gang der Dinge wären und übersah dabei, wie ungeschickt er selbst die antibolschewistischen Flüchtlinge in ganz Europa behandelte bzw. vor den Kopf stiess.

## EIN VERGEBLICHER HUSARENSTREICH

Im Herbst 1944 entbehrten die Wiener Plakatwände jeglicher Wochenspielpläne aus der Theaterwelt. Nur die Kinos drängten sich mit kleineren Programmzetteln zwischen grossflächige Werbegraphiken, die von der Notwendigkeit des Endsieges, von verbotener Schwartzhafigkeit unter dem Motto «Achtung, Feind hört mit!» und von Schwarzhörern erzählten, wobei letztere als Schlachtochsen dargestellt und mit Versen wie «Das Rindvieh, welches meint, es brauche, der Auslandssender Judenjauche ...» bedacht wurden.

Die Zukunft der Wiener Bühnenhäuser schien einige Wochen hindurch lediglich als Lagerstätte für Fette, Spinnereierzeugnisse, Mobiliar und Kriegsgerät gesichert zu sein, bis sich die Erfindung von Matineen, geschlossenen Veranstaltungen und Rezitationsabenden zugunsten irgendwelcher Organisationen durchsetzte und damit eine rückläufige Bewegung eingeleitet wurde. Das Theater in der Josefstadt brachte sogar das Kunststück zuwege, die Waffen-SS an Samstagen und Sonntagen für Salonstücke zu interessieren. Die Belegschaft der Wiener Gaswerke, der Reichsbahndirektion und andere Arbeiter folgten alsbald dem Beispiel der Jünger mit dem Totenkopf und fanden sich in den anheimelnd vornehmen Räumlichkeiten des Hauses ein.

Doch was für ein matter Abglanz war das gegen jene Zeiten, da Reinhardt, Lothar und Hilpert in der Josefstadt regierten! Der kommerzielle Husarenstreich, mit dem das Theater in der Josefstadt der Gemeinde Wien in die Hände gespielt worden war, schien 1944 ein Kampf mit Windmühlenflügeln gewesen zu sein. Nur die Erinnerung an die Höhepunkte der Wiener Schauspielpflege war noch da und geisterte durch die schabigen Gestalten, die jetzt in den Strüssl-Sälen des Theaters auf und nieder gingen.

«Die Schauspieler im Theater in der Josefstadt unter der Führung von Max Reinhardt», wie dieser Theaterfachmann seine Bühne auf Theaterzetteln und Ankündigungen nannte, bildeten ein erstrangiges Ensemble, das den Wienern manchen Klassiker der neuen Zeit noch vor den Staatsbühnen zur Kenntnis brachte. Nachdem Max Reinhardt seine Rechte und Pflichten liquidiert hatte, übernahm im September 1935 Dr. Ernst Lothar die Direktion. In einem «Spielplan der Dichtung» wollte er Stimmen der Menschlichkeit Gehör verschaffen. Lothar erhoffte eine Besinnung auf das «Österreichische». Sein «Zyklus österreichischer Meisterwerke» brachte Grillparzer, Anzengruber, Hoffmannsthal, Schnitzler, Mell und Werfel heraus. Auch aus den von Lothar veranstalteten Morgenfeiern sprach dieser Geist. Noch am Sonntag, dem 6. März 1938, gab es im Theater in der Josefstadt eine österreichische Matinee, bei der die Schauspieler aus Werken von Zernatto, von dem «atmosphärischen Sprachkünstler» Weinheber, Beer-Hofmann, Broch, Polgar, Zweig und Werfel lasen. Der Direktor selbst sprach Grillparzers «Sie sollen ihn nicht haben, den grünen Donaustrand!». Wenige Tage später erschienen «Kulturbeauftragte» in der Direktion, doch zwei Herren des Theaterpersonals gelang es, das begehrte Archiv der Bühne ins Dachgebälk des Hauses zu retten. Lothar floh, und vom 31. März bis 31. Mai 1938 wurde unter der Interimsleitung des vielseitigen Robert Valberg gespielt. Den Sommer über blieb das Haus geschlossen, und das Ensemble bereitete Gastspiele in der Reichshauptstadt Berlin vor.

Nach der Annexion Österreichs wurde Hilpert mehr oder weniger automatisch Direktor des Wiener Hauses. Der damalige Vizebürgermeister Blaschke nahm dies nur mit Widerwillen zur Kenntnis und versuchte, Hilperts Position bei einer Aussprache hinterrücks anzugreifen. Hilpert erkannte die List Blaschkes, der ihn über die Grenzen erlaubter Theaterauffassung locken wollte und schlug erfolgreich aus Berlin, wo er gleichzeitig das «Deutsche Theater» leitete, zurück.

Im Theater in der Josefstadt wurde zwischen 1938 und 1945 kein einziges nationalsozialistisches Drama aufgeführt, Shakespeare und Shaw auf dem Programm behalten. Am Spielplan standen 1938 ein Somerset Maugham, 1939 die in NS-Kreisen übel aufgenommenen «Glastüren» Lernet-Holenias und 1941 «Theres und die Hoheit», ein Stück, welches das besondere Missfallen der nationalsozialistischen Gemeindeführung Wiens hervorrief. Hilpert gab zu weiterer politischer Kritik Anlass und kam langsam, aber sicher in Gegensatz zu seinem Mentor Goebbels, der sich geäußert haben soll, dass das «Josefstädter Theater ein KZ auf Urlaub» sei. Eines Tages kam einer von Goebbels' Mittelsmännern nach Wien, um das Theater im Zwangswege käuflich zu erwerben. Der Generalkulturreferent Walter Thomas bemerkte hierzu: «In einem Zeitraum von nicht mehr als zwölf Stunden, durch einen Rittmeistercoup, der sich in einer Kriminalkomödie ausgezeichnet machen würde, kamen wir dem Berliner Zwischenhändler zuvor. Das Haus ging in den Besitz der Stadt Wien über, und Goebbels steckte abermals eine Niederlage ein.»

Nun, diese Niederlage war 1944 natürlich nur sehr wenigen Eingeweihten bekannt. Die Josefstadt blieb breiten Bevölkerungsschichten als ein Kontinuum vornehm-bürgerlicher Unterhaltung im Gedächtnis, an der sich so wenig wie möglich verändern sollte. Dies war bei den anderen grossen Privatbühnen der Gaustadt, die dann 1944 offiziell geschlossen wurden, nicht der Fall gewesen.

Mit der Linientreue der Intendanten, Spielleiter, Kapellmeister und ähnlicher Leute innerhalb der Wiener Theater hatten weder Staat noch Gemeinde grosse Sorgen. Eine Ausnahme bildete vielleicht der Intendant Bruno Iltz im Deutschen Volkstheater, da er nicht aus den Reihen der österreichischen Nationalsozialisten, sondern aus der kulturtragenden Schicht des Altreichs rekrutiert worden war. Iltz schloss bezeichnenderweise seine Tätigkeit am 30. Juni 1944 mit einem Stück aus Österreichs grosser Vergangenheit, nämlich mit einem Lebensbild Haydns, ab. Vergessen waren jetzt die Tage von 1938, als Reichsorganisationsleiter Dr. Ley den Wiener Prater, die Alte Donau und das Hotel Dianabad zu kolossalen Stätten der Lust und Unterhaltung ausbauen und eine KdF-Flotte von Wien aus ins Schwarze Meer entsenden wollte. Auch Blaschkes Karl May-Festspiele auf einer Freiluftbühne im 2. Bezirk gehörten der Vergangenheit an.

## WIEN – OFFENE STADT

Beim Angriff auf Wien am Mittwoch, dem 11. Oktober 1944, gingen viele Bomben daneben. Von ihnen wurde Speising, ein Vorort mit sehr wenig industriellen Anlagen, stark in Mitleidenschaft gezogen, desgleichen der benachbarte Lainzer Tiergarten. Freilich war bei Waldgebieten die Lagerung von Munition oder kriegswichtigen Ersatzteilen nicht auszuschließen, und der ebenfalls nicht weit von Speising entfernte Mauerer Wald galt damals bereits als Versuchsgelände für allerlei kleine Tunnel, gedeckte Gräben und dergleichen, die sich als Depots von Wehrmachtsgut eigneten. Manche ehemalige Judenvillen beherbergten überdies damals geheime Konstruktionsbüros der Kriegsindustrie.

Am 17. Oktober 1944, einem trüben Dienstag, heulten Bomben erstmals nahe der militärischen Anlagen des Küniglberges herab, während mehrere hundert Menschen im engen Stollensystem unter dieser Erhebung nach Sauerstoff rangen und in die flackernden Notlampen starteten. Auch das alte Reindorf mit seinem Schwendermarkt wurde während dieses Angriffs, der von 11.10 Uhr bis nach 14 Uhr Vollalarm ausgelöst hatte, getroffen. Die Schäden, die Wien am 17. Oktober erlitt, waren im Vergleich zum Ergebnis der Grossaktion des Vortages erträglich. Dieses amerikanische Unternehmen hatte jedoch nicht der Gaustadt selbst, sondern Zielen in Oberösterreich und in der Stadt Salzburg gegolten. Nebenbei waren auch Graz und der Flugplatz Zeltweg angegriffen worden.

Am Sonntag, dem 5. November, beobachtete man während der Alarmzeit, von 11.04 Uhr bis knapp vor 13.30 Uhr, etwa 500 schwere Bomber über Wien. Die meisten Bezirke bekamen ihren Teil ab, das Viertel um die Wollzeile in der Inneren Stadt sah nachher besonders böse aus. Tags darauf war Wien nur eines von vielen Zielen im Raume Niederösterreich und in der Steiermark. Trotzdem stand die Kuppel der St.-Antons-Kirche in Favoriten bald in hellen Flammen, während ringsum mehrere Häuser, darunter auch Wohnhausanlagen der Gemeinde, in Trümmer sanken. Zur selben Stunde flogen etwa 300 Bombenflugzeuge zum Werk Moosbierbaum, um dort 403 Tonnen Sprengstoff abzuladen. Am frühen Nachmittag des 7. November 1944 bebte Floridsdorf unter Bombeneinschlägen, dann war für zehn Tage Ruhe. Unter den Schäden, die vom 17. Oktober bis 7. November auftraten, finden sich Zerstörungen an der Urania, dem Gebäude der DDSG, Brände in Zistersdorf und Schwechat und die Verwüstung des Fasanviertels im 3. Bezirk. Am 5. November wurden das Hauptzollamt und die Sankt-Othmar-Kirche, wo zahlreiche Personen getötet wurden, getroffen. Bei diesem Angriff sollen die Amerikaner grössere Mengen von Stabbrandbomben geworfen haben.

Die Kampfpausen brachten die Amerikaner jedesmal um einen Grossteil ihres Erfolges. Die noch immer ungeheure Maschinerie von Partei, Gemeindeverwaltung, Staat und Wehrmacht in Wien begann sich wieder auf vollen Touren zu drehen, überall wurde ausgebessert, improvisiert, schikaniert und eingeschüchert. Die kleinlaut gewordenen Bonzen fühlten sich entlastet und gestärkt, die Pflichteifrigen stürzten an ihre Schreibtische zurück.

Am 17. November kehrten die Amerikaner wieder. Von 11 bis 13.30 Uhr bombardierten sie den 2., den 18., den 19. und 20. Bezirk. Am Tag darauf kamen der 3., 4., 10., 21. und 22. Bezirk an die Reihe. 510 Tonnen Sprengstoff sollen hauptsächlich auf die Raffinerien bei Korneuburg und Floridsdorf abgeworfen worden sein, aber wie so oft, wurden auch ganz andere Objekte in Mitleidenschaft gezogen. Dann flaute die Aktivität der 15. Luftflotte im Wiener Raum abermals ab. Bis 2. Dezember gab es zwar öfter Alarm, aber nur wenig Schaden.

Am Samstag, dem 2. Dezember, töteten die Amerikaner im 2., 3., 11. und 12. Bezirk etwa 250 Menschen und richteten beträchtliche Verwüstungen an. Nach anderen Berichten sollen 450 Bomber allein gegen Floridsdorf eingesetzt gewesen sein. In den folgenden Tagen kamen die ehemaligen Landeshauptstädte Österreichs sowie kleinere Gemeinden ins Visier der amerikanischen Bombenschützen, während am 7. Dezember viele Jäger der 15. Luftflotte über Wien ausschärmten. Am 11. Dezember erinnerten sich die Amerikaner des Wiener Arsenal, der benachbarten Ostmark-Werke in Simmering und verschiedener Betriebe in Meidling. Die Bomber griffen diese Viertel fast zwei Stunden lang an und verwüsteten dabei zahlreiche Wohnstätten und Geschäftslokale. Währenddessen soll ein anderer Verband mit 450 Maschinen abermals Moosbierbaum angesteuert haben.

Am 15. Dezember lagen mehrere Einschlüge am Westrand der Stadt, am 18. Dezember wieder in Speising sowie im 19., 20. und 21. Bezirk, wo überall Schäden und Opfer zu beklagen waren. Zwei Tage später, also knapp vor der traurigen sechsten Kriegsweihnacht, wurden die ersten sowjetrussischen Aufklärer offiziell im Wiener Rundfunk registriert.

Zu den Feiertagen hielten sich zahlreiche Wehrmachtsurlauber aus den Etappengebieten Südpolens, Kroatiens und aus dem Altreich bei ihren Familien in Wien auf, da in diesen Gegenden noch längere Urlaube gewährt wurden. Viele Soldaten bemühten sich um eine Versetzung in die Heimat, da irgendwo ein Befehl Himmlers existierte, wonach Angehörige bedrohter Reichsgaue im engeren Bereich des in Frage kommenden Gebietes zu verwenden wären. Wien aber war anscheinend noch nicht bedroht genug. So fuhren jene, die keinen Vorwand zum Bleiben fanden, wieder zurück, und ein grosser Teil von ihnen tat dies für immer. Besonders die Ereignisse in Südpolen sollten bald ein derartiges Tempo annehmen, dass selbst aus rückwärtigen Stellungen kein Entkommen möglich war.

Die Bestrebungen zahlreicher Wehrmachtangehöriger, das Kriegsende als mehr oder weniger ambitionierte Verteidiger der engeren Heimat zu erleben, lassen sich in gewisser Hinsicht mit den Intentionen der Ungarn vergleichen, die in der zweiten Oberhälfte 1918 die Rückführung ihrer Verbände von der italienischen Front und aus der Ukraine zur Sicherung des eigenen Landesgebietes anstrebten. Zumindest war dies damals als offizieller Grund des Transfers angegeben worden. Anfang 1945 liess das deutsche Oberkommando selbstverständlich keine Meinungsäusserung oder Diskussion zu, wie ja auch sonst jeder Vergleich mit 1918 aufs entschiedenste unterdrückt wurde. Nur ausländischen Zwangsarbeitern gelang es bereits zu einem früheren Zeitpunkt, Hauswände und dergleichen mit dem Slogan «1944 = 1918» zu bekritzeln.

Was abmarschunwilligen Wehrmachtangehörigen übrigblieb, waren künstlich hervorgerufene Leiden, mit Absicht vergrösserte Transportschwierigkeiten, Bestechung von Einzelpersonen in Frontleitstellen sowie die Erlangung von Sonderaufträgen.

Vorerst aber mussten die Urlauber am 27. Dezember mit ihren Angehörigen in den kalten Luftschutzkellern sitzen, während die Amerikaner Treffer an der Stadlauer Brücke sowie im 11., 18., 19. und im 21. Bezirk erzielten. Die Wiener Bahnhöfe litten, wie bereits einige Male vorher, unter Bordwaffenbeschuss, wobei die Tiefflieger der 15. Luftflotte vornehmlich auf Lokomotiven Jagd machten.

Am 11. November 1944 hatte Blaschke in Ödenburg vor den schon recht herabgekommenen Deutschen und Ungarn dieses Komitates eine zündende Rede gehalten, wobei er auf das Pflichtbewusstsein Wiens anno 1683, 1809 und 1813 besonders hinweis. Zur selben Zeit rühmte der stellvertretende Gauleiter Scharitzer im Hofe der Sandleiten-Siedlung vor 9'000 Volkssturmmännern «das Verschwinden der Unterschiede nach Stand und Rang» in der Gaustadt. Während der 23. Ratsherrensitzung in Wien um Mitte November nahm der Bürgermeister überraschend zur Frage hinsichtlich einer sogenannten «offenen Stadt» Stellung. Er musste zugeben, dass jetzt allerorts ein Gerücht kursiere, demzufolge er selbst für eine

derartige Erklärung zugunsten Wiens eingetreten und darüber mit Schirach in schweren Konflikt geraten sei. Blaschke wies solche Kombinationen aufs schärfste zurück und erklärte sie schon deshalb für unsinnig, weil die Sowjetunion der Haager Landkriegsordnung nicht beigetreten war.

Wiederholt verteilt jetzt die Parteiprominenz Kriegsfreiwilligen-Abzeichen unter den Halbwüchsigen Wiens, wofür mehrere HJ-Banne der Reibe nach antreten müssen. Auch ein Eichenlaubträger und andere Offiziere reden den Jugendlichen zu, schleunigst ins Feld zu ziehen. Daneben sucht das KdF-Freizeitstudio in der Stumpergasse trotz aller Beschränkungen werktätige Mitglieder für Salonorchester, Schrammeln und für einen Freizeitstudiochor. Im «Völkischen Beobachter» geht ein Artikel über acht Spalten dem «Führertyp als Gesamtpersönlichkeit» nach, die Waffen-SS verstärkt ihre Werbung um wehrfähige Burschen, und die Volks- und Sondergerichte lassen sich von Reportern beim relativ harmlosen Teil ihrer Arbeit zuschauen. Öfter sind jetzt kleine Gruppen von Zivilisten, darunter auch Nonnen, in den Strassen zu sehen, die von Bewaffneten aus einem Gefängnis ins andere getrieben werden.

Im Nebelmonat November tauchen wieder die Nibelungen in der Gaustadt auf, und zwar im Festsaal des alten Rathauses, wo Hugo Ellenberger eine Feierabendstunde «Aus dem ewigen Schatz grosser Epik – das Nibelungenlied» gestaltet. In der 23. Sitzung der Wiener Ratsherren am 24. November 1944 berichtet Stadtrat Professor Dr. Gundel, dass der Nationalsozialismus in Wien nun bewusst den positiven Weg der Heiratslenkung beschreite, weswegen im Hauptgesundheitsamt eine auf erbbiologischen Grundsätzen beruhende städtische Ehevermittlungsstelle für Kriegsversehrte und Kriegerwitwen tätig geworden sei. Am 27. November nehmen die städtischen Berufsschulen Nr. 1 bis Nr. 6 wieder den Unterricht auf, und am 29. November stellen sich die prominenten Mitglieder der ExI-Bühne mit dem «G'wissenswurm» erstmals in den Dienst der Feierabendstunden. Mit diesem Einschwenken der ExI-Bühne fand eine jahrelange Fehde zwischen dem Ensemble und der Wiener Stadtverwaltung ihr Ende, oder, besser gesagt, die ExI-Bühne war so weit gekommen, dass sie keinen Widerstand mehr wagte.

Bald nach dem Anschluss hatte das geheime Hakelziehen zwischen Blaschke und dem alten Direktor ExI begonnen. Blaschke vertrieb die ExI-Leute aus dem Bürgertheater und aus dem Theater an der Wien, während sich der alte ExI beim Führer, der ihn in München bewirtete, beschweren wollte. Später konnte sich die ExI-Bühne einige Zeit im 2. Bezirk halten, verlor aber in Wien zusehends an Resonanz; jedoch der Sprung auf die grossdeutsche Filmleinwand gelang ihr.

Auch der Wiener Verkehrsverein lebte Ende 1944 noch. Seine Geschäftsstellen am Schubert- und am Kärntnerring sowie die sechs Auskunftsstellen auf den Bahnhöfen hielten ihre gewohnten Dienstzeiten und konnten das geforderte Arbeitspensum kaum bewältigen. Nach wie vor galt es, den Beherbergungsraum Wien total zu bewirtschaften, d.h. die Quartiere für den kriegswichtigen Berufs- und Reiseverkehr zu sichern, die Aufenthaltsberechtigungen zu überprüfen sowie die Aufenthaltszeit für Fremde zu genehmigen. Endlich hatte man auch die Stundenhotels, soweit sie noch intakt waren, in die Vereinsgewalt gebracht.

Mit Dezemberbeginn feierten die Wiener Muselmanen im Palais Palffy das Kurban-Bajram-Fest. Abermals musste für den Sieg der Deutschen gebetet werden. Auch die Harfe der Frau Professor Dreyer-Zeidler war dort zu hören, und die Gläubigen erzählten sich nachher flüsternd, wie es jetzt im Orient und am Balkan aussehe, wo sich die Briten, die Juden und die Kommunisten gegenseitig das Heft aus der Hand schlagen wollten.

Am Abend des 5. Dezember 1944 versammelte Schirach den Bürgermeister Blaschke, den Stellvertretenden Gauleiter Scharitzer, den Kreisleiter Arnold, den Obergerietsführer

Müller und die gesamte politische Leiterschaft des Reichsgaues im ehemaligen Parlament zu einer Arbeitstagung. Nach mehreren Referaten über den Bau des Südostwalles und die Aufstellung des Wiener Volkssturms kam der Reichsstatthalter auf den Kern der Sache zu sprechen: Er wolle Wien zur «Festung härtesten Widerstandes» machen und «lieber tapfer sterben, als feige sein». Er himmelte den Führer an und weihte ihm «jeden Fussbreit Boden, die Erde und die Herzen Wiens», meinte ferner, dass man sich «auf die Männer der Volkssturmgemeinschaft verlassen könne», liess aber auch durchblicken, dass mit dem Erscheinen des Feindes vor den Mauern der Stadt in Kürze zu rechnen sei. So war er in weltanschaulichen Dingen milde gestimmt, erklärte die Parteimitgliedschaft selbst bei Einheitsführern mittlerer Kategorie für weniger wichtig als den tätigen Beweis nationalsozialistischer Opferbereitschaft und appellierte somit indirekt an jene, die, wie er sich vorsichtig ausdrückte. «1938 abseits gestanden sind». 13 Tage nach dieser Rede vereinigten sich in einer geheimen Zusammenkunft mehrere Widerstandsführer und gründeten das «provisorische österreichische Nationalkomitee» in Wien.

Am selben Tag bat die Kriminalpolizei der Gaustadt die Öffentlichkeit um geneigte Mithilfe bei der Suche nach einer bekannten Wiener Kaffeehausbesitzerin, die scheinbar abgänglich war, während in Wirklichkeit von der Geheimen Staatspolizei bereits die Ermordung der Betreffenden vorbereitet wurde.

Anfang Dezember lässt sich Dr. Bruno Grimschitz noch einmal im Freundeskreis der Akademie der bildenden Künste über Fischer von Erlach und Lukas von Hildebrandt vernehmen, der Deutsche Turnerbund gedenkt in der grossen Turnhalle der Gruppe I seines Gründungsjahres, die Boxfachämter der Sportgaue Wien und Niederdonau vereinbaren einen Vergleichskampf für kommenden Jänner und General Wlassow trommelt in der Gaustadt ukrainische Freiwillige zusammen. Am 5. Dezember treten die Russen zum Angriff auf Budapest an und in Athen verteidigten britische Truppen den Ministerpräsidenten Papandreu gegen kommunistische Freischaren. Im Fernen Osten nehmen die Japaner auf dem asiatischen Festland und bei einigen Inseln ihre letzten Kräfte in einer grossen Offensive zusammen.

Zur selben Zeit versammelt Blaschke die alte Kämpferschaft Wiens für eine Feierstunde, um den 50. Geburtstag des Stadtrates Rentmeister sowie des Gauhandwerksmeisters Gratzenberger bei schalem Bier möglichst urwüchsig zu begehen. Die Feierabendstunden werden durch Jelusich-Vorträge, Anzengruber-Abende und Ausführungen über japanisches Rittertum aus berufenem Munde ergänzt, Burgtheater und Staatsoper öffnen sich erneut für Rezitationsdarbietungen und musikalische Kostproben vor Verwundeten, Hitlerjungen und Rüstungsarbeitern.

Mitte Dezember 1944 findet ein grossangelegter Kongress der Union Nationaler Journalistenverbände in Wien statt. Weitschweifende Reden vieler nunmehr im Exil lebender Schriftleiter aus ehemaligen befreundeten Ländern wechseln mit ausholenden Begründungen des deutschen Rechtsstandpunktes seitens brauner Funktionäre. Die Flamen um den SS-Führer Degrelle treten besonders in den Vordergrund und alles vereinigt sich in der Warnung an etwaige Freunde im Westen, weiterhin mit den Juden und Bolschewiken gemeinsame Sache zu machen. Es gibt auch einige Empfänge und andere Vergünstigungen für Tagungsteilnehmer, doch wird dies der Öffentlichkeit mit Rücksicht auf die allgemeine Situation nicht mehr mitgeteilt. Am Grund funkelnder Weingläser glauben manche Journalisten die Anglo-Amerikaner bereits in heftige Kämpfe mit den Balkanroten verstrickt zu sehen, woraus sich naturnotwendig der bevorstehende Grosskampf zwischen Moskau und den Westmächten folgern lässt.

Die 24. Tagung der Wiener Ratsherren Mitte Dezember 1944 wurde im Gemeindefachsprachgebrauch mit dem Wort «Jahresschlussitzung» bezeichnet. Blaschke wollte bei die-

sem Anlass neue Ratsherren angeloben, die an Stelle einberufener «Kameraden» tätig werden sollten. Unter den Neulingen befanden sich der düstere Leiter des Amtes für Erzieher, Regierungsdirektor Dr. Max Fritz, sowie ein Arbeitsamtspräsident, ein Fuhrwerksbesitzer, zwei Schlosser, ein Angestellter und ein Vorarbeiter. Zur Tätigkeit der Hauptabteilungen übergehend erklärte der Bürgermeister den Ratsherren, dass der Schulunterricht und die Leibesertüchtigung bisher im allgemeinen aufrechterhalten werden konnten. Hernach wandte er sich kulturellen Träumen zu. Er wies auf die Verleihung der verschiedenen Meisterpreise an Wiener Künstler hin sowie auf die Bergung von Kunstgegenständen vor Fliegenschäden. Das stillgelegte Opernhaus der Stadt Wien werde in kürze den Kinobetrieb aufnehmen, und der Verkehrsverein habe im laufenden Jahr bis zur Stunde 152.000 Zimmer mit 210.000 Betten an Reisende vermittelt.

Tatsächlich, Wien war auch in diesem Winter zu einer Art Zentrum für Fremde geworden. Die Ungarn sammelten hier für ihre evakuierten Landsleute Kleider und Einrichtungsgegenstände, die bulgarische Nationalregierung versuchte in der Gaustadt eine Truppe aus bulgarischen Flüchtlingen aufzustellen. Blaschkes verhätschelte bulgarische Kolonie «Rodina» musste gesäubert und erweitert werden, die Zwangsarbeiter- und Häftlingstransporte durch Wien mehrten sich, der Verkehr zwischen den einzelnen Kinderlandverschickungslagern und der Gaustadt schwoll weiter an. Einige Kinderlandverschickungslager mussten damals bereits wegen Feindgefahr aufgelassen und die dort Untergebrachten nach Wien zurücktransportiert werden. Während des slowakischen Aufstandes im Sommer 1944 war Schirach in einem Panzerauto in ein dort befindliches Lager gefahren, um die Evakuierung der kleinen Wiener zu kontrollieren.

Ab 16. Dezember begann im Westen der deutsche Gegenschlag, das heisst, eine später als Rundstedt-Offensive bekanntgewordene Angriffsoperation zwischen dem Hohen Venn und dem Nordteil Luxemburgs splitterte zunächst die amerikanischen Stellungen auf. In die Lücken brausten, der Truppe voran, Lastwagen mit Blaschkes SS-Freunden, die ganz im Stil des Juliputschs von 1934 auftraten. Sie hatten nämlich amerikanische Uniformen angezogen und bemüht sich, englisch zu reden, um so Einlass in feindliche Dienstgebäude, Brückenwachen usw. zu finden.

Die Hauptstelle Kultur im Propagandaamt des Kreises Wiental veranstaltete währenddessen in Verbindung mit dem Kulturamt und den Resten der NS-Gemeinschaft «Kraft durch Freude» eine vorweihnachtliche Märchenstunde für 1000 Kinder in den Stefaniesälen. Am Planettaplatz 19 wurde im Kreiskinosaal Heiligenstadt der neueste Hans-Hass-Film «Pirsch unter Wasser» dargeboten, und ein paar Wiener Fussballvereine spielten auf durchweichtem Grund.

Wie weit trotzdem im Spätherbst des Jahres 1944 das Gerücht verbreitet gewesen sein muss, Wien werde zur «Offenen Stadt» erklärt werden, geht ausser aus dem Dementi des Wiener Bürgermeisters auch aus einem Erlass Himmlers hervor, der vom Kommandeur der Gendarmerie in Oberdonau am 21. November 1944 allen Dienststellen der Ordnungspolizei zur Kenntnis gebracht wurde. Darin erklärte der Reichsführer SS: «Ich verbiete allen zivilen und militärischen Stellen irgendeine Diskussion über eine angeblich beabsichtigte Räumung oder Evakuierung Wiens. Derartige Unterhaltungen sind nur geeignet, törichte Gerüchte in die Welt zu setzen. Wien und die Ostmark werden östlich der Donau und – wenn es sein müsste – an der Reichsgrenze verteidigt, und zwar von der Deutschen Wehrmacht ebenso fanatisch wie vom Volkssturm Wiens. Unberührt davon ist die Verlagerung von Wirtschaftsgütern aus Luftschutzgründen.»

## NEUJAHR DER MOSLEMS

Das «Islamische Neujahrsfest zu Wien» war für 17. Dezember 1944 im Palais Palfy anberaumt. Alle in Wien und Umgebung lebenden Moslems sowie deren Freunde wurden dazu eingeladen. Ein Mufti erschien und besorgte die Koranlesung, woran sich der Vortrag eines Orientalisten der Wiener Universität schloss. Dieser Mann schlug mit seinem Referat sogleich einen geistigen Salto mortale, indem er die jahrhundertalte Bedrohung des Abendlandes durch den Halbmond als Irrtum abtat, von der gesunden und reinen Steppenluft erzählte und daraus folgernd die Bedrohung des wahren Europa und des wahren Asiens durch die Plutokraten aufzeigte. Nach ihm kamen einige der fremden Gäste zu Wort, sogar ein Tatarenchef gab seine Weisheiten zum besten. Später konnte man orientalische Musik hören; besonders Eifrige verfassten ein Telegramm an den Grossmufti und wünschten dem Dritten Reich alles Gute.

Im Dezember 1944 suchten jedoch nicht nur Moslems in Wien offiziell Zuflucht. Nun begingen die bereits viel zahlreicher erschienenen Volksdeutschen aus dem Südosten im Kreis Wienerberg einen «Dorfabend» mit Liedern aus jener Heimat, die sie laut amtlicher Diktion nur «vorübergehend» hatten verlassen müssen. Der Kontakt zwischen den «Umgesiedelten» und der Ortseinwohnerschaft am Wiener Stadtrand sollte weiterhin intensiviert werden. Man war also durchaus auf längeres Bleiben eingestellt und vermied jedes Nachdenken darüber, dass die lange Siedlungsarbeit der Deutschen im südöstlichen Europa innerhalb kurzer Frist aufs Spiel gesetzt und verlorengegangen war. Bald darauf begannen die vorweihnachtlichen Feiern der Stadtverwaltung im Kleinen Festsaal des Rathauses, die vor allem den Kindern gefallener Gefolgschaftsmitglieder gewidmet wurden. Blaschke inszenierte ausserdem einen Weihnachtsempfang für Gemeindebedienstete, denen er dabei Ernennungsdekrete und Auszeichnungen überreichen wollte. Auf diese Weise war ihm wieder Gelegenheit zu einer grossangelegten Rede gegeben, die sich mit jener Pflichterfüllung im Rahmen der Gemeindeobligationen befasste, wie sie seit Jahrzehnten hierzulande geübt wurde. Die damit Angesprochenen fühlten sich teils in ihrem politischen Fanatismus, teils in ihrer schulmeisterlichen Wichtigkeit, zumindest aber in ihrer Methode bestätigt, über die Klippen des Gemeindedienstes bis jetzt leidlich hinweggekommen zu sein. Blaschkes hohe Gestalt, die über die meisten Herren emporragte, schien von der Bürde seines Amtes leicht gebeugt. Das schmale Gesicht mit den ungewöhnlich eitel wirkenden Koteletten rechts und links war noch hagerer als sonst. Niemand konnte von seiner schönen Stirn ablesen, ob der Bürgermeister wirklich noch an den Führer, die übrigen Heiligen der NSDAP sowie an jene Vorsehung glaubte, die schliesslich doch alles zum Guten wenden sollte. Niemand wusste auch, wie dieses Gute überhaupt aussehen mochte, bzw. wie es annähernd zu realisieren wäre. Da kam der Redner auf jene jetzt und immerdar unbedingt notwendige Gläubigkeit zu sprechen, wobei er sich Anregungen beim Christentum holte, dessen Tatzeugen er sogar mit einigen anerkennenden Worten bedachte. Freilich wollte er die eigenen Gesinnungsfreunde als eine den Kirchen ebenbürtige Religionsgemeinschaft genauso geachtet wissen.

Die Primitivität des momentanen Daseins machte sich in den nasskalten Dezembertagen 1944 besonders krass bemerkbar. Die buchstäblich dürr gewordenen Frauen der Gaustadt zogen unförmige Trainingshosen unter ihre Röcke, um sich zu wärmen. Schuttkegel umsäumten allerorts die Fahrbahnen, die meisten Fenster waren mit Pappe oder Holz vermacht. In privaten Zirkeln und in einigen grossen Hotels hielt sich immer noch respektabler Luxus, in verschwiegene Zimmern wurden die vor den Feinden nach Wien geretteten Vorräte auf-

gebraucht und ausschweifende Feste veranstaltet. Primitiver ging es bei jenen Wehrmachtshelferinnen zu, die in Baracken zusammengepfercht waren und dort mit jedweder Männlichkeit vorliebnahmen, die hineingeschmuggelt werden konnte.

Während der Weihnachtsfeiertage 1944 eilten viele Wiener Kulturschaffende in die Lazarette der Gaustadt, um fernab ihrer derzeitigen Dienstverpflichtung an künstlerischen Darbietungen teilzunehmen. Der Richard-Wager-Verband Deutscher Frauen organisierte solche Feiern unter dem Lichterbaum, wobei die Sängerknaben eine Haydn-Oper aufführten und Hilde Konetzny, Alfred Poell, der Staatsopernchor unter Dr. Rossmayer, Richard Eybner und viele andere mitwirkten. In der einzigen verfügbaren Schwimmhalle Wiens, im Margaretenbad, veranstaltete der EWASC ein kleines Schwimmfest, bei dem sich jedoch der Trainingsmangel der Aktiven unangenehm bemerkbar machte. Nur die Hitlerjungen zeigten dort noch gekonnten Stil, während die BdM-Wasserratten Wiens etwas enttäuschten.

Knapp vor Silvester lief sich die deutsche Offensive im Westen fest und die Sowjets drangen vorsichtig in Budapest ein. Am Monatsletzten veröffentlichte Franz Genser im «Völkischen Beobachter» seine neueste Entdeckung aus dem Stadtarchiv: Es war dies der kaiserliche Oberingenieur Georg Rimpler, der 1683 die Wiener Stadtbefestigung vor dem Herannahen des Türkenheeres ausgebessert und daselbst wenige Tage später in einer Bresche den Heldentod gefunden hatte. Im Volksbildungshaus in der Stöbergasse las der Heimatdichter Pankraz Schuk vor.

Am Abend dieses 31. Dezember begaben sich Blaschke und Scharitzer in den Grossen Musikvereinssaal, wo man bei der offiziellen Silvesterfeier für die Wehrmacht noch einmal besonderes Darbietungsniveau zu erreichen hoffte. Das Schneiderhan-Quartett, der alte Friedrich Wührer, Hans Duhan und Elisabeth Höngen, Bruno Seidlhofer und andere Künstler boten eine Erinnerung an Wiens musikalische Glanzzeit. Knapp nach Mitternacht übertrugen Lautsprecher die Neujahrsrede Adolf Hitlers in die Säle des Musikvereins. Die während der Neujahrsnacht im Musikverein Anwesenden gaben sich redlich Mühe, den Worten des Braunauers mit Aufmerksamkeit zu folgen. Den Zuhörern hätte auffallen können, dass Hitler in seiner Begrüssung die Parteigenossen nicht eigens ansprach, ganz so, als ob er an der Hingabe seiner Getreuen jetzt etliches auszusetzen hätte. Aber die meisten Anwesenden waren froh, die Stimme Hitlers überhaupt noch vernehmen zu dürfen und beachteten solche Details nicht.

In vielen Privatwohnungen Wiens hockten die Menschen um Mitternacht vor den grössten Radioapparaten, mit denen man den Österreichdienst der BBC oder einen der getarnten Feindsender abhören konnte. Selbst Parteigänger in höherer Position lauschten trotz der Androhung schwerster Strafen in den nächtlichen Äther, wo der Stern des amerikanischen Militärkapellmeisters Glenn Miller soeben für immer erloschen war. In wenigen Monaten sollte der Commercial Jazz des verschollenen Miller den Triumphzug durch Wien antreten.

Die Prominenten und die Primitiven der Gaustadt hofften auf eine Schicksalswende nach Neujahr. Aber knapp nach Jahresanfang 1945 zerriss eine Bombe den Komponisten des Liedes «Erst wann's aus wird sein», Hans von Frankowsky, samt seiner Frau. Die beiden Angriffe am 15. und am 21. Jänner forderten weit mehr als 1'000 Tote, und mit 7. Februar begann eine Phase intensiver Schläge auf die Wiener Prachtbauten, die bis Ende März anhielt. Mit den Schutz- und Sicherungsaktionen halb zerstörten Kulturgutes war es bald ganz vorbei, nur die sogenannten «Feierabendstunden der NSDAP» zauberten auf Ersatzpodien noch immer Stimmung und Entspannung für die wenigen Zuschauer hervor, wobei sich die dem Rüstungs- oder Aufräumungsdienst zeitweilig entflohenen Künstler Wiens nach Kräften bemühten.

Mit Jahresbeginn 1945 versuchten die Amerikaner abermals, von den Russen Flugplätze in den durch die Rote Armee besetzten Staaten Osteuropas zu bekommen. Die Sowjets, die sehr wohl auf vermehrte amerikanische Angriffe gegen das deutsche Nachschubwesen für Ungarn Wert legten, lehnten ab. Waren für die Sperre ihrer Flugfelder für amerikanische Geschwader im Frühsommer vergangenen Jahres militärische Überlegungen massgeblich gewesen, so dürfte Anfang 1945 der politische Aspekt ausschlaggebende Bedeutung gehabt haben. Die Sowjets hatten aber noch andere Bedenken. Sie fürchteten, dass eine Intensivierung der Raids Wien total zerstören würde und wollten nicht zu Eroberern eines Trümmerhaufens werden. Überdies bekamen sie vor einem irrtümlichen Bombardement der vordringenden roten Panzerspitzen Angst und nahmen daher lieber vermehrte eigene Schwierigkeiten in Kauf. Vielmehr verlangten sie, vor jedem amerikanischen Angriff in Frontnähe benachrichtigt zu werden. Das lehnten wieder die Amerikaner ab und erklärten sich dafür bereit, den Sowjets besondere Funkgeräte zu liefern, die auf den Bordradars der 15. Luftflotte entsprechende Markierungszeichen hinterlassen würden. Am 6. Februar 1945 kam es in Jalta zur Übereinkunft hinsichtlich einer Bombensicherheitslinie, wobei sich die Amerikaner verpflichteten, vor Angriffen östlich dieser Begrenzung das Einvernehmen mit den Russen herzustellen. Aber zunächst musste jedes halbwegs brauchbare Flugwetter für die weite Reise von Foggia nach Wien ausgenützt werden. Auch Süd- und Westösterreich hätte man von Ungarn oder Rumänien aus leichter erreichen können. Die Bomberpiloten erfuhren natürlich von solchen Überlegungen ebensowenig wie die Bevölkerung Wiens, die, soweit sie nicht englische Sender abhörte, überhaupt völlig desorientiert war. Nur beim Lesen der Wehrmachtsberichte erreichten manche eine Interpretationskunst, die sie der Wahrheit nahekommen liess. Aber diese Berichte waren in Sachen Luftkrieg äusserst wortkarg.

Der erste Alarm des Jahres 1945 wurde in Wien am Montag, dem 8. Jänner, um 12.55 Uhr gegeben. Es blieb jedoch bei der Vorwarnung, da nur 250 Bomber einflogen und sich auf Städte in Oberösterreich, der Steiermark und Kärnten verteilten. Am 15. Jänner aber brausten 400 Bomber gegen Wien, das sie knapp vor 14 Uhr erreichten. Fast in allen Bezirken der Stadt stürzten Häuser ein, brannten Gebäude aus, kreprierten Bomben unter dem Strassenniveau. Am 21. Jänner wurden Ziele im 1., 3., 5., 10. und 12. Bezirk aufgesucht, dann war zehn Tage lang nichts von den Amerikanern zu hören. Am Mittwoch, dem 31. Jänner, bombardierten sie Moosbierbaum aus mehr als 500 Flugzeugen und senkten so die Produktion dieses überaus kriegswichtigen Werkes auf einen geringen Prozentsatz. Am selben Tag wurden Anlagen im Bereich des Wiener Westbahnhofes getroffen und die Stadtbahnstation Braunschweigasse ausradiert.

In den folgenden zwei Wochen wurde Wien durchschnittlich jeden zweiten Tag bombardiert, darunter mehrmals der 13. Bezirk mit seinen SS-Quartieren und Nobelvierteln. Die Massierung von 837 schweren Bombern über der Gaustadt am 13. Februar 1945 stellte auch im Bombenabwurf den quantitativen Höhepunkt des Luftkrieges über Wien dar. Das Unternehmen wirkte jedoch nicht so konzentriert wie später die Angriffe vom 12. und 22. März 1945. In die zweite Februarhälfte fallen die schwere Beschädigung des Schlosses Schönbrunn, des Parks und der Gloriette. Das Fresko mit der Allegorie des Krieges wurde dabei samt seiner Umgebung so nachhaltig zerstört, dass es beim Wiederaufbau kaum mehr hergestellt werden konnte. Die Angriffe am 15. und am 21. Februar fügten auch dem Funkhaus des Reichssenders Wien in der Argentinierstrasse schwere Schäden zu, wobei der Radiobühnentrakt mit vier Studios völlig zertrümmert wurde. Auswirkungen auf den Sendebetrieb traten jedoch nicht ein.

## KOPF IM SAND

Am 1. Jänner 1945 begann das Volksbildungswerk in der Wiener Urania mit einem neuen Unterhaltungsprogramm, das der Komiker des Burgtheaters, Richard Eybner, im Alleingang bestritt. Sein Repertoire reichte von böhmakelnden k. u. k. Offizieren bis tief ins Weinhebrische «Wien wörtlich». Die noch übriggebliebenen Wiener Zeitungskritiker verglichen voll Anerkennung das «Gummigesicht» des Rezitators mit Volksschauspielern früherer Jahrhunderte. Die Ratsherren der Stadt Wien, die bereits am 12. Jänner zur ersten Sitzung des Jahres 1945 zusammentraten, bedurften anscheinend geringerer Wandlungsfähigkeit im mimischen Bereich. Denn sie zeigten den Ausdruck äusserster Entschlossenheit bei der Entgegennahme diverser Situationsberichte, die diesmal nicht mit kulturellen Belangen ausgeschmückt wurden. Die Kunde von einer deutschen Angriffsbewegung im Raum Stuhlweissenburg mag ihnen jene Zuversicht wiedergegeben haben, die das offenbare Auf-der-Stelle-Treten der Wehrmacht im belgischen Grenzgebiet langsam, aber sicher zu zermürben begann. Wenn man sich auch im Westen mit blossem Lahmlegen des alliierten Vormarsches zufriedengeben musste, so schien sich doch im winterlichen Ungarn eine Morgenröte abzuzeichnen, in der laut zeitgenössischem Pressekommentar «das deutsche Schwert wieder angriffslustig blitzen konnte».

Die Zuspitzung des Disputs zwischen den Konservativen und der Labour-Seite im feindlichen England liess ein weiteres Hoffnungslicht aufglimmen, das gegen die niederschmetternde Nachricht von der Wiederwahl Roosevelts, den grausamen Kämpfen im ostpreussischen Grenzland und dem nahezu symbolhaften Untergang Aachens aufflackerte. Alles in allem aber waren die Feinde seit einigen Wochen vor dem eigentlichen Reichsgebiet zum Stillstand gekommen, was die braunen Kämpfer als erste Auswirkung der neuerlichen Totalmobilisierung ansahen.

Am 10. Jänner hielt Professor Kindermann im Erocisaal des Palais Lobkowitz einen grossen Vortrag über «Theatergeschichte und Reichsgeschichte» und trug mit seinen Ausführungen zu der etwas widerspenstigen Wiener Expertenmeinung bei, im Theater eine zeitgemässe Kriegswaffe zu sehen und daher die Bühnensperre des Dr. Goebbels so weitmaschig als möglich auszulegen. Im Hietzinger Friedhof begruben Gauleiter Scharitzer und Kreisleiter Arnold kurz darauf den HJ-Oberstammführer Walter Nadler, der die Wiener Sängerknaben und die Rundfunkspielschar der Hitlerjugend betreut sowie allerlei kulturelle Wettbewerbe veranstaltet hatte. Die Philharmoniker absolvierten neuerlich ein Werkspausenkonzert in einem der grossen Wiener Industriebetriebe, der vom Luftkrieg noch nicht erfasst war. Wenig später fand der SS-Gruppenführer Josef Fitzthum irgendwo in der Fremde den Tod, und der Unfallchirurg Professor Lorenz Böhler vollendete, allseits geehrt, das 60. Lebensjahr. Am Heumarkt gab es vor 5000 Zuschauern das Eröffnungsschaulaufen der Eissaison, an dem Eva Pawlik, Helmut Seibt und Inge Solar teilnahmen. Im unterschiedlichen Auf und Ab des Kriegsalltags der Gaustadt nimmt es nicht wunder, wenn der NS-Reichsbund für Leibesübungen jetzt detaillierte Bestimmungen darüber veröffentlichte, wie ein Meisterschaftsspiel der Fussballer bei Abbruch durch Fliegeralarm zu werten sei.

Am 12. Jänner beginnt die neue grosse Offensive der Roten Armee an der Weichselfront, und der «Völkische Beobachter» muss in seiner Ausgabe vier Tage später entsetzt feststellen, dass «Stalin die Entscheidung des Krieges erzwingen will». Der Reichserziehungsminister verfügt schnell die Hochschulreife für Schüler aller 6. Klassen, um die kämpfenden Reihen

aufzufüllen, aber diese Jugendlichen kommen zu spät, weil die deutsche Front im Osten kaum noch zwei Tage hält. Dann wälzen sich die zerschlagenen Verbände nach Schlesien zurück, und die Russen dehnen ihre Angriffsoperationen auf Ostpreussen aus. Doch in Wien wirbt Karli Schäfer, unbeirrt von jeglichem Ereignis, um Premierenbeifall für seine Eisrevue im Kreis III, wo Emmi Putzinger besonders angenehm auffällt. Auch in den Volksbildungshäusern und bei den Feierabendstunden ist das Kopf-in-den-Sand-Stecken weiterhin Trumpf, nur das Fachamt Fussball in der Berggasse stellt wegen eines Bombenvolltreffers vorübergehend den Betrieb ein.

Am 18. Jänner 1945 überreicht Hanns Blaschke dem Professor Dr. Lorenz Böhler die ihm vom Reichsstatthalter verliehene Prinz Eugen-Medaille der Stadt Wien. Etwas verknittert umstehen die Spitzen der Wiener Ärzteschaft, in verschlissene Offiziersuniformen gezwängt, den Jubilar. Die braune Prominenz hält dem stolzen Professor einige Reden, und der Bürgermeister verliest feierlich die Widmungsurkunde. Nicht nur Professoren und Dozenten galt die Aufmerksamkeit der Partei auf akademischem Boden. In den letzten Monaten des Dritten Reiches, als sich die Funktionäre der NSDAP zunehmend mit Waffen versorgten, erfolgte die Gründung einer Legion, die an das studentische Treiben im Jahre 1848 erinnern sollte. Diese Vereinigung, an der sogar Schirach romantisches Interesse zeigte, kam allerdings nirgends zum Einstz. Nur ihr Bestand an Gewehren, Handgranaten und Munition überdauerte im Keller der Wiener Studentenführung den sowjetischen Einmarsch.

Am 20. Jänner wird eine grossartige Begräbnisfeier für Fitzthum in der Säulenhalle des Gauhauses organisiert. Nach einer Trauerfanfare von Robert Ernst, einem Weihespruch und einem Bruckner-Quartett hält SS-Brigadeführer Blaschke die Gedenkrede und stellt fest, dass der Verblichene «dem Gesetz seines Ordens, der SS», gemäss gelebt habe. Man erfährt, dass Fitzthum, der 1943 aus Albanien einen SS-Staat machte, nunmehr «mit ehernen Lettern im Heldenbuche Wiens» eingetragen sei. Am Sonntagmorgen, dem 21. Jänner 1945, wird im verschneiten und zertrümmerten Floridsdorf mit Trompetenschall, Glockenklang, Holzratschen und anderen akustischen Instrumenten um Spinnstoffspenden und Schuhwerk für das sogenannte «Volksopfer» geworben. Andererseits wird bekanntgemacht, dass die Wiener Bevölkerung ab sofort beim Erwerb von Büchern den bisher bevorzugten Grossabnehmern, wie Wehrmacht, Organisation Todt usw., gleichgestellt ist, d.h. in den Buchhandlungen mehr Schrifttum, als bisher zugeteilt wurde, kaufen darf.

Am nächsten Sonntag wollen mehrere Organisationen einen «Schigeländelauf im Wienerwald» von der Meierei Cobenzl bis nach Neuwaldegg unternehmen, und der einschlägige Gaufachwart plant sogar einen Torlauf für Bretteienthusiasten am 4. Februar. Am 25. und 26. Jänner sind die Eislaufgebietsmeisterschaften der Hitlerjugend und des BdM auf dem Heumarkt angesetzt, und die Gewichtheber wollen sich in der Sporthalle Gudrunstrasse treffen. Auch Tischtennismeister, Wasserballer, Fechter, Studentensportler gibt es immer noch, Vergleichskämpfe und Konkurrenzen werden angesetzt, verschoben und dann doch irgendwo durchgeführt, bzw. man tut wenigstens so, als ob es eine fast friedensmässige Begegnung gewesen wäre.

In diesen Tagen hält Professor Dr. Josef Gregor im «Freundeskreis der Akademie der bildenden Künste» einen Vortrag über «Wien als Theaterstadt» und zeigt sich ebensowenig von der Gegenwartslage irritiert wie vorhin die Schiläufer, die ihre Utensilien eigentlich schon längst bei irgendeiner Sammelstelle abgeliefert haben müssten. Auch der Wiener «Goldfüllfederkönig» hatte zu wenig abgeliefert oder zu viel auf Vorrat gelegt und wird deswegen zu sechs Jahren Zuchthaus und 30.000 Reichsmark Geldstrafe verurteilt. Das Sondergericht Wien spricht Todesstrafen am laufenden Band aus, die Gefängnisse gehen von Neueingelieferten nahezu über. Schon um die Jahreswende waren in der Gaustadt mehr als 7'000 Menschen wegen Hoch- und Landesverrat eingekerkert, jene vielen Soldaten, die we-

gen politischer Vergehen von Wehrmichtsrichtern hier gefangengehalten werden, nicht eingerechnet. Die Zahl der in den Ruinen oder im unterirdischen Wien versteckten Deserteure, der zivilen «Unterseeboote» und entlaufenen Zwangsarbeiter wurde von den damaligen Fahndungsstellen bereits auf einige tausend geschätzt, versteckte und offene Sabotageakte, Attentate, Kugelwechsel bei Festnahmen oder Razzien häuften sich. Doch immer noch gelingt es den Agenten der Gestapo, den organisierten Widerstand rechtzeitig aufzudecken oder zumindest lahmzulegen. Die Vorbereitung grösserer österreichischer Aktionen in den ersten Monaten dieses Jahres wird empfindlich verzögert, wengleich der Verdacht nicht mehr zu entkräften ist, dass auch unter den führenden Universitätslehrern, in Literaten- und Bühnenkreisen, kurz, in der kulturtragenden Schicht der Gaustadt Geheimbündelei ärgster Sorte um sich greift. Mit 5. Februar 1945 datiert der Reichsjustizminister ein Schreiben an den Generalstaatsanwalt in Linz hinsichtlich der formlosen Liquidierung politischer Gefangener.

Inmitten dieser gefährlichen Situation hängt der Wiener Bürgermeister Blaschke seinen eigenwilligen Reformplänen nach. Bereits am 21. September 1944, also zur Zeit des Kehraus im Ratsherrensaal, hatte ein gewisser Friedrichs nach einer Wiener Inspektion an Bormann berichtet, dass seit dem Amtsantritt Blaschkes die Gemeinde schlechter denn je geführt werde. Scharitzer habe Sorge, dass Blaschke einer stärkeren Belastung nicht standhält und weich werden könnte ... Blaschke wolle z.B. Bezirksräte aus Männern bilden, die nicht Parteifunktionäre wären. Bei sich selbst wolle er aus ähnlichen Männern eine Art Ratsstube bilden. Pg. Scharitzer hätte angeblich erklärt, auf Grund all der Vorschläge, die Blaschke schon gemacht habe, könne er ihn politisch nicht mehr ernst nehmen.

Nun, das war nur die eine Seite der Sache. Denn es scheint begreiflich zu sein, dass der Bürgermeister, bei aller Treue zum Nationalsozialismus und besonders zur Schutzstaffel Himmlers, die herannahende Katastrophe erkennt und ihr nicht in heroischem Entgegentreten, sondern durch Ausweichen auf neue Wege begegnen will. Seiner Stellung gemäss kann er dies allerdings ausschliesslich in der Wiener Stadtverwaltung und auch da nicht ohne anderweitige Zustimmung tun. Überdies will er stets streng auf dem Boden brauner Weltanschauung bleiben, sich höchstens den Ideen des alten Schönerer nähern und den Dr. Lueger im Sinne Hitlers kopieren.

Anfang 1945 spielt Blaschke also wieder mit der Gedankenwelt von anno dazumal. Er fühlt sich unbeirrt zum Neuerer berufen, glaubt Andersgesinnte überzeugen zu können und ertappt sich dabei selbst bei der Absicht zu prüfen, ob denn jene Andersgesinnten, wenn sie wieder einmal etwas zu reden hätten, auch an Blaschke wohlwollend denken würden. Dementsprechend ist er an der beabsichtigten Reduzierung der Stadt und ihrer Einrichtungen im Falle feindlicher Annäherung desinteressiert. Schon vor einigen Wochen hat er gegen die Verfolgung Oskar Helmers bei Kaltenbrunner interveniert, er versucht sogar, für Karl Seitz etwas herauszuschlagen, wengleich er dabei weniger Glück hat. Immerhin bleibt Seitz am Leben und geniesst irgendwo in Deutschland relative Freiheiten, obwohl er mit den Verschwörern des 20. Juli 1944 Gespräche führte.

Jetzt dehnt Blaschke die Sprechstunden seiner Ratsherren und Stadträte aus, lässt Vorschläge überarbeiten und fördert die öffentliche Berichterstattung aus dem internen Gemeindebereich, wengleich er damit die wegen Papiermangel eingestellten Rathausnachrichten nicht mehr zu neuem Leben erwecken kann. Es gibt eben keine Zuteilung mehr. Unpolitisch und volksnah sollen die Feierabendstunden werden, von denen sich die braunen Fest- und Aufklärungsstunden der Kreisfunktionäre entsprechend zu unterscheiden haben. Seit Wochen werden Furtwängler, Krauss, Knappertsbusch, Böhm und der junge Karajan vom Rundfunk zu Akademien mit «Unsterblicher Musik deutscher Meister» herangezogen, im Palais Pallavicini singen Erika Rokyta und Elisabeth Schwarzkopf zu Klavierbegleitung. Auch das

Schneiderhan-Quartett und die Sängerknaben lassen sich bei passenden Gelegenheiten vernehmen. Inzwischen «erobern» Wiener Volkssturmleute unter den Augen Schirachs bei einer Gefechtsübung die Höhen rings um Giesshübel und geniessen anschliessend einen fröhlichen Kameradschaftsabend mit den Löwingern, ohne zu ahnen, wie bald russische Vorhutten die soeben besetzten Hügel ersteigen werden. Aus den bedrohten KLV-Lagern kommen weitere Wiener Buben und Mädels in die nicht minder bedrohte Gaustadt zurück, und am 30. Jänner, also am Tag der nationalsozialistischen Machtergreifung, heftet Baldur von Schirach persönlich dem Chirurgen Professor Dr. Lorenz Böhler das Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz an die Brust. Wieder stehen die Kollegen herum, um zu gratulieren.

Anfang Februar 1945 fand die 26. Sitzung der Wiener Ratsherren statt, die von einem anklagenden Bericht Blaschkes über die Kulturschäden durch amerikanische Luftangriffe eingeleitet wurde. Ratsherr Liebenberg wollte daraufhin die Dauer- und Wasserwellen bei den Wiener Friseuren eingestellt wissen, doch Blaschke und Gratzenberger verteidigten in einer kurzen Debatte erfolgreich das Recht der Frauen auf tadellose Frisur, obwohl man im Strassenbild nichts mehr davon bemerkte. Hierauf kam Stadtrat Dr. Petersen auf die berufsbildenden Schulen zu sprechen und gab an, dass derzeit 13 gewerbliche, 5 kaufmännische und hausgewerbliche sowie 8 landwirtschaftliche Berufsschulen geführt werden, die 18.000 Schüler in 630 Klassen frequentieren. Die dritten Jahrgänge fallen allerdings aus, weil diese Lehrlinge zur Gänze der Wirtschaft zur Verfügung gestellt wurden. Nur die hauswirtschaftlichen Berufsschulen sind derzeit nicht in Betrieb. Daraufhin wünschte sich der Ratsherr Blauensteiner höchst optimistisch eine besondere Auslese der Lehrkräfte, auf dass der weltberühmte Wiener Geschmack und die nicht minder berühmte Gediegenheit der Warenproduktion nicht verlorengehen. Noch am selben Tage aber wurde durch Zeitungsmeldungen bekanntgemacht, dass die Schüler und Schülerinnen aller berufsbildenden und allgemeinbildenden Schulen Wiens für den Einsatz in der Rüstungsindustrie oder zu anderen unmittelbar kriegswichtigen Aufgaben abgestellt worden seien.

Blaschke eilte kurz nach dieser Sitzung ins Opernhaus der Stadt Wien, wo zwei Monteure mit dem Installieren der Tonfilmapparatur fertig geworden waren. Soldaten der Wiener Garnison und Rüstungsarbeiter sahen sich nun gemeinsam mit dem Bürgermeister die hiesige Erstaufführung des Veit-Harlan-Streifens «Opfergang» an, der vom unvermeidlichen Kulturamtsfilm «Die Steine reden» begleitet wurde. In der Augustinerkirche bereitete die Adalbert-Stiftergesellschaft mit Mozarts Requiem eine Totenfeier für den Dichter selbst sowie für verstorbene und gefallene Mitglieder vor, und im merkwürdigerweise wieder geöffneten Dianabad stiegen die Schwimmer und Schwimmerinnen zu sportlichem Wettkampf ins Wasser. Orel und Ellenberger wandelten am Feierabend «Auf Mozarts Wegen» bzw. zu «Wildgans», andere Gestalter boten «Frohe Laune», «Bei uns z'Haus» und «Wien in Wort und Klang».

Auf Grund von Aufzeichnungen, die ein höherer österreichischer Beamter damals für etwaige überlebende Verwandte verfasste, lässt sich manches Detail aus dem Wiener Leben im Vorfrühling 1945 rekonstruieren. Dabei entsteht ein ganz anderes Bild,

*«Sonntag, 18. Februar:* Gestern und heute war Alarm, aber ohne Aktionen über der Stadt. Wir haben noch immer kein Licht und kein Radio. Die Strassenbahn geht nur bis H ...

*Montag, 19. Februar:* Heute war ich in H. Kerzen holen. Währenddessen wurde Alarm gegeben, und ich ging in den Keller des Ottakringer Bräu. Diesmal löste sich der Penzinger Frachtenbahnhof in Rauch auf, eine Bombe zerstörte die Winkler-Apotheke neben dem SS-Lokal...

*Dienstag, 20. Februar:* Es sind jetzt wieder klare, kalte Tage. Mittags war ein Angriff, das Schloss Schönbrunn soll schwer getroffen sein... Kein Licht, nur wenige Strassenbahnlinien.

*Donnerstag, 22. Februar:* Versuchte bei Schleichhändlern, etwas Essen gegen meine alten Schuhe einzutauschen. Mittags war ein Grossangriff, wir sind lange am Boden des Kellers gelegen. Nachher 12 Kilometer zwischen grässlichen Zerstörungen zu Verwandten gelaufen ...

*Freitag, 23. Februar:* Ein Tag ohne Alarm, aber alle Verkehrsmittel stehen still. Am Abend gibt es endlich Licht und daher Gelegenheit, mit dem Radio ausländische Sender abzuhören.

*Samstag und Sonntag, den 24. und 25. Februar:* Jeden Tag wieder Alarm, aber die Bomber dürften sich die Steiermark und die Südbahn am Semmering vorgeknöpft haben. Kein Wasser, kein Gas und kein Licht. Seit Tagen keine Post mehr ...

*Montag, 26. Februar:* Furchtbare Stürme, aber kein amerikanischer Einflug ... Wir haben kaum etwas zu essen, dafür aber vor Sorgen keinen Hunger. Wir beten viel und frieren trotz des wärmenden Wetters ..

Nun folgen mehrere Tage ohne Alarm, bis Anfang März die amerikanische Luftoffensive wieder einsetzt. Darüber berichtet unser Gewährsmann:

«*Donnerstag, 8. März:* Mittags war lange Alarm, jedoch ohne Angriff auf Wien selbst. Dafür ist der Winter mit ausgiebigem Schneefall noch einmal zurückgekommen ...

*Freitag, 9. März:* Heute waren überall Wehrmachtsstreifen in Aktion, ich sah Patrouillen mit angelegten Gewehren den flüchtigen Soldaten nachsetzen. Heute erschienen auch neue Meldevorschriften für Versprengte mit schärfsten Strafandrohungen ... Wir glauben aber, dass sich alles in Einzelaktionen auflösen wird, weil die allgemeine Verwirrung schon zu gross ist und zu wenig Kontrollkräfte da sind.

*Montag, 12. März:* Diesmal war ein sehr grosser Angriff. Ich sah die Oper und den Heinrichshof brennen, musste viele Kilometer zu Fuss nach Hause gehen. Was für ein Anblick!

*Freitag, 16. März:* So wie in den Vortagen mehrere Stunden Alarm, die Bomber rauschen über uns hinweg, keine Einschläge in der Nähe ...

*Sonntag, 18. März:* Alle Freunde und Bekannten besuchen einander, wenn irgendwie möglich. Niemand hat genug zu essen, da auch die Schleichhandelsverbindungen am Zusammenbrechen sind. Man konsumiert ohne Bedenken Lebensmittel, die an der Grenze des Geniessbaren angelangt sind oder von Infektionskranken abgegeben werden.

*Mittwoch, 21. März:* Um die Sirenen bei Voralarm kümmert sich niemand mehr, selbst bei Vollalarm sind noch viele Leute auf den Strassen. Ich z.B. bin während des Alarms stundenlang mit einem Pferdefuhrwerk der Wehrmacht durch Wien gefahren ...

*Montag, 26. März:* Trotz anhalten der Luftangriffe bin ich viel unterwegs, um etwas Essbares aufzutreiben. Meistens nehmen mich Wehrmachtsfahrzeuge mit, an Arbeit denkt kaum jemand.

*Dienstag, 27. März:* Die Strassenbahn verkehrt wieder auf vielen Linien. In einem Wagen erzählte mir mein Nachbar, dass die Kasernen am St. Georgen-Berg gesprengt werden sollen und sich jedermann aus den dortigen Lagern für die längst verschwundenen italienischen Truppen etwas holen könne. Genauso sei es bei den Magazinen in Brunn am Gebirge-

*Donnerstag, 29. März:* Alles wird ringsum in Verteidigungszustand gesetzt, wir hören Kanonendonner vom Südosten her ..

Die späten Winterwochen des Jahres 1945 gingen langsam zu Ende. Besonders der Februar verging den Wartenden im Schneckentempo. Bei den Luftangriffen am 19. und 21. Februar 1945 waren viele wertvolle Vögel aus dem beschädigten Schönbrunner Tiergarten

entkommen, von denen ein Teil wieder eingefangen werden konnte. Der Gauobmann Schneeberger übernahm in diesen Tagen den Sondereinsatz aller Wiener Arbeitskräfte, um Schäden an Wohnstätten, Kulturdenkmälern und wichtigen Einrichtungen zu beseitigen. Er liess die Belegschaften ganzer Betriebe mit Krampen und Schaufeln ausrücken. Die Planung dieses Einsatzes oblag der Gemeinde und einigen Staatlichen Dienststellen, die dabei anscheinend keine Rücksicht auf die Produktionsunterbrechung nahmen.

Die Angriffspause auf Wien vom 21. Februar bis zum 12. März 1945 liess im Regierungsviertel der Gaustadt noch einmal das braune Leben aufflackern. Die Anhänger Hitlers spürten freilich, dass alles zu Ende ging. Nun sollten die Mächte von gestern, die durch den deutschnationalen Sozialismus längst für überwunden gehaltenen Marxisten, die klerikalen «Dunkelmänner» und die Juden triumphieren. Die alten Kämpfer ahnen nicht, dass sich die Marxisten untereinander tödlich verfeinden werden, dass die Kirche aus ihrer defensiven Geschlossenheit in ungewisses Neuland treten, dass sich die Juden von Mittel- und Osteuropa abwenden werden. Und dass hinter dem Zusammenbruch eine neue Weltkonjunktur wartet, die alles mit sich reisst und die Gegensätze in der Erfolgssjagd nach materiellen Werten auflöst. Den Anhängern Hitlers wird im März 1945 schon eher die Sehnsucht nach einem österreichischen Eigenleben, nach eigener Nationalität begreifbar, die zwar weiterhin wütend abgelehnt werden muss, die man aber wenigstens als Deckmantel gegen die Sieger akzeptieren könnte.

Inzwischen bombt die 15. amerikanische Luftflotte Süddeutschland, Kärnten und Tirol. Dann kommen wieder die Steiermark und Salzburg an die Reihe, bis der Rückstau in den getroffenen Eisenbahnanlagen so gross ist, dass die Aufklärer das Ende des deutschen Verkehrswesens greifbar nahe unter sich sehen. Trotzdem, auch auf diesem Sektor dauert alles viel länger, als man sich vorgestellt hat, man braucht viel mehr Bomber, mehr fliegendes Personal, mehr Sprengstoff und Zeit, um dem beabsichtigte<sup>e</sup> Ergebnis nahe zu kommen.

Am 7. und 8. Februar 1945 war das Verderben erneut über das Rathausviertel hereingebrochen. Im nahen Parlamentsgebäude wurden ein paar höhere Volkssturmführer getötet, die Schirach kurz darauf spektakulär begraben liess. Das Rathaus selbst bekam mehrere Treffer ab. Am 21. Februar detonierten abermals Bomben in seiner unmittelbaren Umgebung, am 12. März sank die Oper in Schutt und Asche, das Burgtheater, die Hofburg, das Kunsthistorische Museum mit dem Schwind-Denkmal, der Stephansdom und die Albertina wurden besonders in Mitleidenschaft gezogen. Der feudale Philipphof begrub mit seinen Trümmern zahlreiche Schutzraumsinsassen, von denen manche nie mehr gefunden worden sind. Dies dürfte seit Beginn des Jahres 1945 auch das Schicksal von Verschütteten in anderen Stadtteilen geworden sein, so dass sich die Verlustbilanzen immer mehr vergrösserten.

Am 22. März war wieder das Rathaus an der Reihe, doch erlitt vor allem die Universität bei diesem Angriff ausgedehnte Schäden. Vom 12. März bis zum 4. April kamen die Amerikaner fast jeden Tag. Im Spätwinter wurden ausser Schönbrunn, die Gloriette, das Belvedere, die meisten Hochschulen, das Schwarzenbergpalais, die Sezession, die Kunstakademie, das Haus der Technik sowie zahlreiche kleinere Palais und Kirchen zu Bombenopfern. Oftmals stürzten die Explosivkörper in schräger Bahn zuerst in die Kellerräume und rissen die Gebäude von unten her auf. Es ergibt sich von selbst, dass angesichts dieser Entwicklung von einer Teilnahme nennenswerter Bevölkerungskreise an den von städtischen oder staatlichen Dienststellen gebotenen künstlerischen Ereignissen nicht gesprochen werden kann. Vielmehr war man mit Ausnahme bestimmter Parteigänger und älterer Damen nicht einmal in der nächsten Umgebung daran interessiert oder darüber orientiert. Zeitungsankündigungen oder Rezensionen geben der Nachwelt daher ein falsches Bild.

Für den amerikanischen Luftangriff auf Wien am 12. März 1945 machen sich in Südtirolen 750 Bomber bereit. Es handelt sich dabei um die grösste Einzeloperation der 15. Luftflotte während des Zweiten Weltkrieges, denn 1667 Tonnen Sprengstoff sollen der Ölraffinerie in Floridsdorf den Garaus machen. Doch auch im übrigen Stadtgebiet gibt es begehrten Ziele. Da kaum mehr deutsche Jagdflugzeuge zu fürchten sind, können die Amerikaner in aufgelockerten Formationen anfliegen, was wiederum die Gefahr durch Flakbeschuss mindert, aber gleichzeitig den präzisen Wurf beeinträchtigt. Neben Treibstoffwerken stehen für den 12. März diverse Verkehrsanlagen auf der Zerstörungsliste. Damit ist der Zusammenhang mit den sogenannten Nachschubzielen hergestellt, da Wien bereits in der Etappe der langsam zurückweichenden Südostfront liegt. In den folgenden Tagen gehen die Amerikaner fast ganz auf das Bombardement von Verkehrsknotenpunkten, rollendem Material und dergleichen über. Beim Bahnhof Gloggnitz kommen die Bomber noch am 2. April 1944 zum Abwurf und erwischen beinahe die russischen Vorausabteilungen.

Im Gestapo-Hauptquartier am Morzinplatz und in den anderen Vernehmungs- und Gerichtsgebäuden sowie bei der Wehrmachtstreife in der Rossauer-Kaserne kam es jetzt zu entsetzlichen Ausschreitungen, die manchmal ganze Familien in Mitleidenschaft zogen. Das gleiche gilt für die Gefängnisse bzw. Wehrmachtanstalten in den ehemaligen Bundesländern, vom Konzentrationslager Mauthausen mit seinen immer zahlreicheren Aussenstellen und deren Bluthunden gar nicht zu reden. Auch die Tötungsanstalten für erbkranken Nachwuchs wurden nicht nur für bedauernde Irre eingesetzt, mehrere Missliebige verschiedenster Art verloren dort ihr Leben. Veruche, in den Niederen und Hohen Tauern Freischärlergruppen zu bilden, wurden, sofern man ihrer habhaft werden konnte, durch einfaches Erschlagen am Ort beendet. Was Wunder, dass sich die Ordnungs- oder Kriminalpolizei beim Aufeinandertreffen mit Verdächtigen unverzüglich in kleinere Feuergefechte verwickelt sah, da die Betroffenen in der Regel wussten, was ihnen bevorstand, wenn sie sich festnehmen liessen.

Aber zwei Gassen weiter merkte man gar nichts davon und daneben gab es irgendwo im Stock eines der alten Zinshäuser ein improvisiertes, elegantes Speiselokal ohne jegliche Markenabgabe und ebenso eleganten Damen, die auf Wunsch dienlich waren, während Gestapobeamte oder Spitzel aus stillen Ecken heraus observierten.

## OPER UND BURG

Das Schicksal der Wiener Staatsoper scheint schon im September 1944 besiegelt worden zu sein. Damals schritt eine Kommission des Arbeitsamtes im Hause umher und liess sich das gesamte Bühnen- und Verwaltungspersonal vorführen. Nun halfen keine Ausreden, die Bescheinigungen höchster Gönner wurden zu einem Fetzen Papier, der totale Krieg forderte unerbittlich seinen Tribut. Auch die 21 Feuerwehrleute des Hauses verschwanden, und nur vier mehr oder weniger invaliden Männern gelang es, im Feuerlösch- und Luftschutzdienst der Oper zu verbleiben.

Einer Handvoll Menschen waren also jetzt jene unermesslichen Werte, die im Hause eingelagert waren, anvertraut und machten die Betroffenen nervös. Es reifte daher bei ihnen ein wohlgemeinter, jedoch äusserst verhängnisvoller Entschluss: Auf ihre Anforderung hin rückte aus nahen Lazaretten ein Detachement Genesender in die Oper ein, um hier nach Luftangriffen oder des Nachts Wachdienste zu versehen. Die mit Gewehr und Stahlhelm ausgerüsteten Soldaten umkreisten das Gebäude und erweckten bald bei Passanten den Eindruck, hier werde ein getarnter, kriegswirtschaftlicher Betrieb grössten Ausmasses geschützt. Hinzu kam, dass die Luftschutzkeller der Oper für die Öffentlichkeit geschlossen blieben und nur wenigen, noch beim Donner der Flak durch die Strassen hastenden Passanten der Einlass in die Tiefe gelang. Daher hat auch niemand die Anstrengungen der Direktion ernstgenommen, die so, sehr um die Bewahrung des Hausgeistes bemüht war, dass sie sogar kriegswichtige Aufträge für ihre Schneiderwerkstätten ablehnte. Die Opersneiderinnen mussten vielmehr in die Räumlichkeiten der Firma Esders marschieren und dort ihre Arbeiten verrichten.

Die beiden am 12. März 1945 mit Feuerschutzmassnahmen in der Oper befassten Mitarbeiter Weigl und Gaunersdorfer erinnern sich später voll Schrecken an jenen Montag im März. Schon um 8 Uhr früh hatte die Sonne den Morgennebel über Wien gelichtet. Bald tönten die ersten Alarmsirenen, doch bis Mittag flogen die amerikanischen Bomberverbände fast ohne Abwurf über die Stadt hinweg. Knapp nach 13 Uhr teilte die unterirdische Befehlsstelle der Oper mit, dass nunmehr mit einem Angriff auf das Wiener Stadtzentrum zu rechnen sei. Gleich darauf detonierte eine Bombe auf der nahen Albrechtsrampe, die nächste schlug schon beim Tor in der Operngasse ein, wo mehrere Pferdefuhrwerke, die unter den Arkaden des Hauses Zuflucht gefunden hatten, zu einem Knäuel von Kadavern und Rädern schrumpften.

Zwei Sprengkörper zerrissen hierauf die Bühne an der Philharmonikerstrasse und warfen den eisernen Vorhang mitten in den Zuschauerraum. Zwei Phosphorkanister folgten und spritzten ihre Ladung von der Bühne in die ungeschützte Weite des Hauses; die nächste Sprengbombe explodierte beim Kaisersaal.

Während unten in den Kellern etwa 1000 Ballettratten, Sänger, Musiker und Maskenbildner mit ihren Angehörigen um die Notlampen sitzen, rennen oben ein paar Beherzte zwischen den 62 Hydranten des Hauses umher und setzen die Berieselungsanlage in Bewegung. Doch nach einem gurgelnden Geräusch kommt nichts mehr aus den Öffnungen, denn die Amerikaner haben bereits mit weiteren Treffern das Rohrnetz der Inneren Stadt zerstört. Gaunersdorfer läuft zu den Löschteichen vor der Oper hinaus und entdeckt, dass der Luftdruck einschlagender Bomben den Wasservorrat dieser örossbehälter in alle Winde schleuderte. Auf der Ringstrasse prescht gleich darauf ein Zehn-Tonnen-Wasserwagen vorbei, Gaunersdorfer hält ihn an und will ihn bei der Oper zum Einsatz bringen. Eine neue amerikanische Angriffswelle donnert mittlerweile im Tiefflug von der Paulanerkirche her über das

Operngelände und verursacht derartige Sturmböen, dass die letzten Fluten in den Löschteichen schwinden. Auch der schwere Tankwagen wird umgestürzt und weggeblasen. Gaunersdorfer verliert für einige Zeit jedes Wahrnehmungsvermögen, arbeitet sich aber irgendwie zum Eingang in das unterirdische Opernreich zurück.

Als die Flammen die Gänge des Hauses erreichen, beginnt die Evakuierung des Luftschutzkellers vordringlich zu werden. In einzelnen Büroräumen des Souterrains herrschen schon 80 Grad Hitze. Ohne Panik taumeln die Menschenmassen nach oben und bemerken erst jetzt das Ausmass der Katastrophe. Inzwischen sind ausländische Einheiten der Wiener Feuerschutzpolizei eingetroffen, doch die hungrigen Italiener und Ukrainer betteln um Brot, bevor sie Hand anlegen wollen. Weigl und Gaunersdorfer erhalten durch eine Schlauchlinie vom Wienfluss her Wasser, das dem Vordertrakt der Oper zugute kommt und dort tatsächlich einige Bauteile der Nachwelt bewahrt. Erst viel später werden auf Drängen des Reichsstatthalters zwei Schlauchlinien bis zum Donaukanal gelegt, doch hat diese Massnahme keinen Einfluss auf das Geschehen mehr. Sie dient eher einem Propagandazweck, demzufolge die Hilflosigkeit ringsum sichtbar in Abrede gestellt werden soll.

Ein Sonderkorrespondent der Wiener «Presse» meldete am 2. September 1950 aus Washington, dass die amerikanischen Flieger am 12. März 1945 mehrere 500-kg-Bomben über der Oper abgeworfen hätten. Mit diesen Sprengkörpern hätten sie in einem Zug auch die Albertina, den Philipphof und das Burgtheater getroffen. Ein zweiter Bombenteppich wäre auf den Franz-Josefs-Kai, die Häuser am Hohen Markt, die Sakristei von St. Stephan, das Erzbischöfliche Palais, die Salvatorkirche, die Börse, die Häuser hinter Maria am Gestade und das Schönborn-Palais niedergegangen. Der Korrespondent nannte diesen den schwersten von insgesamt acht Angriffen, die bis zum Herannahen der Roten Armee geplant waren. Wirklich zählte man in Wien am Abend des 12. März 1945 bis zu 150 grosse Bombentrichter und konnte zwei Ausklinkphasen feststellen. Allein 75 Trichter lagen in Opernnähe.

Der Washingtoner Berichterstatte bezeichnete einen Captain Alfred, ohne dessen weiteren Namen mitzuteilen, als den verantwortlichen Einsatzleiter in Foggia. Besagter Alfred sei später Rechtsanwalt in Texas geworden. Am Morgen des 12. März 1945 hätte er den Besatzungen einer Flying Fortress-Gruppe das Werk in Moosbierbaum als Ziel angegeben, das jedoch dann von einer dichten Wolkendecke geschützt gewesen sei. Hiezu muss allerdings bemerkt werden, dass die Amerikaner infolge ihres hochentwickelten Bordradars durchaus in der Lage waren, ihre Ziele auch ohne Bodensicht zu erkennen. Am nächsten Tag hätte Captain Alfred, so schliesst der Bericht, durch deutsche Zeitungen vom Wiener Opernbrand erfahren und die verantwortlichen Besatzungen mit Startverbot gemassregelt.

Drei Tage nach diesem Korrespondentenbericht in der «Presse», d.h. am 5. September 1950, als der Koreakrieg gerade einem neuen Höhepunkt zustrebte, machte sich die «Österreichische Volksstimme» über die Captain-Alfred-Story lustig. Das kommunistische Blatt, das in der gleichen Ausgabe McArthur der wahllosen Bombardierung koreanischer Wohnhäuser beschuldigte, meinte aufgebracht, die Geschichten um Alfred seien «der klägliche Rechtfertigungsversuch für einen mutwilligen Zerstörungsakt hemmungsloser Luftpiraten».

Tatsächlich hausten die angeblichen Luftpiraten am 12. März 1945 in der Oper selbst weit weniger blutig als in deren unmittelbaren Umgebung. Schon im Eckblock Operngasse-Ring ereilte viele Wiener der Tod. Sie hatten sich im unterirdischen Speisesaal des ehemaligen Restaurants «Dreher», der als Luftschutzkeller deklariert war, zusammengefunden und wurden dort von einer alle Stockwerke durchschlagenden Bombe erreicht. Noch viel schrecklicher ging es unter dem brennenden Philipphof zu, in dessen Luftschutzkellern wohl mehr als

200 Personen eingeschlossen waren. Ein führender Wiener Filmproduzent und ein im ganzen Reich berühmter Mime hatten sich ungeachtet aller Warnungen bei Alarm wiederholt mit mehreren Balletteusen in eine Luxuswohnung dieses Hauses zurückgezogen und überlebten relativ wohlbehalten auch diese Attacke. Jenen aber, die in den Keller gestiegen waren, wurde durch Explosionen, herabstürzende Mauern, die Glut des Brandes und schliesslich durch kopflose oder unzureichende Rettungsaktionen ein grässliches Schicksal bereitet. Erst gegen Abend gelang es den Einsatzkräften, in einen Teil des Kellers vorzudringen. 27 Menschen, die im siedenden Löschwasser gekocht worden waren, wurden zunächst nach oben gebracht. An einer anderen Stelle, gleich unterhalb eines Selcherladens, glückte zur selben Zeit die Freilegung des Notausstieges, und dadurch konnten einige Personen noch lebend ins Freie getragen werden. Dann wurden die heimischen Kräfte abgelöst, und ungarische Honveds begannen weiterzugraben. Der Bergungserfolg war gering, allgemein breitete sich Erschöpfung und Gleichgültigkeit aus. Immer wieder flammten Glutnester hoch, die kargen Berichte der Feuerwehrzentrale sprechen von Nachlöscharbeiten bis gegen Ende März. Auch Pölzungen sind noch tagelang versucht worden, wohl weil man immer noch hoffte, in der Tiefe Verborgene zu finden. Von einem bekannten Wiener Lebensmittelfabrikanten wird berichtet, dass er sich am 12. März 1945 aus seinem Betrieb in Favoriten in die Innere Stadt fahren liess. Von besonderer Unruhe getrieben, glaubte er sich in den Schutzräumen des 10. Bezirks nicht sicher und eilte nun, von seinem Chauffeur begleitet, im Stadtzentrum von Keller zu Keller. Den beiden gelang sogar der Eintritt in die unterirdische Welt der Staatsoper, wo der Fahrer kategorisch erklärte, bleiben zu wollen. Sein Herr aber fühlte sich vom Luftschutzkeller des Philipphofes so sehr angezogen, dass er hinüberlief und dort seinen Tod fand.

Die folgenden Angriffe und das um sich greifende Chaos hemmten bald jeden weiteren Rettungsversuch, zumal es aussichtslos wurde, jemand noch lebend vorzufinden. Im Depeschenprotokoll der Wiener Feuerwehrzentrale bzw. im Brandjournal dieser Dienststelle findet sich die letzte Eintragung am 7. März 1945. Dann ist bis 23. März nichts mehr vermerkt worden, wohl deshalb, weil angesichts der Vorkommnisse ringsum niemand zum Schreiben gekommen ist. Immerhin wurde im nachhinein festgehalten, dass am 13. und am 17. März in der Oper sogenannte Nachlöscharbeiten vorgenommen worden sind.

Die Oper brannte den ganzen Nachmittag des 12. März und die darauffolgende Nacht. Erst im Laufe des Dienstag, des 13. März 1945, beruhigte sich das Feuer. Bald stellte sich heraus, dass nur das Hauptvestibül, die Zentraltreppenanlage, das Foyer im ersten Stock, die Loggia mit den Schwind-Fresken und der Teesalon vor der Festloge das Unglück einigermaßen überstanden hatten.

Auch der damalige Hausverwalter des Burgtheaters, Regierungsrat Ludwig Kling, der gleichzeitig mit Luftschutzaufgaben betraut war, hat den Angriff am 12. März 1945 lange nicht vergessen. Ähnlich wie bei der Oper waren in den drei Stockwerke tiefen Kellern des Burgtheaters nahezu 2000 Leute untergebracht, und eine eigene Kinderabteilung sorgte dort für kleine Wiener. Am frühen Nachmittag raste eine amerikanische Bombe durch die oberhalb der Hinterbühne befindliche Waffenkammer und warf mit riesigen Steinbrocken um sich. Ein anderer Sprengkörper stürzte auf der gegenüberliegenden Strassenseite in den Keller des Wirtschaftstraktes des Palais Liechtenstein und tötete mehrere Mitglieder der Familie sowie zahlreiche Angestellte.

Wenige Tage vorher waren im Burgtheater noch einige Sondervorstellungen der «beiden Klingsberg» über die Bretter gegangen, womit der Theaterschliessung im September vorigen Jahres auch hier ein Schnippchen geschlagen wurde. Aber viel brennbare Zeug blieb auf der Bühne und in den Garderoben zurück. Andererseits waren die Schauspieler, z.B. Liewehr, Hennings oder die Bleibtreu, im Hause stets bei Bergungsarbeiten zur Hand.

Drüben bei den Liechtensteins nützten solche allerdings nicht mehr viel, bald hatte man dort 19 Leichen freigelegt. Die Prinzessin selbst soll ihren Gatten unmittelbar vor dem Einschlag in entfernt liegende Räume geschickt haben, um Familienschmuck oder ein Kindermanterl zu holen. Diese Trennung rettete ihm das Leben und brachte ihr den Tod.

Im Burgtheater gewöhnte man sich an allerhand Ungemach seitens des Liechtensteinischen Hauses. So rammte um diese Zeit ein havariertes amerikanischer Bomber, der anscheinend eine Landung im Volksgarten oder am Heldenplatz versuchen wollte, das Dach des Palais, explodierte und schleuderte glühende Wrackteile sowie menschliche Gliedmassen durch die rückwärtigen Fenster des Burgtheaters. Alsbald brannten dort die Schreibtische und Portieren, die nun ihrerseits von den Luftschutzleuten durch die Fenster auf die Strasse gegen das Palais zu geworfen wurden.

Mit dem 12. März 1945 trat im Wiener Burgtheater, dessen Elevinnen zumeist in der nahen Singerstrasse bei einem kriegswichtigen Hemdenmacher mit Nadel und Zwirn arbeiteten, eine Ruhepause ein. In Baden bei Wien aber schritt der seinerzeitige Direktor des Hauses, Max von Millenkovich-Morold, den kommenden Ereignissen ins Jenseits voraus. Der alte Millenkovich-Morold starb völlig vereinsamt. Noch vor wenigen Jahren hatte er geglaubt, seitens der Nationalsozialisten würde ihm endlich jene Anerkennung zuteil werden, um die er bei anderen ohne Erfolg vorstellig geworden war. Ins Burgtheater wollte man ihn allerdings nicht mehr zurücklassen, aber Essays und literarische Beiträge zum Zeitalter Adolf Hitlers nahmen die Kulturgewaltigen gerne entgegen. Sogar das Textbuch für eine musikalische Uraufführung in der Volksoper wurde ihm abgekauft. Die ganze Sache war leider ein Durchfall, wenngleich dies selbstverständlich nicht zugegeben wurde.

Mitte März 1945 dachten in der Gaustadt wenige an Millenkovich. Die 27. Sitzung der Ratsherren am 16. März stand ganz unter dem Eindruck der soeben erlittenen Bombardements. Blaschke kondolierte zunächst summarisch den Leidtragenden und nannte zu den bereits bekannten Schadensstellen noch die Hofstallungen sowie die Prunkbauten in der Renngasse und Wipplingerstrasse, das Deutsche Volkstheater und den Sakristeitrakt von St. Stephan. Er versprach den Menschenopfern ein gemeinsames Grab an einem bevorzugten Platz im Wiener Zentralfriedhof, wobei spätere Exhumierungen möglich sein sollten. Privatbegräbnisse waren zunächst wegen der Transportschwierigkeiten untersagt, die Gemeinde übernahm alle Trauerzeremonien bzw. deren Kosten. Der Ratsherr Liebenberg empfahl, die Bombenschäden an den Kulturwerken Wiens durch Künstlerhand als Dokumente anglo-amerikanischer Barbarei festzuhalten. Blaschke sagte zu, auf der nächsten Ratsherrensitzung über diesen und andere Vorschläge zu referieren, doch kam das Ende des Dritten Reiches in Wien früher als diese Zusammenkunft.

In den Winternächten 1944/45 hatten die Sowjets mehrmals in den Wiener Luftbereich vorgefühlt, doch war es mit mutmasslicher Ausnahme eines Treffers im Belvederegarten zu keinen erinnerungswürdigen Abwürfen im Stadtzentrum gekommen. Anfang April 1945 erschienen sie mit einigen Bombern und Schlachtfliegern über der Gaustadt und bereiteten hier durch Sprengkörper kleineren Kalibers sowie Bordwaffenbeschuss die Aktionen der Roten Armee vor. Die Verluste der Zivilbevölkerung waren beträchtlich, wenn diese ausserhalb der Schutzräume überrascht wurde. Alles spielte sich während des sogenannten Kleinalarms ab, der die Vorwarnung abgelöst und zu einem Dauerzustand geführt hatte. Der gewohnte Hauptalarm sollte dem neuartigen Feindalarm weichen, wobei mittels Sirenenton das Herannahen durchgebrochener Kampfswagen angekündigt und zum Griff nach der Panzerfaust aufgefordert wurde. Allerdings ist dieses System von der Bevölkerung der Gaustadt ausnahmslos ignoriert worden.

Die Wiener Gesamtverluste durch Luftangriffe im März und April 1945 wurden von den Deutschen nicht mehr veröffentlicht, konnten wohl von ihnen auch nicht mehr festgestellt

werden. Sicher übertraf die Zahl der Opfer die Ergebnisse vorangegangener Bombardements. Bis in die letzten Tage der NS-Herrschaft wurden private Einzelanzeigen von Getöteten des «Luftterrors» publiziert, wobei es sich vorwiegend um braune Funktionäre oder zumindest prominenterer Vertreter des öffentlichen Lebens handelte. Blaschke trug sich bis zum Schluss mit Ideen zur künstlerischen Ausschmückung der Gemeinschaftsgrabstätten des Bombenkrieges innerhalb des

Vormarsch ins unendliche Nordland an, kämpften sich rund 500 in seinem ehemals jüdischen Teil bereits schwer getroffenen Zentralfriedhofes.

Noch am letzten Februartag des Jahres 1945 hatte Reichsminister Dr. Goebbels eine rachedurstige Rede gehalten, durch die er die Hoffnung der Weltöffentlichkeit auf eine unmittelbar bevorstehende Waffenstreckung der Wehrmacht zunichte machte. Auch die letzten Verbündeten des Dritten Reiches in Europa, die Slowaken und Kroaten, bekannten sich in offiziellen Erklärungen zur Fortsetzung des gemeinsamen Kampfes. Die Reichsfeinde waren darüber sehr erbittert, bedeutete dies doch für ihre Armeen und Luftflotten neue Verluste an Menschen und Material, für die in brauner Gewalt Befindlichen erhöhte Lebensgefahr und für die englische Zivilbevölkerung weitere Ausfälle durch deutsche Vergeltungswaffen.

Am 1. März veröffentlichte das Deutsche Volksbildungswerk im Gau Wien sein Programm für das kommende Sommersemester, wobei auf fast friedensmässige Ausstattung Wert gelegt wurde. Unter den projektierten Vortragsserien fiel die kulturgeschichtliche Referatsfolge «Wien» des favorisierten Stadthistorikers Dr. Walter besonders auf. Auch die «Pradler Ritterspiele», die Wien mit humorvoller Schauerromantik erfreuten, durften das Bühnenleben in der Gaustadt fortsetzen. Dies also zu eindr. Zeit, da in den Tiroler Bergen Fallschirmspringer niedergingen, Scharmützel mit Untergrundkämpfern stattfanden, Gefangene zu Tode geschunden wurden und halb Innsbruck in Trümmern lag.

Am Nachmittag des regnerischen 6. März 1945 wurde am Neustifter Friedhof wieder einer der braunen Kämpfer aus der Systemzeit zu Grabe getragen. Diesmal handelte es sich um den soeben zugrunde gegangenen Hauptschriftleiter Ernst Handschmann. Sein letzter Weg wurde vom Stellvertretenden Gauleiter Scharitzer, vom Bürgermeister Blaschke, hohen Offizieren, politischen Leitern sowie von Wiens grossdeutscher Journalistenschar umsäumt. Sehnsüchtig warteten alle auf jene historische Wende an der Ostfront, wie sie am selben Tag in Berlin von Generaloberst Guderian auf einer Pressekonferenz angekündigt worden war. Tags darauf machten sich die Trauergäste auf den mühseligen Weg ins Palais Schönborn, um einer Totenfeier für Handschmann beizuwohnen, also eine Art neutonische Seelenmesse für ihn zu hören. Der Verblichene hatte vor kurzem aus dem «Kleinen Blatt» und der «Wiener Kronzeitung» die sogenannte «Kleine Wiener Kriegszeitung» fabriziert. Diese Publikation berichtete Anfang März 1945 sowohl über die frischgebackenen acht Wiener Sporthennadelträger wie auch über Massenhinrichtungen von «Separatisten und Kommunisten» in Linz sowie über mehrere Todesurteile in Salzburg. Im Kulturteil des Blattes lobte Professor Heinrich Damisch als Musikkritiker jenes Karfreitagskonzert 1945, das Knapertsbusch im Grossen Wiener Musikvereinsaal mit Irmgard Seefried, Alfred Poell und dem Orgelvirtuosen Professor Schütz aufführte. Die «Kleine Wiener Kriegszeitung» kündigte weiters ein Konzert der Reichshochschule für Musik am 7. April 1945 im Brahms-Saal an. Dieses Vorhaben bedurfte aus verständlichen Gründen keiner Rezension durch Professor Damisch mehr.

Die Wiener Konzertsaison des Spätwinters 1945 machte das seelische Ausharren bis zum Ende der deutschen Umrüstungsperiode und dem daraus folgenden Wechsel des Kriegsglücks bedeutend weniger leicht, als dies von Kulturlenkern angenommen worden war. Wahrscheinlich waren Georg Oegg, die reizende Vilma Lipp, das Weissgärber-Quartett, die

Bach-Gemeinde, ja selbst Furtwängler mit den Philharmonikern trotz der vielen Verpflichtungen nicht mehr recht bei der Sache, wiewohl sie sich schon im Interesse ihres künstlerischen Rufes redlich um Entspannung und Erbauung bemühten. Am Samstagabend, dem 10. März, brauchte Schirach den Grossen Konzerthausaal für eine Kundgebung der 16-jährigen Volkssturmsoldaten, die Hauptbannführer Lauteracher herbeibefohlen hatte. Schirach erzählte ihnen von seinem vor kurzem erfolgten Besuch beim Führer in Berlin, der ihn gleich gefragt habe, ob Wien auch das Äusserste, so wie die Altreichstädte, ertragen könne. Daher ermahnte Schirach seine jungen Zuhörer zu unbedingter Entschlossenheit und Bereitschaft allen kommenden Prüfungen gegenüber.

Um den 10. März 1945 hörte das nasse Spätwinterwetter plötzlich auf und eine Serie schöner Tage erinnerte an eine ebensolche Zeit vor sieben Jahren, als die überschwenglichen Anhänger des Braunauers vom sogenannten «Führerwetter» sprachen. Aber die Luft war schlecht, denn die Kehrrichtabfuhr funktionierte seit geraumer Zeit nicht mehr. Rund 200.000 Kubikmeter Müll warteten bereits auf Transportmittel, die dafür nicht mehr zu haben waren.

Zum erstenmal wurde jetzt auf besondere Feiern zum Jahrestag des Anschlusses am 12. oder 13. März verzichtet, man vergrub sich lieber in mystisches Totengedenken, wozu die allgemeinen Nachrichten vom Kriegsschauplatz wie auch die Einzelmeldungen vom Sterben bekannter Sportler/Parteifunktionäre sowie von Sippen, die in östliche Feindeshand gefallen waren, Anlass boten. Dem in Baden zunächst unbemerkt dahingegangenen Kulturamtsfreund, dem ehemaligen Burgtheaterdirektor Max Millenkovich-Morold, widmete der «Völkische Beobachter» am 14. März einen überaus ehrenden Nachruf.

Am 12. März 1945, also während des Bombardements von Oper und Burgtheater in Wien, begann ein deutscher Vorstoss östlich und südlich des Plattensees. Blaschke schöpfte zum letztenmal Hoffnung und war daher ganz der Wehrmacht zugetan.

Er ging zu einer Ehrung der Offiziersfamilie Wimmer und verschenkte den Kursalon als Soldatenheim an die Militärverwaltung. Die Komikergarde der Gaustadt von Rudolf Carl bis Else Rambašek sollte dort den Landsern samt weiblichem Anhang Frohsinn schenken, Franz Schier Wienerlieder singen und ein Salonorchester aufspielen. Getanzt durfte natürlich nicht werden, aber die zerschlissenen Polsterbänke boten Gelegenheit zu gemeinsamer Rast. In der zweiten Märzhälfte trauten sich die Sängerknaben mit dem Gluckschen Singspiel «Er ist an allem schuld» zum letztenmal auf die Rampe eines Konzertsaaes. Doktor Richard Rossmayer und Hanns Gillesberger sorgten, von Henriette Berger am Flügel unterstützt, für die kleinen Sänger, die kurz nachher irgendwohin verschwanden, soweit sie nicht ihr Osttiroler Refugium erreichten.

Am 16. März hält Blaschke vor Wiener Volkssturmluten eine Ansprache und ruft ihnen zu: «Je grösser die Zerstörungen unserer Städte werden, desto unbesiegbarer werden wir. Hunger, Ruinen und Asche sind die Garanten unserer Grösse.» Trotz dieser Unbesiegbarkeit macht sich der aktive und passive Widerstand in der Gaustadt bei Gelegenheit unangenehm bemerkbar. Nach einer Information, die dem amerikanischen Blatt «Christian Science Monitor» in diesen Tagen zukommt, soll am 16. März ein Anschlag aus Handfeuerwaffen auf Baldur von Schirach verübt worden sein, als dieser seinen Befehlsstand am Gallitzinberg verliess oder betrat. Angeblich sind dabei drei Offiziere seines Stabes wesentlich verletzt worden. Feststeht jedenfalls, dass die öffentliche Sicherheit stark gesunken ist und kleinere Gruppen da und dort Gewaltakte gegen Personen sowie Sacheinrichtungen des Regimes durchführen.

So viele Wiener beiderlei Geschlechts, als nur immer erfasst werden konnten, wurden zum Volkssturm, zu den SS-Helferinnen und ähnlichen Organisationen einberufen. Im Rathaus nahm sich der Stadtkämmerer mehrere ihm unterstellte Beamte vor und liess sie zwi-

schen zwei Möglichkeiten wählen: Entweder sofortiger Eintritt in die NSDAP oder Freigabe für eine Marscheinheit des Volkssturmes. Mancher entschied sich für letzteres und übersiedelte damit aus dem Amtsraum in irgendein altes Gasthaus bei Himberg oder Rannersdorf, wo die Kurzausbildung erfolgen sollte.

Der 18. März 1945 brachte das Ende der deutschen Hoffnungen im Raum Stuhlweissenburg. Die Initiative im wechselvollen Kampfgeschehen ging mit diesem Tag eindeutig von der Hitler-Armee auf die von den Russen herangeholten Heeresmassen über, die 3. Ukrainische Front unter Fodor Iwanowitsch Tolbuchin setzte zum Gegenstoss an. Ein seltsames Vibrieren ging durch die Gaustadt, und vielen Einsichtigen wurde das Vordringen der Amerikaner in Westdeutschland plötzlich uninteressant. Sie rechneten die Entfernungen nach Osten aus und warteten gespannt auf neue Nachrichten.

Am 24. März geben die Mozart-Gemeinde Wien und der Richard-Wagner-Verband deutscher Frauen, Ortsverband Wien, namens aller Millenkovich-Morold-Anhänger bekannt, dass die feierliche Bestattung des bereits seit längerem eingesargten Dichters Millenkovich-Morold am Nachmittag des 26. März 1945 in dem von der Stadtverwaltung ehrenhalber gewidmeten Grab in bevorzugter Lage auf dem Zentralfriedhof stattfindet. Blaschke und Jelusich werden dort ihre letzten Reden halten, Stuppäck wird den letzten Kranz Schirachs niederlegen dürfen. Für 27. März setzt die Wiener Medizinische Gesellschaft einen Festvortrag zu Ehren eines Generalstabsarztes über die Wehrmedizin in der Gaustadt an, im DAF-Saal des Kreises IV bereitet man einen Abend mit dem Steinbauer-Quartett vor, während der älteste SA-Mann Grossdeutschlands und Vertragsangestellte des Städtischen Veterinäramtes, der 86-jährige Hauptsturmführer Leopold Wittmann, auf dem Hernalser Friedhof begraben wird. Das Freizeitwerk für die Jugend nimmt immer noch Anmeldungen zum Reitunterricht für die Jahrgänge 1924 bis 1930 entgegen und veranstaltet eigene Vorstellungen im Theater in der Josefstadt. Die Russen aber stehen schon vor Komorn und Veszprem.

Der Bombentreffer der Hinterbühne des Burgtheaters am 12. März 1945 fand in den Aufzeichnungen der Wiener Feuerschutzpolizei von damals wenig Niederschlag. Die Explosion dieses Sprengkörpers hatte diesen Gebäudeteil verwüstet und zu teilweisem Einsturz gebracht, jedoch keinen Grossbrand zur Folge gehabt. Dieser entstand erst Anfang April 1945, als das Haus, das von den deutschen Verteidigern zur Einlagerung von Waffen und Munition benützt wurde, in russische Hände überging. Eine beträchtliche Anzahl von deutschen Panzerfäusten soll damals von den Abziehenden zur Explosion gebracht worden sein und das Feuer verursacht haben. Andere erzählen, dass russische Soldaten die dunklen Gänge des Hauses mit brennenden Spänen in der Hand durcheilten und damit die Einäscherung verursachten. Der einschlägige Feuerwehrbericht hält fest, dass am 11. April 1945 der Zuschauerraum und das Bühnenhaus des Burgtheaters in hellen Flammen standen. Löscharbeiten waren wegen Wassermangels und viel zu geringer Eigenkräfte aussichtslos. Im Auftrag eines Sowjetoffiziers konnten jedoch aus den Garderobegängen 40 Panzerfäuste und 40 Kisten Handgranaten ins Freie getragen und auf einem benachbarten Platz gestapelt werden.

Die Katastrophe des Burgtheaters ging laut einem Presseinterview mit Burgschauspieler Volters im Jahre 1952 ungefähr folgendermassen zu Ende: Am Mittwoch, dem 12. April 1945, erhielt eine Gruppe von Schauspielern, die mit ihren Familien im Keller der Feuerwache Am Hof Zuflucht gefunden hatten, Nachricht vom Brand und organisierte mit zurückgebliebenen Feuerwehrleuten auf zwei alten Gerätewagen eine Rettungsexpedition. Unter grössten Schwierigkeiten drangen die Teilnehmer bis zur Proszeniumsloge vor und verstopften überall etwaige Öffnungen, damit das Feuer endlich im eigenen Rauch erstickte. Denn die an Hydranten angeschlossenen Schläuche gaben keinen Tropfen Wasser her.

Alle Bemühungen zum Eindämmen der Flammen waren jedoch vergeblich, und erst viel später sollte sich herausstellen, dass der Wassermangel auch seine gute Seite gehabt hat. Viele Stützen und Pfeiler behielten, da sie von Nässe unberührt blieben, ihre tragende Substanz und konnten wieder verwendet werden. Die beiden Seitenflügel mit den berühmten Logenstiegen sowie die maschinellen Anlagen unter dem Strassenniveau überstanden nahezu unversehrt die Gluten.

Eine Woche vor dieser Tragödie, d.h. am 6. oder 7. April 1945, hielt sich noch eine grössere Schar luftschutzverpflichteter Mitglieder des Hauses im Theater auf, als deutsche Soldaten unerwartet eintraten und Telephonleitungen legten. Fast gleichzeitig damit klopfen die Wiener Philharmoniker mit Sack und Pack um Obdach an, da die Wehrmacht ihr bisheriges Refugium, den Musikvereinssaal, in Anspruch genommen hatte. Aber auch das Burgtheater musste kurz darauf von allen Zivilisten, bis auf zwei ortskundige Personen, geräumt werden. Ungefähr 500 Mann Waffen-SS sowie Volkssturmmurks besetzten mit allem Kriegsgerät das Gebäude. Augenscheinlich sollte das Burgtheater den Eckpfeiler eines Verteidigungsringes rund um das Parlament und die Hofburg abgeben, wo sich die Gauleitung mit ihren Stäben konzentrierte. Überdies stellte das Haus ein wehrhaftes Hindernis zur Dekung von Absatzbewegungen auf den Donaukanal zu dar. Die Rote Armee kämpfte währenddessen um die Gürtellinie und schickte von dort viele Granaten herüber, deren ein oder zwei den rechten Seitenflügel des Burgtheaters in Brand setzten. Das Feuer konnte jedoch von den Zurückgebliebenen gelöscht werden.

Eine grössere Anzahl der heimatlos gewordenen Burgtheatermitglieder hatte sich mittlerweile in das Kulissenmagazin in der Lehärgasse zurückgezogen. Von dort versuchte der Hausverwalter Kling anfangs der Woche zwischen dem 9. und 15. April die Rückkehr ins Burgtheater. Er gelangte über die Breitegasse an vielen Gefallenen und zerstörten Fahrzeugen vorbei ins Rathausviertel und erreichte tatsächlich das nunmehr weit offen stehende Theater, in dem russische Soldaten Pferde fütterten und an Biwakfeuern ihre Mahlzeiten kochten. Die Deutschen hatten das Haus offenbar durch die unterirdischen Luftschutzgänge verlassen, und der Chefdramaturg Buschbeck stand ziemlich verdattert neben einem russischen Offizier im Haupttor. Ringsum schoss die Rote Armee mit Kanonen und Maschinenwaffen in Richtung des Donaukanals.

Ludwig Kling wagt sich ins Haus, wird wiederholt bedroht und weitergescheucht, setzt sich verwirrt einen aufgefundenen Stahlhelm mit Hakenkreuz aufs Haupt und entgeht nur knapp einigen russischen Kugeln. Er trifft die ersten Bekannten, merkt, dass es an mehreren Stellen brennt, andererseits aber Wasser aus geborstenen Hydranten fliesst. Der Druck ist jedoch viel zu gering, im Gegenteil, Kling muss das Nass mühevoll drosseln, damit nicht noch mehr Schaden angerichtet wird.

Der Brand des Burgtheaters greift in den nächsten Tagen derart um sich, dass Kling an ein Entstehen im Zentrum des Hauses zu glauben beginnt. Denn von der Bühne mit ihrem noch immer intakten eisernen Vorhang oder von irgendeinem peripheren Raum her könnte sich schwer die Intensität der Gluten entwickeln. Andererseits wird später ein Feuerwehrprofizier, der an der erwähnten Rettungsexpedition vom 12. April teilgenommen hat, erzählen, dass er damals im Parkett Platz nahm und den Flammen zusah, die durch das kolossal verzweigte Luftschachtsystem hereinzüngelten.

Regierungsrat Kling vertrat später die Ansicht, das Feuer sei im sogenannten Kaisergang entstanden. Dies war ein mehr oder weniger geheimer Marmorkorridor, der einst dem Kaiser ungenierten Verkehr zwischen seiner Loge und den Logen der Erzherzoge ermöglichte. Später hatte Adolf Hitler mit Josef Goebbels den Gang durchschritten und bei dieser Gelegenheit

die bauliche Ausweitung des Burgtheaters über die Häuser der Bankgasse und der Löwelstrasse hinweg verkündet.

Doch es kam anders, und ab Sommer 1944 wurden in jenem ebenerdigen, fensterlosen Gang die erlesensten Kostbarkeiten des Hauses und seiner Mitglieder eingelagert. Darunter befanden sich beispielsweise jener Tisch, dessen Onyxplatte seinerzeit 1 Million Gulden gekostet haben soll, reichverzierte Statuen und Kostüme, Goldrahmen und anderes. Zweifellos war diese, während der Apriltage 1945 in ägyptische Finsternis getauchte Stätte ein von Plünderern gern besuchter Ort, und die improvisierten Fackeln der Besucher dürften das weitere veranlasst haben. Übrigens erinnert sich auch Kling an das Hinausschaffen von Panzerfäusten und Handgranaten, die den Brand überstanden hatten. Er selbst hat beim Wegtragen mehrerer Leichname helfen müssen, die im Rathauspark vergraben worden sind.

## AUF DER FLUCHT UND IM VERSTECK

Am 26. März 1945 sahen sich 8000 Wiener das Match zwischen Rapid und dem FAC auf der Hütteldorfer Pfarrwiese an. Der grüne Rasen war halbwegs hergerichtet worden, die Gefahr plötzlicher Angriffe von oben schien den Massen egal zu sein. In der Mehrheit waren ohnedies nur gehfähige Verwundete herausgekommen, die den Krieg nicht mehr so tragisch nahmen. Ausserdem fühlte man sich von der eigentlichen Stadt angenehm entfernt.

Zwei Tage später rollte der Panzerzug des Reichsführers SS in Wien ein. Heinrich Himmler war ziemlich unerwartet in die Gaustadt gekommen, um hier die Verteidigungsvorbereitungen zu überprüfen und ungelöste Probleme zu klären. Die Bevölkerung ahnte nichts von dem hohen Besuch, wurde auch im nachhinein nicht mehr davon informiert. Himmler hielt einige Konferenzen ab, bei denen nicht nur Schirach und mehrere Befehlshaber des Südost- raumes anwesend waren, sondern auch die meisten anderen Ostmarkgauleiter, die ebenfalls unerkannt der Stadt eine dienstliche Abschiedsvisite machten.

Die Judenreinheit Wiens war jetzt vorbei. Rund um die Gaustadt waren mehrere Konzentrationslager eingerichtet worden, wohin Kolonnen ungarischer Juden zogen, die man meist beim Bau des Südostwalles verwendet hatte. Himmler liess sich von mehreren KZ-Kommandanten Bericht erstatten und bekundete am Wohlergehen der bisher mehr als rüde behandelten Juden ziemliches Interesse. Dazwischen rief der Führer an und verlangte Himmler am Telefon zu sprechen. Angeblich machte er ihm wegen der Kampfmoral der in Ungarn zurückweichenden SS-Verbände heftige Vorwürfe, was wiederum den anwesenden Kommandeur der 6. Panzerarmee, Sepp Dietrich, zu scharfem Protest gegen diese Beschuldigungen aufstachelte. Die Stimmung war jedenfalls mehr als gereizt. Himmler gab weitere Vollmachten für die Justifizierung etwaiger Reichsfeinde aus und liess keinen Zweifel über den Ernst der Situation aufkommen. Er rechnete mit dem Erscheinen der Roten Armee an der Grenze des ehemaligen Burgenlandes und auch noch weiter westlich, aber er wollte den russischen Vormarsch so lange bremsen, bis er mit seinen ausländischen Bekannten zu einem Abkommen über die Bewahrung des Abendlandes vor den Bolschewisten gelangt wäre. Neuartige deutsche Waffen und das Faustpfand der gefangenen Judenschaft sollten ihm bei der Überwindung der gegenwärtigen Krise helfen.

Ende März 1945 war offiziell weder in Wien noch sonstwo vom Weichwerden die Rede – im Gegenteil, Härte und Prahlerei steigerten sich weiter. Auch die kulturelle Euphorie war noch nicht zu Ende. Am 27. März veranstaltete die Wiener Hitlerjugend im Konzerthaus ein grosses Orgelspielen, die Wiener Justizpressestelle teilte mit, dass soeben wieder zwei Frauen und vier Männer geköpft worden seien, das Schneiderhan-Quartett musizierte, und die Griechen feierten in der Gaustadt den 125. Jahrestag ihrer Befreiung vom Türkenjoch. Die Russen drangen mittlerweile durch Nordwestungarn gegen den Südostwall vor.

Am Ostersonntag, dem 1. April, wird der Lainzer Tiergarten von der Gemeindeverwaltung zu den üblichen Besuchszeiten bis 30. September 1945 geöffnet, ein renommierter Verlag in Graz liefert die ersten Exemplare jener Ostmark-Trilogie aus, mit der Anton Steininger den Illegalen in Österreich ein literarisches Denkmal setzen wollte, und im Grossen Musikvereinsaal dirigiert Clemens Krauss die 4. Philharmonische Akademie. Die Russen kommen bei Güns über die ehemalige österreichische Staatsgrenze herein und finden sogleich die schwache Nahtstelle zwischen der auf Wien abgedrängten deutschen Armeegruppe und den in die Steiermark zurückgehenden Kräften heraus. Die geschlagenen Panzerverbände Sepp Dietrichs fluten durch die Bucklige Welt sowie vom Neusiedlersee her in den Raum um Wien.

Bei Gumpoldskirchen und Guntramsdorf wird die Reichsverteidigung etwas später ihre Kräfte für einen Gegenangriff im Vorfeld der Gaustadt konzentrieren, aber hiefür nicht genug Leute und Geräte haben. Der Befehlshaber der Truppen der 3. Ukrainischen Front, Marschall der Sowjetunion F.I. Tolbuchin, lässt am 5. April einen Aufrufzettel drucken, in dem es unter anderem heisst: «Die Hitler-Kreaturen werden sich in Österreich ebensowenig halten wie in Ungarn ...»

Vom Nordhang des im lieblichen Vorfrühlingskleid prangenden Mariahilfberges blickt der geheimnisvoll lächelnde Bronzekopf Ferdinand Raimunds über die Friedhofsmauer hinaus zur Gutensteiner Klamm, gegen die jetzt das rote Heer brandet. Vor fünf Jahren waren zahlreiche Wiener Poeten, Kulturbeamte, Parteifunktionäre und Kunstfreunde unter Blaschkes Führung zum Raimund-Grab heraufgestiegen, um hier, von den deutschen Siegen in Frankreich entflammt, grossartige Reden zu halten und so dem wehrlosen Dichter ein geistiges Braunhemd über das Haupt zu stülpen. Nun aber sind nur noch die bösen Geister seiner Märchenspiele unterwegs, dämonische Gestalten scheinen die jungen Soldaten ringsum zu schrecken, bis der Tod selbst auftritt und grausige Ernte hält. 61 deutsche Leiber werden später neben der Gruft Raimunds zur Ruhe gebettet, die Russen beerdigen ihre Gefallenen etwas weiter abseits. In der nahen Stadt Baden wird Feuer an die Weilburg gelegt, und das wundervolle Haus des Siegers von Aspern sinkt für ewig in Schutt und Asche.

Drüben, auf der Höhe des Rosaliengebirges, hält der sowjetische Marschall mit seinem Stab. Die ordensgeschmückte Suite bestaunt das kolossale Panorama der Alpenkette, die seit Suworows Zeiten von keinem russischen Feldherrn im Kampfe erblickt wurde. Beim nahen Hochwolkersdorf lassen sich die Russen den Sendboten einer Offiziersgruppe des Wiener Wehrkreises sowie den alten Politiker Dr. Karl Renner aus Gloggnitz vorführen und prüfen, wieweit beide Männer den Interessen und Verpflichtungen der Sowjetunion in Mitteleuropa dienlich sein könnten. Mittlerweile verlagert sich das Gefecht in der Ebene gegen Norden und Westen, das heisst in die Täler des südlichen Wienerwaldes und vor die Tore der Gaustadt.

Der Schlummer der im südlichen Niederösterreich eingelagerten Kulturschätze der Gemeinde Wien wird seit Tagen durch Schlachtenlärm gestört. Die Mühen der Beamtschaft, sichere Bergungsorte zu finden, scheinen vergeblich gewesen zu sein, und jahrelange Vorarbeit droht sich als fruchtlos zu erweisen. Schon 1941 war mit der Verschickung der Wiener Stadtbibliothek begonnen worden, also zu einem Zeitpunkt, da noch viele Verantwortliche glaubten, es genüge vollauf, die 110.000 wertvollsten Bände in die ebenerdige Volkshalle des Rathauses zu bringen. Die Volkshalle wurde später nicht mehr als ausreichendes Refugium kostbaren Schrifttums angesehen und daher nur für minder wichtige Dinge herangezogen. Für die Wiener Stadtbibliothek waren inzwischen fünf Schlösser in Niederdonau als Bergungsstätten bestimmt worden. Die Schätze der Städtischen Sammlungen kamen zum Teil ebenfalls dorthin.

Man war bei der Auswahl jener Örtlichkeiten von der Überlegung ausgegangen, dass diese Plätze kaum einem Bombenabwurf ausgesetzt sein würden. Tatsächlich kam es an all den Orten zu keinen Bombenschäden. Die Verluste, die die Stadtbibliothek erlitten hat, gehen vielmehr auf die erdgebundenen Kriegshandlungen im April und Mai 1945 zurück. Von den damaligen Beständen wurden 70.000 Handschriften in 59 Kisten, 3'800 Musikhandschriften und 800 Notendrücke in 25 Kisten und wertvolle Viennensia, darunter 580 Unikate, in 20 Kisten an den Bergungsorten eingestellt. Bei der Rückführung und Revision im Jahre 1945 ergaben sich unter den Druckschriften 1426 fehlende Posten, 1,5 Prozent der Handschriften mussten ebenfalls als verloren betrachtet werden. Die Verluste der Musiksammlung waren glücklicherweise noch geringer, nämlich 2 Promille Drucke und 1 Promille

Handschriften. Eine andere Situation ergab sich allerdings hinsichtlich der Beschädigung sowohl bei den Handschriften wie bei den Beständen der Musiksammlung.

Leider wurde das Bergegut, das den Kampfhandlungen 1945 im Wege stand, in den Schlössern schlecht behandelt. Was den Beteiligten hinderlich war, wurde zum Beispiel rücksichtslos in den Burggraben des Schlosses Stixenstein geworfen. Unter anderem fanden sich eine Partitur Franz Schuberts («Die Freunde von Salamanca») und eine Bearbeitung der Strauss-Operette «Wiener Blut» von Adolf Müller im Burggraben, wo sie wochenlang herumlagen und durch Witterungseinflüsse weitgehend zerstört wurden. Man zerschlug die Bergkisten und verstreute das Manuskriptmaterial, so unter anderem eine wertvolle Handschrift Franz Grillparzers, bzw. die Urschrift von «Ein Bruderzwist in Habsburg». Ähnlich lagen die Verhältnisse in Schloss Thalheim. Das russische Kommando, das dieses Gebäude besetzte, warf das Bergegut einfach in einen Schuppen hinter Ackergeräte und andere Gegenstände oder auf die Strasse, sodass die berühmte Sammlung der napoleonischen Edikte, welche die Stadtbibliothek bis dahin fast geschlossen besass, an den Strassenrändern und Ablageplätzen mühsam zusammengesucht werden musste. Als weiterer Fall, der zu grösseren Serienverlusten führte, mag ein Eingriff, der sich bei Hardegg ereignete, angeführt werden. Wagenzüge blieben auf der Landstrasse stehen und wurden von russischen Vorausabteilungen erreicht. Da die Manuskripte und wertvollen Drucke in einheitlichen Kisten mit feldgrauen Schlössern verpackt waren, also täuschend Munitionsverschlüssen ähnlich sahen, schlug man die Behälter ein. Als die Soldaten erkannt hatten, dass es sich nicht um Munition handelt, liessen sie die eingeschlagenen Kisten stehen, und der Wind wirbelte die Blätter ins Freie. Kinder spielten dann mit Beethovenbriefen und anderem wertvollen Kulturgut an den Strassenrändern.

Den Museen der Stadt Wien, die damals Städtische Sammlungen genannt wurden, standen nahezu 30 Bergungsmöglichkeiten in Landschlössern und Kartausen zur Verfügung. In Wien selbst verfügte die Museumsleitung über einen Banktresor, über einen Teil des Augustinerkellers und über die damals profanierte Deutschordenskirche. Die Entfernung all dieser Bergungsräume von Wien betrug im allgemeinen nicht mehr als 100 Kilometer. Die klimatischen Verhältnisse waren für die eingelagerten Gegenstände günstig. Doch im Mangel oder in der Art ihrer Bewachung lauerte eine ständig steigende Gefahr. Zunächst hatten die Schlossherren und deren Verwalter mehr oder weniger freiwillig die Verantwortung übernommen. Nur zu bald sollte sich herausstellen, dass diesen Leuten das eigene Leben und Gut bei weitem wichtiger war als die ihnen anvertrauten Kulturgüter. In Schloss Stixenstein traf sogar das Personal der Wiener Forstverwaltung die Schuld an unersetzbaren Verlusten. Freilich, wenn man bedenkt, mit welcher inneren Abneigung den Befehlen des Regimes Folge geleistet wurde und wie sehr sich der einzelne vor abziehenden und eindringenden Bewaffneten fürchten musste, dann erscheint manches entschuldbar. Die Bergungsräume des Museums in der Gau- und späteren Bundeshauptstadt, also in dem unter sowjetische Aufsicht gelangten Häusermeer, waren genaugenommen fast immer unbewacht.

Weder auf dem flachen Lande noch in Wien selbst sind an musealen Objekten durch Luftangriffe Schäden entstanden. Auch die Lagerung dürfte den Exponaten wenig geschadet haben. Wieweit Schäden durch unsachgemässes Hantieren und Plündern vor, während oder nach den eigentlichen Kampfhandlungen entstanden sind, konnte nie völlig geklärt werden. In grossem Umfang ist sicherlich überall dort geplündert worden, wo die Bergungsräume nach der Flucht der Schlossbewohner unbehütet geblieben sind. In den Wiener Bergungsräumen sind zunächst kaum Verluste eingetreten, in einigen Fällen ist dort erst nach Kriegsende von unzuverlässigen Aufsichtspersonen systematisch gestohlen worden.

Ein entscheidender Missgriff war die in den Bergungsorten eintretende Vermischung von Museumsbeständen mit privatem Kunstgut, das ebenfalls aus Wien weggebracht worden war. Abgesehen davon, dass nach den üblichen Interventionen wahllos der grösste Plunder mit viel Mühe und Kosten geborgen wurde, hat sich im Wirrwarr bei Kriegsende eine heillose Vermengung ergeben. Alles in allem sind der Gemeinde Wien Dinge von unersetzbarem Wert, wie z.B. ein Spinett, wahrscheinlich aus Mozarts Besitz, die Wachsbüste Haydns aus dessen Eigentum oder das Stadtrichterschwert, zahlreiche Werke Waldmüllers, darunter so berühmte Bildnisse wie der Waldbach Strubb und der Blick auf Klosterneuburg, fast alle Miniaturen von Füger und Daffinger sowie die grosse Skizzenbuchsammlung der bedeutendsten österreichischen Künstler des 18. und 19. Jahrhunderts usw. verlorengegangen. Auch auf privater Seite entstanden hohe Verluste, Und so entrichteten beide Teile dem Schicksal ihren Tribut.

Die schmerzlichsten Wunden wurden der Wiener Kultur in Schloss Stixenstein sowie in Schloss Schönborn geschlagen. Dort sind auch viele, bei der eigentlichen Plünderung zurückgelassene Gegenstände in mutwillig verwüstem Zustand gefunden worden. Gänzlich verschwanden Exponate von evidentem materiellen Wert (Gold und Silber) oder von mehr oder weniger offenkundigem Liebhaberwert. Dinge von momentanem, aus der Not der Kriegszeit resultierendem Gebrauchswert waren ebenfalls sehr gefragt, worunter vor allem die reichen Bestände an historischen Gebrauchsgegenständen zu leiden hatten. Als Kriegsverlust sind daher Goldmünzen und Arbeiten aus Edelmetall, wertvolle Miniaturen, Kothgasser-Gläser und Porzellan der Wiener Manufaktur aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert zu beklagen. Beträchtliche Einbussen mussten auch bei sogenannten Erinnerungsgegenständen, z.B. einem Grossteil des Brahms-Nachlasses, und bei alten Uhren, etwa viele besonders wertvolle Goldemailuhren aus der Eschenbach-Sammlung, hingenommen werden. Unter den geplünderten und verschleppten Gemälden, etwa zweihundert, hatten zwanzig bis dreissig höheren, zum Teil sogar hohen Wert. Überdies ist kaum ein einziges Gemälde unbeschädigt von der Bergung zurückgekommen, wobei die Schäden von kleinen Kratzern bis zur fast völligen Zerstörung des Bildes reichten. Die alten Grossdeutschen Wiens jedoch, die sich früher als Wahrer der Wiener Kultur und ihrer Güter gefühlt hatten, oder aber die in Graz und in den anderen Gaustädten, die noch vor kurzem das gesellschaftliche Leben mit und ohne Parteiabzeichen beeinflusst hatten, schwächten ihre Kontakte zur Umwelt ab, verstarben irgendwo einsam oder näherten sich unbewusst jenem Dunkel, in das die 1938 gemassregelten Vaterländischen seit damals gehüllt waren. Erst knapp vor Kriegsende wird sich der Reichsstatthalter und nachmalige Verteidigungskommissar letzterer erinnern und auf Mitarbeit pochen, und zwar bei jenen, die, wie er sich dann ausdrückt «1938 abseits gestanden sind.»

## MUSIK FÜR MÄHRISCH-BUDWITZ

Die Verlagerung kultureller Güter rund um Wien ist deshalb so beachtenswert, weil sie vom Schicksal der Gaustadt im Aschenregen der letzten Kriegsjahre nicht getrennt werden kann. Bei den Einlagerungen im Salzkammergut, die von staatlicher Seite erfolgten und weit grössere Bestände umfassten, war dies nicht der Fall. Die Wiener Kunstschatze stellten dort nur einen Teil der Bergungsobjekte dar. In das berühmte Salzbergwerk Alt-Aussee, das auch heute wieder unter Patronanz der UNESCO für ähnliche Zwecke bereitgehalten wird, lieferten die Deutschen 80 Waggons mit Kostbarkeiten im Wert von zirka 3,5 Milliarden Dollar. Die bulgarische Nationalregierung, die Blaschke in Wien öfters unterhalten hatte, zog sich ebenfalls nach Alt-Aussee zurück, desgleichen viele andere Prominente. Der Leiter des Reichssicherheitshauptamtes, Kaltenbrunner, versuchte später sogar, in der Nähe eine österreichische Regierung mit brauner Farbe zu konstituieren, also an jene Gedankengänge anzuknüpfen, die den Juliputschisten anno 1934 geläufig waren.

Die städtischen Funktionäre Wiens hatten damit von Anfang an wenig oder gar nichts zu tun. Denn auch der Wiener SS-Held Otto Skorzeny, der mit 800 Getreuen gegen Kriegsende im Salzkammergut auftauchte, um gegen die Partisanen zu kämpfen, kann nicht zur städtischen Mannschaft gezählt werden, wenngleich ihn Blaschke stets bewunderte. Hatte doch Skorzeny schon im März 1938 die Bewachung der Familie Miklas durchgeführt, 1943 Mussolini unter seine Fittiche genommen und nachher das Hauptquartier Titos überfallen, ohne allerdings den jugoslawischen Partisanenchef zu erwischen. Dafür war Skorzeny die Entführung Horthys aus Budapest nach Kiessheim geglückt.

Den städtischen Beamten kamen solche Leute wie Kometen aus einer anderen Welt vor, die mit feurigem Schweif an den Fenstern der Gemeindeämter vorüberziehen. In den Stuben und Kammern blickte man sekundenlang hinaus, um sich dann wieder über Verordnungen, Rundschreiben und dergleichen zu beugen. Schon am 23. Juli 1942 hatte der Reichsminister des Inneren, der später in Nürnberg gehenkte Dr. Frick, einen Erlass über den «Luftschutz in Archiven» herausgegeben und darin einen Abschnitt unter dem Titel «Ausserhalb des Archivgebäudes» der Verlagerung gewisser Bestände gewidmet. Die Wiener Rathausbeamten begannen daher noch 1942 ihre Archive auszuräumen und auf Transport zu schicken.

Am 29. Oktober 1942 wurden die ersten sieben Kisten mit 135 wertvollen Urkunden, 13 Abhandlungsakten (Beethoven usw.) sowie 63 Handschriften in die Stahlkammern der Zentralsparkasse am Schottenring gebracht. Die Hauptarbeit, nämlich 20 Fuhren auf offenen Lastwagen und 73 Möbelwagenverladungen auf Eisenbahnwagen, stand noch bevor. Gegen Jahresende 1942 musste das enteignete Stift Klosterneuburg, das jetzt schlicht als deutsche Kaiserburg bezeichnet und zu einem Domizil für braune Kulturmenschen ausgebaut werden sollte, den Wiener Archivalien Obdach gewähren. Die Urkundensammlung und die Grundbücher fanden dort Unterkunft.

Ab Mai 1943 beherbergte Schloss Stockern bei Eggenburg die Alte Wiener Registratur, die Akte des Oberkammeramtes, des Präsidiums und diverser Magistratsabteilungen. Einen Monat später kamen die Hauptabteilungsakten, die Handschriften und Nachlässe, die Bürgerbücher und das Material des Landesgerichtes für Zivilrechtssachen ins Schloss Buchberg am Kamp. Von Juli 1943 an lagerten im Landhaus Köchert bei Zeiselmauer die Wiener Wohnungsbogen, die Steuerbücher, die Totenprotokolle, die Merkantil- und Handelsgerichtsakte sowie viele Sitzungsprotokolle der ehemaligen Randgemeinden. Im Frühling 1944

trafen auf Schloss Karlslust weitere Akte dieser ehemaligen Gemeinden ein. Somit waren ungefähr 60 Prozent der Archivbestände ausserhalb Wiens geborgen; der Rest wurde durchwegs im Hochparterre des Rathauses selbst gelagert, während in den Archivräumen im 1. Stock nur die Kanzlei und die Beamtenräume, aber keinerlei Archivalien belassen blieben. Die Bestände in den Ausweichlagern Stift Klosterneuburg und im Landhaus Köchert waren so aufgestellt, dass eine weitere Einsichtnahme möglich blieb; in den Schlössern Stockern, Buchberg und Karlslust erfolgte eine gedrängte, platzausnützende Lagerung in Kisten oder als offene Aktenstapel. Das gesamte Papier lag auf einem Holzrost, der den notwendigen Luftzutritt von unten her ermöglichte.

Die viele Arbeit wäre sicher einer besseren Sache würdig gewesen, wenn sie nicht, völlig ungewollt, eine besondere Nebenwirkung gezeitigt hätte. Durch die Bergungsarbeiten zugunsten der Aktenbestände ist auch jene verhängnisvolle Tätigkeit erschwert oder zum Stillstand gebracht worden, die das Regime dem Archiv nach den Märztagen 1938 auferlegt hatte: Es fungierte als Hilfsstelle beim Ausfindigmachen jüdischer Vorfahren und wurde auch von der Gestapo in Sonderfällen benützt. Manch böse Überraschung war damit den Betroffenen bereitet worden, hatte sich doch der seit 1938 amtierende Direktor innerhalb seiner vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit zum namhaften Experten für das Judentum in Wien emporgearbeitet.

Das musische Gemüt des Wiener Bürgermeisters mag das Schicksal des verlagerten Rathausmaterials nicht so bedrückt haben wie die Sorge um eine seiner liebsten Schöpfungen aus dem Jahre 1938, nämlich um die Musikschule der Stadt Wien in der Johannesgasse. Hier ging es nicht um tote Dinge, hier stand das Leben vieler junger Wiener und Wienerinnen auf dem Spiel, die einst die Gaustadt zum Zentrum grossdeutschen Klanges machen sollten. Ende Dezember 1943, als der Kulturstadtrat Hanns Blaschke vom Reichsführer SS zum kommissarischen Bürgermeister Wiens berufen worden war, herrschte in der Musikschule der Stadt Wien grosse Aufregung. Einen Tag vor Weihnachten hatte Blaschke Auftrag gegeben, besondere Massnahmen zum Schutz der Schüler, Lehrer, Instrumente und Noten für den Fall von Luftangriffen auf Wien zu treffen. Also hiess es ausziehen. Offenbar wurde die Auswahl geeigneter Baulichkeiten dem Direktor der Musikschule, Dr. Othmar Steinbauer, überlassen. Wie einige Lehrer später erzählten, legte Direktor Steinbauer besonderen Wert darauf, dass der Evakuierungsort nicht allzuweit von Wien entfernt sei und wenn möglich nicht an einer Eisenbahnstrecke liege. Der Ort sollte, so schwebte ihm offenbar vor, «strategisch uninteressant» sein. Im Februar 1944 erstattete Direktor Steinbauer merkwürdigerweise in Berlin Bericht über seine Bemühungen. Prompt erhielt er vom SS-Obergruppenführer Heissmayer die Bewilligung zur Gründung einer «Heimschule für Musik» im Schloss Jamnitz, das im Kreis Mährisch-Budwitz, ca. 60 km nördlich von Znaim liegt. Das Schloss gehörte zum Besitz der Markgrafen Pallavicini. Nach Schloss Jamnitz sollten auch die wertvollsten Instrumente und Noten der Musikschule verlagert werden.

Trotz der immer näher rückenden Fronten und der Bombardierung Wiens zog sich die Evakuierung bis zum 2. Oktober 1944 hin. Blaschke scheint von der Hausmacht Steinbauers in Mähren zunächst nicht begeistert gewesen zu sein, und aus vorliegenden Berichten lässt sich deutlich herauslesen, dass es mit der «Heimschule» in Jamnitz nicht recht geklappt hat. Instrumente und Archivbestände wurden ungeöffnet im Schloss eingelagert. An sich war die geographische Lage des Schlosses für eine Heimschule günstig. Der Direktor hatte mit seiner Frau Quartier in Jamnitz bezogen, konnte aber immer wieder nach Wien fahren. Auch einige Lehrer machten von der Gelegenheit Gebrauch, die Gaustadt zu verlassen, und übersiedelten mit ihren Familien nach Jamnitz. Andere Lehrkräfte richteten sich im Keller der Musikschule, also in der Johannesgasse im ersten Wiener Gemeindebezirk häuslich ein. Ih-

nen ist es zu danken, dass die Anstalt, in der noch genug wertvolles Mobiliar zurückgeblieben war, während der Kämpfe um die Stadt nicht geplündert wurde.

Doch zurück nach Jamnitz, wo die Lehrpersonen aus Wien zunächst voller Erwartungen eintrafen. Weniger Anreiz fand die Heimschule offensichtlich bei den Schülern. So entstand das krasse Missverhältnis von sechs Lehrern mit einem Direktor und seiner Sekretärin, die insgesamt nur 25 Schüler zu betreuen hatten. Offenbar nahmen aber weder der Magistrat noch die politischen Aufsichtspersonen Anstoss daran.

Sehr bald mussten die Evakuierten entdecken, dass das grosse Schloss für Unterrichtszwecke nicht geeignet war. Man begann mit dem Bau von Wohnbaracken, weil die Räume des Schlosses nicht oder nur schwer heizbar waren. Stillschweigend beurlaubte man daher am 18. Dezember 1944 die Heimschüler, die ohnedies in zweieinhalb Monaten nur eine Woche unterrichtet worden waren.

Auch nach der Beurlaubung der Schüler blieb ein Lehrer mit seiner Familie in Jamnitz zurück. Er war der einzige, der sich jetzt der wertvollen Archivbestände annahm, allerdings aus eigener Initiative und keineswegs im Auftrag der Stadt Wien. Abziehende deutsche Truppen nahmen kurz Quartier und stellten die kostbaren Instrumente ungeschützt in den Hof des Schlosses. Die in Holzkisten verpackten Bücher und Noten wurden nicht nennenswert beschädigt, und auch diese Schäden waren reine Mutwillensakte.

Eine andere Gruppe von Schülern war mit ihren Lehrern in eine Ausweichstelle in Waidhofen an der Ybbs, eine weitere Gruppe nach Laa an der Thaya verschickt worden. Da aber Direktor Steinbauer für geregelten Unterricht keine Vorkehrungen traf, dürfte es auch an den beiden Orten kaum besser gewesen sein. Alles in allem gesehen gab es für jede Phase des Betriebes in Jamnitz eine Erklärung oder Entschuldigung. Aber ebenso deutlich wird das Bemühen der Akteure sichtbar, nichts zu tun und nur Zeit zu gewinnen. Die Vorgänge um das Schloss sind ein fast klassisches Beispiel jenes Sich-seitab-Begebens, wie es 1944/45 von geschickten Leuten aller weltanschaulichen Lager praktiziert worden ist. Im vorliegenden Fall, wie wahrscheinlich auch in Waidhofen an der Ybbs und in Laa an der Thaya, stellte die bessere Ernährungsmöglichkeit aus der landwirtschaftlichen Umgebung ein zusätzliches Faktum dar. Wie anders waren damit die Daseinsnöte geworden, als sich mancher im Verlauf des letzten Jahrzehnts vorgestellt hatte. Die Sorgen der letzten Kriegsmonate formten Charaktere um, schufen neue Menschentypen. Reminiszenzen an früher zogen nicht mehr, sie glichen Akten und Exponaten, die irgendwohin verlagert waren.

Jene Stunde vor elf Jahren, in der die Juliputschisten den im Säulensaal des Bundeskanzleramtes mit dem Tode ringenden Dr. Dollfuss beschimpften und anschrien, er hätte an ihrer Arbeitslosigkeit schuld, schien nahezu unwirklich geworden zu sein. Nun wäre so manchem Gefolgsmann Adolf Hitlers die Arbeitslosigkeit willkommen gewesen. Blaschke hätte für sein Regierungsprogramm von 1934 im April 1945 vor allem Verständnislosigkeit und Undank geerntet. Nur einige alte Parteigenossen und braune Matronen hingen noch der Erinnerung nach und machten sich mit dem Gedanken an ihren Freitod vertraut. Wir wissen heute, dass diese Selbstmorde zum Unterschied von 1938 in den meisten Fällen unbegründet waren, jedenfalls dann, wenn sie aus Angst vor der Zukunft und nicht aus Schmerz über das zusammenbrechende Regime begangen wurden. Aber die alten Parteigenossen und die braunen Matronen waren ganz in ihrer austro-deutschen Neoromantik versponnen, sie sehnten sich nach einem Barbarossa oder einem Karolinger, die irgendwo im Berginnern auf ein Vogelzeichen warteten, um das Reich zu retten. Sie konnten nicht begreifen, warum der Führer und seine Propagandisten jetzt überall höchst prosaisch verkünden liessen, nun komme eben die

Kampfzeit der dreissiger Jahre im grossen Stile wieder, so, als ob man die Rote Armee in den Strassen der Arbeiterbezirke ebenso mundtot machen könne wie einst die Rote Hilfe.

Auch für die Jüngeren war alles Hochragende und Hochgemute vorbei: Dieses Dahindösen in den Sonderabteilen der Fronturlauberzüge quer durch ganz Europa, dieses federnde Schreiten durch den Musikvereinssaal oder die Gänge der Fakultäten, das achtungsgebietende Schweigen in bewundernd-neugieriger Gesellschaft gelangen nicht mehr. Die verweinten Kameradenwitwen, die stumpf-fanatischen Nachbarn von der Deutschen Arbeitsfront, die vielen halbwüchsigen SS-Leute auf den Gassen waren kein verständiges Publikum hierfür. Die Stadt wuchs so recht in die Atmosphäre eines «Verteidigungsbereiches» hinein, atmete noch nicht direkt «Festungs»-Luft, wurde aber zu einem Ort mit Vorkommnissen, die man bisher nur hunderte Kilometer östlich oder in Italien achselzuckend zur Kenntnis genommen hatte. An die Hausmauern aber zeichneten nachts Unbekannte mit Kreide ein zunächst unverständliches 05.

Das Heeresgruppenkommando Süd, also die wichtigste Instanz der Reichsverteidigung in weitem Umkreis, mied die Gaustadt. Man zog sich ins Hotel Tulbingerkogel zurück und war damit insofern gut beraten, als etwas später die Übersiedlung nach Westen für die Damen und Herren ohne sonderliche Schwierigkeiten in die Wege geleitet werden konnte. Adolf Hitler hatte jetzt nur mehr sehr wenige Anhänger in Wien. Die eingefleischten Deutschnationalen von ehemals konnten sich den einst so gepriesenen Führer zwar nicht ganz aus ihren Herzen reissen und nicht völlig aus den Träumen des 19. Jahrhunderts erwachen. Aber der braun-vulgäre Alltag ringsum, die Erkenntnis, dass in den Ortsgruppen der NSDAP immer mehr kriminelle Elemente mitmischten, die Bevormundung durch Altreich-zuwanderer und die steigenden Mängel an vertrauter Gediegenheit waren ihnen unerträglich geworden. Dazu kam die grosse Verdrossenheit wegen der militärischen Ereignisse über sie, zumal dann, wenn eigene kleine Durchstechereien, wie unerlaubter Lebensmittelerwerb, Interventionen zugunsten der vom Frontdienst bedrohten Verwandten und ähnliches das Gefühl eigener Schuld gegenüber der deutschen Volksgemeinschaft aufkommen liessen. Unehrlich oder den teutonischen Idealen völlig entfremdet wollte man keinesfalls in der breiten Öffentlichkeit erscheinen, selbst wenn sich die proletarische Massengesellschaft darum überhaupt nicht kümmerte, ja ihrerseits durchaus bedenkliche Züge aufwies. In stiller Empörung hatten ältere Gattinnen in den traditionell zur Sommerfrische auserkorenen Landgasthöfen die eben angekommenen Soldatenfrauen aus den luftgefährdeten Gebieten des Altreichs beobachtet, die samt ihren Kleinkindern hierher verschickt worden waren und ungeniert sogleich mit den ortsansässigen Burschen anbandelten. Weibliche Gunst und Treue sollten doch ebenso hochgehalten werden, wie bitterste Pflichterfüllung in den diversen Hauptkampflinien! Aufs tiefste beleidigt wandte man sich ab und lieben Erinnerungen zu.

## EIN ENDE MIT SCHRECKEN

Am 22. März 1945 war dem Gersthofer Kaplan Dr. Heinrich Maier im Wiener Landesgericht nach einem letzten Ruf für Christus und Österreich der Kopf vom Rumpfe getrennt worden. Gemeinsam mit den anderen Justifizierten dieses Tages warf man seinen nackten Leib in ein Schachtgrab des Wiener Zentralfriedhofes. Mit Maier schliesst sich die Reihe jener Blutzegen, die als Publizisten, Lyriker, Zeichner oder als Abschiedsbriefschreiber, letzte Zeichen ihres Willens von sich gaben.

Knapp vor der schon länger zurückliegenden Verhaftung des Kaplans, der dann bei der Wiener Gestapo und bei zeitweisem Aufenthalt im Konzentrationslager Mauthausen besonderen Qualen ausgesetzt war, hatte ihn noch ein befreundeter Gemeindebeamter besucht. Die subversive Tätigkeit des Geistlichen, der viel in der Wiener Gesellschaft, darunter sogar beim Stadtkommandanten, verkehrt hatte, war dem Freund aus der Gemeinde einigermaßen bekannt. Er warnte Maier vor Konfidenten und empfahl ihm die typische Wiener Haltung, nur ja den Kopf einzuziehen und zu warten, bis die Entscheidung auf der grossen Bühne der Geschichte gefallen sei, und erst hernach für die Übernahme der politischen Verantwortung bereit zu sein. Der Kaplan war dafür nicht zu haben. So wie er dachten nun immer mehr politisch unerfahrene Leute, während sich mancher aus der ersten Garnitur von ehemals zögernd zu formlosen Absprachen mit Widerständlern entschloss.

Die politisch Unerfahrenen kamen auch gleich zum Handkuss. Ein Kurier, der Wien Anfang März 1945 verlassen hatte, berichtete den österreichischen Sozialisten in London, dass monatlich 300 bis 400 Österreicher von den Senaten der Volkserichtshöfe in Wien verurteilt wurden. Er selbst hätte sich im Gerichtsgebäude aufgehalten, als innerhalb von 20 Minuten 38 Angeklagte abgeurteilt und 32 davon zum Tode verdammt worden seien.

Immerhin konnte die Staatsgewalt den organisatorischen Ring des Wiener Widerstandes im Frühjahr 1945 nicht mehr in Stücke aufsprengen und einzeln zermahlen. Sie vermochte etwaige Aktionen des Untergrundes nur zu verlangsamen und abzuschwächen. Ähnlich erging es übrigens auch den Partisanengruppen in den Ötztaler Alpen, in den Niederen Tauern, im Voralpengebiet und im Salzkammergut, die nicht mehr ad personam verfolgt werden konnten, sondern nur dann umfassend bekämpft wurden, wenn sie sich zu einer besonderen Gefahr auswuchsen. Noch vor Jahresfrist war eine solche Gruppe bei Leoben elend zugrunde gegangen, während die Insurgenten im Ötztal von Anfang an etwas mehr Glück hatten.

Im Parterre des Wiener Landesgerichtes fuhr das Henkerbeil dröhnend auf seine Opfer nieder, und andere Delinquenten starben daneben in den Schlingen unter den Fleischerhaken. Trotzdem vollendete sich vor den Toren des Gebäudes die Änderung der allgemeinen Mentalität. Der Selbsterhaltungstrieb überwand den Eindruck der täglichen Greuelmeldungen von den Fronten, die das Weiterleben nach dem Feindsieg als sinn- und ehrlos hinstellen wollten. Die Russenangst wich dem Wunsch nach einem «Ende mit Schrecken», das vielleicht besser sein könnte als der gegenwärtige Schrecken ohne Ende. Die ersten Frühlingsboten aus dem Wienerwald liessen gefallene Verwandte oder vermisste Angehörige vergessen, die erloschene Theaterlust regte sich erneut bei improvisierten Szenen auf diversen Ersatzpodien, ja mancher vermeinte sogar, das Theater erst jetzt für sich zu entdecken. Noch immer erinnerten die Machthaber in ihren Zeitungen an die Mühsal der Wirtschaftskrise und des Vaterländischen Kurses von einst, aber dies zog nicht mehr. Mit Datum vom 10. März 1945 schildert ein aufgefundener Vermerk für den Chef der Sicherheitspolizei und des SD

die «parteifeindliche Einstellung der Wiener Arbeiterbevölkerung nach Luftangriffen». Die Kreisleitung I des Gaues Wien berichtet am 2. April ausführlich über renitentes und aufrührerisches Verhalten in der Gaustadt und verlangt dagegen Sonderkommandos bzw. Auffangkommandos des Reichsführers SS. Nach diesem Bericht scheint nur noch Scharitzer zufriedenstellend zu arbeiten, Schirach hingegen völlig entschlusslos zu sein.

Den Wiener Kreisleiter Arnold finden wir Anfang April beim Oberbefehlshaber Süd, von wo er entsetzt an Bormann meldet, dass die Militärs das Erdölgebiet östlich von Wien aufgeben wollen. Rings um Wien operierten seit Wochen stärkere Banden aus Widerstandskämpfern, entlaufenen Soldaten und Fremdarbeitern, zu denen jetzt kleinere österreichisch durchgesetzte Wehrmachtseinheiten stiessen.

Der Gauleiter von Niederdonau, Dr. Hugo Jury, war bereits mehrmals als Nachfolger Schirachs in Erwägung gezogen worden. Hitler fürchtete jedoch, dass die Zusammenlegung von Wien und Niederdonau den Beginn eines «Reichsgaues Ostmark» und damit den Anfang einer separatistischen Entwicklung des ehemaligen Bundesgebietes bedeuten könnte. Nun sah sich der Kämpfer und Arzt Dr. Jury in dem von ihm seit 1938 beherrschten Gau Niederdonau einer Entwicklung gegenüber, die aus ganz anderen Vorgängen heraus die Grenzen mit dem Reichsgau Wien verwischte. Schliesslich zog er den Freitod in Zwettl vor.

Seit Anfang 1945 setzten die Wehrkreisbefehlshaber mit Genehmigung des Reichsführers SS überall Standgerichte beim Streifendienst ein, die Angehörige aller Wehrmachtsteile und der Waffen-SS unverzüglich dem Tode zuführen konnten. Zur Bestätigung des Verdikts genügte ein Telephonat mit dem Chef des Wehrkreises, sofern dieser überhaupt erreichbar war, die Vollstreckung sollte in unmittelbarer Nähe des Gerichtsortes durch Erschiessen oder Erhängen vor sich gehen. Von diesen Möglichkeiten wurde bald ausgiebig Gebrauch gemacht, sei es hinter den Schutthalden Wiens oder in den Dörfern des Alpenvorlandes. Weisungsgemäss wurden auch viele politische Gefangene ermordet, da ja die Haftanstalten nicht bemannt in Feindeshände geraten sollten. Im Wiener Landesgericht kam es allerdings zu grösseren Entlassungen, in Stein an der Donau entwickelten sich bei einer ähnlichen Aktion grässliche Metzereien.

Die altersschwachen Waggons der Wiener städtischen Strassenbahnen ratterten mittlerweile zwischen den Pferden jener Honved-Kavallerieschwadronen, die nach der Wientalstrasse suchten. Endlose Kolonnen mit magyarischen Familien und ihrem Hausrat näherten sich von Osten her der Stadt, und aus der Ebene zwischen dem Leithagebirge und den Alpenausläufern grüssten die Rauchpilze wohlvorbereiteter Sprengungen. An abgelegener Stelle bekamen ein paar fremdrassige Ostwallarbeiter von ihrer Wachmannschaft den Gnadenschuss, und reichhaltige, seit Jahren geschlossene Vorratslager wurden zur Verteilung an die umliegenden Bewohner freigegeben.

Die Wiener Kirchen bereiteten sich auf das Osterfest 1945 vor. In Hietzing z.B. wollte die als Teilnehmer von Seelsorgestunden leidlich getarnte Pfarjüngend am Ostersonntag, dem 1. April, Mozarts Krönungsmesse aufführen, und die Witwe eines im März 1938 erschlagenen Polizeioffiziers lud zu den Proben in ihre Wohnung ein. «Credo in unum deum», sangen die jungen Mädchen, die sich der Kriegsdienstverpflichtung unter immer neuen Vorwänden entzogen hatten, und die Burschen mit ihren für die Militärärzte hochgezüchteten Gebrechen, aber auch die sonst so stillen Viertel- oder Halbjuden und die begüterten Nationalsozialistinnen von anno 1938, die es schon geraume Zeit nicht mehr wahrhaben wollten, jemals für den Anschluss gewesen zu sein. Die Morgenfeiern des Kulturamtes waren spurlos an ihnen vorübergegangen, die Brauchtumsarbeit hatte sie zuwenig berührt, die braune Musikpflege und die Feierabendstunden hatten offensichtlich keinen Eindruck hinterlassen!

Das gewissermassen amtliche Schicksal der Gaustadt nahm mittlerweile seinen Lauf, ohne sich viel um Blaschke zu kümmern. Am Osterdienstag, dem 3. April 1945, wurde Renner vom russischen Kommando in Köttlach ins Hauptquartier nach Hochwolkersdorf eskortiert, am Donnerstag, dem 5. April, fand dort mit ihm um 2 Uhr nachmittag die entscheidende Unterredung über die Bildung einer provisorischen Staatsregierung statt, die seitens der Roten Armee von Generaloberst Scheltow und Generalleutnant Kromov geführt wurde. Am selben Osterdienstag überschritt Oberfeldwebel Käs mit seinem Fahrer, dem Obergefreiten Reif, in den frühen Vormittagsstunden als Beauftragter eines höheren Offiziers im Stabe des Wiener Festungskommandanten, der gleichzeitig als Verbindungsmann zur Gauleitung fungierte, die Frontlinie bei Payerbach. In der Nacht vom 3. auf 4. April 1945 wurden mit Käs in Hochwolkersdorf Besprechungen durchgeführt, in deren Verlauf die Rote Armee zweifellos ausserordentlich wichtige Einzelheiten hinsichtlich der deutschen Verteidigung zur Kenntnis nahm. Käs erschien am Donnerstag, dem 5. April, mittags wieder in Wien bei seinen Auftraggebern.

Die Rote Armee, die bereits vor einigen Tagen mit einer Spitze durch das Steinfeld ins Raxgebiet vorgestossen war, eine zweite Spitze durch die ungarische Pforte südlich des Neusiedler Sees gegen Wiener Neustadt vorgetrieben und eine dritte Spitze nördlich des Sees ins Leithagebirge hineingebohrt hatte, überrannte am 5. April eine besonders schwache deutsche Defensivstellung zwischen Wiener Neustadt und Baden, während der Reichssender Wien noch das Scheitern aller Durchbruchversuche der Russen im Süden der Gaustadt bekanntgab. Am Morgen des 6. April gingen die Russen durch den Wienerwald nach Nordwesten vor, am selben Morgen, 4 Uhr früh, erging ein Befehl der aufständischen Wiener Offiziere an alle militärischen und zivilen Widerstandsgruppen zur bewaffneten Erhebung ab 22 Uhr abends.

Am Morgen des 2. April 1945, das war am Ostermontag, hatte man in Wien bemerkt, dass sich Schirach zu einer neuen Geste aufraffen wollte. Überall wurden kleine Plakate angeschlagen, in denen er die Frauen und Kinder aufforderte, die Stadt zu verlassen. Einige Stunden später stellte der Gauleiter im Reichssender Wien persönlich seinen «alten Freund, den Obergruppenführer und Generaloberst der Waffen-SS, Sepp Dietrich», als den Hauptakteur der Verteidiger vor. Dietrich lagerte mit vier SS-Divisionen vor der Stadt, während sich die anderen Teile seiner Armee durchs Triestingtal gegen Westen zurückzogen. Aus der Antwort Dietrichs an Schirach im Reichssender ging ziemlich klar hervor, dass der Obergruppenführer nicht mehr an den Erfolg seiner Mission glaubte. Trotzdem begann am 3. April in Wien überall der befohlene Barrikadenbau, wobei in Abständen kleinere Bomben krepitierten. Der letzte ordnungsgemäss durch Sirenenton gegebene Fliegeralarm Wiens dürfte in den Morgenstunden dieses Dienstags erfolgt sein.

In der Stadt befanden sich damals noch 30.000 Verwundete und schätzungsweise 40.000 Deserteure. Das Trinkwasser war bereits knapp geworden, obwohl die Russen die Erste Wiener Hochquellenleitung aus dem Semmeringgebiet nicht unterbrachen. Am 4. und 5. April wurde das Wiener Funkhaus von der nationalsozialistischen Leitung verlassen. Am 6. April übernahm eine SS-Gruppe die Anlage und installierte dort den «Kampfsender Prinz Eugen». Am Nachmittag jenes 6. wurde das Stichwort: «Wien, rechts der Donau» durch den Rundfunk verlautbart und so das Zeichen zum Beginn umfangreicher Zerstörungen am Verkehrs- und Industriesektor gegeben. Schon in der folgenden Nacht wollte der Kommandeur des Kampfsenders das Funkhaus in die Luft fliegen lassen, einige österreichische Techniker und die Telephonistin verhinderten jedoch dieses Vorhaben. Knapp nach 24 Uhr schlichen alle davon, die SS-Leute nahmen noch schnell die Kasse mit.

Am 6. April 1945 wollte die Wiener Medizinische Gesellschaft im Billroth-Haus in der Frankgasse eine ihrer grossen Sitzungen abhalten, aber niemand traute sich mehr hin. Der

weitläufige Komplex des Allgemeinen Krankenhauses war währenddessen in die Hand einer Widerstandsgruppe und mit ihr sympathisierender Ärzte geraten, die dort nach eigenem Gutdünken regierten. Am selben Tag veröffentlichte der «Völkische Beobachter» in seiner Wiener Ausgabe die Tischtennisturniersieger der Osterwoche, desgleichen eine gerichtliche Bestellung von Kuratoren in Grundbuchangelegenheiten für Personen unbekanntem Aufenthalts. Es handelte sich um sechs Frauen mit dem Vornamen Sara. Diese merkwürdige Namensgleichheit irritierte aber niemanden mehr, denn die Exemplare der Zeitung kamen kaum vom Druckereitor bis zu den Verkäufern an den nächsten Strassenecken. In den Abendstunden erreichten sowjetische Vorausabteilungen die Wientalstrasse bei Hütteldorf, Panzertruppen des Generals Glagolew versuchten, bis an die Donau heranzukommen.

Am Mittwoch, dem 4. April, wurde das Krankenhaus Mödling nach Wien evakuiert, aber am Donnerstag verliessen die meisten dienstverpflichteten ausländischen Ärzte ihre Posten in der Gaustadt. Am Freitagvormittag begannen die Batterien der Wiener Flaktürme in den Erdkampf vor der Stadt einzugreifen, während der Nacht zum Samstag fielen die ersten Artilleriegeschosse im 4. Bezirk ein. Um 2 Uhr morgens stand die Front der rechten russischen Zange beim Wiener Ostbahnhof.

Gegen Mittag des 6. April 1945, also innerhalb jener Stunden, die den Aufständischen zur Bereitstellung bis zum Losschlagen um 22 Uhr geblieben waren, kam es zu ersten Zusammenstössen mit der braunen Exekutive bzw. mit zurückgehenden deutschen Truppen. Fast gleichzeitig, aber völlig unabhängig davon, erfolgte die Verhaftung der militärischen Rädelsführer durch ein Jagdkommando der SS und durch Gestapo-Beamte. Die Festnahmen griffen auch auf andere Verdächtige über. Wahrscheinlich könnte man angesichts dieses Rückschlages den Organisatoren des Aufstandes den Vorwurf machen, dass sie überdimensioniert geplant und zu wenig der spontanen Einzelaktion überlassen haben. Andererseits hat gerade diese Planung, die stark an die Aktion des 20. Juli 1944 erinnert, das Vertrauen der Roten Armee von Anfang an gewonnen, und in Einzelfällen, z.B. bei der Verwirrung der deutschen Operationen sowie beim Hintanhalten mehrerer Sprengungen, auch dann noch gewirkt, als das Gesamtkonzept undurchführbar geworden war. Die Verluste der Wiener Widerstandsbewegung waren jedenfalls damit noch nicht zu Ende, es gab mehrere am Wegrand Hingerichtete oder im Kampf Getötete, darunter die Erschiessung eines ehemaligen Funktionärs der Vaterländischen Front und seines Sohnes in der Brigittenau. In der allgemeinen Verwirrung feuerten Widerstandskämpfer sogar auf die eigenen Leute. Die Erdrosselung von drei ins Komplott verwickelten Offizieren am Floridsdorfer Spitz am 8. April durch ein Kommando der Waffen-SS schloss die Kette jener Grausamkeiten ab, die seit der Vergeltung des 20. Juli 1944 an höheren Militärpersonen der Gaustadt verübt wurden. Die O5 war ihrer Partner bei der Wehrmacht beraubt. Die zentrale Leitung der Widerstandsbewegung, die sich im 8. Bezirk etablierte, war daher nur ein matter Abglanz dessen, was sie hätte werden können. Desgleichen schwanden Mut und Entschlossenheit, die Sehnsucht zu überleben gewann unter den Zurückgebliebenen die Oberhand.

Mit 6. April 1945 abends hörte die Möglichkeit, über die Westbahnstrecke oder über die Wiental-Bundesstrasse aus der Gaustadt zu verschwinden, auf. Es war auch kein Benzin mehr aufzutreiben. Andererseits hatte die Wiener Bevölkerung den Aufruf Schirachs am 2. April von vornherein kaum beachtet. Bis auf Überängstliche oder besonders Gläubige blieb alles zu Hause, Zehntausende Uniformierte zogen sich in den Kellern um, ganze Regimenter lösten sich über Nacht in Nichts auf, Fäden wurden zu den Russen gesponnen, und selbst Blaschke sah sich plötzlich in Verhandlungen mit konspirierenden Offizieren verwickelt, die

Wien doch zur offenen Stadt erklärt haben wollten. Sogar der SS-Oberführer und Wiener Regierungspräsident Delbrügge schien ein doppeltes Spiel zu treiben.

Aber da griff eben die Gestapo durch, man merkte sogleich, dass die Zeiten vor dem März 1938 nie und nimmer wiederkehren sollten. Erst bei diesem Durchgreifen zeigte sich der erstaunliche Umfang und das unmittelbar bevorstehende Losbrechen eines proösterreichischen Aufstandes. In einzelnen Bezirken wurde anscheinend gekämpft und Tiefflieger verursachten ein zusätzliches Höllenkonzert. Der Kampfkommandant Bünau dürfte völlig den Kopf verloren haben, seitdem er wusste, dass ihn die eigenen Mitarbeiter arretieren wollten. Er sah bereits hinter jedem Fenster feuernde Partisanen und berichtete sogleich darüber ins Führerhauptquartier. Aber er täuschte sich, wenn er glaubte, dass man dort davon beeindruckt sein werde und die Schlacht um Wien deswegen abbrechen lasse. Selbst nach der völligen Besetzung der Stadt durch die Rote Armee gab die Reichsführung die Parole aus: Berlin und Prag bleiben deutsch, Wien wird wieder deutsch! Im Apollo tanzte noch immer Marika Röck als «Frau meiner Träume» vor leeren Sesselreihen über die Flimmerwand.

Für die Wiener Feuerschutzpolizei, es waren 3798 Männer und 627 Fahrzeuge, wurde mit einem vom 6. April 1945 datierten Befehl der örtlichen Luftschutzleitung eine Absetzbewegung angeordnet. Die Autos mussten in der Nacht zum 7. April über die Reichsbrücke nach Kagran gebracht werden. Die Mannschaften, die mit fremdvölkischen Kräften durchsetzt sowie durch Festnahmen und Hinrichtungen – darunter eine Massenexekution vor dem angetretenen Personal im Herbst 1944 – eingeschüchert worden waren, wurden beim Abrücken aufs heftigste zurechtgewiesen. Trotzdem desertierten bald darauf einige Dutzend Männer mit Gerät. Die übrigen mussten dem Bürgermeister Blaschke voran gegen Oberösterreich weiterziehen, der, einem Gerücht zufolge, den ganzen Marsch aus Wut über die Wiener Widerstandsbewegung in Szene gesetzt hatte.

Der Zentrale der Wiener Rettungsgesellschaft waren am 7. April noch zwei Einsatzwagen geblieben. Die Aussenstelle in Mariahilf wechselte am Vormittag in Angriff und Gegenangriff mehrmals die Nationalität, blieb aber ununterbrochen in Tätigkeit. Am Telephon liess der Stationsmeister Pfleger den zentralen Betriebsleiter Janowetz sogar den Gefechtslärm mithören. Überall lagen jetzt Sterbende und Verletzte, die zur Seite getragen werden mussten. Am Dienstag, dem 10. April, früh, sprengten die Deutschen die Aspernbrücke und beschädigten damit das nahe Hauptgebäude der Rettungsgesellschaft. Die Verbindung zur Feuerwehrzentrale Am Hof riss ab, das letzte Auto ging bei einer Fahrt zum Rudolfspital verloren.

Am Sonntagabend, dem 8. April, sickerten russische Abteilungen aus den Wäldern des äusseren Gross-Wien in die südwestlichen Bezirke ein. Mit Anbruch der Dämmerung kam es zu kleineren, aber verlustreichen Schiessereien, die letzten braunen Kämpfer sammelten sich samt ihren Familien in den Ortsgruppenleitungen, verwüsteten die Zimmer, zerstörten das Kriegsgeschütz und verschwanden im Dunkel der Nacht.

## FINALE IN WIEN

Die um Wien vorstürmenden Truppen der 2. und 3. ukrainischen Front wurden von der 5. und 17. sowjetischen Luftarmee unterstützt, gegen die im östlichen Österreich noch etwa 120 deutsche Flugzeuge eingesetzt waren. Die Russen warfen ausser ihren Schlachtfliegern manchmal mittlere Bomber ins Kampfgeschehen, doch betrug deren Stärke jeweils höchstens 50 bis 60 Maschinen. Immerhin, um den 10. April konnte man am wolkenlosen Wiener Nachmittags Himmel Staffel auf Staffel sowjetischer Flugzeuge vorüberziehen sehen, die nach dem Einsatz zu ihren Basen in Ungarn heimflogen. Auch deutsche Messerschmitt-Maschinen brausten über einzelne Viertel Wiens hinweg und warfen Bomben.

Am Ende der ersten Aprilwoche ging es in Wien drunter und drüber. Die blutjungen SS-Soldaten aus dem Altreich kamen sich völlig isoliert vor, wenn sie mit der Bevölkerung zusammenarbeiten wollten. Der Reichsstatthalter selbst hatte einen Vorwand zur Abreise gefunden, und ähnliche Gründe wurden auch von seinen Mitarbeitern in Anspruch genommen. Illustrierte Wochenschriften befragten im Sommer 1967, also nach der Entlassung Schirachs aus dem Gefängnis in Spandau, den Ex-Reichsleiter sowie Blaschke und andere Mitkämpfer darüber und stellten folgendes fest: Am 9. April war Schirach angeblich im Bunker der Hofburg gewesen und hatte bei einer Lagebesprechung den Widerstand bis zum Äussersten proklamiert. Wenige Stunden nachher dürfte ihn der misstrauische Hitler entmachtet und im Leutnantsrang zur Truppe abgestellt haben. Sepp Dietrich soll daraufhin den Reichsleiter wegen dessen Ortskenntnis als Verbindungsoffizier in den Armeestab aufgenommen haben, d.h. er half ihm zu verschwinden.

Augenzeugen des Abschieds in der Hofburg, wo eine Widerstandsgruppe bereits die elektrischen Hilfsquellen gedrosselt hatte, geben jedoch ein etwas anderes Bild. Demnach hätten sich Schirach und seine Getreuen zunächst mit den vorhandenen Spirituosen berauscht. Der solcherart «enthemmte» Gauleiter und Verteidigungskommissar hätte dann verkündet, dass jeder weitere Widerstand sinnlos geworden sei, sich samt seinen Freunden in einen bereitstehenden Panzerkampfwagen geschleppt und mit diesem und anderen Fahrzeugen in Eile den Donaukanal sowie den Strom selbst überfahren. Die Abziehenden dürften sich sogar geweigert haben, Verwundete in ihrem Konvoi mitzunehmen. Wann und wo Schirach von dem obzitierten Führerbefehl erreicht wurde, ja ob überhaupt eine solche Weisung an ihn erging, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Der Wehrmachtsbericht des folgenden Tages konnte wahrscheinlich nur noch die Ereignisse der vorangegangenen Nachtstunden berücksichtigen. Er meldete aus Wien lediglich, dass um den Stadtkern, beim Franz-Josephs-Bahnhof, beim Allgemeinen Krankenhaus, auf dem Westbahnhofgelände und nordwestlich der Ostbahnbrücke erbittert gekämpft werde. Der Bericht erwähnte auch in den Folgetagen den Gauleiter nicht. Am 11. April soll Schirach in Floridsdorf eine Art «Hofstaat» gehalten haben, eine Spielerei, die von Kritikern über München nach Berlin weiter rapportiert wurde.

Bürgermeister Hanns Blaschke war höchstwahrscheinlich von dieser Wendung am Morgen des 10. April überrascht worden und daraufhin seinerseits aufgebrochen. Er behauptet jedenfalls, dass er das Rathaus erst verliess, als die Russen bereits am Ring vorgingen. Der Wiener Bauernführer Mayrzett soll bei ähnlichem Aufbruch zu schnell gewesen und vor Schirach ins Oberösterreichische gekommen sein, wo ihn Gauleiter Eigruber deswegen erschossen liess. Der Stellvertretende Gauleiter Scharitzer hingegen war zu einer Wiener Volkssturmeinheit geeilt und dort von den Russen gefangengenommen worden.

Die meisten Wiener Rathausbeamten waren aus ihren Büroräumlichkeiten verschwun-

den. Der oberste Kulturamtsfunktionär vergiftete sich und seine Frau in der nahen Luxuswohnung in der Reichsratstrasse, der Intendant des Opernhauses der Stadt Wien am Währinger Gürtel erhängte sich im Chorgestühl einer niederösterreichischen Kirche. Der Dichter Josef Weinheber sah vor den Fenstern seines Hauses in Kirchstetten bei Neulengbach die zermürbte Wehrmacht und tausende Flüchtlinge vorüberziehen. Die Gesundheit Weinhebers war bereits seit Jahresanfang sehr geschwächt, er litt unter Depressionszuständen und chronischer Schlaflosigkeit, die er durch Alkohol und erhöhten Konsum an Medikamenten zu bekämpfen suchte. An einem dieser Aprilabende wurde Weinheber nach Leerung von drei Flaschen und der Einnahme überdosierter Schlafmittel in nahezu bewusstlosem Zustand aufgefunden. Wiewohl sogleich zu Bett gebracht, hielt sein Körper den auf die geschilderte Art mitgenossenen Giftmengen während der nächsten Stunden nicht mehr stand. Heute weiss niemand genau, ob bei Weinheber effektiver Wille zur Selbsttötung vorhanden war oder ob er in lethargischem Zustand die Menge des Erträglichen überschritt.

Gleich nach den Verhandlungen in Hochwolkersdorf wurde Doktor Renner, der sich damals noch eher als letzter Nationalratspräsident von 1933 denn als provisorischer Staatskanzler fühlte, in das kleine Schloss Eichbichl am Fusse des Rosaliengebirges transferiert, wo er den Verlauf der Schlacht um Wien miterleben konnte. Etliche Tage später öffneten die Russen die ehemalige Villa des jüdischen Margarinefabrikanten Blaimschein in Hietzing, holten aus den umliegenden Wohnungen Mobiliar ins Haus und setzten Dr. Renner hinein. Mit ihm lebten und arbeiteten jetzt mehrere sowjetische Offiziere, die ihn mit Zigarren versorgten und Tag und Nacht auf ihn achtgaben. Der Kanzler aber freute sich über sein erstes Regierungsfahrzeug, einen altertümlichen Kraftwagen mit Bewaffneten auf den Trittbrettern, und war, was seine persönliche Freiheit betraf, zunächst sehr bescheiden.

Es muss der 10. April 1945, also ein Dienstag, gewesen sein, von dem die russischen Autoren P. Pavlenko und Z. Hiren schreiben, dass der Kampf um Wien am Mittag genauso erbittert geführt wurde wie am Morgen. Auch gegen Abend dröhnten die sowjetischen Geschütze und Minenwerfer, denn die Deutschen hielten sich noch bei zwei intakten Kanalübergängen. Sie waren mit der Evakuierung nicht fertig geworden und mussten jetzt zwei Lazarette ihrem Schicksal überlassen, wovon das eine mit mehr als 1400 verwundeten Offizieren und Mannschaften belegt war. Auch um die Hofburg wurde noch gerungen. Die Stalingradkämpfer Kalinbet und Grozov führten ihre versierten Sturmbataillone heran, während auf dem Schwarzenbergplatz der Kompaniekoch Tschetverikov aus eigener Initiative Reisbrei an Kinder austeilte, die offenbar ihre Eltern verloren hatten.

Die Russen verloren im Stadtgebiet zahlreiche Kettenfahrzeuge, die neben Hausecken ausbrannten oder zwischen Leitungsmasten stecken blieben. Panzerfaust und Haftladung hielten späte Ernte. Vom Donaukanal her versuchten die Deutschen einen Gegenangriff, der die Rotarmisten etliche Strassenzüge zurückwarf. Aber die jenseits des Stromes heranrollenden Reserven von mindestens einer SS-Division konnten sich nicht mehr in die Schlacht einschalten, ja nicht einmal das linke Donauufer halten: Ausserhalb des Gürtels wartete der gigantische Heerbann der 3. ukrainischen Front, bis die Sturmtruppen ihre Arbeit getan hatten. Tausende Klepper zerrten an Panjewagen, alte Automobile, über und über mit Teppichen ausgelegt, wechselten mit amerikanischen Jeeps und offenen Lkw voll Mais oder Verwundeten, die in die Wiener Spitäler gebracht werden sollten.

Nur zögernd sank der Rauchvorhang über den letzten Szenen. An mehreren Stellen trugen die Soldaten der Wehrmacht noch schnell hochbrisanten Explosivstoff in Rucksäcken unter Gewölbe oder Torbögen, um diese zu demolieren. Die grossen Brückensprengungen waren schon wochenlang vorbereitet worden. Die sowjetische Donauflotte tuckerte stromaufwärts,

liess ihre Bordwaffen spielen und warf Stosstrupps an Land. Die Deutschen versenkten die eigenen Kähne, die sie nicht mehr nach Linz durchbringen konnten.

Ursprünglich hatte man mit einer mehrwöchigen Verteidigung der Stadt gerechnet und für diese Zeitspanne entsprechende Vorräte angehäuft. Infolge der mangelnden Kampfbereitschaft in Wien entschloss man sich später, diese Materialien, darunter beachtliche Quantitäten von Mehl und Zucker, während der ersten Apriltage per Bahn nach Westen zu verfrachten. Dabei gingen diese Ladegüter grösstenteils zugrunde. Einer der mit Fett gefüllten Güterzüge wurde am 6. April im Süden Wiens, noch vor Erreichen des Verbindungsbahngelaises, von Tieffliegern gestoppt und diente daraufhin den angrenzenden Vierteln als illegale Versorgungsquelle. Die riesigen Weinlager im Gau Gross-Wien wurden zu spät zur Plünderung geöffnet oder zerstört. Auch die Sieger konnten ihren Durst in den Kellern löschen und zogen von dort, reichlich benebelt, auf grässliche Abenteuer aus. Augenzeugen berichten von einer Strassenszene am Samstag, dem 7. April, unweit des Stubenringes. Dort brannte das Hauptzollamt an mehreren Stellen, ebenso das benachbarte Hauptpaketamt. Die Verkehrsflächen ringsum waren mit neuen Schuhen und Stoffen übersät, unzählige Flaschen mit den besten Weinen rollten in Alkoholfützen hin und her. Dazwischen wälzten sich Verwundete, die von einem Tieffliegerangriff beim Plündern überrascht worden waren. Die Toten lagen still im allgemeinen Wirrwarr.

Neben der Demolierung von Versorgungsbetrieben, Magazinen, Gleisanlagen und Brücken sowie der Vernichtung jener Lebensmittel und Kraftstoffe, die nicht mehr zur Bahn gebracht werden konnten, verdient die Zerschmetterung eines Elektronenmikroskopes in der Technik erwähnt zu werden, weil dabei österreichische Widerstandskämpfer getötet oder verletzt wurden. Andererseits nehmen Schirach und Blaschke das Verdienst für sich in Anspruch, in einigen Fällen gegen folgenschwere Sprengungen aufgetreten zu sein.

Die erwähnten Plünderungen weiteten sich in den letzten Kampftagen unter dem Eindruck des zusammenbrechenden Rationierungssystems und der damit drohenden, totalen Hungersnot über ganz Wien aus. Zunächst gelangten Waren, die seit Jahren im Zuge des Kartensystems sehr selten aufgerufen wurden, zu begrenztem Verkauf, wobei lächerlich geringe Preise gefordert werden mussten. Stunden später waren keine Verkäufer mehr da, und die Interessenten nahmen sich ohne Entgelt, was sie wegtragen konnten. Wie glücklich waren die Besitzer von Handwagen oder ähnlichem fahrbarem Untersatz! Später wurde bekannt, dass ungeheure Vorräte an ärarischem Schuhwerk, Textilien, Monturen, Pelzen und Gerätschaften an mehreren Orten zur Sprengung vorbereitet würden, und alles eilte dorthin, um, von mitleidigen oder überanstrengten Wachmannschaften toleriert, sein Teil zu ergattern. Damit war es bis zum gewaltsamen Öffnen verlassener Geschäfte nicht mehr weit, und mancher, der bis dato Diebstahlsabsichten entrüstet von sich gewiesen hätte, zerrte nun fremdes Hab und Gut heimwärts. Besonders Eingeweihte machten sich über unbeaufsichtigte Wertgegenstände aus öffentlicher oder privater Hand her. Mehrere Luxusvillen der Nachkriegszeit sollen derartigen Übergriffen ihr Entstehen zu verdanken haben. Weniger Erfolgreiche oder weniger Skrupellose verhungerten während der folgenden Wochen, bzw. fielen entkräftet der nächsten Infektion zum Opfer.

Der Vollständigkeit halber muss auch auf jene bedeutenden Zerstörungen an kulturellen Baulichkeiten Wiens eingegangen werden, die im April 1945 eingetreten sind, jedoch nicht mit Luftangriffen der Amerikaner in Zusammenhang gebracht werden können. Es handelt sich um Artillerieschäden, die manchmal zu Schadenfeuern führten sowie um zahlreiche Brandstiftungen.

Am Monatsanfang, als sich die grossen Wiener Hotels rapide von ihren Südostgästen, Verwundeten, einquartierten Stäben usw. leerten, setzten die Deutschen alle verbliebenen Flakbatterien der Gaustadt im Erdkampf ein. Weiters vervollständigten einige Selbstfahrla-

fetten und Ausbildungsgeschütze die von der SS aus Ungarn zurückgebrachten Kanonen, doch ergab sich infolge der Befehlsverwirrung, an der das letzte Wiener Offizierskomplott wesentlichen Anteil hatte, kein konzentrierter Einsatz. Die 3. ukrainische Front zog ihrerseits Feldartillerie und die gefürchteten «Stalinorgeln» nach. So entwickelte sich an verschiedenen Punkten der Stadt mehr oder weniger heftiges Feuer, das der Zivilbevölkerung sowie staatlichen und städtischen Objekten Schaden zufügte. Hinzu kamen Fehlschüsse der in der Stadt operierenden Panzerfahrzeuge sowie fallweise der panzerbrechenden Waffen. Ungefähr 14 Tage lang war der Wiener Raum pausenlos vom Grollen der Abschüsse und Einschläge erfüllt, während man drei bis vier Tage lang des Nachts jederzeit in Büchern lesen konnte, weil der von Flammen erhellte Himmel den Ausfall des elektrischen Lichtes wettmachte.

Nach dem Zusammenbruch oder der Preisgabe der ringförmigen Stellungen südlich der Donau, setzten sich die Deutschen an den Stromübergängen fest, d.h. sie verteidigten zunächst die Donaukanallinie. Ihre Batterien und zahlreiche Granatwerfer nahmen die Beschiessung der Inneren Stadt auf, wo die Rote Armee den Sprung über den Kanal vorbereitete. Diese Situation hielt mehrere Tage an.

Die zahlreichen Brandstiftungen im Stadtkern gehen auf abziehende Wehrmachtseinheiten, die ihre Materialien und Büros vernichten wollten, auf Plünderer verschiedener Nationalität sowie auf eine braune Werwolfgruppe zurück, deren Tätigkeit jedoch angesichts der drohenden Haltung der Wiener Einwohnerschaft bald versiegte. Die Eindämmung der Flammenhölle ist den zivilen Hausgemeinschaften, fallweiser Hilfe der sowjetischen Verbände (bei Sakralbauten der Geistlichkeit), den geheim in der Stadt verbliebenen Feuerwehrlenten und nicht zuletzt der strengen Wiener Bauordnung mit ihren Feuermauern zu danken.

Währenddessen schlängelte sich der waidwunde deutsche Heerwurm mit seinen Bundesgenossen und Anhängern beiderseits der Donau gegen Oberösterreich zu. Schirach machte im Quartier Sepp Dietrichs, das der SS-Generaloberst gegen etwaige Übergriffe des grollenden Hitler befestigt hatte, kurze Rast. Rund um St. Pölten hielt die Gestapo ein fürchterliches Blutgericht über österreichische Freiheitskämpfer ab, und an allen Strassenecken achteten diverse Aufpasser scharf darauf, dass niemand verschwand, damit die Kolonnen intakt bis hinauf nach Linz kamen, also in jenen Ort, von dem Adolf Hitler am 29. April 1945 in seinem Testament sagen wird: «Ich habe meine Gemälde in den von mir im Laufe der Jahre angehäuft Sammlungen niemals für private Zwecke, sondern stets nur für den Ausbau einer Galerie in meiner Heimatstadt Linz an der Donau gesammelt. Dass dieses Vermächtnis vollzogen wird, wäre mein herzlichster Wunsch.»

Auf einer anderen Rückzugsstrasse unweit Korneuburg blieben einige Autos stehen, und Bürgermeister Hanns Blaschke blickte noch einmal auf das qualmende Wien zurück. Am 13. April 1945 stürzte das Chorgewölbe des brennenden Stephansdomes ein und zerschmetterte die kaiserlichen Oratorien sowie das gotische Gestühl. Der Osttrakt des Parlaments, also des verlassenen Gauhauses, und das Burgtheater waren in Flammen gehüllt. Aber schon Tage vorher wehten oben am Stephansturm und auf einem Eckturm des Rathauses rot-weiss-rote Fahnen. Auf die Ruhestätten von Johann Strauss und Ludwig van Beethoven im Wiener Zentralfriedhof legten Offiziere der Roten Armee kurz nach Blaschkes Abzug demonstrativ Kränze nieder.

Am Freitag, dem 13. April 1945, fanden sich im Roten Salon des Wiener Rathauses mehrere Spitzenpolitiker der ehemaligen Sozialdemokratischen Partei Wiens sowie der Christlichsoziale L. Kunschak ein. Nur wenig Zeit war seit dem Exodus der braunen Gemeindeväter vergangen, in der Nähe wurde noch an einzelnen Stellen gekämpft. Am Heldenplatz stan-

den mehrere russische Batterien, in der Museumstrasse waren Salvengeschütze der Roten Armee aufgeföhren. Die Tore des Rathauses standen weit offen, das Gebäude selbst war zwar nicht formell beschlagnahmt, wohl aber nach Bedarf von den Russen in Benützung genommen. Im Arkadenhof wieherten Pferde, die Verwüstungen im Hause und in der Umgebung machten gewaltigen Eindruck.

Angeblich hat Dr. Schärf den Erschienenen bei einem neuerlichen Zusammentreffen zwei Tage später vorgeschlagen, den Russen die Ernennung Körners zum provisorischen Bürgermeister Wiens nahezu legen. Jedenfalls beweist die Aktivität dieser Gruppe alter österreichischer Routiniers am 13. April, dass sie die Gelegenheit des Tages seit längerem berechnet und sich trotz des Terrors der letzten Wochen darauf einigermassen vorbereitet hatten.

## NACHWORT

Vor etlichen Jahrzehnten, als ich mit der Schriftstellerei in Buchform anfang, brachte ich drei Bände über das gleiche Thema auf den Markt. Manches war in diesen Büchern etwas breiter dargestellt, anderes ist mittlerweile dazugekommen, kurz, man kann von einer völlig überarbeiteten Neuerscheinung sprechen. Es handelt sich um eine umfangreiche Arbeit, die im Sinne der österreichischen Staatsdoktrin geschrieben wurde, ohne deshalb auf die schuldige Objektivität zu vergessen.

Herzlichen Dank möchte ich an dieser Stelle meiner Tochter, Frau Michaela Hecke sagen, die mir stest Mut gemacht und organisatorische Arbeiten erledigt hat. Ferner deren Mutter, Frau Dr. Rose Rebhann, und nicht zuletzt Herrn Rainer Lendl von der Edition Atelier für seine einfühlsame Mitarbeit bei der Herstellung der Publikation in ihren letzten Phasen. Auch den Damen und Herren in der Stadtverwaltung, in den Ministerien und in verschiedenen Archiven und Museen der Bundeshauptstadt sage ich herzlichen Dank. Um die Herstellung des Manuskriptes hat sich, wie immer, meine Sekretärin, Frau Magda Churann, besonders verdient gemacht. Schliesslich sei es gestattet, das von Regierungsseite 1994 in mich gesetzte Vertrauen dankbar zu würdigen. Ich hoffe, es nicht enttäuscht zu haben.

Fritz M. Rebhann

## PERSONENREGISTER

- Alfred, Cpt. 291  
Antel, Franz 260  
Arnold, Hans 54, 222, 277, 283, 308  
Arnold, Henry. H. 221
- Bauma, Herma 271  
Baumann, Hans 36, 37, 38, 48, 115, 137, 144, 158, 250  
Beer-Hofmann, Richard 273  
Beethoven, Ludwig van 49, 52, 70, 81, 134, 135, 143, 153, 158, 178, 192, 218, 220, 261, 301, 303, 315  
Berg, Alban 7, 49  
Bernatzik, Hugo 251  
Berner, Hans 11, 72, 115, 165  
Bettac, Ulrich 72, 263  
Billinger, Richard 129, 135, 195, 208, 258  
Blaschke, Hanns 9, 10, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 28, 29, 31, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 40, 41, 42, 43, 44, 44, 45, 46, 47, 50, 51, 52, 54, 56, 58, 59, 60, 61, 63, 65, 66, 69, 70, 72, 74, 76, 77, 78, 80, 81, 88, 89, 90, 92, 95, 96, 100, 101, 103, 110, 112, 120, 122, 123, 129, 134, 135, 136, 137, 138, 140, 143, 144, 145, 146, 152, 153, 159, 162, 172, 179, 181, 183, 187, 189, 190, 196, 205, 206, 208, 210, 210, 217, 218, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 236, 237, 238, 240, 241, 242, 247, 250, 254, 255, 256, 257, 259, 260, 261, 263, 264, 265, 267, 268, 273, 274, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 284, 285, 286, 293, 294, 295, 296, 300, 303, 304, 305, 309, 310, 311, 312, 314, 315  
Blauensteiner, Leopold 10, 11, 31, 72, 76, 81, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 236, 237, 238, 240, 241, 242, 247, 250, 254, 255, 256, 257, 259, 260, 261, 263, 264, 265, 267, 268, 273, 274, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 284, 285, 286, 293, 294, 295, 296, 300, 303, 304, 305, 309, 310, 311, 312, 314, 315  
Bleibtreu, Hedwig 195, 292  
Böhler, Lorenz 283, 284, 286
- Böhm, Karl 32, 49, 53, 55, 121, 122, 138, 173, 226, 263, 267, 285  
Bormann, Marin 152, 243, 265, 285, 308  
Brahms, Johannes 106, 153, 265, 302  
Brehm, Bruno 23, 58, 68, 72, 86, 113, 124, 150, 170, 189, 190, 208  
Bresgen, Cesar 250  
Breuer, Siegfried 263  
Broch, Hermann 273  
Bruckner, Anton 33, 49, 53, 66, 71, 75, 77, 86, 92, 146, 284  
Bürckel, Josef 7, 10, 13, 19, 27, 36, 42, 43, 49, 50, 55, 60, 61, 68, 69, 72, 76, 78, 79, 80, 95, 97, 98, 101, 118, 128, 132, 133, 183, 228, 271  
Buschbeck, Erhard 297
- Carl, Rudolf 192, 295  
Castle, Eduard 231  
Chamberlain, Houston Stewart 43, 66, 131, 168, 233, 271  
Chladek, Rosalia 240  
Churchill, Winston Spencer 67, 83, 84, 125, 130, 136, 149, 156, 181, 222  
Cossmann, Alfred 113, 183
- Daffinger, Moritz Michael 302  
Delbrügge, Hans 120, 311  
Dietrich, Sepp 299, 309, 312, 315  
Dollfuss, Engelbert 7, 24, 25, 31, 33, 93, 112, 121, 123, 143, 190, 259, 305
- Eigruber, August 132, 312  
Eis, Maria 236  
Ellenberger, Hugo 236, 277, 286  
Ernst, Robert 136, 181, 183, 284  
Exl, Ferdinand 20, 64, 80, 100, 195, 277  
Eybner, Richard 81, 102, 236, 281, 283  
Eysler, Edmund 119
- Fey, Emil 8, 255, 259  
Fischer, Otto Wilhelm 37, 178, 255

Fitzthum, Josef 126, 215, 251, 263, 283, 284  
 Frauenfeld, Alfred 87, 115, 119, 206, 211, 215, 218  
 Frauenfeld, Eduard 119, 120, 122, 152, 159, 174, 206, 208, 210, 214, 215, 217, 231  
 Frick, Wilhelm 19, 303  
 Fritz, Max 16, 60, 279  
 Fügler, Friedrich Heinrich 302  
 Furtwängler, Wilhelm 52, 53, 80, 86, 95, 112, 119, 121, 162, 173, 175, 178, 220, 225, 226, 258, 285, 295  
  
 Gaunersdorfer, Franz 290, 291  
 Genser, Franz 268, 281  
 Ginzkey, Franz Karl 23, 45, 74, 181, 208  
 Glaise-Horstenau, Edmund 98, 99, 215, 219, 232  
 Globocnik, Odilo 18, 25, 33, 35, 36, 60, 118, 126, 156, 186, 198, 215,  
 Goebbels, Joseph 11, 14, 15, 34, 37, 49, 64, 91, 94, 112, 113, 114, 121, 122, 129, 134, 136, 137, 138, 139, 148, 149, 153, 159, 162, 172, 173, 174, 175, 180, 181, 182, 187, 208, 216, 217, 227, 228, 270, 274, 283, 294, 297  
 Göring, Hermann 14, 34, 40, 43, 54, 61, 66, 68, 69, 83, 87, 109, 117, 118, 123, 130, 169, 183, 227, 234, 244  
 Gratzenberger, Karl 6, 278, 286  
 Gregor, Josef 68, 102, 142, 209, 284  
 Grillparzer, Franz 114, 115, 122, 134, 135, 136, 137, 138, 159, 172, 180, 192, 240, 273, 301  
 Grimschitz, Bruno 31, 146, 278  
 Grossmann, Ferdinand 81, 106, 173, 181, 237  
 Gruber, Ludwig 145, 231  
 Guderian, Heinz 174, 294  
  
 Habsburg, Otto von 48, 267  
 Haerdtl, Oswald 63, 226  
 Harlan, Veit 73, 286  
 Hass, Hans 279  
 Hatheyer, Heidemarie 263  
 Haydn, Josef 50, 53, 153, 176, 274, 281, 302  
  
 Helmer, Oskar 15, 285  
 Hennings, Fred 292  
 Hilpert, Heinz 115, 120, 209, 210, 273, 274  
 Himmler, Heinrich 7, 46, 119, 204, 214, 241, 271, 276, 279, 285, 299  
 Hitler, Adolf 6, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 23, 25, 30, 31, 34, 38, 43, 44, 49, 53, 55, 57, 59, 61, 66, 67, 68, 76, 83, 84, 85, 86, 88, 92, 93, 94, 95, 99, 103, 104, 105, 108, 109, 111, 118, 121, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 134, 138, 139, 142, 144, 147, 148, 149, 150, 152, 154, 155, 156, 157, 161, 163, 167, 169, 172, 175, 177, 179, 182, 190, 196, 197, 198, 199, 201, 204, 210, 212, 213, 214, 215, 220, 224, 227, 228, 233, 238, 239, 243, 244, 245, 248, 256, 257, 262, 265, 267, 269, 272, 281, 285, 288, 293, 297, 305, 306, 308, 312, 315  
 Hoffmann, Josef 123, 128, 129, 140, 144, 226  
 Hoffmannsthai, Hugo von 143, 273  
 Horn, Kamillo Andreas 68, 217, 241  
  
 Iltz, Bruno 22, 37, 192, 209, 274  
 Imhoff, Fritz 255  
  
 Jelusich, Mirko 10, 11, 22, 23, 47, 68, 112, 136, 137, 195, 207, 217, 219, 278, 296  
 Jerger, Wilhelm 53, 68, 72, 91, 116, 180, 220, 264  
 Jölli, Oskar 20, 38, 39, 56, 60, 76, 90, 101, 136, 140, 142, 163, 191, 207, 241, 251  
 Jung, Philipp W 15, 95, 100, 106, 108, 114, 116, 143, 144, 153, 161, 168, 179, 196, 202, 210, 220  
 Jury, Hugo 152, 182, 189, 191, 207, 217, 271, 308  
  
 Käs, Ferdinand 309  
 Kaltenbrunner, Ernst 46, 61, 79, 152, 180, 190, 198, 208, 215, 243, 285, 303  
 Kattnigg, Rudolf 207, 256  
 Kesselring, Alfred 221  
 Kindermann, Heinz 26, 102, 103, 187, 258, 283  
 Kling, Ludwig 29, 297, 298

Klingenbeck, Fritz 76, 102, 158  
 Knappertsbusch, Hans 32, 52, 53, 121, 174,  
 206, 226, 263, 285, 294  
 Knoll, Friedrich 27, 263  
 Körber, Robert 206, 240, 258, 261, 271  
 Körner, Theodor 316  
 Kolbenheyer, Erwin Guido 11, 32, 34, 80, 183,  
 187, 240  
 Konetzny, Hilde 281  
 Kothgasser, Anton 75, 302  
 Kozich, Thomas 9, 10, 12, 14, 19, 22, 25, 44,  
 45, 46, 47, 61, 72, 75, 77, 78, 81, 91, 92, 93,  
 95, 143, 165, 166, 167, 168, 179  
 Krahl, Hilde 178, 263  
 Krauss, Clemens 54, 113, 121, 141, 174, 194,  
 256, 285, 299  
 Kremser, Rudolf 111, 144, 226  
 Kunschak, Leopold 315  
 Kutschera, Rolf 67, 76, 130, 131, 255

Leischner, Doris 254  
 Lernet-Holenia, Alexander 8, 274  
 Ley, Robert 38, 268, 271, 274  
 Liebenberg, Koloman 93, 286, 293  
 Liewehr, Fred 236, 292  
 Lindner, Robert 37, 236  
 Lipp, Vilma 261, 294  
 Loos, Adolf 233  
 Lorenz, Adolf 232  
 Lothar, Ernst 8, 48, 273  
 Lueger, Karl 15, 30, 37, 227, 265, 272, 285  
 Lugmayer, Karl 31, 35; 41, 181, 226

Macku, Eduard 261  
 Magrili, Mohammed 264  
 Mahler-Werfel, Alma 7, 38, 209, 210, 220  
 Marckhl, Erich 68, 145, 183, 258  
 Matacic, Lovro von 241  
 Mayer, Heinrich 26  
 Meisel, Kurt 263  
 Mell, Max 23, 27, 68, 135, 170, 176, 181, 195,  
 202, 270, 273  
 Miklas, Wilhelm 8, 259, 303  
 Millenkovich-Morold, Max von 23, 90, 162,  
 170, 293, 295, 296  
 Möller, Eberhard Wolfgang 11, 32, 135  
 Moll, Carl 21  
 Moser, Hans 80, 119, 264

Mozart, Wolfgang Amadeus 96, 106, 140,  
 153, 154, 158, 170, 172, 173, 174, 175, 176,  
 188, 206, 286, 302, 308  
 Mühlmann, Kajetan 7, 20, 22, 61, 66, 68, 69,  
 70, 107, 228  
 Münchenreiter, Karl 257  
 Mussolini, Benito 83, 85, 86, 103, 104, 117,  
 125, 214, 220, 257, 260, 303  
 Müthel, Lothar 54, 112, 113, 120, 121, 122,  
 135, 144, 178, 209, 254

Nadler, Josef 26, 31, 66, 71, 111, 135, 184,  
 185, 187, 202, 208, 235  
 Neubacher, Hermann 7, 9, 10, 14, 15, 16, 17,  
 19, 22, 24, 25, 26, 28, 29, 30, 33, 36, 39, 43,  
 44, 45, 46, 47, 49, 50, 56, 57, 59, 60, 61, 62,  
 63, 66, 72, 76, 77, 78, 79, 85, 86, 93, 95, 98,  
 99, 113, 114, 122, 133, 181, 227, 228, 229  
 Nicoletti, Susi 236  
 Niessner, Toni 255  
 Novotny, Walter 267

Oeggl, Georg 81, 140, 207, 294  
 Ohnesorge, Wilhelm 255  
 Orel, Alfred 22, 25, 51, 52, 68, 69, 71, 111,  
 146, 170, 188, 286

Pangeri, Hermann 122, 259  
 Papen, Franz von 13, 125  
 Papesch, Josef 236  
 Patton, George S. 11, 256  
 Pausperthl-Drachental, Karl 47, 178, 256  
 Pawlik, Eva 166, 283  
 Pehm, Rudolf 258  
 Pétain, Henri Philippe 126  
 Pfitzner, Hans 32, 38, 46, 182, 183, 189, 195,  
 242  
 Pilss, Karl Hermann 60, 76, 81, 183, 192, 218,  
 240  
 Pirchan, Emil 92, 258  
 Planetta, Otto 24, 77, 78, 270, 279  
 Poell, Alfred 192, 281, 294  
 Powolny, Michael 226  
 Preradovic, Paula von 209, 235  
 Raimund, Ferdinand 37, 38, 101, 102, 103,  
 113, 134, 135, 144, 172, 174, 187, 300

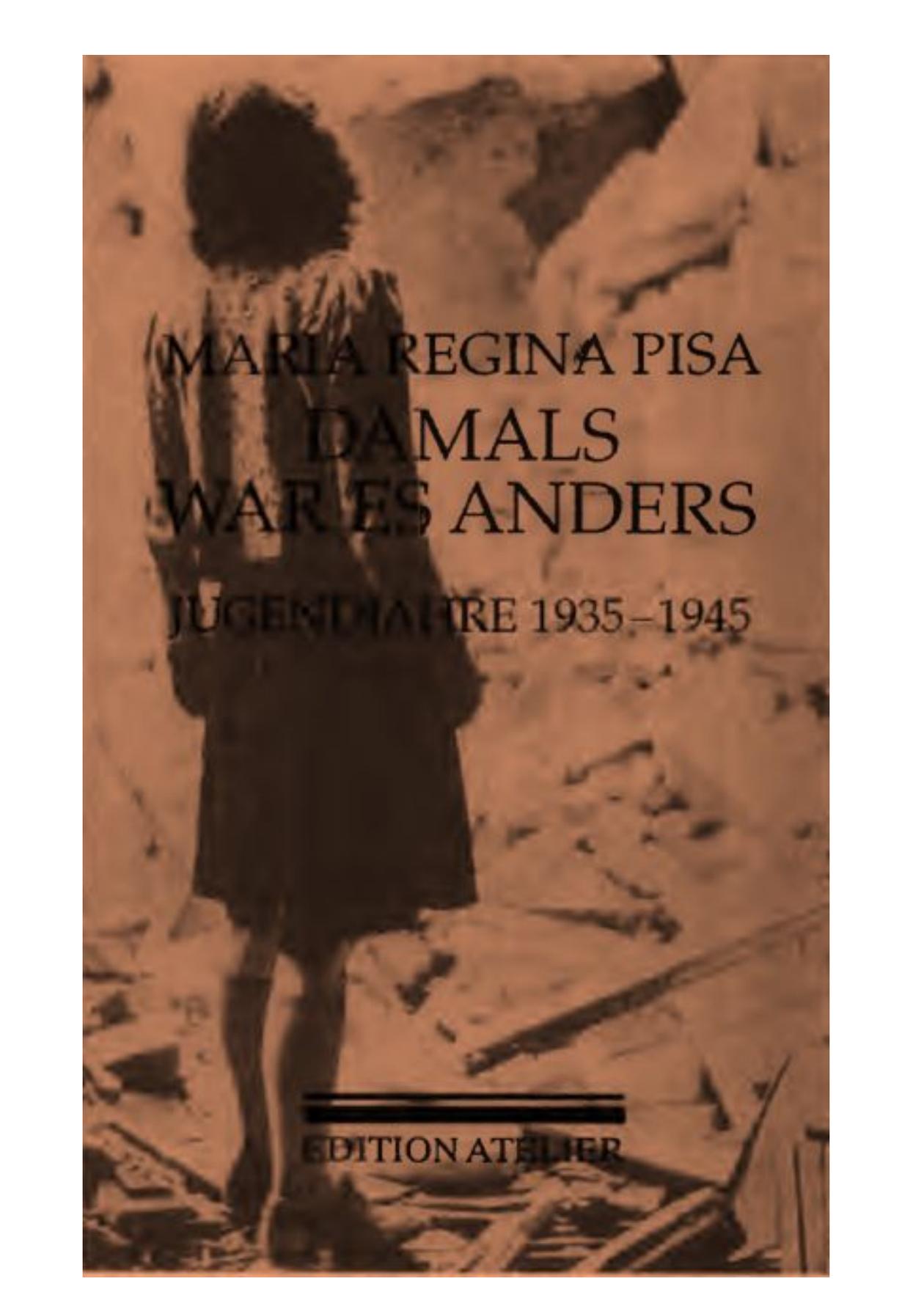
Rambausek, Else 81, 295  
 Reichwein, Leopold 32, 49, 231  
 Reinhardt, Max 23, 37, 138, 273  
 Rendulic, Lothar 190, 215  
 Renner, Karl 300, 309, 313  
 Rintelen, Anton 15, 143, 260  
 Röck, Marika 202, 311  
 Rokyta, Erika 285  
 Roller, Alfred 69, 111, 142, 192, 226, 242  
 Rommel, Erwin 139, 146, 150, 180, 187, 199, 200  
 Roosevelt, Franklin Delano 104, 116, 125, 139, 149, 156, 272, 283  
 Rosenberg, Alfred 26, 104, 132, 143, 210, 271  
 Rossmayer, Richard 81, 194, 281, 295  
  
 Salmhofer, Franz 54  
 Schäfer, Karl 115, 165, 166, 176, 178, 179, 202, 284  
 Schärf, Adolf 204, 316  
 Scharitzer, Karl 92, 93, 94, 95, 97, 152, 163, 188, 194, 205, 206, 255, 265, 276, 277, 281, 283, 285, 294, 308, 312  
 Scheibelreiter, Ernst 23, 32, 68, 135, 137, 159, 170, 226  
 Schirach, Baldur von 10, 28, 76, 80, 97, 99, 100, 101, 107, 108, 112, 113, 114, 116, 117, 118, 119, 121, 122, 123, 125, 127, 128, 129, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 141, 143, 144, 145, 152, 153, 154, 155, 159, 160, 162, 163, 165, 168, 172, 173, 175, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 187, 188, 189, 190, 194, 195, 196, 197, 198, 202, 206, 207, 208, 210, 217, 218, 219, 220  
 Schlösser, Rainer 11, 36, 102, 117, 118, 137, 158, 225, 226, 227, 228, 232, 233, 236, 238, 240, 247, 250, 251, 255, 258, 260, 263, 264, 265, 267, 268, 271, 277, 279, 284, 286, 288, 295, 296, 299, 308, 309, 310, 312, 314, 315  
 Schmidt, Franz 32, 47, 53, 63, 68, 79  
 Schmitz, Richard 5, 6, 8, 14, 19, 21, 39, 90, 118  
 Schneeberger, Karl 288  
 Schneiderhan, Wolfgang 194, 208, 210, 281, 286, 299  
 Schönerer, Karl Ritter von 15, 24, 66, 156, 181, 188, 189, 205, 285  
 Schönherr, Karl 220  
 Schönherr, Max 23, 210, 220, 251  
 Schönpflug, Fritz 231  
 Schumann, Gerhard 32  
 Schuhmeier, Franz 242  
 Schuschnigg, Kurt von 5, 36, 46, 49, 53, 54, 68, 90, 91, 93, 113, 123, 227, 259  
 Schütz, Franz 79, 181, 256, 294  
 Seitz, Karl 15, 57, 108, 132, 285  
 Servi, Helli 236  
 Seyss-Inquart, Arthur 7, 10, 16, 22, 25, 27, 50, 61, 66, 68, 69, 81, 83, 87, 104, 107, 116, 122, 131, 132, 155, 175, 184, 189, 208, 215, 216, 228, 260  
 Skorzeny, Otto 183, 215, 303  
 Srbik, Heinrich Ritter von 26, 27, 75, 89, 98, 99, 136, 187, 271  
 Stalin, Josef 44, 8k, 85, 124, 148, 149, 155, 156, 163, 169, 214, 248, 262, 272, 283  
 Steinbauer, Othmar 28, 29, 179, 296, 304, 305  
 Steinbrecher, Alexander 255  
 Steinhäusl, Otto 112, 144, 246  
 Steininger, Anton 299  
 Strauss, Richard 38, 49, 53, 54, 55, 64, 68, 80, 113, 121, 140, 141, 142, 143, 176, 179, 180, 182, 185, 191, 195, 209, 218, 220, 226, 242, 251, 258, 263  
 Strauss, Johann (Sohn) 24, 75, 92, 146, 206, 301, 315  
 Strobl, Karl Hans 23, 32, 68, 71, 170, 179, 258  
 Stuppäck, Hermann 10, 19, 22, 23, 58, 66, 68, 71, 76, 120, 122, 144, 183, 208, 218, 226, 236, 254, 296  
  
 Tavs, Leo 45, 70, 79, 91, 92, 97, 108, 123, 143, 159  
 Thiede, Oskar 22, 226  
 Thimig, Hugo 208, 231, 254  
 Thomas, Walter 15, 16, 79, 101, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 125, 126, 128, 131, 136, 138, 140, 141, 144, 152, 172, 175, 180, 181, 182, 185, 187, 193, 196, 205, 208, 211, 219, 225, 236, 250, 274  
 Tito, Josip Broz 132, 215, 262, 272, 303  
 Tolbuchin, Fedor Iwanowitsch 197, 296, 300

Uhl, Alfred 60, 81, 256  
Uiberreither, Siegfried 130, 131, 207  
Ullrich, Luise 263  
Uray, Ernst Ludwig 241

Valberg, Robert 11, 37, 180, 273  
Volters, Eduard 296

Wagner, Richard 32, 33, 49, 50, 52, 53, 55,  
66, 90, 158, 296  
Wagner, Otto 201, 251  
Waldbrunn, Ernst 236  
Waldmüller, Ferdinand 14, 192, 195, 228, 302  
Walter, Bruno 8, 52, 53  
Weinberger, Lois 54, 132, 204, 243  
Weinheber, Josef 10, 23, 68, 101, 135, 136,  
159, 170, 172, 174, 179, 180, 181, 185, 186,  
188, 191, 210, 217, 226, 235, 237, 273, 283,  
313  
Weisbach, Hans 28, 49, 70, 71, 92, 95, 182,  
195  
Welitsch-Schroer, Ljuba 192, 241  
Werfel, Franz 210, 211, 228, 273  
Wildgans, Anton 47, 64, 120, 143, 236, 286  
Witeschnik, Alexander 92, 121, 236  
Witt, Josef 54  
Wolfram, Aurel 11, 58, 70, 109, 110, 140, 231

Zernatto, Guido 7, 35, 48, 67, 143, 273  
Zilcher, Eva 236  
Zweig, Stefan 34, 48, 143, 240, 273



MARIA REGINA PISA  
DAMALS  
WAR ES ANDERS  
JUGENDJAHRE 1935-1945

---

---

EDITION ATELIER